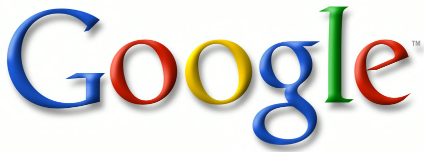
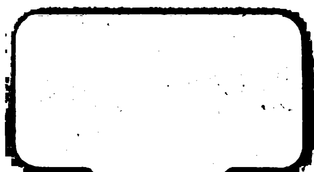




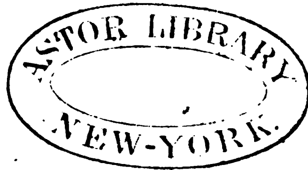




GODOFREDI HERMANNI

OPVSCVLA.

VOLVMEN SEXTVM.



LIPSIAE, APVD ERNESTVM FLEISCHERVM.

1835.





Zweite Abtheilung.

GODOFREDI HERMANNI

O P V S C V L A.

VOL. VI. PARS I.

PINDARI CARMINA 44

QVAE SVPERSVNT

CVM DEPERDITORVM FRAGMENTIS SELECTIS

EX RECENSIONE BOECKHII.

COMMENTARIO PERPETVO ILLVSTRAVIT

LVDOLPHVS DISSENIVS, PROF. GOTTING.

Sect. I. *Carmina cum annotatione critica.* Adiectae sunt tabulae duae geographicae delineatae a *Car. Odofr. Müllero*. Gothae et Erfordiae sumpt. Guilielm. Hennings. MDCCCXXX. C u. 282 S. 8. Sect. II. *Commentarius.* 634 S. Auch unter dem Titel: *Bibliotheca Graeca* etc. curantibus *Friderico Iacobs* et *Val. Chr. Fr. Rost.* Poetarum vol. VI.*)

Angegangen um eine Beurtheilung dieser Ausgabe, lehnte Rec. anfangs ein Geschäft ab, bei dem er voraus sah, wegen ganz entgegengesetzter Ansichten dem sehr von ihm geschätzten Herausgeber mehr widersprechen zu müssen, als er thun zu können wünschte. Indessen liess er sich am Ende doch noch dazu bestimmen, zumal da Herrn Dissens Abhandlung über die Art den Pindar zu erklären ihm nach der im Jahre 1824 von dem verstorbenen J. Aug. Jacobs in der Vorrede zum Theokrit S. CLIII f. und nicht von diesem allein ergangenen Auf-

*) Aus Seebodens u. Jahns Jahrbüchern 1831. I. B. 1. Hft.

forderung gewissermaassen die Pflicht auflegte, sein Urtheil über diesen Gegenstand nicht zurückzuhalten. Er ist stets der Meinung gewesen, dass die Horazische War-
45 nung, *Pindarum quisquis studet aemulari*, auch dem Erklärer gelte. Auch dieser hat sich zu prüfen, ob er auf angebornen Flügeln den Flug mit dem göttlichen Adler wagen dürfe, oder ob ihm der Strahl der Sonne Gefahr bringen könne. Tritt er auf das Wagstück zu unternehmen, so stellt er, ob es gelungen sey, den Urtheilen Anderer anheim. Diese Urtheile fallen natürlich sehr verschieden aus, je nachdem sie von dem geeigneten oder dem nicht geeigneten Richter, bestochen oder unbestochen, oberflächlich oder gründlich sind. Wie viel ihnen zu trauen sey, muss Inhalt und Form angeben. Und so macht auch die gegenwärtige Beurtheilung keinen andern Anspruch, als den, gehört zu werden.

Der erste Band enthält, nach der Zueignung an Herrn Böckh, eine Abhandlung *de ratione poetica carminum Pindaricorum et de interpretationis genere iis adhibendo*, der ein *Conspectus temporum, quibus epinicia scripta*, angehängt ist, sodann den Text nach der Böckhischen Recension mit untergesetzten kurzen kritischen Anmerkungen, und endlich zwei Excurse, den ersten über die Ordnung der Kämpfe in den fünf Tagen der Olympischen Spiele, den zweiten über das Asyndeton des Pindar. Der zweite Band umfasst den Commentar.

Herrn Dissens Gelehrsamkeit und Scharfsinn sind eben so anerkannt, wie sich in dem Antheil, den er an der Böckhischen Ausgabe genommen, seine grosse Anhänglichkeit an Hrn. Böckhs Aussprüche gezeigt hat. Wenn man daher auf der einen Seite finden sollte, dass das Ansehen dieses allerdings in hohem Grade um den Pindar verdienten Gelehrten eine nicht zu billigende Befangenheit des Urtheils hervorgebracht hat, auf der andern aber Herr Dissen durch seinen Scharfsinn verleitet worden zu seyn scheint, auch das, was entweder historischer Natur ist, oder durch blosses Gefühl auf-

gefasst werden muss, mit dialektischer Subtilität zu analysiren: so dürfte das Charakteristische seines Buchs mit wenig Worten bezeichnet seyn. Eine genaue Prüfung wird zeigen, ob dieses Urtheil gegründet ist. Wir beginnen mit den beiden Excursen.

In dem ersten dieser Excurse, der von der Ordnung der Kämpfe in den Olympischen Spielen handelt, bestätigt sich nur zu sehr, was so eben von dem Bestreben gesagt worden, empirische Dinge bloss durch Dialektik aufs Reine zu bringen, indem hier Herr D. aus der Stelle des Pausanias V, 9, 3. durch blosse Schlüsse herausfolgert, was in ihr nicht liegt, sondern ganz anderer Beweise bedürfen würde. Nachdem er bemerkt hat, Pindar erwähne in der eilften Olympischen Ode als vom Herkules eingeführt Wettlauf, Ringen, Faustkampf, Wagenrennen, Wurfspiess- und Discuswerfen, und bezeichne dadurch die noch bestehende Ordnung der Kämpfe; später aber sey an die Stelle des Wettstreits mit dem blossen Wurfspiess und Discus das Pentathlon getreten, welches nach Xenophon *Hist. Gr.* VII, 4, 29. auf das Pferderennen gefolgt sey: sagt er, wenn Pausanias V, 8.46 und Julius Africanus beim Eusebius erzähle, nach dem Wettlaufe sey Olymp. 18. das Ringen und das Pentathlon, Ol. 23. der Faustkampf, Ol. 25. das Pferderennen aufgenommen worden, so sey es offenbar widersinnig, anzunehmen, dass in den ersten 17 Olympiaden bloss der Wettlauf zu Fusse gebräuchlich gewesen, da ja schon bei dem Homer auch die übrigen Kämpfe vorkommen, und schwerlich die Spiele zur Ehre des Pelops des Wagenrennens entbehrt haben. Vielmehr sey bloss gemeint, dass von den genannten Olympiaden sichere Nachricht auf den Säulen eingegraben worden. Uebrigens sey gewiss, dass man das Pankration am spätesten, Ol. 33. eingeführt habe. Den ἵππος κέλης, der in derselben Olympiade aufgenommen wurde, lässt er unerwähnt. Obgleich dieses alles nur Vermuthungen sind, so lässt sich ihnen doch nichts erhebliches entgegensetzen, indem es allerdings unwahrscheinlich ist, dass 17 Olympiaden hin-

durch die Spiele bloss im Wettlaufe zu Fusse bestanden hätten. Allein was Pausanias von der Einführung der andern Kämpfe sagt, möchte wohl eher so zu verstehen seyn, dass sie in den genannten Olympiaden durch einen förmlichen Beschluss als feststehend angenommen wurden. Weiter nun betrachtet Hr. D. die Worte des Pausanias V, 9, 3.: ὁ δὲ κόσμος ὁ περὶ τὸν ἀγῶνα ἐφ' ἡμῶν, ὥς θύεσθαι τῷ θεῷ τὰ ἱερεῖα πεντάθλου μὲν καὶ δρόμου τῶν ἵππων ὕστερα ἀγωνισμάτων, οὗτος κατέστη σφίσιν ὁ κόσμος Ὀλυμπιάδι ἑβδόμῃ πρὸς ταῖς ἑβδομήκοντα. τὰ πρὸ τούτων δὲ ἐπὶ ἡμέρας ἦγον τῆς αὐτῆς ὁμοίως καὶ ἀνθρώπων καὶ ἵππων ἀγῶνα. τότε δὲ προήχθησαν ἐς νύκτα οἱ παγκρατιάζοντες, ἅτε οὐ κατὰ καιρὸν ἐςκληθέντες· αἴτιοι δὲ ἐγένοντο οἵ τε ἵπποι καὶ ἐς πλέον ἔτι ἡ τῶν πεντάθλων ἅμιλλα· καὶ ἐκράτει μὲν Ἀθηναῖος Καλλίας τοὺς παγκρατιάσαντας. ἐμπόδιον δὲ οὐκ ἔμελλε τῷ παγκρατίῳ τοῦ λοιποῦ τὸ πένταθλον οὐδὲ οἱ ἵπποι γενήσεσθαι. Aus dieser sehr dunkeln und nicht einmal unverdorbenen Stelle ergiebt sich blos folgendes: 1) vor der 77. Olympiade kämpften Menschen und Pferde an einem und demselben Tage; 2) Olymp. 77. dauerte das Pferderennen und das Pentathlon so lange, dass die Pankratiasten in der Nacht kämpfen mussten; 3) daher wurde es Sitte, die Opfer nach dem Pentathlon und dem Pferderennen zu bringen; 4) hieraus folgt, dass das Pankration auf einen andern Tag verlegt wurde. Dunkel aber bleibt 1) ob das Pentathlon dem Pferderennen, oder dieses dem Pentathlon, da beide augenscheinlich an demselben Tage gehalten wurden, vorausgegangen sey: denn aus den Worten des Pausanias lässt sich beides schliessen; 2) ob das Pankration auf den folgenden Tag, wie Hr. D. meint, oder auf einen der vorhergehenden verlegt wurde; 3) was für Opfer gemeint seyn mögen, da, wenn das Hauptopfer des ganzen Festes gemeint seyn sollte, dieses doch ge-
47 wiss erst nach Beendigung der Spiele gebracht wurde. Was macht nun Hr. D. mit diesen Nachrichten? *Discimus ex his verbis*, sagt er, *primum omnibus cer-*

taminum generibus certatum eodem die, hoc est, ut ego censeo, quum tres minimum ante Ol. 77. dies ludorum essent, praeter gymnica certamina semel curribus, altero die rhedis mularibus, tertio celete decursum, ut unusquisque dies et hominum et equorum certamina haberet. Et ultimum quidem fuit sextumque in fine diei pancratium, quod quum aliquando in noctem protractum esset propter curruum et quinquertii certamina antecedentia, inde ab illa Olympiade mutatio facta. Worauf aber beruht sein *ut ego censeo?* Offenbar auf nichts als auf einer künstlich ersonnenen Möglichkeit. Und wie kommt Herr D. dazu, den Spielen anfangs nur drei Tage einzuräumen, da davon niemand etwas gemeldet hat? Er fährt fort: *Quid vero mutatum est? In cetero ordine plane nihil mutatum, hoc enim dicere debebat Pausanias, sed reiectum est pancratium in sequentem diem et finita prioris diei concertatio post quinque genera spectata.* Natürlich sagt Pausanias nicht, dass in der übrigen Ordnung etwas geändert worden: aber er sagt auch nicht, dass man das Pankration auf den folgenden Tag verlegt habe. Denn wenn auch Hr. D. sagt: *Hoc enim aperte Pausanias dicere mihi videtur his verbis:* ὁ δὲ κόσμος — ἑβδομήκοντα: so ist doch diese Ansicht durch nichts begründet, und hat daher für Andere keine Beweiskraft. Demungeachtet stellt nun Hr. D., auf dieser aller Grundlage entbehrenden Hypothese fortbauend, folgende Tafel von dem, was jeden Tag gemacht worden sey, auf:

1. δρόμος, πάλη, πυγμή, ἅρματα, πένταθλον.
2. παγκράτιον, δρόμος, πάλη, πυγμή, πένταθλον.
3. δρόμος, πάλη, πυγμή, ἀπῆναι, πένταθλον.
4. παγκράτιον, δρόμος, πάλη, πυγμή, πένταθλον.
5. δρόμος, πάλη, πυγμή, κέλητες, πένταθλον.

Das Pferderennen hat er vor das Pentathlon nach Pindar und Xenophon gesetzt. Den letztern Zeugen erkennen wir als gültig an. Aber sehr eigen ist die Art,

wie er weiter seine Tafel rechtfertigt: *Primum igitur proposita descriptio ut per se aequabilitate placet, ita confirmatur Pindari loco, Ol. V. 6. 7., ubi quinque ludorum dies sic designantur:* πεμπτάμεροι ἅμιλλαι ἵπποις, ἡμιόνοις τε μοναμπυκίᾳ τε. *Quomodo autem per quinque dies certari potest tribus his generibus, nisi primo, tertio, quinto die certatur, uti in nostra descriptione vides?* Die Auslegung, die Hr. D. von den Worten des Pindar macht, bedarf keiner Widerlegung, da das, was er hineinträgt, weder in ihnen liegt noch liegen kann: und die Frage, die er aufwirft, setzt schon den festen Glauben voraus, dass es keine andere, als die von ihm künstlich erfun-
48 dene Möglichkeit, die Worte und die Sache zu erklären, gebe. Bald darauf fährt Hr. S. 267. fort: *Quod denique Ol.* 99. πώλων ἅρματα *addita sunt, Ol.* 128. πώλων συνωρίς, *Ol.* 131. πῶλος κέλης, *eo non mutatum credo reliquum ordinem, sed primo die* ἵππων τελείων *et* πώλων ἅρμασι, *tertio* ἵππων *et* πώλων συνωρίδι, *quinto* ἵππῳ *et* πώλῳ κέλητι *decursum suspicor. Ante Ol. 77. quum unus, duo, tres dies ludorum essent, eodem die hominibus et equis certatum, ut Pausanias supra dixit; postea vero mutatum est hoc, et vides nunc secundo et quarto die non certatum equis.* Nicht dass dieses so geschehen ist, sieht man, sondern bloss, dass Hr. D. annehme, es sey geschehen. — Vom Stadium sagt er S. 268: *De ratione certaminis notabilis locus Pausaniae VI,* 13, 2. *licet mancus, ubi non omnes cursores simul certasse tradit, sed universum munerum sortitione in quaterniones divisum, victores autem harum denuo compositos. Atque ita exstitit* σταδιονίκης. Die letzten Worte, die keinen schicklichen Sinn geben, sind wahrscheinlich durch einen Schreib- oder Druckfehler entstellt. Hr. D. wollte gewiss sagen, was Pausanias sagt: *atque ita idem bis exstitit* σταδιονίκης. Er spricht sodann weiter über die verschiedenen Arten des Wettlaufs, wobei er die von

Herrn Boeckh in dem *Corpus Inscriptt.* I. p. 703. aufgestellte Meinung zu billigen scheint, dass der δόλιχος 7 Stadien, der δόλιχος ἵππιος aber 24 gehabt habe. Allein da der δόλιχος ἵππιος ausser jener Inschrift wohl nicht leicht erwähnt seyn dürfte, Plato aber *Legg.* VIII. p. 833. A. zwischen den δίαυλος und δόλιχος noch den ἐφίππιος setzt, so wird es wahrscheinlich, dass δόλιχος ἵππιος dasselbe, was ἐφίππιος, ist, und also diese Benennung nicht, wie man auf den ersten Anblick denken sollte, einen längern, sondern vielmehr einen kürzern δόλιχος, als der schlechthin so genannte ist, bezeichnet. — Herr D. fährt fort, S. 269.: *Vides multa genera usurpata; potuit igitur primo die quum* στάδιον *esset, secundo* διαύλου δρόμος *esse, tertio* δόλιχος, *quarto* ὁπλίτης δρόμος, *quinto* παίδων δρόμος, *si autem etiam* ἵππιον δρόμον *Olympia habuit, primo die* στάδιον *et* διαύλου δρόμος *esse potuit vel alius.* Und bald darauf: *Sed in Olympia secundum Pausan. VI.* 13, 3. *Polites Ol.* 212. ἀπὸ τοῦ μηκίστου καὶ διαρκεστάτου δι᾽ ὀλιγίστου καιροῦ μεθηρμόσατο ἐπὶ τὸ βραχύτατον ὁμοῦ καὶ ὤκιστον, καὶ δολίχου γε ἐν ἡμέρᾳ τῇ αὐτῇ καὶ παραυτίκα σταδίου λαβὼν νίκην, προσέθηκε διαύλου σφίσι τὴν τρίτην. *Quae si recte intelligo, Polites uno die dolichi et stadii victoriam tulit, secundo diauli etiam. Singulare vero est, quod tum dolicho primum, deinde stadio certatum; vulgo enim non dubium est stadii certamen primum fuisse omnium. Sed mutaverant hoc Hellanodicae ista Olyapiade aliquam de causa, quemadmodum etiam alias in cetero ordine cursuum fieri potuit; neque arbitror singulos dies in perpetuum fixa cursuum genera habuisse,* 49
ut mutare nihil licuerit pro temporis et certatorum ratione. Quare etiam si quis Politen uno die tres victorias cursus reportasse contendat, non negabo potuisse ista quidem Olympiade ita factum esse. Pausanias spricht allerdings so, dass man glauben möchte, der δόλιχος sey dem στάδιον vorange-

gangen: aber erstens ist zu bedenken, dass er nach seiner gesuchten Art zu reden auch rückwärts vom längsten und die meiste Ausdauer erfordernden zum kürzesten und schnellsten Laufe gemessen haben kann, so wie er auch in der oben angeführten Stelle V, 9, 3. die Ordnung das erste Mal umkehrt, und das Pentathlon vor dem Pferderennen nennt; und zweitens wird bei dem Eusebius Polites bloss als Sieger des Stadiums angegeben, so dass man sicherlich damals keine Ausnahme gemacht, sondern auch diese Olympiade mit dem Stadium begonnen, und durch Nennung des Siegers in diesem Wettlaufe bezeichnet hat. Uebrigens ist nicht der mindeste Grund vorhanden zu glauben, Polites habe im Diaulos an einem andern Tage gesiegt. Vielmehr muss erst bewiesen werden, dass an mehr als einem Tage Wettläufe zu Fusse gehalten worden seyen. Es folgen wieder S. 270. folgende bloss aus Hypothesen bestehende Sätze: *Iam ut cetera persequar, probabile mihi est partem luctatorum et pugilum primo die certasse, partem secundo, quum plerumque non pauci essent certatores, tertio vero victores cum ἐφέδρῳ, aut solos, si ἔφεδρος non erat, sed par numerus certantium. Ac si ἔφεδρος aderat, deinceps victores antecedentium dierum certabant cum hoc, cf. Boeckh. Explicatt. ad Pind. Pyth. VIII. p.* 319. (Hr. Böckh sagt dort kein Wort von Siegern der vorhergegangenen Tage) *si non aderat, nova paria ex victoribus solis componebantur, donec summus evaderet victor.— Denique ad eandem normam quarto die puerorum luctatorum et pugilum certamen esse potuit, quinto victorum et ἐφέδρου. Ubi autem pauciores certatores aderant, etiam omitti uno die potuit hoc genus certaminis. Venio ad quinquertium. — Est autem maxime verisimile compositos quinquertiones per quaterniones fuisse, ut quaterni saltu, cursu, disco, iaculo certarent, ad luctandum vero duo paria prodirent, unum post alterum. Igitur si v. c. sedecim erant, commode hi per quattuor dies*

certaverint, quinto autem die victores horum. Neque tamen semper existimo omnibus diebus quinquertio certatum, sed si pauciores aderant, omissum est uno alteroque die hoc certamen, et introducta pro eo, si fieri poterat, luctatorum aut pugilum plura paria. Quemadmodum si plus quam sedecim aderant, uno die duae quaterniones certarunt. Talia enim necessario mutata sunt ab Hellanodicis pro numero certantium in quoque genere, ut, quantum fieri posset, aequaliter divisa haberentur per singulos dies certamina et spectatorum oblectamenta. Von diesem allen ist nun nichts historisch begründet, nichts wahr, einiges sogar ganz falsch, und die ganze von Hrn. D. so mühsam ausgedachte Einrichtung ist bloss in seiner Phantasie vorhanden, und hat keinen andern Nutzen, als dass etwa, wer jetzt Olympische Spiele anstellen wollte, sie sich zum Muster nähme. — Noch lesen wir von dem Pentathlon S. 271: *Tamen ut paucis meam sententiam aperiam, cum Boeckhio verum habeo luctam ultimam fuisse in ordine, neque obstare puto Pausaniam III.* 6, 9. (vielmehr 11, 6.) *quem locum Boeckhius optime explicat.* Dass Hr. D. in Erklärung der Stelle des Pausanias, so wie Philipp in der Abhandlung *de pentathlo*, Herrn Boeckh beitritt, ist nicht zu verwundern. Allein es scheint nicht nöthig zu seyn, weiter etwas zu sagen, als was in der Abhandlung *de Sogenis Aeginetae victoria quinquertii* gesagt worden; indem jeder die Sache selbst prüfende und nicht von Autorität abhängende Leser schon von selbst finden wird, wer Recht habe. — Zuletzt zeigt Hr. D. noch aus dem Pausanias, dass bisweilen von den Agonotheten etwas in der Ordnung der Kämpfe nach den Umständen abgeändert worden. Was ist nun eigentlich das Ergebniss dieses Excurses? Blosse Vermuthungen, und nichts weiter: aber nicht einmal Vermuthungen, die sich als annehmlich empfehlen könnten.

Man muss nicht alles wissen wollen: aber was ge-

wusst werden kann, muss man da schöpfen, wo es zu finden ist. Wäre Hr. D. nicht bei dieser rein historischen Sache *a priori* verfahren, sondern hätte vielmehr, theils was andere Zeugnisse andeuten, berücksichtigt, theils die Schwierigkeiten der Stelle des Pausanias, von der er ausging, gehörig erwogen: so würde er leicht selbst die Unwahrscheinlichkeit solcher Hypothesen, wie die von ihm aufgestellten sind, eingesehen, und sogleich als das Natürlichste erkannt haben, dass nicht an jedem Tage allerlei Kämpfe, sondern vielmehr die gleichartigen alle mit- oder nacheinander gehalten worden seyen. Es ist kaum denkbar, dass die Kampfspiele nicht, wie so vieles andere bei den Griechen, überall ziemlich auf dieselbe Art sollten eingerichtet gewesen seyn, selbst wenn man nicht in Anschlag bringt, dass die Olympischen wohl als Muster für die meisten andern dienen mochten. Nun ist zu Olympia und überall der Anfang mit dem Wettlaufe gemacht worden, *οὐ πρώτη κρίσις*, wie Sophokles *Electr.* 684. sagt. Und dass mehrere Arten von Wettlauf an demselben Tage zu Olympia, zu Delphi, zu Athen gehalten wurden, ist ausser Zweifel, theils aus dem Pausanias, theils aus andern Zeugnissen, z. B. des Pindar Ol. XIII. 50. Einem andern Tage gehörten die Pferderennen an, die gleich am frühen Morgen begannen: Sophokles *El.* Vs. 698.

51 ἄλλης ἡμέρας, ὅθ' ἱππικῶν
ἦν ἡλίου τέλλοντος ὠκύπους ἀγών.

Und dass auch bei dieser Art von Wettkampf *ἅρματι, ἀπήνῃ, κέλητι* an einem Tage gewetteifert wurde, lässt sich aus Pindar Ol. V. wahrscheinlich machen, wovon weiter unten gesprochen werden soll. Das Pentathlon verbindet Pausanias mit dem Pferderennen an einem Tage, und zwar ergiebt sich aus der Stelle des Xenophon *Hellen.* VII. 4, 29., dass das Pferderennen vorausging, was wiederum mit den angeführten Worten des Sophokles übereinstimmt, der das Pferderennen gleich mit Aufgang der Sonne beginnen lässt. Zwar lässt dieser dort in den Pythischen Spielen das Pentathlon dem Pfer-

derennen, jedoch nicht an demselben Tage, vorausgehen, Vs. 691.; aber jene Stelle ist offenbar verdorben, und vielleicht ist der ganze Vers gar nicht von Sophokles. Ist er aber von ihm, in welchem Falle die Stelle so gelautet haben könnte:

ὅσων γὰρ εἰςεκήρυξαν βραβῆς
δρόμων, διαύλων, πέντε θ' ὧν νομίζεται
ἄθλων ἐνεγκὼν πάντα τἀπινίκια·

so könnte der Dichter ja wohl, um den Orestes zu rühmen, die Ordnung etwas verändert haben. Was meint nun aber Pausanias mit den Worten: ὁ δὲ κόσμος ὁ περὶ τὸν ἀγῶνα ἐφ' ἡμῶν, ὡς θύεσθαι τῷ θεῷ τὰ ἱερεῖα πεντάθλου μὲν καὶ δρόμου τῶν ἵππων ὕστερα ἀγωνισμάτων? Das hier bezeichnete Opfer ist wohl unstreitig das Hauptopfer des ganzen Festes. Aber dieses Hauptopfer wurde doch schwerlich mitten unter den Kämpfen selbst, sondern erst nach deren gänzlicher Beendigung dargebracht. Das liegt nicht nur in der Sache, sondern geht auch aus den Scholien zur Ol. III. 33. hervor, und wird vom Pindar selbst Ol. XI. (X. der ältern Ausg.) beschrieben. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass auch Pausanias nichts anders als dieses sagen wollte. Aber die Stelle ist offenbar lückenhaft, wie theils das μὲν zeigt, dem hier nothwendig ein anderer Satz entgegenstehen musste, theils das überflüssig dastehende ἀγωνισμάτων vermuthen lässt, theils aus der ganzen Beschreibung hervorgeht, indem angedeutet werden musste, welche Stelle das Pankration erhalten habe, da ausdrücklich gesagt ist, von Ol. 77. an seyen dem Pankration das Pentathlon und die Pferde nicht mehr hinderlich gewesen. Herr Böckh hat Th. IV. p. 148. die Schwierigkeit durch folgende sehr verwegene Veränderung zu heben versucht: πεντάθλου μὲν καὶ δρόμου τῶν ἵππων ὑπὲρ ἀγωνισμάτων τῇ προτεραίᾳ, ὑπὲρ δὲ τῶν λοιπῶν ὕστερα ἀγωνισμάτων, so dass die Opfer gemeint würden, die wegen jeder einzelnen Kämpfe dargebracht zu werden pflegten. Philipp *de pentathlo* S. 88. hat nichts, das die Schwierigkeit beseitigte, vorgebracht. Hr. Bekker

52 vermuthet, dass *τῶν δὲ λοιπῶν πρότερα* vor *ἀγωνισμάτων* einzuschieben sey. Allein dann würde man, wie bei Hrn. Böckhs Conjectur, an die einzelnen Opfer denken müssen, deren Erwähnung gar nicht wahrscheinlich ist. Herr Dissen übergeht die ganze Schwierigkeit mit Stillschweigen.

Wenn, wie man wohl voraussetzen darf, das Hauptopfer, mithin die Beendigung der gesammten Spiele, gemeint ist, so lösen sich die Schwierigkeiten, sobald man annimmt, dass in dem oft lückenhaften Texte des Pausanias eine Zeile ausgefallen ist, und der Satz ungefähr so lautete: *ὡς θύεσθαι τὰ ἱερεῖα πεντάθλου μὲν καὶ δρόμου τῶν ἵππων ὕστερα, [πρὸ τούτων δὲ γεγενημένων τῶν ἄλλων] ἀγωνισμάτων.* Dann ist der Sinn: das Hauptopfer, welches die Spiele beendigte, habe man zwar nach dem Pferderennen und dem Pentathlon dargebracht (d. h. diese beiden Kämpfe wurden von Ol. 77. an, wie bereits vorher, am letzten Tage gehalten); vor diesen beiden Kämpfen aber habe man von Ol. 77. an die übrigen vorausgeschickt. Daraus folgt, dass das Pankration, welches, als das zulezt aufgekommene Kampfspiel, bisher die letzte Stelle gehabt hatte, und also am letzten Tage, d. i. wie angegeben ist, nach dem Pferderennen und Pentathlon folgte, nunmehr an einem der frühern Tage gehalten wurde, mithin die Pankratiasten ferner nicht in die Verlegenheit kamen, wegen der Pferde und des Pentathlons bis in die Nacht warten zu müssen. Durch diese ganz einfache und auch mit dem Xenophon übereinstimmende Erklärung der Sache fällt nun Hrn. Dissens ohne alle historische Basis ausgedachte Anordnung der Spiele gänzlich zusammen. Zum Ueberfluss möge noch die oben berührte Stelle des Pindar Ol. V. 5. beleuchtet werden. Dort sagt er von Psaumis:

βωμοὺς ἓξ διδύμους ἐγέραρεν ἑορταῖς θεῶν μεγίσταις
ὑπὸ βουθυσίαις ἀέθλων τε πεμπταμέροις ἁμίλλαις,
ἵπποις ἡμιόνοις τε μοναμπυκίᾳ τε.

Dass Psaumis nicht in diesen drei Kämpfen zugleich gesiegt habe, hat Herr Böckh mit Recht behauptet und bewiesen. Um aber die Erwähnung dieser drei Kämpfe zu erklären, lässt er die Worte von ἁμίλλαις abhängen, worin ihm Herr D. folgt. Dann hätten aber beide nicht nach ἁμίλλαις ein Komma setzen sollen. Hr. Böeckh ist nicht der erste, welcher auf diese Erklärung gefallen ist. Längst war schon der Scholiast darauf gefallen, der sie zu Vs. 8. weitläufig vorträgt. Allein diese eines Scholiasten würdige Erklärung hätte nicht wiederholt werden sollen. Denn wer wird glauben, dass Pindar nöthig gefunden habe zu erzählen, man wetteifere mit Rossegespann, mit Maulthieren, und mit Reitpferden? Nein, nicht von ἁμίλλαις hängen diese Worte ab, sondern von ἐγέραρε, und sind eben deswegen nichts weniger als ein müssiger und unnützer Zusatz. Die Dativen bedeuten 53
wegen. Gesiegt hat Psaumis, wie Hr. Böckh zeigt, nur mit den Maulthieren, aber zugleich auch Wagenpferde und ein Reitpferd nach Olympia geschickt, mit denen er jedoch den Sieg nicht davon trug. Das durfte der Dichter als einen Beweis grosser Bemühung um den Preis der Kampfspiele nicht unerwähnt lassen. So hat bekanntlich Alcibiades (s. *Plutarch. Alcib.* 11.) sieben Wagen auf einmal nach Olympia geschickt, und den ersten, zweiten, vierten, oder, nach dem Euripides, den dritten Preis davon getragen. Uebrigens spricht die Stelle des Pindar so wenig für Hrn. Dissens Hypothesen, dass vielmehr die ἑορταὶ θεῶν μέγισται, die βουθυσίαι, und die πεμπτάμεροι ἅμιλλαι, welcher Ausdruck den Grammatikern statt πεντάμεροι auffallend gewesen, ganz eigentlich, wie bei dem Pausanias, das Hauptopfer und die Kämpfe des fünften Tages zu bezeichnen scheinen.

Der zweite Excursus scheint zur Absicht zu haben, die gegen Hrn. Böckhs Ansicht vom Asyndeton bei dem Pindar erhobenen Einwürfe zu beseitigen. Allein das hätte auf eine solche Weise geschehen sollen, dass eine klare Einsicht in die Sache erlangt werden konnte. Zuerst war nöthig zu erörtern, was ein Asyndeton sey.

Herr D. begnügt sich mit dem unbestimmten Begriffe des Mangels einer Copula, und classificirt nun den Gebrauch desselben folgendermassen: I. *Cum antecedentibus arctius cohaeret,* 1) *quum res universe vel indirecte aut obscurius indicata explicatur accuratius;* 2) *ubi eadem res cum vi repetitur aliis verbis;* 3) *in enumeratione;* 4) *ubi hic est nexus locorum duorum, ut alter causam et rationem contineat, alter consequutionem; alter protasis, alter apodosis sententiae alicuius sit, omissis particulis* ἐπεί, ἐπειδή, γάρ: welchen Fall er wieder eintheilt a) wo der Nachsatz auf den Vordersatz folgt, b) wo der Nachsatz dem Vordersatz vorausgeht; 5) *in fine locorum, quum graviter finitur* (eine eigne Latinität: überhaupt scheint Hr. D. sich um den Ausdruck nicht sehr zu kümmern). II. *Novam rem infert: quum abrumpitur subito oratio, ut ad alia veniatur,* wovon hernach auf die *subtiliores quosdam modos,* über welche Streit ist, übergegangen wird. Mit diesen Eintheilungen ist nicht viel gewonnen, da sie nicht nur zum Theil nicht logisch richtig, sondern auch weder an sich scharf genug bestimmt, noch auf eine klare Ansicht von dem Wesen der Sache gegründet sind. Auch die Weise, wie Hr. D. darüber spricht, gewährt keine deutliche Ansicht, da er nicht nur Stellen von ganz verschiedener Art unter einander mischt, sondern auch für Asyndeta hält, was eigentlich keine sind, z. B. wo die demonstrativen Pronomina und Adverbia, wie τόν, τόθι, den Satz anfangen. Denn diese
54 enthalten ja offenbar eine nicht bloss logische, sondern auch grammatische Verbindung mit dem Vorhergehenden.

Um über eine rhetorische Figur mit Erfolg zu sprechen, ist zuvörderst eine richtige Definition derselben erforderlich. Versteht man nun unter Asyndeton bloss die Weglassung der Verbindungspartikel, wie dieses Hr. D. gethan hat, so ist dieser Begriff zu weit. Denn ausser, dass es nächst der Verbindungspartikeln noch andere Verbindungswörter giebt, wie z. B. eben die erst erwähnten Pronomina und Adverbia, so können auch ent-

weder bloss Theile eines Satzes unverbunden seyn, was bei Aufzählungen und Steigerungen, wie ἂμ φόνον, ἀν νέκυας, oder bei Gegensätzen, σμικρὸς ἐν σμικροῖς, μέγας ἐν μεγάλοις ἔσσομαι, Statt findet; oder es kann die Unverbundenheit vollständiger Sätze gemeint seyn. Und das Letze ist eigentlich das, wovon Hr. D. sprechen wollte. Ferner aber muss man bei einer rhetorischen Figur auch nach ihrem Wesen fragen, d. h. untersuchen, welchen Grund, und folglich auch welche Wirkung, mithin welchen Gebrauch sie habe. Diess geschieht nicht dadurch, dass man verschiedene Fälle, in welchen die Figur gebraucht wird, aufzählt, sondern dadurch, dass man das, was in allen Fällen als der gemeinsame Grund erscheint, gehörig entwickelt. Was ist nun das Wesen des Asyndeton ganzer Sätze? Ein mit dem vorhergehenden nicht verbundener Satz erscheint als Anfang der Rede: denn das ist das Wesen der Unverbundenheit. Wenn also das Asyndeton eine Redefigur, und nicht ein Fehler seyn soll, so kann es nur da Statt haben, wo ein im Fortgange der Rede befindlicher Satz als Anfang der Rede gelten kann. Diess kann aber nur da eintreten, wo ein Theil der Rede anhebt, der rhetorisch für sich als ein Ganzes gelten kann. Rhetorisch: denn bei einer rhetorischen Figur kann bloss das in Betrachtung kommen, was ein rhetorischer Theil der Rede ist. Das aber sind die Theile, die für den Zweck der Rede als besondere ausgezeichnete Theile derselben hervortreten. Denn logisch betrachtet ist jeder Satz ein für sich bestehendes Ganzes, und so könnte man den ganzen Inhalt einer Rede in lauter einzelne Sätze auflösen, die ohne Verbindungspartikeln auf einander folgten. Das würden zwar Asyndeta, aber keine rhetorischen Figuren seyn.

Wenn demnach das Wesen des Asyndeton darin besteht, eine zwar mit dem Vorhergehenden in einer Verbindung stehende, aber doch für sich selbst einen Anfang machende Rede zu seyn: so folgt, dass das Vorhergehende zwar geendigt, aber so geendigt seyn müsse, dass

nun ein neuer Anfang kommen könne. Diess geschieht nun auf viererlei Weise: erstens, durch Ankündigung eines neuen Anfangs; zweitens, wenn der Inhalt des Vorhergegangenen für sich abgeschlossen ist, und nun etwas Neues anhebt; drittens, wenn die Rede abgebrochen wird,
55wie in der schönen Stelle Ol. II, 150: *πολλά μοι ὑπ' ἀγκῶνος ὠκέα βέλη ἔνδον ἐντὶ φαρέτρας*, oder Nem. VII, 70: *τρία ἔπεα διαρκέσει;* viertens, wenn in affectvoller Rede die Sätze einzeln stehen, wo eigentlich zwischen jedem eine Pause gemacht, oder wohl auch noch ein Mittelglied hinzugedacht wird, wie Ol. I, 83: *ἀφίσταμαι. ἀκέρδεια λέλογχεν θαμινὰ κακαγόρος.* Welche Art von Asyndeton aber auch gebraucht werde, so muss die Rede so beschaffen seyn, dass sie sich rhetorisch als einen Anfang darstellt, mithin sowohl der Gedanke als der Ausdruck kräftig ist. Daher wird es Hr. D. nicht durchsetzen, Ol. II, 81. das von Hrn. Böckh behauptete Asyndeton zu rechtfertigen, indem an Gedanken und Ausdruck nichts matter und elender seyn kann, als die dort angenommenen Sätze: *ὅθεν σπέρματος ἔχοντι ῥίζαν. πρέπει τὸν Αἰνησιδάμου ἐγκωμίων τε μελέων λυρᾶν τε τυγχανέμεν.* Denn der erstere derselben würde so leer und kahl seyn, wie nur immer die Anmerkung eines Scholiasten; und der zweite sagt, was von jedem Sieger gesagt werden kann, so nackt aber von keinem gesagt wird, weil es sich von jedem von selbst versteht. Denn wer würde ein Gedicht auf einen machen, *ὃν οὐ πρέπει μέλους τυγχάνειν?* Eben so unstatthaft ist das Ol. III, 30. bei *πιστὰ φρονέων* angenommene Asyndeton, und noch manche andere. Es scheint daher dieser Excursus die Sache keineswegs aufs Reine zu bringen, da Hr. D. auch hier sich ganz in den ihm von Hrn. Böckh angelegten Fesseln bewegt.

Die sehr lange und weitläufige Abhandlung *de ratione poetica carminum Pindaricorum et de interpretationis genere iis adhibendo* hat zum Zwecke, die Kunst des Pindar bemerklich zu machen. Nachdem im Eingange gesagt worden, dass heutzutage wohl

niemand mehr glauben werde, Pindar habe sich durch Begeisterung blindlings fortreissen lassen; dass man vielmehr jetzt wisse, die Griechen haben mit Verstande und der reiflichsten Ueberlegung ihre Dichterwerke ausgearbeitet, obgleich diese Kunst bei dem Pindar noch nicht gehörig erkannt sey: wird dieselbe nun im Einzelnen nachgewiesen, und zwar zerfällt das Ganze in folgende Abschnitte: I. *de sententiarum ratione quae epiniciis subiectae;* II. *de tractatione argumenti*: 1) *de directa tractatione;* 2) *de fabulis*: a) *de dignitate et usu fabularum;* b) *de tractatione fabularum;* III. *de dispositione partium.* Eine so gegliederte Anordnung lässt allerdings auf Gründlichkeit schliessen: aber auffallen muss es doch, dass diese Anordnung gleich auf den ersten Anblick gerade nur die Hälfte, bei näherer Betrachtung aber gar nur ein Drittheil von dem enthält, was man zu erwarten berechtigt war. Denn wie man sieht, geht der Verfasser von dem Inhalte eines Epinikion aus, und bleibt bei dessen Behandlung stehen. Aber der Inhalt ist noch nicht das Gedicht: derselbe Inhalt kann auch zu einer Lobrede benutzt werden: erst die 56
Form ist es, wodurch der Inhalt zum Gedichte wird. Diese Form besteht in der poetischen Folge und Verbindung der Gedanken, in der Diction und was zu ihr gehört, in der rhythmischen Anordnung, und in dem Musikalischen, welches letzte freilich für uns nicht mehr vorhanden ist. Man hätte erwarten sollen, Hr. D. würde diesen zweiten Theil unter der *tractatio* verstehen: aber gleich die Eintheilung in directe Behandlung und in Fabeln zeigt, dass auch hier bloss vom Inhalte die Rede ist. Ueber die Form kann nun nicht mit Erfolg gesprochen werden, wenn nicht auch das Wesen und die Beschaffenheit der Gattung von lyrischer Poesie, zu welcher die vorliegenden Gedichte gehören, erörtert worden ist. Dieses aber ist das dritte Drittheil des Ganzen, welches den zwei bemerklich gemachten Theilen hätte vorausgeschickt werden sollen. Denn wie kann man die Kunst in einem Kunstwerke richtig und vollständig beurtheilen,

wenn von dem, was das Kunstwerk als solches seyn, und worin die Kunst bestehen soll, noch kein sicherer Begriff vorhanden ist? Hr. D. machte es sich leicht, indem er von diesen drei Theilen bloss einen, und zwar den, mit dem sich am ersten fertig werden lässt, behandelte. Denn den Stoff eines Gedichts kann man, weil hier etwas in bestimmten Begriffen enthaltenes vorliegt, leicht *a priori* in seine Theile zerlegen: und das hat Herr D. gethan. Schwieriger aber ist es, über die poetische Form, d. h. über das, was man das Aesthetische zu nennen pflegt, zu sprechen, weil man es hier mit Anschauungen, die zwar angeregt, aber nicht demonstrirt werden können, zu thun hat. Und noch mühsamer dürfte die Erörterung des dritten, allgemeinen Theils seyn, bei welchem man sich auf nicht überall angebautem historischen Boden befindet, und weder *a priori* verfahren, noch ästhetisch räsonniren kann, sondern aus den Alten selbst nachweisen soll, welche Vorstellungen sie von dieser Gattung lyrischer Poesie gehabt, und worein sie die Kunst des Dichters gesetzt haben. Aber nicht nur darüber schweigt Hr. D. gänzlich, sondern, wenn man sowohl seine ganze Abhandlung, als einzelne Aeusserungen betrachtet, z. B. gleich im Anfange, wo er von den Griechischen Dichtungen sagt: *Non sunt hic inanes, vagi, confusi, inexplicabiles sensus, quos complecti animo nequeas, sed quo penitius in intima compositionum penetres et quo subtilius eas examines, eo magis quam clare sint omnia cogitata sentis et quanta perfectione artis expressa*: möchte man zweifeln, ob er eine richtige Vorstellung von der Art habe, wie überhaupt ein Dichter arbeitet und arbeiten kann. Allerdings wird ein verständiger Dichter nicht in den Tag hinein schreiben, sondern überlegen, was und wie er zu schreiben, und was und wie er nicht zu schreiben habe; auf wel-
57che Weise die Gedanken besser und wirksamer verbunden werden, und in welcher Verbindung sie nicht stehen dürfen; welcher Ausdruck, welche Stellung der Worte angemessener, oder unangemessener sey: aber wer,

wie Hr. D. zu thun scheint, der Meinung ist, ein lyrischer Dichter mache erst einen genauen Plan zu seinem Gedichte, wie etwa ein Bildhauer ein Modell, oder ein Maler eine Skizze, und führe diesen Plan hernach im Einzelnen aus, der vernichtet das Wesen des Dichters, welches eben darin besteht, dass er, indem er die im Ganzen aufgefasste Idee in Worten darzulegen anfängt, mehr und mehr begeistert von einem Gedanken auf den andern, meistens durch ein dunkles Gefühl geleitet wird, und dann diese Gedanken und das Gewand, in welches sie gehüllt sind, ebenfalls nach dunkelm Gefühle, bald anders legt, bald beschneidet, bald erweitert, bald ergänzt, bis ein ästhetisch wohlgeordnetes Ganzes, das auch wieder nach blossem Gefühle beurtheilt wird, hervorgegangen ist. Diess kommt eben daher, weil der Dichter nicht, wie der Maler und Bildhauer, es mit einem Elemente, dem Raume, sondern mit zweien, den Gedanken, die an sich keine Länge und Breite, und überhaupt keine handgreiflichen Gesetze haben, und dem rhythmischen Maasse der Strophen und Verse, welchem diese Gedanken auf eine schickliche Weise angepasst werden müssen, zu thun hat. Es ist daher wohl nicht so richtig, was Hr. D. auf der ersten Seite seiner Abhandlung sagt: *a Pindari intelligentia longe olim abfuerunt qui caeco impetu abreptum in alia omnia abire putarunt, sive imperfectam talem rationem dicerent sive admirarentur et veri ingenii documentum haberent.* Die so geurtheilt haben, und unter ihnen war auch Horaz, ein wahrhaftig nicht zu verwerfender Kunstrichter, haben wenigstens eben so viel, wo nicht mehr Recht, als die, welche die Begeisterung des Dichters in kleinliche Disposition eines streng zu befolgenden Plans, und in mühsame Aufputzung desselben und Ausfeilung des Putzes verwandeln, wie Hr. D. thut, wenn er S. 90. f. sagt: *Profecto non per associationem idearum, quae dicitur, exsistere potest classicum opus, ut sunt qui opinari videntur, sed invento demum themate et fundamento elocutio lo-*

cum habet, nec dubium Pindarum, antequam illud invenisset, ne verbum quidem scribere potuisse, adeo constanter per totum carmen observari ei vidisti conceptam ante descriptionem. Wie ein Kunstwerk entstanden sey, ist eine vergebliche Frage, da sie nur der Künstler selbst beantworten könnte. Die Wirkung aber des Kunstwerks liegt in dem Werke selbst vor Augen: und namentlich soll ein Gedicht der Art, wie die Pindarischen sind, eben jenen Anschein einer hohen frei fortgerissenen Begeisterung haben. Finden wir diese darin, so legen wir sie dem Dichter mit Recht als die Schöpferin des Gedichts bei, er mag sie gehabt
58 haben oder nicht. Denn da seine Kunst eben darin besteht, uns diesen Glauben beizubringen, so muss ihm die Vorstellung dieser Begeisterung vorgeschwebt haben, da sie das war, was er in seinem Werke darstellen wollte.

Doch da Hr. D. seine Abhandlung blos auf den Inhalt beschränkt hat, so fragt es sich bei der Beurtheilung derselben, wie er dieses gethan habe. In dem ersten Abschnitte, der *de sententiarum ratione quae epiniciis subiectae* handelt, stellt Hr. D. S. 12. den Satz auf, dass, da in diesen Gedichten ein Sieg besungen werde, das Lob dieses Sieges nicht nur erwähnt, sondern, wenn auch das Gedicht noch viel anderes enthalte, einen Theil des Hauptgedankens, der ihm zum Grunde liege, ausmachen müsse. Das übrige müsse so beschaffen seyn, dass es mit dem Siege in Verbindung gesetzt, zusammen eine einzige poetische Idee gebe. Der letztere dieser Sätze ist unstreitig richtig; der erstere hingegen, der bloss *a priori* aus dem Begriff eines Epinikion geschlossen ist, enthält Unrichtiges. Denn der Begriff eines solchen Lobgedichts ist nur von Seiten des Inhalts, nicht der Form, aufgefasst, und da musste das Ergebniss so ausfallen, als wenn an eine Lobrede in Prosa auf einen Sieg zu denken wäre. Ein Epinikion ist zur Feier eines Siegs ein Gedicht. Inwiefern es zur Feier eines Siegs gehört, verlangt man nothwendig Erwähnung des Siegs, nicht auch, dass der Sieg einen Theil des

Hauptgedankens ausmache; in wiefern es ein Gedicht ist, wird eine poetische Idee erfordert, die den Inhalt zusammenhalte. Diess erkennt Hr. D. an, indem er S. 13. sagt: *interim illud patet, talia ubique eligi debuisse, quae cum victoriae laude apte sociari et conflari potuerint in unam poeticam sententiam.* Aber was ist eine poetische Idee? Das sagt er uns nicht. Hätte er diesen Begriff erklärt, so würde sich ergeben haben, dass ein Epinikien in Ansehung der Erwähnung des Siegs gerade um so poetischer seyn könne, je mehr diese Erwähnung Nebensache, und je weniger das Gedicht ein Lobgedicht auf den Sieg ist, z. B. das dritte Pythische.

Nach den eben angeführten Worten fährt Hr. D. so fort: *Quare etiam sic a victoriae laude tanquam a principio proficisci debet disputatio nostra. Ut igitur ad hanc paullo propius accedamus, possunt, aio, victoriae ludicrae omnino duobus modis laudari, siquidem vel virtus, ἀρετή, praedicari potest quae victoriam reportavit, vel decus et felicitas per victoriam a diis donata, εὐτυχία, quum nihil gloriosius et felicius haberetur quam vicisse in ludis publicis; atque haec observatio simplex viam nobis patefaciet ad omnium Epiniciorum fundamenta penitius perspicienda.* Zugegeben, was wir jedoch nicht zugeben, dass der Sieg nothwendig gelobt werden müsse, so ist es klar, dass die- 59
ses Lob nur das, wodurch der Sieg erlangt worden, und den durch den Sieg erlangten Ruhm betreffen kann. Diess führt nun Hr. D. sehr weitläufig aus, und nachdem er bemerkt hat, dass die *virtus* in der ἀνδρία bestehe, die sich in allen Kämpfen zeige, zu denen körperliche Kräfte und Geschicklichkeiten erfordert werden, mithin nicht genannt werden könne, wo jemand mit Pferden gesiegt habe, ohne in Person die Pferde zu regieren, zeigt er, dass oft mit dieser ἀνδρία noch eine oder mehrere andere Tugenden verbunden werden, welches er *senten-*

tias compositas nennt; endlich, dass auch ganz andere Dinge, z. B. der Mangel einer Tugend, mit der Tugend (Nem. VI.) in Verbindung gesetzt werden.

Eben so weitläuftig und mikrologisch wird über den andern Grund des Lobes, das Glück und den Ruhm, gesprochen. Dieses Glück, meint Hr. D., werde niemals allein gepriesen, weil ein Preisen des Glückes allein bei den Griechen für Uebermuth gegolten habe. Diess ist ein sophistisches Argument, das sich aus dem Pindar selbst widerlegen lässt. Ueberhaupt ist es nie für Uebermuth gehalten worden, glücklich gepriesen zu werden, sondern auf das Glück zu bauen und zu trotzen. Nun soll also meistens überhaupt, was noch ausser dem Siege zum Glücke gehört (Hr. D. fasst das unter dem Worte ὄλβος zusammen), gelobt werden; bisweilen aber werde auch der Sieg als Belohnung der Tugend, oder als Trost für Unglück dargestellt. Hierzu fügt endlich Hr. D. noch einige Bemerkungen, namentlich, dass bei dem Pindar alle von den alten Philosophen erwähnten Cardinaltugenden vorkommen: dass meistens Entgegengesetztes, wie Tapferkeit und Verstand, verbunden werde; dass die Hauptidee meistens eine zusammengesetzte und in sich vollendete sey; und zuletzt rühmt er noch sehr die Geschicklichkeit des Dichters in diesen Zusammenstellungen.

Sollte wohl durch dieses alles viel gewonnen oder klarer worden seyn, das sich nicht von selbst verstände? Schwerlich. Diese Gedichte sind Gelegenheitsgedichte zur Feier eines Siegs. Es versteht sich daher von selbst, dass der Sieg erwähnt seyn muss; dass, wenn dieser gelobt werden soll, die Kraft oder Geschicklichkeit, durch die er erlangt wurde, oder das Glück und der Ruhm ihn erlangt zu haben, gepriesen werden muss; dass, da die Feierlickkeit zur Ehre des Siegers angestellt wird, auch wohl sonst noch was die Tugenden, Verdienste, Schicksale, Verhältnisse des Siegers, seines Geschlechts, seines Vaterlandes angeht, nicht unerwähnt bleiben wird; endlich, dass, weil das Ganze ein Gedicht ist, es auch eine poetische Einheit haben muss. Diese letzte ist nun

aber das, worin eigentlich die Kunst des Dichters besteht; jenes übrige bloss der Stoff, der jedem, welcher ein Gelegenheitsgedicht machen soll, gegeben werden muss: 60
allein daraus wird nur der ein Gedicht machen können, der den gegebenen Stoff auch in einen poetischen Zusammenhang zu bringen versteht. Wie diess Pindar bewerkstelligt habe, wird durch das, was Hr. D. anführt, keineswegs klar, und kann überhaupt der Natur der Sache nach durch allgemeine Darstellungen nie klar werden. Denn das Wesen eines Kunstwerks besteht allemal in der Individualität, weil es nicht logisch unter den Begriff des Schönen oder Erhabenen subsumirt, sondern nur in der Anschauung aufgefasst, und nur gezeigt werden kann, wie diese individuelle Form ein ästhetisches Ganzes gebe. Es kann daher über die Kunst nur bei Entwickelung der Anlage und Behandlung jedes einzelnen Gedichts bestimmt gesprochen, im allgemeinen aber höchstens, was etwa ein Dichter für Eigenheiten in künstlerischer Rücksicht hat, wenn er dergleichen hat, bemerkt werden. Dies ist aber von Hrn. D. nicht gethan worden.

Es folgt der zweite Abschnitt, in welchem von der Behandlung gesprochen wird, die der Verfasser in *directa tractatio* und in die *fabulas* eintheilt. Was die directe Behandlung betrifft, so wird erinnert, dass in jedem Gedichte ausser dem Namen des Siegers noch erstens der Ort, wo der Preis gewonnen; zweitens die Art des Kampfes genannt werden musste, welches letzte jedoch in dem kurzen vierzehnten Olympischen Gedichte nicht geschehen sey. Meistens habe Pindar auch den Gott, dem zu Ehren die Spiele gegeben wurden (*deus ludorum* nennt ihn Hr. D.), gepriesen. Ferner gehöre zur directen Behandlung Lob, Ermahnungen, Wünsche. Diese drei Stücke werden nun einzeln durchgegangen, und bei dem Lobe gezeigt, was alles gelobt werden könne; bei den Ermahnungen erstens das *artificium tractationis* (Hr. D. übersetzt diesen Ausdruck der Deutlichkeit wegen selbst ins Deutsche: *die feine Kunst die Ermahnung einzuleiten und zu motiviren*), so-

dann das erwähnt, dass Pindar oft von sich und zu sich sage, was andern gelten solle; dass er tropisch, und durch Gemeinsprüche ermahne. Endlich wird bei den Wünschen erwähnt, dass sie sich nicht überall finden, sondern nur wo Veranlassung dazu da sey: dass sie an einer schicklichen Stelle stehen; dass sie manchmal den Uebergang von einer Sache zur andern machen. Zu allen diesem fand Hr. D. noch nöthig hinzuzusetzen, dass bisweilen auch zwei dieser Sachen vermischt werden, die man trennen und wieder verbinden müsse, um die Art der Behandlung einzusehen: z. B. wo Ermahnung und Lob vermischt werden. Uebrigens sezt Hr. D. hinzu, gehören zur directen Behandlung auch Vergleichungen und moralische Sentenzen, so wie auch dass manchmal die gegenwärtige Wirklichkeit durch eine allgemeine Sentenz bezeichnet wird.

61 Das alles sind nun Sachen, die sich entweder von selbst verstehen, oder von der Beschaffenheit jedes besondern Gedichts abhängen. Durch ihre Aufzählung wird man daher keineswegs über die Kunst des Dichters belehrt. Denn ein Dichter könnte alle die angeführten Kunstgriffe gebrauchen, und doch, wenn er es nicht am rechten Orte und auf die rechte Weise thäte, würde er ein schlechter Künstler seyn. Der rechte Ort aber und die rechte Weise lassen sich wieder nur in jedem besondern Falle, und zwar nur so, dass die gesammte poetische Anlage und Einrichtung des Gedichts durchgegangen wird, nachweisen.

Im zweiten Theile des zweiten Abschnitts spricht Hr. D. von den Fabeln, und meint, da sie fast überall vorkommen, müssten sie für nothwendig gehalten worden seyn. Allerdings; aber das hätte Hr. D. nicht bloss schliessen, sondern wissen sollen. Er theilt nun wieder diesen Theil in zwei andere Theile, und handelt in dem erstern *de dignitate* (das soll den Werth bedeuten) *et usu fabularum*. Der Zweck des Dichters bei Einmischung der Fabeln soll seyn (S. 34.): *ut praestantiae eius, cuius laudem sententia carminis habeat, et poenarum, ubi quid reprehendendum, ideale exem-*

plum adsit. Was Andere gesagt haben, die Fabeln dienen hauptsächlich die Vaterstadt des Siegers zu verherrlichen, sey zwar wahr, reiche aber nicht zur Beantwortung der Frage aus. Denn erstens beziehen sich viele Fabeln nicht auf das Vaterland des Siegers; zweitens, da auch die Art der Erzählung zu erklären sey, so könne diese daraus nicht nachgewiesen werden: endlich gewähre die ganze mythische Art zu reden den Vortheil, dass indirectes Lob und indirecter Tadel angenehmer als directer sey, und auch Staatsangelegenheiten würdig besprochen werden können. Nachdem Beispiele angeführt worden, geht Hr. D. auch hier ins Einzelne, und bemerkt erstens, dass bisweilen eine Sache durch mehrere Fabeln erläutert werde; zweitens, dass zwei Gegentheile beide durch Fabeln erklärt werden; drittens, dass seltener bei zusammengesetzten Argumenten bloss der eine Theil durch eine Fabel ausgeschmückt werde; aber auch manchmal, nachdem dieses geschehen, wieder das Ganze auf eine andere Fabel zurückgeführt werde; endlich, dass in einigen Gedichten, in welchen statt der Fabel etwas nicht Mythisches gesetzt sey, dieses doch durch die Geschicklichkeit des Dichters ein mythisches Gewand erhalten habe.

Im zweiten Theile dieses Abschnitts wird von der Behandlung der Fabeln gesprochen. Da diese lyrisch seyn müsse, so frage sich, wie das Pindar erreicht habe: daher sey erstens von der Einheit der Fabel, sodann von der Auswahl der Sachen und dem lyrischen Schmucke, endlich von der Vorbereitung und Spannung der Erwartung zu sprechen. Was den ersten dieser Puncte an- 62
langt, so sagt Hr. D. S. 46.: *Ipsius fabulae in fronte aut generatim annunciatur quid agatur, aut, definitior qui est modus, sententia vel factum ponitur, quo tota narratio revocari et cuius explicatio videri possit; in fine aut reditur ad hoc principium aut alius aptus exitus paratur.* Diess belegt er sodann mit Beispielen. Die Wahl der Sachen und den lyrischen Schmuck anlangend, wird er-

innert, dass der Lyriker, weil er die Fabel zu einem Zwecke gebrauche, nicht, wie der Epiker, alles Einzelne nach der Ordnung erzähle, sondern nur das, was zu seinem Zwecke dient, mit Uebergehung des Uebrigen hervorhebe; und diess wird an Pyth. IV. und andern Beispielen erwiesen. Endlich wird der dritte Punct, die Vorbereitung, erörtert, die entweder durch Ankündigung, oder durch Aufstellung einer That oder einer Sentenz, deren Grund angegeben oder die erklärt werden solle, oder durch *nexus per consequutionem*, wo das Spätere aus dem Vorausgeschickten folge, bewirkt werde.

Was in diesem ganzen Kapitel gesagt ist, enthält, in wiefern es sich auf einzelne Beispiele bezieht, viele gute Bemerkungen: was aber die aufgestellte Theorie selbst anlangt, so können die vielen Divisionen und Subdivisionen, zu denen Hr. D. einen besondern Hang hat, schwerlich grossen Nutzen bringen, oder bedeutende Aufschlüsse über die Kunst des Dichters geben. Denn fasst man alles zusammen, so ist das Ergebniss, Pindar habe es bald so, bald so gemacht; ob aber recht, kann doch allemal nur in dem einzelnen Beispiele erst gezeigt werden. Eintheilungen, wo nichts durch sie gewonnen wird, geben nur eine formelle, nicht eine reelle Gründlichkeit.

Der letzte Abschnitt handelt von der Anordnung der Theile. Den Anfang des Gedichts mache das Proömium, dessen Inhalt sey: *Cano s. canam Sempronium, Caium victorem*, was jedoch auf sehr mannichfaltige Weise variirt werde. Muss denn aber ein lyrisches Gedicht ein Proömium haben? Ein zweiter Satz ist so ausgedrückt S. 68.: *Artificiosas esse rerum dispositiones in his carminibus brevis lectio docet.* Diese Kunst nun bestehe in der Vorbereitung und in der Verflechtung der Theile. Die Vorbereitung, da früher schon davon gesprochen worden, wird mit wenig Worten abgethan, und über die Verflechtung der Theile folgende höchst seltsame Lehre aufgestellt. Das Pindarische Gedicht, einige kurze Oden ausgenommen, bestehe ausser dem Proömium wenigstens aus zwei Thei-

len. Wären diese nacheinander gestellt, und der erstere derselben im Proömium vorbereitet, der andere aber dem erstern angehängt, so entstehe, wie man sehe, eine ganz unausstehliche Gestalt. Diese ist so abgemalt (I—). Seyen aber beide Theile im Proömium vorbereitet und hängen von ihm ab (/\), so sey auch das keine gute Gestalt, 63
wenn der zweite Theil nicht von dem ersten abhänge. Diess missfalle, wenn drei Theile sind, so sehr, dass kein einziges Gedicht des Pindar folgende Gestalt habe (————). Deshalb werden durch Dazwischenstellung, *interpositio*, die Theile getrennt. Hieraus entstehe die einfachste Gestalt: *a b a;* und eine künstlichere: *a b c b a.*





Aus diesen Formen werden nun mehrere andere Schemata entwickelt, verzeichnet, und in den einzelnen Gedichten nachgewiesen; und zum Schlusse sagt Hr. D. S. 88.: *Perlustrata sunt omnia carmina, et poterit lector nunc ipse iudicare de arte Pindari. Neque vero de industria artificiosiores dispositiones quaesivi, sed potius ubi possem simpliciores praetuli, quod intelliget qui singula examinaverit. Modo simul ad praeparationes ubique attendat, et quum Epinicia sint, ludicra laude teneat ut plurimum regi rerum cursum* (*Ludicra laus* soll das Lob der Kampfspiele bedeuten).

Dem ganzen folgt ein Epilog, in welchem gesagt wird, was der Erklärer zu thun, wie er zu Werke zu gehen, worauf er alles zu achten habe. Grossentheils sind das Dinge, die jeder verständige Erklärer von selbst finden und thun wird und zu thun gezwungen ist: wenn aber zuletzt verlangt wird, er soll auch die in der vorausgeschickten Abhandlung entwickelten *leges summas* ins Auge fassen, und darnach jedes Gedicht prüfen, so können wir in diesen Rath nicht einstimmen. Erasmus Schmid hat jedem Gedichte eine sehr chrienhafte Dispo-

sition des Inhalts vorausgeschickt, die für jenes logischrhetorische Zeitalter gar nicht übel war: aber dass heutzutage jemand solche Schemata, wie Hr. D. gethan, aussinnen, und die Gedichte des Pindar auf eine eben so logischrhetorische, und nur moderner eingekleidete Art analysiren würde, hätte man doch nicht erwarten sollen. Dergleichen ist dem Pindar nicht eingefallen, und konnte ihm nicht einfallen. Auch die dramatischen Dichter würden solche Schemata nicht für die Anordnung mancher melischer Stücke erfunden haben, wenn die Symmetrie nicht für das Auge wie für das Ohr erkenntlich gewesen wäre. Woran aber soll man in den Pindarischen Gedichten eine solche symmetrische Anordnung erkennen, da die Strophen mit allem, was zu der sinnlichen Darstellung gehört, einem ganz andern Gesetze folgen? Hätte Pindar den Inhalt nach solchen Figuren angeordnet, so hätte denselben nothwendig auch die strophische und musikalische Einrichtung entsprechen müssen; sonst würde er sich ohne allen Nutzen eine Mühe gemacht haben, die
64 ihm niemand gedankt hätte, weil sie niemand bemerken konnte. Doch Hr. D. hat vielleicht, und das wollen wir hoffen, sich dieser Figuren bloss zur Versinnlichung seiner Lehre von der *interpositio* bedient. Allein immer noch bleibt diese ganze Lehre, ausser dem dass sie unwahr ist, kleinlich und geisttödtend.

Was aber hätte denn nun Hr. D. thun sollen, um auf eine wirklich zweckmässige, nützliche, und des Dichters würdige Weise *de ratione poetica carminum Pindaricorum et de interpretationis genere iis adhibendo* zu schreiben? Offenbar hätte er in einer Abhandlung, welche bloss das Allgemeine umfassen sollte, die wesentlichen Stücke, auf welche der Erklärer zu sehen hat, angeben, erörtern, und erläutern sollen. Die vorliegenden Gedichte sind Gelegenheitsgedichte der höhern lyrischen Gattung von einem Griechen, von Pindar, zur Feier von Siegen in den Kampfspielen. Darin ist alles enthalten. Dass in einem Gelegenheitsgedichte die Gelegenheit selbst, und was sonst die Person, Zeit, Ort

anlangt, theils erwähnt werden müsse, theils berührt werden könne, versteht sich von selbst, und brauchte daher nur mit wenigen Worten erwähnt zu werden. Denn jedes Gedicht muss einen Stoff haben: aber dadurch wird es noch kein Gedicht, noch kein Gedicht der höhern lyrischen Gattung, noch kein Gedicht eines Griechen, noch kein Gedicht des Pindar.

Soll ein Gedicht entstehen, so wird eine poetische Idee erfordert, die den Stoff zu einem Ganzen verbinde. Eine poetische Idee aber ist ein Gedanke, der von irgend einer Seite das Gefühl in Anspruch nimmt. Hätte Hr. D. diesen Begriff erörtert und erklärt, so würde er nicht bei der ἀνδρία, dem ὄλβος, und andern mikrologischen Eintheilungen des Stoffes stehen geblieben seyn, noch sich mit der Aufstellung von Lob, Ermahnungen und Wünschen begnügt haben, sondern er hätte einen weit höhern Standpunct genommen, von welchem aus jene Masse von Dingen nur als roher, erst zu ordnender Stoff erschienen wäre. Dabei würde ihm zugleich die Schwierigkeit bemerklich worden seyn, welche die Vereinigung des gegebenen Stoffes mit der poetischen Idee in Gelegenheitsgedichten überhaupt hat, und selbst für einen Dichter hatte, wie Pindar war. Dieser gar nicht unwichtige Punct ist ganz unberücksichtigt geblieben, so wie überhaupt Hrn. Dissens Verfahren nicht zu der Freiheit führt, die, wo es nöthig seyn sollte, auch den Dichter zu tadeln sich unterfangen darf.

Es sind aber die Pindarischen Siegsgesänge auch Gedichte der höhern lyrischen Gattung. Folglich hätte Hr. D. auch zeigen sollen, worin das Wesen dieser Gattung bestehe, welches man doch nicht bloss in Dialekt, im Versmaas, in strophischer Einrichtung, in Singen von einem Chore zu suchen hat. Aber davon ist ebenfalls nichts gesagt
werden, obgleich hierin hauptsächlich der Schlüssel zu 65
einer richtigen Erklärung und Beurtheilung der Kunst liegen muss. Auch Sappho, Alcäus, Anakreon, Alkman, Stesichorus waren lyrische Dichter: aber wie von ihren Dichtungen sich die des Pindar unterscheiden, ist mit keinem

Worte berührt. Nehmen wir nun an, auch von diesen hätte einer in seiner Art einen Sieg der heiligen Kampfspiele besungen, müsste nicht auch für ihn, da Hr. D. seine ganze Lehre aus dem Begriff eines Epinikion construirt hat, alles gültig seyn, was wir über den Pindar gesagt sehen? Und doch welcher Abstand würde von einem solchen Gedichte zu einem Pindarischen seyn? Gilt also das Gesagte von allen Lyrikern, warum wird es bloss vom Pindar gesagt? gilt es aber bloss von ihm, warum werden nicht die Gründe angegeben, aus welchen es nicht auch von den andern gelte?

Ferner aber sind diese Gedichte der höhern lyrischen Gattung auch Gedichte eines Griechen. Dieser bei dem ersten Anblicke, wenn die Rede von Gedichten des Pindar ist, wegen seiner anscheinenden Unnöthigkeit sich fast als lächerlich ankündigende Satz ist nichts weniger als das. Denn es findet sich gerade, dass die höhere lyrische Poesie der Griechen ein Gesetz hat, das in ihrem Wesen überhaupt keinesweges gegründet ist, und also erfordert, dass ausser der Erklärung dessen, was überhaupt lyrische Poesie höherer Art ist, noch die besondere Theorie der Griechen aufgestellt werde. Davon hat nun zwar Hr. D. eine Ahnung gehabt, indem er sagte, dass die Fabel für ein nothwendiges Stück in den Pindarischen Gedichten gegolten haben müsste: aber erspriesslicher wäre es gewesen, wenn er, anstatt *a priori* über Werth, Gebrauch, Behandlung der Fabeln zu philosophiren, das Historische der Sache erörtert hätte. Denn allerdings war die Fabel nicht bloss ein nothwendiges, von der Theorie der Alten (denn sie hatten eine Theorie der Dichtkunst) ausdrücklich anerkanntes Stück, sondern ursprünglich das Hauptstück jener höhern lyrischen Poesie, die eben, weil sie von Anfang herein aus Chorgesängen bestand, auch das Wesen der ältesten Poesie überhaupt, die Fabel, beibehielt. Denn überall ist bei den Griechen das, was bei jeder Erfindung der Kern und die Urform war, als unabänderliche Einrichtung stehen geblieben. Hätte also Hr. D. diesen historischen

Weg eingeschlagen, so würde sich seine ganze Ansicht
der Fabeln anders gestaltet haben; er würde sie nicht
als einen Theil der Behandlungsart aufgestellt, sondern
gleich mit zu dem Inhalte, den *sententiis quae epiniciis*
subiectae gezählt, und ihren Werth und Gebrauch nicht
nach seiner, sondern nach der Ansicht der Griechen an-
gegeben und geschätzt haben. Nach der Lehre der Grie-
chen war die Fabel die eigentliche Poesie, mithin die
Hauptsache eines Chorgesangs. Je mehr sich die ly-
rische Dichtkunst ausbildete, desto mehr musste man 66
freilich merken, dass das Wesen dieser Dichtungsart
nicht hierin besteht: aber die Fabel war herkömmlich als
das Wesentliche anerkannt, und, da sie auch allemal
reichlichen poetischen Stoff darbot, blieb sie ein unent-
behrlicher Theil des Inhalts. Ihr poetischer Werth be-
steht theils in dem Anziehenden, das jederzeit mit dem
Wunderbaren verbunden ist, theils in der Ehrwürdigkeit
und Heiligkeit, in der alles Alte dem Gemüthe erscheint,
theils in der Ehre, welche es bringt, sich hochgepriese-
ner Ahnherrn oder der Verwandtschaft mit den Göttern
rühmen zu können, theils in dem Effect, den ihre Ein-
flechtung in dem Gedichte durch mancherlei andere Be-
ziehungen auf den Inhalt macht. Da nun dem Dichter
eine Fabel anzubringen durch das Gesetz seiner Kunst
geboten, die Wahl der Fabel aber frei gestellt ist, so
versteht es sich von selbst, dass er eine zu dem übrigen
Inhalte seines Gedichts passende Fabel wählen werde.
Wenn er daher durch eine Fabel bald einen Satz erläu-
tert, bald den Ruhm des Siegers verherrlicht, so ist das
so natürlich, dass man sich wundern müsste, wenn er es
nicht thäte. Es bedarf daher bei dergleichen nicht einer
so ins Kleinliche gehenden Untersuchung, wie die von
Hrn. D. angestellte, die am Ende doch nicht nur wenig
Nutzen bringt, sondern auch, weil er nicht von dem rich-
tigen Standpunkte ausging, auf den zu eng begränzten
Satz führte, S. 36. *in fabulis ideale exemplum*
inest sententiae carmini subiectae.

Endlich aber sind die vorliegenden Gedichte auch

Gedichte des Pindar, und bei der Erklärung und künstlerischen Beurtheilung derselben kommt gar viel auch auf die Individualität des Dichters an. Aber nichts ist über seinen Charakter, seinen Ernst, seinen Stolz, seine Frömmigkeit, seine besondern Meinungen, seine kurzen Sentenzen gesagt, und doch sind das alles Dinge, auf die bei der Beurtheilung dieser Gedichte um so mehr zu sehen ist, je mehr sie zu dem poetischen Charakter beitragen und ihm das erhabene Gepräge geben, das zu allen Zeiten in so hohem Grade bewundert worden ist.

Betrachtet man daher die Abhandlung des Hrn. D. im Ganzen, so kann man nicht umhin zu bedauern, dass er sich durch seinen Scharfsinn und seinen Hang zur Dialektik verleiten liess, aus dem blossen Begriffe eines Epinikion, wie es im Pindar vorliegt, *a priori* die Kunstgesetze und Regeln der Erklärung durch allerlei spitzfindige und unnöthige Eintheilungen zu entwickeln, die Hauptsachen aber, wenn er sie auch zum Theil ahnete, doch zu übersehen und nicht zum Gegenstand seiner Untersuchung zu machen. Wenn daher auch viel Gutes in Beziehung auf einzelne Gedichte gesagt worden, so ist doch im Ganzen weder die Kunst des Dichters zweckmässig, vollständig, richtig, und grossartig aufgefasst, noch
67 dem Erklärer eine Anleitung gegeben, den rechten Weg zu finden, da sie ihn vielmehr auf kleinlichen Abwegen von dem Ziele einer den Geist des Dichters erkennenden Erklärung abführt.

Ob dieses Urtheil gegründet oder ungegründet sey, muss die That beweisen, und aus der Art, wie Hr. D. den Pindar erklärt, sich ergeben, ob er den rechten Weg getroffen habe. Es möge hierzu gleich die erste Olympische Ode dienen.

Was die Kritik des Textes anlangt, folgt Hr. D. fast überall Hrn. Böckh. Daher findet auch er Vs. 10. ἱκομένοις hart, und zieht ἱκομένους vor. Allein der Dativ hat bessere handschriftliche Auctorität, und verdient als das minder Gewöhnliche und als das Poetischere den Vorzug. Hart kann das niemand finden, dass zu

σοφῶν μητίεσσι das Masculinum ἱκομένοις hinzugesetzt ist, der bei dem ganz plan redenden Homer ψυχὴ Τειρεσίαο χρύσεον σκῆπτρον ἔχων gelesen hat. Ganz dasselbe gilt von Vs. 28., wo auch Hr. D. φάτιν vorzieht, obgleich, wer die Stelle unbefangen betrachtet, sehen muss, dass diess die Emendation eines Grammatikers ist, der die Apposition, eine dem Pindar so gewöhnliche Figur, von der selbst dieses Gedicht allein mehrere Beispiele enthält, nicht begriff, weil Pindar nicht ἐξαπατᾷ, sondern in Rücksicht auf das durch Apposition hinzugesetzte μῦθοι gleich ἐξαπατῶντι geschrieben hat. Zu Vs. 37. heisst es: τὸν εὐνομώτατον ἐς ἔρανον *ex plurimis libris restitutum cum Hermanno, qui hunc articuli usum ostendit non abhorrere a Pindari consuetudine.* Hier aber hätte gerade weit eher als an so manchen andern Stellen widersprochen, und gefragt werden sollen, ob nicht der Artikel vielmehr nicht an dieser Stelle stehen sollte, sondern, da die von den Metrikern noch nicht corrigirte Lesart ἐς εὐνομώτατον ἔρανον ist, entweder diese beizubehalten, und dann ἐς φίλαν τε Σίπυλον, oder, wie sich der Fehler am leichtesten erklären lässt, ἐς εὐνομώτατον τὸν ἔρανον zu schreiben seyn möchte. Ueber das Vs. 50. nach Hrn. Böckhs Vorgange aufgenommene δεύματα wird bei den erklärenden Anmerkungen gesprochen werden. Vs. 104. billigt Hr. D. des Recensenten Conjectur ἀλλὰ καί.

Wir gehen zur Erklärung über. In dem Commentare ist jedem Gedichte eine *introductio* vorgesetzt, der die *explicatio* folgt. In der *introductio* wird kürzlich das nöthige Historische angegeben, sodann der Inhalt angezeigt und die Einrichtung des Gedichts beurtheilt. Bei der ersten Olympischen Ode, nachdem das Historische mit wenig Worten und mit Verweisung auf Hrn. Böckh abgethan ist, folgt das Argument in folgenden Worten: *Post procemium, in quo de praestantia victoriae Olympicae dicitur et de Hieronis regia laude, transit poeta* (*transit?* wie aber? Das ist ja doch eine Hauptsache, wenn ein Zusammen-

hang klar werden soll.) *ad Pelopis et Tantali fabulas canens, ut Pelops inde a partu amatus sit a*
68 *Neptuno et, quum dii aliquando apud Tantalum Sipyli coenarentur, ab eo puer raptus in Olympum: quum autem ita subito evanuisset Pelops, ab invidis vicinis inventum esse mendacium de nefaria coctione eius humeroque consumpto, tum restituto ex ebore. Tantalum eo tempore diis dilectissimum fuisse, eundem tamen postea, quum ferre felicitatem non posset, furatum diis nectar et ambrosiam aequalibus convivis apposuisse; quo crimine factum esse, ut in poenas incideret gravissimas, filius autem remitteretur ad mortales. Hic sic redux in terram mox adulta aetate Hippodamiae coniugium cupit. Implorat igitur auxilium Neptuni, a quo accepto curru celerrimo vincit Oenomaum et potitur Hippodamia, gignit stirpem praeclaram et adhuc pro heroe colitur Olympiae. His narratis Pindarus ad Hieronem redit* (auch hier fragt man aus demselben Grunde, wie?), *auguratur victoriam curulem et hortatur ad modestiam.* Das heisst nun zwar wohl sagen, was alles in dem Gedichte stehe, nicht aber den Inhalt angeben. Denn dazu gehört, dass man aus der Darstellung selbst begreife, was der Dichter gewollt habe, was der Gedanke sey, den er durchführe, und wie das, was er erzählt, mit diesem Gedanken zusammenhange. Doch vielleicht geschieht noch, was hier nicht geschehen ist, in der weitern Erörterung. *Videamus nunc de consilio et vera ratione harum rerum. Monet* B o e c k h i u s *optime, antiquitates Olympicas quum ter tractaret Pindarus, Ol. I, III, XI, factum hoc esse in iis carminibus, quae in Italia et Sicilia canenda essent, ubi talia minus nota quam in Graecia magnopere placere debuisse.* Vielleicht hat auf die überall sichtbare Abhängigkeit von Herrn Böckhs Urtheile Respect oder Freundschaft einen Einfluss gehabt: folgt aber Hr. D., und das ist billiger Weise eher zu vermuthen, zumal

da sich überhaupt manche Beweise von sorglosem Bewendenlassen bei dem was Andere gesagt haben finden, aus Bequemlichkeit und dem guten Glauben, Herr Böckh werde das Wahre getroffen haben, so ist dieses unwachsame Vertrauen nicht eben zu billigen. Nun hat vielleicht Hr. Böckh wohl darin Recht, dass zu Olympia die hier erzählte Fabel sehr bekannt seyn musste: aber wer wird glauben, dass eine allgemein in Griechenland aus den alten Epikern bekannte Sage in Sicilien, was doch só viele Olympische Sieger hatte, weniger als im übrigen Griechenland gekannt gewesen sey? Und was soll man davon sagen, dass auch bei Aeginetischen Siegern die gewiss in Aegina am meisten bekannten Fabeln der Aeakiden erzählt werden? *Monet idem hoc in carmine Hieroni regi regias res Pelopis, Tantali, Oenomai proponi, quod ipse etiam verum habeo, nisi quod huius rei rationem distinctius explicari posse crediderim. Ac primum quidem in narratione de Pelope maxime conspicuus est amor Neptuni; hic inde a partu* (diess ist, wie sich weiter unten ergeben
wird, eine ganz unstatthafte Erfindung von Hrn. D. selbst) 69
amavit infantem humero eburneo ornatum, et rapuit mox puerum in Olympum, postea vero iuveni velocissimum currum dedit et victoriam curulem nobilissimam. Ac tam celeber erat in fabulis hic currus, ut etiam in proverbium abiret λύδιον ἅρμα; — *nec maior laus contingere posset curribus ludicris, quam si illi velocitate similes essent. Iam vide Hieronem: Vicit celete et meditatur curulem victoriam, quam manifesto respicit de Pelopis celerrimo curru et certamine canens.* Woher will Hr. D. beweisen, dass Pindar, weil er hofft auch einen Olympischen Wagensieg des Hiero zu preisen, deswegen den Wagensieg des Pelops besungen habe? Sein *manifesto* ist kein Beweis, sondern bedarf vielmehr erst eines Beweises. Ja Pelops hat nach der Fabel keineswegs einen ehrlichen Sieg davongetragen, und eine Vergleichung des Hiero mit ihm würde daher auch eine arge Schat-

tenseite haben. Uebrigens aber müsste doch in dem Gedichte irgend etwas zu finden seyn, das auf eine zu machende Vergleichung hinwiese: aber davon ist auch nicht die geringste Spur anzutreffen. *Porro, quid est quod de Neptuni amore eximio in Pelopem narrat, nisi hoc quoque propter Hieronem facit? Nimirum in familia Hieronis cultus deorum Triopiorum domesticus erat, — inter quos quum Neptunus esset, etiam Hiero, opinor, a tenero carus fuit Neptuno familiari, qui eum equestri studio imbuit.* Auch hier läuft alles auf ein *opinor* hinaus. Sey es dass Hiero den Neptun besonders verehrt, dass er ihn um den Wagensieg besonders gebeten habe: wenn diess nicht ausdrücklich gesagt wird, kann es kein Mensch errathen, und das äusserste, was man zugeben könnte, wäre nur, dass dem Hiero eine Erzählung von seinem Schutzgotte hätte angenehm seyn können. *Vide nunc quam apte omnia conveniant. Canit Pindarus hoc carmine illustrem fortunam Hieronis, Pelopi vetusto similis. Ut Pelops rex fuit in Elide celeberrimus, — sic Hieronis laudatur regia potentia in Sicilia; Pelopem Neptunus olim amavit, nunc idem Hieroni a tenero favit eximie, atque ut Pelopis currus clarissimus, clarissima victoria Olympica* (Pelops hat ja nicht in den Olympischen Spielen gesiegt), *sic Hiero, quo nemo hodie per Graeciam harum rerum studio clarior, nunc celete vicit in Pelopio curriculo et mox, ut speratur, curru celeri vincet, quo absolvetur dei benignitas.* Auf diese Weise lässt sich freilich alles mit allem vergleichen. Aber wo ist auch nur die geringste Spur, dass Pindar an eine solche Zusammenstellung gedacht habe? Ja dass Neptun dem Hiero von Kindesbeinen an günstig gewesen sey, ist ein von Hrn. D. zum Behuf seiner Vergleichung geradezu erdichtetes Moment, und was den bevorstehenden Wagensieg des Hiero anlangt, so möchte es damit, wenn auch Hiero in der folgenden Olympiade wirklich einen Wagensieg erlangt hat, doch jetzt in Beziehung auf eine

Vergleichung mit dem Pelops sehr misslich aussehen. 70
Denn wahrscheinlich dachte Hiero schon in dieser Olympiade, wo sein Reitpferd siegte, auch einen Wagensieg zu erreichen, hatte aber das Misgeschick besiegt zu werden, und die ganze Erwähnung des künftig noch zu erlangenden Wagensiegs ist wohl nichts als ein Trost dafür, dass der Wagen des Hiero diessmal dem siegreichen Wagen des Pelops vielmehr unähnlich, als ähnlich gewesen. *Verum enim vero idem ad superbiam inclinabat. Quod igitur saepe alias sed paucis monere solet Pindarus, abstinendum esse a superbia nec ultra humanam sortem quidquam quaerendum, hoc nunc vel inprimis ei faciendum videbatur, quum Hiero prosperrimo rerum successu uteretur, et nova speraret a deo. Hinc intexuit fabulam de Tantalo, qui, maxime amatus a diis, quum ferre fortunam non posset, nunc miserrimam poenam pendit, suaviter ceterum tegens consilium, quasi quae de Tantalo narrantur nonnisi propter Pelopis historiam allata sint. Ac de Tantalo idem sentit Boeckhius.* Die Anspielung auf den Hiero, die in der Erzählung vom Tantalus liegen soll, ist in der That so versteckt, dass, wenn Pindar eine solche Absicht gehabt hätte, doch gewiss weder Hiero noch sonst Jemand, der den Gesang hörte, sie geahndet haben würde. Als das Verbrechen des Tantalus giebt der Dichter an, dass er, mit seinem Glücke sich nicht begnügend, den Göttern Nektar und Ambrosia entwendete, und sie seinen sterblichen Tischgenossen mittheilte. Vom Hiero müsste daher etwas hiermit auf irgend eine Weise vergleichbares nachgewiesen werden, wenn man eine Veranlassung haben sollte an ihn zu denken. Dann aber würde sich Pindar wenig bei ihm empfohlen haben, und ein Gedicht, das solchen Tadel enthielte, wäre wohl nicht zur Feier des Siegs in Syrakus gesungen, noch weniger aber der Dichter dafür belohnt worden. Aber woher kommt diese ganze Vermuthung? Offenbar entweder aus einer unrichtigen Ansicht vom Gebrauch der Fabel, oder aus einer irrigen

Auffassung des ganzen Gedichts. *Simul vides coctionem Pelopis tolli debuisse, ut omnia hic Hieronis rebus similiora fierent.* Also um den Hiero mit dem Tantalus vergleichen zu können sollte Pindar geleugnet haben, dass Pelops geschlachtet und gekocht worden sey? Freilich nachdem Hr. D. einmal eine grundlose Hypothese angenommen hatte, musste er alsdann zu dieser Spitzfindigkeit seine Zuflucht nehmen, um das, was jener Hypothese entgegensteht, zu beseitigen. *Meminerit igitur Hiero modestiam servare in summa prosperitate sua; caveat ne Tantalo similis fiat, cui Pelopis fortunam fata dederunt; ne poenas luat, ut iste, sed laudem habeat post mortem, quemadmodum Pelops, illustris Pelopidarum gentis auctor, Olympiae hodieque colitur heroicis honoribus.* Hier-
71 zu lässt sich weiter nichts sagen, als dass es ein Glück für den Pindar gewesen ist, dass Hiero das Gedicht nicht wie Hr. D. auslegte. *Caeterum monente Boeckhio carmen cantatum Syracusis in domo regia inter convivium, praesente tum Pindaro et fortasse etiam aliis claris poetis.* Weil das Hr. Böckh sagt, spricht es Hr. D. nach. Was ist aber Hrn. Böckhs Grund? Folgender T. IV. p. 102: *Pindarum tum apud Hieronem fuisse mihi quidem liquet.* Herrn D. genügte das. Betrachtet man das Gedicht selbst, so liesse sich so etwas bloss aus *ἐξ ἀφνεὰν ἱκομένοις μάκαιραν Ἱέρωνος ἑστίαν* Vs. 10. und aus *ἐμέ τε τοσσάδε νικαφόροις ὁμιλεῖν* Vs. 115. vermuthen. Aber erstens folgt aus beiden Stellen nur die Möglichkeit, nicht aber die Wirklichkeit; und zweitens scheint Hrn. Böckhs Behauptung sogar auf einer unrichtigen Erklärung der erstern Stelle zu beruhen, wovon weiter unten.

Das ist nun wörtlich, was Hr. D. als *introductio* der *explicatio* vorausgeschickt hat, der hergebrachten Einrichtung folgend, dass, was man im Allgemeinen über ein Gedicht zu sagen hat, als Einleitung vorausgehe. Im Ganzen mag darüber nicht gestritten werden: zweckmässiger aber wäre es, die Beurtheilung nicht als eine Ein-

leitung vorausgehen, sondern vielmehr als einen Ueberblick des Ganzen, nachdem man das Einzelne erklärt hat, nachfolgen zu lassen. Denn was vorausgehen muss, ist bloss die Notiz der Veranlassung des Gedichts und was etwa sonst Historisches zu wissen nöthig ist. Aber kann denn wohl nun das, was Hr. D. gegeben hat, als eine Darstellung des Inhalts, als eine Beurtheilung des poetischen Werthes, als eine zweckmässig richtige, geschmackvolle Entwickelung der Kunst des Dichters gelten? Schwerlich kann das von einer Einleitung gerühmt werden, die den eigentlichen Inhalt des Gedichts nicht angiebt, die den Hauptgedanken desselben verrückt, die aus unbegründeten und unhaltbaren Hypothesen mit mikrologischer Subtilität in das Gedicht hineinträgt, was darin weder liegt, noch liegen kann; endlich die das, was kunstvoll, was poetisch, was überhaupt lobenswerth an ihm ist, nicht nur nicht klar macht, sondern gänzlich übergeht, und das alles in einem Gedichte, das zu den einfachsten, plansten, und am wenigsten schwierig zu erklärenden gehört.

Was wäre denn nun aber zu thun, wenn man thun wollte, was eine richtige Auslegungskunst gebietet? Die erste Frage muss allemal seyn, welches der Gedanke sey, den der Dichter ausgeführt habe. Aber wie ist dieser zu finden? Meistens ist er gleich im Anfange ausgesprochen, und läuft hernach als der Faden, an welchen sich alles übrige anreihet, durch das ganze Gedicht fort. Aber eine solche anfängliche Angabe darf man nicht, wie Hr. D. thut, allgemein ein Proömium nennen, welches eine dem Anfange des eigentlichen Vortrags vorausgehende Einleitung ist (obgleich gerade in dieser Ode ein 72
Proömium angenommen werden kann: allein das ist Zufall, nicht Nothwendigkeit): denn weder ein Epos, noch eine Rede, noch eine Chrie schreibt der Lyriker. Nun sagt Pindar mit klaren Worten gleich im Anfange seines Gedichts: die Olympischen Spiele ragen vor allen andern Spielen hervor. Sie sind es also, deren Ruhm er preisen will: und das ist der in dem Gedichte durchgeführte Hauptgedanke, den der Grammatiker, der die

Pindarischen Siegsgesänge ordnete, sehr richtig aufgefasst hatte, als er dieses Gedicht an die Spitze stellte.

Nun besteht das Wesen der lyrischen Poesie darin, dass der Dichter frei die dargebotenen Veranlassungen ergreifend von einer Sache zur andern fortgeht, immer aber den Hauptgedanken im Auge behaltend von Zeit zu Zeit wieder zu ihm zurückkehrt. Je natürlicher dieses Abschweifen, je ungesuchter dieses Zurückkehren, je lebendiger der Ausdruck, wo der Hauptgedanke wieder hervortritt, ist: desto schöner und wohlgefälliger ist die Anlage des Gedichts; und je mehr die einzelnen Theile sich durch ihren Charakter und Schmuck von einander unterscheiden, desto geeigneter sind sie, das Gemüth zu bewegen und mit dem beabsichtigten Gefühle zu erfüllen. Hier nun hängt sich an den Hauptgedanken, *μηδ' Ὀλυμπίας ἀγῶνα φέρτερον αὐδάσομεν*, zunächst das, was dem Dichter selbst das nächste ist, dass dorther der Stoff weitberühmter Lieder komme: *ὅθεν ὁ πολύφατος ὕμνος ἀμφιβάλλεται σοφῶν μητίεσσι κελαδεῖν Κρόνου παῖδα*: hieran wieder die Veranlassung zu dem gegenwärtigen Gesange, *ἐς ἀφνεὰν ἱκομένοις μάκαιραν Ἱέρωνος ἑστίαν*, u. s. w.; aber Hieros siegreiches Ross führt wieder auf den Hauptgedanken zurück, dass sein Ruhm in Olympia strahle in der wackern Pflanzstadt des Pelops. Eine Fabel musste das Gedicht haben. Pelops bietet sie dar, er, dessen Verherrlichung zugleich die Verherrlichung von Olympia ist, wo er, wie Pausanias V. 13, 1. meldet, eben so vor allen Heroen, wie Juppiter vor allen Göttern geehrt wurde. Der Dichter fängt an zu erzählen: aber das frevelhafte Wunder erschreckt ihn. Er mag nicht wiederholen, was frühere Dichter, übertriebener Sage durch kunstreichen Schmuck der Rede Glauben bewirkend, gesungen haben: anders und würdiger will er die Sache erzählen, und er thut es, alles, was er erzählt, auf Olympia beziehend. Darum spricht er von der Werbung des Pelops um Hippodamia, und von dem Wagensiege, dem vornehmsten der in Olympia gebräuchlichen Kämpfe; darum erwähnt er den Sieg über

Oenomaus nur mit einem Worte, und übergeht den Betrug des Myrtilus und den an diesem begangenen Mord, dessen nicht gedacht werden durfte, wo Pelops und Olympia gepriesen werden sollten. Dagegen lässt er wieder den Hauptgedanken auf die glänzendste Weise hervortreten, indem er die feierlichen Todtenopfer des Pelops, 73 sein geheiligtes Grabmal an dem Alpheus, bei dem vielbesuchten Altare, seinen weitstrahlenden Ruhm in den Wettrennen zu Olympia preiset, wo die Schnelligkeit der Füsse und die kühne mühevolle Arbeit der Kraft um den Preis wetteifert, und die Ehre des Siegs des Siegers ganzes Leben mit süsser Heiterkeit erfüllt. In dieser lebendigen Beschreibung ist die ganze Summe des Hauptgedankens auf das kräftigste zusammengedrängt. Und da diese Ehre jetzt dem Hiero zu Theil ward, so war der natürlichste Gedanke, der sich anschloss, der, dass überall das eben erlangte Glück dem Menschen das höchste sey. Den also, der jetzt gesiegt hat, preisend, schliesst er mit dessen Lobe, und fügt, vermuthlich weil der Wagensieg nicht erlangt worden war, mit tröstender Hoffnung darauf, den Wunsch ihn zu erlangen hinzu, indem er auf den schützenden gnädigen Gott hinweist, und für den gehofften Sieg seinen Gesang verspricht, stolz auf die Macht seiner Lieder, und dem Könige dauernde Ehren, sich selbst weit verbreiteten Ruhm wünschend.

So aufgefasst, steht frei von scholastischer Mikrologie ein grosses erhabenes Ganzes da, das in freier lebendiger Bewegung seinen harmonischen Lauf völlig abgerundet beschliesst. Es bleibt nun noch übrig, dass auch in den einzelnen Theilen das poetische Verdienst bemerklich gemacht werde. Da es Hrn. D. gefallen hat, das der *explicatio* einzuweben, wiewol es vielleicht zweckmässiger gewesen wäre, die ästhetische Beurtheilung gänzlich von der Erklärung der Worte, der Sachen und des Sinnes zu trennen: so wollen wir nun dieser *explicatio*, wie sie vorliegt, folgen. *Vs.* 1—17: *Prooemium carminis. Paratur hymnus Hieroni regi potentissimo ob victoriam celeberrimo*

Olympico certamine reportatam. Wenn nach Hrn. D.s Meinung einmal jedes Gedicht ein Proömium haben muss, so hätte wenigstens als Inhalt nicht das angegeben werden sollen, was, wenn man den Namen des Siegers und des Orts der Spiele wegnimmt, ohne Ausnahme von jedem Epinikion gilt. Aber eben diese Worte zeigen unwidersprechlich, dass Hr. D. von dem eigentlichen Inhalte des Gedichts gar keine Ahnung hatte. Nachdem er nun den Anfang des Gedichts mit dem des zehnten, ehemals eilften, verglichen, fährt er fort: *Nempe Olympicum certamen per se una tantum illustratur comparatione solis; praecedentia praeparandae Olympiae laudi inserviunt, quum nimis nudum fuisset tale principium*: εἰ μὲν ἄεθλα γαρύεν ἔλδεαι *seqq. Ac similiter Pindarus et alii omnes scriptores saepe sententiam, de qua agitur, praeparant et illustrant*, u. s. w. Bei diesem Vorbereiten kann man sich nichts Deutliches denken, und überdiess geht durch diese mikrologische Ansicht alles Poetische verloren. Der Dichter wollte sagen: wie das
74 Wasser das beste ist; wie das Gold, dem Feuer in der Nacht gleich, vor anderer stolzen Pracht hervorstrahlt: so sind unter den Kampfspielen die Olympischen die ersten. Aber als er zu dem Nachsatze gekommen ist, fällt ihm noch ein Gleichniss, und ein weit grossartigeres bei. Dieses setzt er, wo es nicht erwartet wurde, in den Nachsatz, und so schwingt sich auf einmal die Rede von neuem noch höher auf: „wenn du aber Kampfspiele singen willst, mein Geist, so schaue nicht weiter nach einem wärmendern Gestirne des Tages in der Leere des Aethers, noch wirst du herrlichere Kampfspiele als die von Olympia nennen.“ Zu bemerken war hierbei auch das verstärkende und lebendiger darstellende μηκέτι, „höre auf ein anderes Gestirn zu suchen.“ Mit Recht übrigens erinnert Hr. D., dass Pindar nicht θερμότερον gesetzt habe, weil diess den Begriff des Lästigen mit sich führe: aber was er weiter sagt: ἐρήμα αἰθήρ, *vacuus et desertus aer, e perpetua aeris vacuitate petitum,*

genügt nicht. Die Erwähnung des leeren Aethers trägt viel zu der Wirkung des Bildes bei, indem sie andeutet, wie die Sonne bei wolkenlosem Himmel allein in der weiten Leere des Aethers stehe, so sei auch weit und breit kein dem Olympischen gleiches Fest zu finden. — Wir kommen nun zur Worterklärung. *Vs.* 1. *vim proverbii* ἄριστον μὲν ὕδωρ, *monente Boeckhio meo, sic illustrat Aristoteles.* Die beiden charakteristischen Merkmale von Hrn. Dissens Buche, fester Glaube an Herrn Böckh, und der Hang, auch was Sache der Erfahrung bleiben muss, aus blossen Begriffen zu construiren, zeigen sich hier seltsam in einem Worte vereint. Hr. Böckh sagte T. IV. p. 103. *Reducamus potius sensum ieiuniorem, genuina communis vitae sapientia et antiquitatis auctoritate commendabilem.* Hr. D. verstand diese Worte unrichtig, und machte daraus ein *proverbium*, woran Hr. Böckh nicht gedacht hat, und Hr. D. nicht hätte denken sollen, der dadurch denen, für die das Buch bestimmt ist, den ganz falschen Begriff beibringt, dass ἄριστον μὲν ὕδωρ ein Sprüchwort gewesen sey, was er auch zu Ol. III, 42. wiederholt. Gerade umgekehrt: es war eine dem Pindar eigne Sentenz (und das ist ja gerade das Gegentheil eines Sprüchworts), die eben als solche überall von den Alten erwähnt wird, wovon Hr. D. die Zeugnisse bei Hrn. Tafel hätte finden können. Er fährt fort: *Sed, ut equidem censeo, dicitur* ἄριστον ὕδωρ, *quia saluberrimum habetur. Vide enim quam pulcre haec aquae et auri commemoratio accommodata sit convivio praesenti, poculis aureis mensas ornantibus et aqua vinum temperante; unde quovis pignore contendam neminem convivarum de Thaletis placito cogitasse, quod multi cum Scholiis inferunt incommode. Pindarus e praesentibus rebus talia petit de more. Ac quum Aristotelica ratio ieiuna videatur ipso Boeckhio iudice, qui eam probavit, nunc contra nobile proverbium est et vere antiquum, ex ipsa veterum vita ductum, ubi* 75

vel vino admiscebatur aqua. Die Spitzfindigkeit dieses kleinlichen Gedankens abgerechnet, dass Pindar die auf dem Tische stehenden *goldnen* mit Wein und *Wasser* gefüllten Pokale im Sinne gehabt habe, ist auch das Uebrige alles erdichtet. Denn woher weiss denn Hr. D., dass das Gedicht bei Tische gesungen worden? was höchst unwahrscheinlich, oder vielmehr ganz unglaublich ist. Doch davon weiter unten. Eben so soll auch in der dritten Olympischen Ode, wo dieselbe Erwähnung des Wassers und Goldes vorkommt, der Dichter an den Tisch gedacht haben. Uebrigens warum Pindar das Wasser als das beste bezeichnet hat, lässt sich in Ermangelung eines Aufschlusses von ihm selbst nicht ausmachen. So viel lässt sich aus Allem abnehmen, dass es ein Philosophem von ihm war: und wenn sich aus der Allgemeinheit des Ausdrucks etwas schliessen lässt, so war wohl die uralte Meinung, dass alles aus dem Wasser entstanden sey, zugleich mit dem vielfachen Nutzen desselben, der Inhalt dieses Philosophems. — *Sequentia construe sic:* ὁ δὲ χρυσός, αἰθόμενον πῦρ ἅτε διαπρέπει νυκτί, μεγάνορος ἔξοχα πλούτου (διαπρέπει), *in qua collocatione verborum ne claudicaret et infirmior evaderet primaria sententia, Pindarus bene addidit* ἔξοχα. Das ἔξοχα hebt bloss den Gedanken; hinken würde er nicht im geringsten, wenn dieses Wort fehlte. Dass Hr. D. αὐδάσομεν für das Futurum, und nicht, wie Hr. Böckh, für den Coniunctiv hält, ist zu loben: aber dann musste er auch, was Hr. Böckh für seine Meinung anführt, dass das Futurum οὐδὲ verlange, widerlegen. Da er das nicht gethan hat, lässt er den Leser, der sich nicht selbst zu helfen, und den Unterschied zwischen οὐ und μὴ zu finden weiss, in Ungewissheit, ob nicht Pindar einen Solöcismus gemacht habe. — Ueber das vielbestrittene ἀμφιβάλλεται werden erst die Meinungen Anderer kurz angeführt; dann sagt Hr. D.: *Mea sententia haec est: Ut latine dicitur amplecti animo et complecti, quorum hoc est multa s. magna comprehendere, illud cupide suscipere animo*

et versare, similiter graece ἀμφιβάλλεσθαι *et* περιβάλλεσθαι διανοίᾳ, μητίεσσι *dici potuit, veluti ap. Isocratem Philipp. p.* 118. *Bekk. est* περιβάλλεσθαι τῇ διανοίᾳ τὰς πράξεις. *Nunc* ἀμφιβάλλεται *passivum est. Iam vide sensum simplicissimum: Hymnos s. laudes et materiam hymnorum poetae e ludorum locis suscipiunt et amplectuntur mentibus, ut canant apud victores. Quare verto: Unde nunc praeclarus hymnus prehenditur doctorum mentibus, quo canant Iovem in domo Hieronis.* Diese Erklärung, die nicht minder prosaisch ist, wie die damit verglichene bei Isokrates, möchte wohl eben so wenig gerechtfertigt werden können, als was Andere aufgestellt haben. Der Sinn des Pindarischen Ausdrucks wird so lange dunkel und ungewiss bleiben, bis eine klare Parallelstelle gefunden 76
ist, durch die entweder die Erklärung eines Scholiasten, ἀναβάλλεται, oder, was das einfachste zu seyn scheint, ἀμφιβάλλεται als ziemlich soviel wie ἐμβάλλεται bestätigt wird. — Vs. 9. σοφῶν. *Videntur enim plures tum in aula regis affuisse cum Hierone poetae. Quum igitur posset sic dicere: Unde nunc mente mea suscipitur hymnus in praesentia ceterorum poetarum, qui carmen Pindaricum una cantabant, melius rem ad universum chorum transtulit, nunc honoris causa* σοφῶν *nomine appellatum.* Hr. D. pflegt alles wörtlich zu nehmen. Da nun von Dichtern, von Kommen zu dem Hiero, von Siegen die Rede ist, so sollen gleich mehrere Dichter jetzt zu dem Hiero gekommen seyn; diese Dichter, was ein ganz seltsamer Gedanke ist, sollen das Gedicht des Pindar mitsingen; ja der Chor, der das Gedicht singt (das sind doch gewiss nicht die erwähnten Dichter, sondern die eigentlich sogenannten Sänger, das Orchester), soll von dem auf seine Dichterkraft so stolzen Pindar σοφοὶ genannt werden. Schwerlich hätte wohl jemand etwas Unglaublicheres erdenken können, und das in einer Stelle, die, wer nur einigen Sinn für Poesie hat, durchaus nicht missver-

stehen konnte. Der Dichter spricht allgemein: „aus Olympia kommt den Weisen Stoff, den Sohn des Kronos zu singen.“ Diess gehört mit zu dem Hauptgedanken des Gedichts, der Berühmtheit der Olympischen Spiele: aber weil dieses Gedicht dem Hiero gesungen wird, so wendet Pindar gleich den Gedanken so, dass er in Beziehung mit dem Hiero tritt: „indem sie zu dem reichen beglückten Heerde des Hiero kommen,“ und zeigt auf diese Weise die Veranlassung des Gedichts an. — Vs. 10: *Habetur autem convivium in oeco virorum, opinor, qui ex Homero notus. Ac pulcre verba: ἀφνεὰν μάκαιραν ἑστίαν magnificum apparatum hospitalis convivii respiciunt, quo nunc excipiuntur canentes.* Wo ist auch nur eine Spur in dem Gedichte von einem Gastmale, bei dem es gesungen worden? Diese ganze Behauptung beruht darauf, dass es Hrn. Böckh klar war, Pindar sey damals bei dem Hiero gewesen. — *Ἀγλαΐζεται, ornatur, ut Athen. XIV. p.* 622. *c. Sensus: ut est insignis, celebratur etiam talis et ornatur a nobis.* Diese Deutung möchte wohl nicht die richtige seyn. Ein Lob, das Hiero bloss in seinem Pallaste, bei Tafel, als ein freundschaftliches Spiel erhält, ist eben nicht geeignet grossen Ruhm zu geben, und die Erwähnung eines solchen Lobes dient vielmehr den Ruhm zu verringern. Statt des Verses aus dem Athenäus,

σοὶ, Βάκχε, τάνδε μοῦσαν ἀγλαΐζομεν,

wäre zweckmässiger Iliad. X, 330. angeführt worden:

μὴ μὲν τοῖς ἵπποισιν ἀνὴρ ἐποχήσεται ἄλλος
Τρώων, ἀλλὰ σέ φημι διαμπερὲς ἀγλαϊεῖσθαι.

77 *Ἀγλαΐζεσθαι* bedeutet seine Freude an etwas haben: und dass hier aus den Tugenden des Hiero nur seine Begünstigung der Dichter hervorgehoben werde, zeigen die Worte selbst eben so klar, wie die ganze Wendung, die der Dichter nimmt. — *Παίζομεν, canimus.* Allerdings: aber das Wort bezeichnet bestimmter nur Gesang zur Ergötzlichkeit, nicht Gesänge zu besonderer Verherr-

lichung oder Siegesfeier. — *Vides poetas, qui saepe in conviviis et comissationibus familiariter coniuncti celebrarent regem illustrem. cf. Boeckh. Quidni igitur etiam nunc affuerint?* Dieser Schluss ist, wie jeder Schluss von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit, schon an sich ein Fehlschluss: noch falscher aber zeigt er sich durch das, was folgt: *Immo hic ipse locus more Pindarico propter praesentis temporis similitudinem positus est.* Denn erstens liegt hierin eine *petitio principii*, indem schon angenommen wird, was erst aus dieser Stelle bewiesen werden soll. Zweitens ist eben was Pindar hier sagt, οἷα παίζομεν φίλαν ἄνδρες ἀμφὶ θαμὰ τράπεζαν, dem Inhalte und der Bestimmung eines Chorgesanges zur festlichen Feier eines Sieges nicht nur nicht ähnlich, sondern gerade entgegengesetzt.

Vs. 17—100. *Media pars carminis, tota fere mythica. Progressus a laude victoriae mox Pelopis fabulam proponit, interposito loco de Tantali superbia poenaque.* Was heisst wohl *media pars carminis*, da man doch ein Gedicht nicht nach Maassen messen kann? Ferner, dass die Fabel vom Pelops erzählt, dass die Stelle von des Tantalus Uebermuth und Bestrafung hineingeschoben ist, verlangt man nicht von dem Erklärer zu hören: denn das liegt im Gedichte selbst vor Augen: sondern man will wissen, wie diese Sachen mit dem Ganzen zusammenhängen, weswegen sie angebracht worden, und warum sie so und nicht anders vorgetragen sind. Darüber hat nun zwar Hr. D. seine Ansicht in der *introductio* im Allgemeinen aufgestellt, aber hier hätte sie doch, wenn das anders möglich ist, erwiesen, und die poetische Verbindung der Gedanken im Einzelnen gezeigt werden sollen. — Vs. 17: *Δωρία φόρμιγξ est, cuius tensio Dorium modum habet. cf. Boeckh d. Metr. Pind. p.* 256, *ac significat poeta simul illustrissimam se eligere harmoniam, quum Doricum nomen ceteris illustrius sit, cf. ad Ol. VIII,*

30. Wie kann die Dorische Harmonie gemeint seyn, da nicht nur das Versmaass nicht das der Dorischen, sondern der Aeolischen Harmonie ist, sondern auch die Aeolische Harmonie unten Vs. 102. ausdrückiich genannt ist? Die übrigen Bemerkungen gehörten gar nicht hierher. *Patet autem nunc demum citharae cantum audiri coeptum, quum antecedentia ad solam tibiam cantata essent.* Wir wissen gar nichts davon, wie die Instrumentalbegleitung eingerichtet gewesen ist:
78 also ist an ein *patere* gar nicht zu denken. Aber Hr. D. zeigt hier an einem höchst auffallenden Beispiele, wie er alles buchstäblich nimmt. Sollten denn also, wenn Horaz sagt:

dic age tibia
regina longum Calliope melos,
seu voce nunc mavis acuta,
seu fidibus citharave Phoebi.

diese Strophe anfangs mit der Flöte, hernach ohne Begleitung eines Instruments, zuletzt zu der Cither gesungen worden seyn? — *Hermannus* Δωρίαν φόρμιγγα *interpretatur poesin Doriam; sic sensus esset: Age sume nunc Doriam poesin, quod non intelligo, quum talis iam in prooemio sit.* Ein neuer Beweis, wie wörtlich und buchstäblich Hr. D. alle Worte des Dichters nimmt. Wer sollte glauben, dass es ihm einfallen konnte, zu denken, wenn Pindar jetzt erst die Dorische Poesie erwähne, könne, was vor diesem Verse steht, nicht Dorische Poesie gewesen seyn. Wer sieht nicht, dass der Dichter, wenn er sagt, „nimm die Dorische Cither," nichts anders meint, als: „so will ich nun ein erhabnes Lied singen." Denn eben hier hebt er nun an zu thun, was er angekündigt hatte, das Lob der Olympischen Spiele zur Feier des Siegs des Hiero zu besingen. — ἀπὸ πασσάλου *suaviter, quum etiam in Hieronis oeco cithara penderet, ut olim in heroum oecis; ut illi epico cantu delectabantur, sic Hiero pro diversitate temporum lyricis carminibus chorisque.*

Auch diese Behauptung beruht erstens wieder ganz auf dem festen Glauben an Hrn. Böckh, der sich den Pindar in Syrakus gegenwärtig dachte; zweitens auf einer buchstäblichen Deutung eines bildlichen Ausdrucks, die eben so beschaffen ist, als wenn einst ein spätgeborener Scholiast behaupten sollte, unser Uz habe eine wirkliche Leier in der Hand gehabt, als er sang:

Der Unmuth reichet mir die scharfgestimmte Leyer.

— *Vs.* 18. *Πίσα, urbs olim celebris apud Olympiam et caput regni, saepe pro Olympia posita; hic memorata propter Pelopem regem, ad quem transire vult.* Aber warum will er denn auf den Pelops übergehen? Das war es doch, was dem Erklärer anzugeben oblag. Uebrigens ist die Behauptung selbst unrichtig, indem Hr. D., wenn er den Inhalt des Gedichts nicht verkannt hätte, gesehen haben würde, dass nicht Pisa des Pelops wegen, sondern Pelops genannt wird, um Pisa zu preisen. — ὑπὸ ἔθηκε, *subiecit, quum memoria Pelopis et admiratio Pherenici currentis animum Pindari abriperet ad cantum. Videtur enim tum praesens fuisse Olympiae.* Es ist in der That merkwürdig, wie Herr D. alles, was den Dichter zum Dichter macht, zu vernichten bestrebt ist. Muss man denn, um ein siegreiches Renn- 79
pferd zu besingen, es wirklich haben laufen sehen? — λάμπει δέ οἱ κλέος *seqq. Sensus: Splendet autem regi gloria non ignobili loco, sed in egregia Pelopis nobilissimi colonia, qui a Neptuno amatus est seqq., atque ita transit ad fabulam.* Das *non ignobili loco* ist ein ganz fremdartiger Gedanke, der dem Pindar nicht einfallen konnte. Und was ist mit dem *atque ita* erklärt? — *Πέλοπος ἀποικία urbs Pisa consulto nunc dicitur magnificentius, quum laus victoriae petatur e nobilitate loci, et potuit etiam recte dici, quoniam, non multis comitibus stipatus, regnum tamen con-*

sequutus est Pelops. Nam si non esset rex factus, sed in aequa iura cum suis receptus civis inter cives vixisset, vix poterat apte Pisa colonia Pelopis dici. Potius ἐποίκους *tales homines nominasset.* Aber es ist ja auch wirklich die Lesart ἐποικίᾳ vorhanden, und sie verdiente den Vorzug. Denn ἀποικία Πέλοπος bezieht sich auf Lydien, worauf hier nichts ankommt; ἐποικία hingegen bedeutet den Ort, welchen er mit den Seinigen einnahm. Dass durch dieses Wort Pelops als *civis inter cives* bezeichnet seyn würde, ist ein engherziger Gedanke, der keinem Griechen einfallen konnte. — Herr D. führt nun die gewöhnliche Erzählung von Pelops, und die Art, wie Pindar die Sache darstellt, an. Dann fährt er fort: *Inspiciamus nunc propius poetae verba. Ex Pindari mente quum non consumptus sit humerus nec novus a Parca suppletus eburneus, quomodo tamen dicit:* τοῦ ἐράσσατο Ποσειδᾶν, ἐπεί νιν — κεκαδμένον? *Statuunt interpretes omnes poetam hic primum vulgarem fabulam ponere, quam deinde neget. Sed vide quid nunc dicat Pindarus ex hac ratione: „Hiero vicit in nobilissima Pelopis colonia, qui amatus est a Neptuno, propter humerum eburneum, quem tamen non habebat.“* Es ist ganz leicht, etwas als absurd darzustellen, wenn man es geflissentlich so verdreht, dass es absurd scheinen muss. Nichts von dem, was Hr. D. den Erklärern unterschiebt, liegt in ihrer ganz einfachen und richtigen Erklärung, sondern: Neptun liebte den Pelops, nachdem ihn Klotho aus dem Kessel geschmückt mit der elfenbeinernen Schulter herausgezogen hatte, d. h. nachdem er den schönen Knaben mit der elfenbeinernen Schulter erblickt hatte. Denn die Schönheit des Knaben ist die Ursache der Liebe, nicht die elfenbeinerne Schulter. Daher kann Pindar diese Schulter immer wegleugnen, ohne absurd zu werden, weil die Liebe nicht, wie Hr. D. sophistischer Weise einschiebt, durch die Schulter erregt war. *Inest huic loco laus Olympiae et Pelopis, in qua re certa et vera ex-*

spectamus, nec potest una pars laudis vera esse (τοῦ — γαιάοχος), *altera falsa* (ἐπεὶ κεκαδμένον), *ubi serio laudes, nec licet vera et falsa continua oratione iungere, nullo discrimine facto.* Diess ist offenbar ein Sophisma, das auf dem ganz falschen 80
Satze beruht, dass man nichts erzählen könne, wovon man hernach einen Theil leugnet und berichtigt. Dass Pindar, wie die übrigen Erklärer ganz richtig behauptet haben, hier die herkömmliche Fabel erzähle, ist aus den Worten selbst klar. Dass er sie nicht ganz, sondern nur einen Theil davon widerlegt, ist eben so evident. Denn die Liebe des Neptun gesteht er unten selbst zu, aber das Schlachten und Kochen erklärt er für eine Erdichtung. Aber hören wir nun, was Hr. D. für eine Erklärung vorbringt. Nachdem er bemerkt hat, die elfenbeinerne Schulter habe nicht wohl vom Pindar geleugnet werden können, fährt er fort: *Cautius igitur statuemus minime negari a Pindaro rem hoc modo firmatam, sed aliter explicari. Censet natum esse puerum cum eburneo humero. Ac quum ex ipso Pindaro constet Parcas in partu adesse inprimis egregiorum, illustrium puerorum, cf. Ol. VI, 42. Nem. VII, 1. ego ita intelligo locum: Vicit Hiero in nobilissima Pelopis colonia, qui a Neptuno amatus est inde a prima infantia, quum Clotho recens natum sustulisset e lebete, eburneo humero splendentem. Est igitur* λέβης *usu Homerico pelvis, in qua lotus erat infans post partum.* Etwas in aller Rücksicht unstatthafteres hätte wohl nicht leicht ersonnen werden können. Erstens widersprechen die klaren Worte des Dichters, der ausdrücklich sagt, als die Götter zu dem Male des Tantalus gekommen seyen, habe Neptun, δαμεὶς φρένας ἱμέρῳ, den Pelops geraubt zu demselben Gebrauch, wie später Juppiter den Ganymedes. Das heisst denn doch unwidersprechlich nichts anders, als die Schönheit des Knaben, der zur Knabenliebe reif war, habe den Neptun gefesselt. Diess ist der

Grund, warum er den Knaben raubte, und eben um diesen Grund noch mehr hervorzuheben, fügte Pindar die Worte hinzu, *ἔνθα δευτέρῳ χρόνῳ ἦλθε καὶ Γανυμήδης Ζηνὶ τωὔτ' ἐπὶ χρέος,* Worte, die Hr. D., wenn er den poetischen Werth des Gedichts in seiner Erklärung gehörig berücksichtigt und gewürdigt hätte, als einen sehr matt ausgedrückten Zusatz hätte rügen sollen. Zweitens scheint Hr. D. den Unterschied zwischen *ἐρᾶν* und *φιλεῖν* nicht beachtet haben. Wäre davon die Rede, dass Neptun den Pelops von Geburt an geliebt hätte, so konnte nicht *ἐράσσατο* gesagt werden, das sich verlieben bedeutet. Drittens was hätte denn Neptun für einen Grund gehabt, seinen Neffen von Kindesbeinen an zu lieben? Das müsste doch von Pindar angegeben seyn. Wäre Neptun der Vater des Pelops, so wäre doch noch ein Sinn in diesem Gedanken. Viertens, dass die Parzen bei der Geburt gegenwärtig sind, beweist noch nicht, dass hier, weil Klotho den Knaben aus dem Kessel genommen hat, von der Geburt desselben die Rede sey: vielmehr hätte bewiesen werden müssen, dass die Parzen,
81 die Pindar in den beiden angeführten Stellen mit der Ilithya verbindet, nicht dem Neugebornen sein Schicksal bestimmen, sondern Handlangerinnen der Hebamme seyen. Fünftens endlich hätte Pindar, wenn von der Geburt die Rede seyn sollte, diess doch irgend durch ein Wort anzeigen, und nicht gerade solche Worte wählen müssen, die diese Deutung gar nicht zulassen. Sehr verständig hat Hr. Jacobs hier folgende Note eingeschaltet: ***Epitheton καθαροῦ nunc non simpliciter ornat, sed cogitare nos cogit de lebete, quem vulgaris fabulae inventores fingebant, ob caedem pueri μιαρόν.*** — Zu Vs. 30. sagt Herr D. *χάρις* ***cf. Ol. XIV, 5. Videtur autem dea intelligenda propter verbum*** *ἐμήσατο.* Dieser Grund will nichts sagen. Denn *χάρις* kann hier eben so gut auch das Geschäft der Dichter bezeichnen, die Erzählungen anmuthig zu machen, und dann passt das Verbum ebenfalls, dafern überhaupt alles wörtlich verstanden werden muss, und man dem

Dichter nicht die Erlaubniss gestatten will metaphorisch zu reden, was doch zum Wesen der Dichtkunst gehört. — Vs. 35. *μείων, ne dicat οὐδεμία, minore saltem culpa errabimus bona fingendo. Est hic usus comparativi non infrequens. cf. Pyth. I,* 82. *Soph. Aj.* 264. *Hom. Od. III,* 69, *ubi vid. Nitzsch. Notabis inprimis etiam modeste, caute, religiose loquentes eo uti.* Wahr ist das allerdings, aber damit die Redensart noch nicht erklärt. Denn wenn nun der, welcher Belehrung sucht, nicht begreifen kann, wie Gutes von den Göttern zu sprechen aus Bescheidenheit, Behutsamkeit, Frömmigkeit nur geringere Schuld, und nicht vielmehr heilige Pflicht heisse, so erhält er keine Auskunft. Der Gedanke des Dichters war dieser: von den Göttern, die hoch über dem Menschen erhaben sind, etwas zu behaupten ist stets anmaasslich und gefahrvoll: geringer ist daher die Schuld, wenn man wenigstens Gutes von ihnen sagt. — *εὐνομώτατον, h. e. non cruentum caede filii. Seriores quidam bono consilio Tantalum mactasse diis filium suum fingunt, τὸ φιλόξενον αὐτοῦ ἐνδεικνύμενον. cf. Tafelium p.* 33. *Tu vero cave talia in Pindarum inferas cum eodem viro.* Hier geschieht Hrn. Tafel zwiefach Unrecht, einmal, weil ihm vorgeworfen wird, was er in Bezug auf das Wort *εὐνομώτατον* gar nicht gethan hat; zweitens, weil das, was er gethan hat, das Schlachten des Pelops in der gewöhnlichen Erzählung für ein Zeichen zu nehmen, dass Tantalus seinen Gästen das liebste und köstlichste, was er hatte, vorsetzen wollte, keinen Tadel verdiente, indem es wirklich der Inhalt jener alten Sage war. — *τότ' ἁρπάσαι. Ex Pindari sententia Neptunus puerum inde a partu sibi carum nunc cupiditate domitus (fortasse οἰνοχοοῦντα videns, ut vult Philostr. Imag. I,* 17.) *rapit et in Olympum abducit, quum aptus iam esset amoribus.* Hier widerlegt Hr. D. selbst seine verunglückte Erfindung, dass Neptun den Pelops von dessen Geburt an geliebt habe, 82
indem er zugesteht, dass diese Liebe doch nicht zureichte,

den Raub zu erklären, sondern Neptun sich erst, als er den schon herangewachsenen Knaben Wein einschenken sieht, in ihn verlieben muss, um auf den Einfall zu kommen, ihn in den Himmel zu entführen. — Vs. 41. χρύσεαι ἵπποι, *ob frena et phaleras.* Besser wäre es doch wohl gewesen zu sagen, dass unter den Pferden, wie meistentheils, der Wagen zu verstehen sey. Sollen die Pferde wegen der Zäumung golden heissen, so wird man bei den vielen Dingen, die von den Dichtern golden genannt werden, nicht wissen, wo man das Gold suchen soll. — *Potuit Pelops simul pincernae munere fungi apud deos, sed huius rei nulla hic mentio! Pindarus per totum locum nonnisi de amore loquitur.* Allerdings ist das wahr: aber eben, weil bloss von Liebe die Rede ist, ist nicht die Rede davon, dass Pelops auch, wie Ganymedes, Mundschenk der Götter gewesen. Wozu wird also gesagt, man solle nicht an das denken, woran ohnehin niemand denken wird? — ὕδατος — ἀκμάν. — *Ceterum observa concinnam brevitatem in re abominabili. Ad aquam ferventem dissecta membra dicens coctionem simul significat, sed diserte non nominat, eaque causa est orationis sic formatae.* Wahrhaftig eine höchst seltsame Kürze, die darin bestände, das Wort *kochen* nicht zu gebrauchen, die Handlung des Kochens selbst aber sehr weitläufig zu beschreiben, und dabei die *res abominabilis,* die doch eben nicht in dem Kochen, sondern in dem Zerhacken und Vertheilen des Fleisches liegt, recht mit den unzweideutigsten Worten zu bezeichnen. Ueberdiess widerspricht sich aber gar noch Hr. D. Denn da er δεύματα liest, so ist ja auch das Kochen ausdrücklich benannt. — δεύματα κρεῶν, *carnes embammate sive iusculo imbutae, ut fallerentur dii, quos tentare volebat Tantalus. vid. Boeckh. Nott. critt. ad h. l.* (Diesen Gedanken des Hrn. Böckh, dass die neidischen Nachbarn erzählt hätten, das Fleisch des Pelops sey durch gewürzte Brühen so zugerichtet worden, dass es den Göttern wie Thierfleisch ge-

schmeckt habe, fand Hr. D., wie man sieht, nicht anstössig.) *Ego cur non probem δεύτατα cum aliis viris doctis, hinc accipe. Plane evanuerat Pelops sublatus in Olympum. Hinc vicini dixerunt eum in illo convivio coctum et comesum. Nihil simplicius et ad rem explicandam clarius. Iam pone alteram lectionem δεύτατα, quae si de extrema corporis parte, humero intelligitur, vicini humerum tantum consumptum dixerunt, et puer statim restitutus est. Cur autem nihilominus evanuit? En tibi ineptos homines, qui cur evanuisset puer explicaturi invenerunt fabulam de humero absumpto, tum restituto! An voluerunt humerum absumptum, tum restitutum, denique puerum a Neptuno in coelum raptum? Vides quam multa hic suppleant interpretes, quae non leguntur nec po-* 83
terant omnino vicinis a poeta tribui. Nam in coctionem quidem inciderunt facile, quum convivium scirent fuisse; quare hoc verisimiliter ponit Pindarus; sed cetera omnia de humero absumpto, restituto, de ebore apposito, de raptu Neptuni unde quaeso suspicari poterant? Contra ex nostra ratione omnia clara. Auch hier erklärt Hr. D. den Pindar wie einen trockenen Prosaisten. Wir wollen die Sache etwas näher beleuchten. Die elfenbeinerne Schulter ist, wie Hr. D. oben selbst zugegeben hat, nicht vom Pindar erdichtet, sondern er fand sie schon in der Fabel vor, und zwar so, dass, weil Ceres die Schulter verzehrt hatte, die nicht mehr vorhandene Schulter, als die Götter den zerstückelten Pelops wieder ganz machten und belebten, durch eine elfenbeinerne ersetzt wurde. Diess hatte er oben deutlich dadurch bezeichnet, dass er sagte, Klotho habe den Pelops mit einer elfenbeinernen Schulter aus dem Kessel genommen. Denn ausser Hrn. D. wird gewiss niemand zweifeln, dass das in Prosa heisse, es war dem Pelops durch das Schicksal bestimmt, wieder unter den Lebendigen zu seyn. Indem nun der Dichter diese Fabel nach seiner Weise deutet, erklärt er beide

Theile der oben angegebenen Fabel. Natürlich konnten die neidischen Nachbarn, die wegen Verschwinden des Pelops das Schlachten und Kochen ersonnen haben sollen, nichts von der elfenbeinernen Schulter, mithin auch davon nichts wissen, dass bloss die Schulter verzehrt worden war, sondern glaubten oder sagten, Pelops sey geschlachtet, gekocht, und von den Göttern verspeist worden. Geichwohl ist die elfenbeinerne Schulter zusammt der Ursache davon in der Fabel vorhanden. Dieser Theil der Fabel konnte erst nur dann hinzugesetzt werden, als Pelops wieder unter den Lebendigen mit seiner weissen Schulter erschienen war. Deutet man daher den Pindar so buchstäblich, wie Hr. D. thut, so würde es allerdings nicht denkbar seyn, dass die Nachbarn, als Pelops verschwunden war (ὡς δ' ἄφαντος ἔπελες), sogleich (αὐτίκα) gesagt hätten, bloss die Extremitäten (δεύτατα) wären von den Göttern verzehrt worden. Aber wer, der einen Dichter erklären will, möchte verlangen, dass der Dichter noch ausdrücklich angebe, zu dem Gerücht vom Schlachten und Kochen des Pelops sey die Erzählung von der elfenbeinernen Schulter erst später, als Pelops wieder zum Vorschein gekommen war, hinzugesetzt worden? Das mag ein Scholiast thun; der Dichter überspringt was jedermann von selber einsehen muss, erwähnt aber bestimmt die Extremitäten, um diesen spätern Zusatz zu der Fabel anzudeuten, und so die ganze Fabel zu erklären, die er vorher ganz erwähnt hatte. Das Schlachten und Kochen erklärt er aus dem durch das Verschwinden des Pelops veranlassten Gerüchte; die später hinzugekommene Erzählung, dass nur
84 die Extremitäten verzehrt, und durch eine elfenbeinerne Schulter ersetzt worden seyen, aus dem Wiedererscheinen desselben in schönerer Gestalt. Betrachtet man dieses, so fällt Hrn. Dissens Vertheidigung der Lesart δεύματα in Nichts zusammen. Aber was hat denn diese Lesart sonst noch für sich? Zwei Codices, davon der eine sechshundert Jahre alt ist. Soll das Alter der Zeugen gelten, so sind die Scholiasten noch älter, noch älter

als diese aber Athenäus. Und eben diese Erklärungsversuche des Athenäus und der Scholiasten beweisen für δεύτατα. Nachdem nun Hr. D. die Meinung des Athenäus widerlegt hat, rühmt er seine Erklärung mit folgenden Worten: *Sed ut in viam redeam, quomodo orta est vulgaris fabula? Nempe, quod fraudem fecit plerisque, Pindarus tantum fundamenta rei indicavit, unde tamen cetera facillime colligi poterant. Nam quum aliquo tempore post Pelops a superis remissus esset, intellectum sane eum non devoratum esse; quare posteriores fabulas duas oblatas de humero eburneo et de coctione ita coniunxerunt, ut dissectum quidem et coctum traderent Pelopem, sed consumptum tamen humerum tantum et statim suppletum ebore.* (Es ist seltsam, wie Hr. D. dem Wahren so nahe seyn, und es doch verkennen konnte, bloss durch seine Erfindung von der Liebe des Neptun zum Pelops von dessen Geburt an verleitet.) *Ac consulto Pindarus supra Pelopem inde a prima infantia a Neptuno amatum significaturus ita dixit:* ἐπεί νιν καθαροῦ λέβητος ἔξελε Κλωθώ, *ut monstraret quomodo posteriores, vera traditione male intellecta, de coquinario lebete cogitare et ad coctionem humerum eburneum revocare potuerint. Atque ita nunc declarata videtur vera mens Pindari, ac negari nequit facilem esse et claram eius explicationem, quod unum postulari poterat pro ratione illius temporis. — Denique post omnia si quaeritur etiam illud, cur omnino intexuerit Pindarus hanc refutationem fabulae vulgaris: foeda erat coctio, foeda* γαστριμαργία *deorum, contra suavis cogitatio nati pueri cum eburnei humeri splendore. Quare, sublatis quae abominabilia, omnem rem ad meliorem speciem revocavit, ut et Pelops a partu amatus a Neptuno similior esset Hieroni, et Tantalus commodius exemplum superbiae regiae punitae, quae ferre fortunam non posset.* Es würde überflüssig seyn, nach

dem, was bereits gesagt worden, noch etwas hinzuzusetzen, als dass Hr. D. die Warnung sich selbst hätte sollen gesagt seyn lassen, die er unmittelbar vor der eben angeführten Stelle in folgenden Worten ausgesprochen hat: *Plurimum interest in interpretatione veterum diligenter attendere quid quoque loco dicere possint ac debeant.* — *Vs.* 52. γαστρίμαργον, *gulosum. Praeter lexica cf. Tafel. ad h. l. Nunc qui foeda edit.* Das Lexicon wird ein Schüler wohl auch ungeheissen nachschlagen, wenn er nicht weiss
85 was γαστρίμαργος ist. Dergleichen überflüssige und triviale Sachen findet man nur gar zu häufig: aber doch sollte nicht sogar Falsches dazu gesetzt seyn. Weder hier noch irgendwo bedeutet γαστρίμαργος *qui foeda edit.* — Vs. 57. Richtig ist hier, was über οἱ gesagt wird, dass dieses Pronomen nicht zu πατὴρ statt des Genitivs gesetzt ist. — Ueber die Worte μετὰ τριῶν τέταρτον πόνον — Vs. 60. spricht Hr. D. nicht recht klar, scheint jedoch denen beizutreten, welche πόνων suppliren, was unstreitig die richtige Erklärung ist, da sie nicht nur ganz natürlich und fast nothwendig in den Worten liegt, sondern sich auch auf den Homer stützt, dessen Zeugniss für das ganze Alterthum die bewährteste Quelle ist. Vs. 65. τοὔνεκα *seqq., ut quam amicis suis tribuere volebat immortalitatem, ea se doleret filium suum privasse. Vides igitur* οἷ *non esse ad eum, quasi in Lydia Tantalus secundum Pindarum poenam luat.* Wenn οἷ nicht *ad eum* andeutet, wie soll es denn sonst zu nehmen seyn? Statt des Genitivs nicht: denn das hat Hr. D. kurz vorher dem Pindar abgesprochen. Um eine Antwort dürfte er wohl etwas in Verlegenheit seyn, und eben deswegen scheint er nur gesagt zu haben, was οἷ nicht bedeuten solle. Da nun οἷ nur noch *ihm* bedeuten kann, was soll man sich denn denken, wenn mit diesem *ihm* nicht *zu ihm nach Lydien* gemeint ist? Verstehen wir Hrn. D. recht, so hat er auch hier wieder den Pindar auf eine unbegreifliche Art buchstäblich genommen, und ge-

dacht, weil zuletzt von der Strafe des Tantalus in der Unterwelt die Rede gewesen, könne Pindar nun nicht sagen, die Götter schickten seinen Sohn zu ihm nach Lydien unter die Lebendigen zurück. Freilich wenn Pindar so chronologisch, wie Herr Dissen zu glauben scheint, erzählte, so war Tantalus bereits in der Unterwelt, als Pelops wieder zu den Menschen geschickt wurde. Indessen hat wohl noch kein Leser des Pindar die Stelle anders verstanden, als dass Tantalus erst nach seinem Tode in der Unterwelt büsst, damals aber, als Pelops wieder auf die Erde, folglich zu ihm nach Lydien zurückkehrte, noch nicht gestorben war. — Vs. 81. *Sensus: Scio fortitudine et audacia opus esse in hac re, magnum periculum inbellem virum non recipit, admittit* (λαμβάνει), *sed quum semel amiserim immortalitatem, quid prodest vita nisi nobili facto illustrata?* An die verlorne Unsterblichkeit dachte Pindar schwerlich. Das wäre eine eines Helden unwürdige Gesinnung: vielmehr redet Pelops, wie überhaupt ein Tapferer, der, weil jedem Menschen der Tod beschieden ist, ihn nicht fürchtet. — Ueber πέσσειν sagt Hr. D. *Metaphora inde ducta, quod qui ederunt diligenter servant stomacho cibos, caventque ne turbetur concoctio.* Einen solchen diätetischen Ursprung dürfte der metaphorische Gebrauch dieses Wortes bei Leuten von gesunder Verdauung, wie die alten Griechen waren, wohl nicht gehabt haben, sondern vielmehr von wirklichem Kochen, was Zeit erfordert um 86
eine Sache recht gar zu machen, herkommen. Wir nennen das mit einer ähnlichen Metapher *brüten.* — *Vs. 84.* — ὑποκείσεται, *incumbam in hoc certamen. Proprie materia artis subiecta dicitur artificibus, in qua versantur, quam tractant. cf. Cic. de Off. I, 5, 17. Inde ducta alia. Plutarch. in Pericle Cap. VI.* ὑπέκειτο γὰρ τῷ μὲν (τῷ φυσικῷ) ἐκ τίνων γέγονε καὶ πῶς πέφυκε θεωρῆσαι, τῷ δὲ (μάντιν *dicit*) πρὸς τί γέγονε καὶ τί σημαίνει προειπεῖν. Das *proprie* ist keineswegs richtig. Eigentlich heisst

ὑπόκειται als Unterlage, Grund, gelegt, folglich festgestellt seyn. Daher wäre es Lateinisch eher durch *mihi certum est* zu übersetzen. — *Vs.* 86. οὐδ᾽ — ἐφάψατ᾽, *neque irritas preces fecit. Verbum dativ. c. Pyth. VIII,* 60. *Nem. VIII,* 36. *cum genit. Ol. IX,* 13. *Pyth. III,* 29. Von diesen Citaten hätten aus Ol. IX, 13. die Worte selbst hingesetzt werden sollen: οὔτοι χαμαιπετέων λόγων ἐφάψεαι, indem diese Stelle es wahrscheinlich macht, dass ἐφάψατ᾽ ἔπεσσιν eben so gesagt sey. Dabei hätte aber bemerkt werden sollen, dass man sonst auch zu ἐφάψατο hier αὐτοῦ verstehen, und der Sinn seyn könnte, *neque eum irritis verbis est aggressus.* — *Vs.* 88. — μεμαλότας *gratos, caros*: Der Grieche denkt bei diesen Worten nichts als *studiosos, deditos virtutibus.* Dass Hr. D. die Tugenden hier nicht als Göttinnen genommen wissen will, ist zu loben. *Ceterum vides non credere Pindarum Atrei et Thyestae nefaria dissidia. Nempe antiquior traditio ignorabat haec; praeter illam tamen vulgari coepit alia iam a cyclicis quibusdam, quam amplexi sunt tragici.* Diese Behauptungen hätte Hr. D. erweisen, nicht *a priori* aus Pindars Stillschweigen, oder dem Ausdrucke ἀρεταῖσι μεμαλότας schliessen sollen. Auch ist dieser Schluss falsch. Denn die hier gemeinten Tugenden sind kriegerische, die dem Atreus und Thyestes, bei aller ihrer sonstigen Schändlichkeit, nicht abgingen. Und durfte wohl Pindar hier, wo er Olympia und den dort gefeierten Pelops rühmen wollte, der Unthaten der Pelopiden gedenken? Hat er nicht auch von dem Morde des Myrtilus geschwiegen? Und soll er darum etwas gar nicht kennen, weil er davon schweigt, und aus guten Gründen schweigen muss? — αἱμακουρίαις — *Satiari sanguine dicebantur manes precibus evocati sacrisque quodammodo interesse visi.* Hr. D. folgt also der Ableitung des Wortes von κορέννυμι. Aber dann war doch zu zeigen, nach welcher Analogie ο in ου habe können verwandelt werden. So lange das nicht darge-

than ist, wird χείρειν für die Wurzel gelten müssen, und dann fragt sich, was das Wort ursprünglich bedeutet habe. — *Vs.* 92. — τὸ δὲ κλέος *seq. Nihili est: Gloria Pelopis longe splendet aut e longinquo splendet in curriculis. Iunge potius* κλέος ἐν δρόμοις, *h. e. gloria parta in curriculis, ut saepe Pindarus.* 87
— Porro cum δρόμοις *iunge utrumque genitivum; ac* Πέλοπος δρόμοι *sunt in quibus Pelops olim certavit, et* Ὀλυμπιάδων δρόμοι *dicti, ut Pyth. I,* 32. Πυθιάδος ἐν δρόμῳ. *Iam verte: Gloria autem longe splendet parta Olympicorum ludorum in curriculis Pelopiis. Est enim hic nexus loci: Laudans poeta Pelopem etiam tunc cultum et celebratum, et sic ad praesentia tempora paulatim rediens, dicit: Nunc autem pro heroe colitur, tumulum habens celeberrimum, gloria autem, quae paratur in curriculis eius, maxima est. Alii vertent: Gloria Pelopis parta in curriculis Olympicorum ludorum, h. e. ubi instituti ludi Olympici. Sed minime placet repetitio certaminis olim a Pelope facti laus: aptior et nervosior praesentium cursuum memoratio cum Pelopis laude iuncta.* Da Herr D. den eigentlichen Inhalt des Gedichts gar nicht begriffen hatte, ist es kein Wunder, dass er unsicher umhergreifend auf eine Erklärung gerieth, die nicht bloss von der Absicht des Dichters ganz fern lag, sondern auch einen überhaupt fremdartigen, matten, tautologisch ausgedrückten Gedanken giebt, und eine der schönsten Stellen des Gedichts ganz verdirbt. Fremdartig ist der Gedanke, weil, da alles Vorausgegangene den Ruhm des Pelops betrifft, nicht abzusehen ist, wie damit ohne alle Veranlassung der Ruhm der gegenwärtigen Olympischen Sieger zusammenhänge; matt ist er, weil ein unnützer mit dem ganz überflüssigen Worte Πέλοπος beschwerter Satz keine Wirkung thun kann; tautologisch ausgedrückt ist er, weit dasselbe gleich in den folgenden Worten ἵνα ταχυτὰς u. s. w. wiederkehrt. Was Herr Dissen *nihili* nennt, ist

ist vielmehr das einzig Wahre. Denn da der Zweck des Dichters war, die Olympischen Spiele zu verherrlichen, welche ihn auf die Erzählung von Pelops leiteten, so kehrt er nun zu seinem Ziele zurück, indem er nun das geheiligte Grabmal des Pelops an dem Alpheus bei dem vielbesuchten Altare erwähnt, und diese Rede mit den Worten, die alles zusammenfassen, schliesst; „fernhin strahlt in der Olympiaden Wettläufen des Pelops Ruhm.“ Als das Hauptwort ist *Πέλοπος* kräftig ans Ende gesetzt. Nun, da die Olympiaden genannt sind, strömt in vollem Strome die Rede fort; die Schnelligkeit der Füsse, die Blüthe der kühn angestrengten Kraft, die lebenswierige süsse Heiterkeit preisend, „wegen des Kampfes.“ Auch diese Worte stehen sehr nachdrucksvoll zuletzt in der Periode, und zu Anfang der Strophe; Worte, über die Hr. D. folgendes sagt: ***Boeckh. quantum quidem certamina praestare possunt. cf. Blomfld. ad Aesch. Pers.*** **343.** ***Religiose dictum.*** Die Erklärung ist ganz matt, und würde den eben ausgesprochenen Ruhm des Glückes mindern, anstatt ihn zu erhöhen. Was ***religiose dictum*** heisse, mögen Andere errathen. — Beiläufig sey gesagt,
88 dass *Πέλοπος* auf ähnliche Weise am Ende des Satzes Ol. III, 23. steht, wo Hr. D. mit Hrn. Böckh, gegen Aristarchs richtige Meinung, *Κρονίου Πέλοπος* verbindet, ohne zu bedenken, dass Pindar, wenn er dieses gemeint hätte, *Κρονίδα* gesagt haben würde. — ***Vs.*** **104.** *καλῶν ἴδριν* ***Boeckhius musices peritum intelligit, nisi est, qui*** *καλὰ* ***peragere novit, ut certaminum studium significetur, quod propter sequentia vix hic praeteriri poterat. Atque ita Tafel.*** Unstreitig kann hier nur von Wettkämpfen die Rede seyn, und Hr. D. hätte nicht so furchtsam sprechen sollen. — *ὕμνων πτυχαὶ* — ***Boeckhio meo sunt „artificiosi flexus numerorum, harmoniae, saltationis, non tamen proprie et unice ob strophas antistrophasque et epodos.“ Mihi potius ad fabulae supra lectae propositam interiorem rationem respicere et hoc***

dicere videtur Pindarus, insigniorem se neminem reconditis poesios recessibus ornaturum. πτυχαὶ *enim sunt valles et recessus, veluti aetheris, cf. Elmsl. ad Eurip. Med. p. 1264. inprimis vero montium, ut Olympi, Pindi, Pelii, Parnassi, Idae, quod notissimum. Tribuebat haud dubie multum propositae a se emendationi fabulae, atque est ea decus carminis pulcherrimum; commode igitur exquisitiora haec propter viri excellentiam dicta significat. Rariores verborum significationes classicus scriptor curare debet, ut a ceteris quae dixit, intelligi possint; quare haec quoque metaphora per se obscurior ad huius carminis rationem recte mihi revocata videtur. Ac non semel Pindarus hoc modo explicandus. Ceterum conf.* μυχοὺς Πιερίδων *Pyth. VI,* 49. Die μυχοὶ Πιερίδων gehören offenbar nicht hierher. Die natürlichste Erklärung ist die des Scholiasten, dass die Strophen gemeint sind, allerdings auch mit Beziehung auf die musikalische Abwechselung, wie Hr. Böckh will. Aber was Hr. D. mühsam ausgesonnen hat, würde weder Hiero, noch irgend ein anderer Zeitgenosse des Dichters verstanden haben. — *Εἰ δὲ μὴ ταχὺ λίποι, — Κρόνιον,* ist richtig erklärt, aber wenn Hr. D. sagt: *simul* ἅρμα ϑόον *tibi* Λύδιον *Pelopis* ἅρμα *in mentem revocabit,* so gebietet er an etwas zu denken, an das niemand denken wird noch denken soll. Ist denn ein Wagen nur schnell, wenn er mit dem Lydischen des Pelops verglichen wird? — Zu ἀλκᾷ wird angemerkt: *Dativus est exquisitior.* Also scheint Hr. D. der Meinung zu seyn, dass ἀλκᾶς das natürlichere wäre. Allein es fragt sich, ob nicht ἀλκᾷ als eigentlicher Dativ zu nehmen sey, in der Bedeutung von ἐπικουρίᾳ, βοηϑείᾳ, in dem Sinne, in dem gleich vorher und anderwärts ἐπίκουρος gesagt ist. — *Vs.* 113. *Quamquam* ἐπὶ *in aliis loquutionibus est propter, nunc tamen hoc sensu Pindarus dixisset, opinor,* ἄλλοισι δ' ἄλλοι μεγάλοι, *alius alia re magnus;*

quare vertam: *Super aliis alio magni, h. e.* 89*alius alio maior.* Das ist erstens gar nicht Griechisch, zweitens ein unpassender Gedanke. Nicht dass einer grösser als der andere, sondern dass einer hierin, der andere darin gross sey, wollte und musste der Dichter hier sagen. Und er sagt ἐπ᾽ ἄλλοισι, weil in μεγάλοι der Begriff von καυχώμενοι liegt. — *Vs.* 115. — τοσσάδε, *aeque diu s. per vitam meam.* Durch diese nicht einmal den Worten angemessene Erklärung wird der Gedanke matt. Τοσσάδε bezieht sich, wie νικαφόροις zeigt, auf die Siege. „Und möge ich jedesmal den Siegern“ (so oft sie siegen: er denkt an den Hiero) „mit meinem Gesange zur Seite stehen.“

So weit die Erklärung der ersten Olympischen Ode. Nicht überflüssig dürfte die Bemerkung seyn, dass Hr. D. sich in Ansehung des Historischen und Chronologischen gänzlich auf Hrn Böckh verlassen, und dessen Angaben ohne eigene Prüfung angenommen hat. Wenn nun aber auch Hr. Böckh in dieser Rücksicht vorzügliches Verdienst hat, und mit grossem Fleisse alles was dahin gehört, auszumitteln bemüht gewesen ist, so scheint doch manches nicht mit der gehörigen Klarheit vorgetragen zu seyn, oder noch einigem Zweifel zu unterliegen, oder noch hier und da ergänzt und berichtigt werden zu können. Man würde es daher mit Dank erkennen müssen, wenn Hr. D. sich nicht begnügt hätte, ganz kurz die Ergebnisse von Herrn Böckhs Untersuchungen anzugeben oder als ausgemacht anzunehmen, sondern wenn er mit eigner Forschung nach ihrer Richtigkeit gefragt, und was etwa dann noch Anderes oder Neues hervorgegangen wäre, aufgestellt hätte. Es würde zu weit führen, wenn wir auf diesen Theil der Erklärung eingehen wollten: allein, da wir einmal über die erste Olympische Ode gesprochen haben, scheint es nicht unzweckmässig, wenigstens eine Frage in Anregung zu bringen, deren Beantwortung, wenn sie so, wie wir vermuthen, ausfallen sollte, auch für dieses Gedicht nicht ohne Bedeutung seyn würde. Die Be-

antwortung selbst jedoch, die einer weitläuftigen Erwägung aller Momente bedarf, lassen wir für jetzt dahin gestellt seyn.

Immer ist uns in der dritten Olympischen Ode die Stelle Vs. 75. anstössig gewesen:

εἰ δ' ἀριστεύει μὲν ὕδωρ, κτεάνων δὲ χρυσὸς αἰδοιέστατον,
νῦν γε πρὸς ἐσχατιὰν Θήρων ἀρεταῖσιν ἱκάνων ἅπτεται
οἴκοθεν Ἡρακλέος σταλᾶν.

Denn obgleich Pindar manche Gedanken mehrmals anbringt, so pflegt er sie doch wenigstens im Ausdruck zu variiren. Dass er aber hier nicht etwa das Wasser oder das Gold allein, sondern beides, beides in derselben Ordnung, beides fast mit denselben Worten, wie in der ersten Olympischen Ode, und an einer Stelle, wo man nicht recht einsieht, wie er gerade auf diese Vergleichung kam, nennt, fällt so unangenehm auf, dass 90
man sich der Vermuthung nicht erwehren kann, es liege hier eine absichtliche Anspielung auf den Anfang des Gedichts an Hiero zum Grunde. Ist diesem so, so folgt, dass, wenn Herr Böckh den Sieg des Theron mit Recht der 76sten Olympiade zuschreibt, auch das erste Gedicht an den Hiero auf den in dieser, und nicht in der 77sten Olympiade erlangten Sieg gemacht ist. Denn das dritte Gedicht bezieht sich auf denselben Sieg, der im zweiten besungen wird, ist aber etwas später gemacht, um bei den Theoxenien in Agrigent gesungen zu werden, Auf diese Weise ist also eine Anspielung in ihm auf das Gedicht an Hiero chronologisch möglich; sodann auch gar nicht unwahrscheinlich. Denn diese Gedichte, die einen Theil des Siegesruhms ausmachten, mögen damals sehr schnell verbreitet worden seyn, so dass man also auch in Agrigent schon die selbst im Alterthum etwas befremdliche Sentenz, *ἄριστον μὲν ὕδωρ*, mag besprochen haben. Insofern wäre schon eine Veranlassung vorhanden gewesen, diese Sen-

tenz zu wiederholen, und man könnte sich mancherlei Tadel oder Spott denken, den die Belobung des Wassers, besonders vielleicht von Weintrinkern, erfahren hätte, weswegen Pindar sie auch hier mit einer gewissen Hartnäckigkeit hätte wiederholen wollen. Indessen lässt sich wohl eine bessere und wahrscheinlichere Vermuthung aufstellen. Bei der mehr scheinbaren als wahren Freundschaft zwischen Theron und Hiero muss dem erstern eine leise Andeutung eines Vorzugs vor dem Hiero keineswegs unangenehm gewesen seyn. Wenn daher Pindar auf ein Gedicht anspielt, in welchem der Sieg, den Hiero durch sein Rennpferd Pherenikus erlangt hatte, besungen worden war, so knüpft sich daran von selbst der Gedanke, dass Theron einen noch glorreichern Sieg, den Wagensieg, davon getragen hatte. Aber nicht genug. Denn siegten beide in der 76sten Olympiade, und bezeichnen die Worte in dem Gedichte an Hiero, ἔτι γλυκυτέραν κεν ἔλπομαι σὺν ἅρματι θοῷ κλεΐξειν, wie wir oben bemerkten, einen Trost für den jetzt noch nicht erreichten Wagensieg: so wird es wahrscheinlich, dass der Wagen des Hiero von dem des Theron besiegt worden ist, und um so bedeutsamer würde jene Erinnerung daran erscheinen. Auf diese Weise würde sich zugleich die oben gegebene Erklärung der angeführten Worte aus dem ersten Gedichte bestätigen, und die auffallende Stelle in dem dritten nicht nur das Anstössige verlieren, sondern sogar noch eine besondere Bedeutsamkeit erhalten.

Das angeführte wird hinreichen den Leser in den Stand zu setzen, ein Urtheil über Herrn Dissens Arbeit zu fällen. Rec. hat geglaubt, mehrentheils die eignen Worte des Herausgebers anführen zu müssen, damit ihm nicht der Vorwurf gemacht werden könnte, die Meinung desselben nicht treu wiedergegeben zu haben. Dass er derselben in den meisten Puncten nicht beitre-
91 ten kann, beklagt er um so mehr, je mehr er Herrn Dissen als einen gelehrten, scharfsinnigen, wahrheit-

liebenden, und humanen Mann achtet und schätzt. Aber in der Wissenschaft darf nur gelten, was aus redlichem Streben nach Wahrheit hervorgegangene Ueberzeugung ist, und diese ist Rec. sich bewusst ausgesprochen zu haben.

UEBER DIE BEHANDLUNG DER GRIECHISCHEN DICHTER BEI DEN ENGLÄNDERN NEBST BEMERKUNGEN ÜBER HOMER UND DIE FRAGMENTE DER SAPPHO*).

Die Idee einer Wissenschaft ist und kann nur eine seyn, und es muss daher als eine billige und gerechte Forderung erscheinen, dass diese Idee jedem, der in der Wissenschaft arbeitet, als das Ziel vorschwebe, dass er zu erreichen, oder zu dessen Erreichung er hülfreiche Hand zu leisten habe. Gleichwohl zeigt die Erfahrung oft gerade das Gegentheil, und die Vervollkommnung der Wissenschaften scheint vielmehr einem Naturgesetz unterworfen zu seyn, nach welchem sie, wenn auch auf mancherlei Abwegen und Umwegen, doch im Ganzen fester und sicherer fortschreitet, als es vielleicht bei der planmässigsten Behandlung geschehen würde. Denn wie lobens-

*) Aus den Wiener Jahrbüchern 1831. LIV. Band.

werth es auch ist, die Idee des Ganzen vor Augen zu
haben, so leidet doch gewöhnlich bei der hierzu erforder-
lichen Vielseitigkeit das Einzelne, und dadurch am Ende
auch wiederum das Ganze; dagegen, wo sich alle Kraft
auf das Einzelne wirft, ein solcher Theil in Kurzem
bedeutende Fortschritte macht, und, indem hier eine si-
chere Grundlage erlangt worden, nun auch andere Theile
desto schneller und zuversichtlicher nachrücken können.
Daher pflegt die Besonderheit eines einzelnen ausgezeich-
neten Mannes, oder die Eigenheit eines ganzen Volkes
grossen Einfluss auf den Gang einer Wissenschaft zu
haben, und, wenn auch oft eine Zeitlang hemmend, doch
am Ende fördernd zu wirken. Denn wie jeder einzelne
Mensch, seiner Anlage, seiner Bildung, seinen äussern
Verhältnissen nach, seinen eigenen Weg geht, so geben
auch ganzen Völkern ihr angeborner Sinn, ihre Bildungs-
anstalten, ihre Sitten und Einrichtungen eine eigene Rich-
tung in Behandlung der Wissenschaften. Für die Phi-
lologie, von der hier gesprochen werden soll, ist in neuern
Zeiten, nachdem die weniger auf grammatische Genauig- 218
keit, als auf reiche und von grosser Belesenheit zeugende
Phraseologie ausgehende holländische Schule sich ziem-
lich verloren hatte, in Deutschland aber theils eine ärm-
liche pedantische Wortklauberei, theils ungründliche Ober-
flächlichkeit eingerissen war, England besonders wichtig
worden, und es muss anerkannt werden, dass von dort
aus ein neuer Anstoss begonnen hat, dessen Früchte nach-
her in Deutschland zu einem bedeutenden Grade der Reife
gediehen sind. Von Natur zur Bedächtigkeit und Gründ-
lichkeit hingeneigt, durch den Schulunterricht und die
Einrichtung ihrer Universitäten fast einseitig auf das
Studium der Klassiker hingeleitet, durch ihre Sitten und
bürgerliche Verfassung an strenge Gesetzlichkeit und an
Ergeben in die Entscheidung von Stimmenmehrheit ge-
wöhnt, halten die Engländer sehr viel auf Auctori-
tät, und sind geneigt, wo es auf Gründe und Beweise
ankommt, dieselben aus dem Vorrathe der Erfahrung zu
entnehmen, und sie folglich wie auf Thatsachen beruhende

Zeugnisse mehr zu zählen als zu wiegen; was aber die-
sem Verfahren sich in den Weg stellt, und zu freisinni-
ger Prüfung auffordert, dem widerstreben sie nicht selten,
besonders wenn es von Ausländern herrührt, da gegen
diese ihr Nationalstolz leicht ein Vorurtheil fasst. Aus
eben dieser Ursache erhalten bei ihnen ausgezeichnete
Landsleute leicht ein so unbeschränktes Ansehen, dass
deren Aussprüche als unbestreitbare Wahrheit gelten.
Wo sie fühlen, dass nur mit Gründen, und nicht durch
Auctoritäten und Zeugnisse entschieden werden kann,
fehlt es ihnen meistens an philosophischer Schule: daher
sie in solchen Fällen leicht weitschweifig werden, und die
entscheidenden Punkte übersehen. Doch dabei sind sie,
einzelne leidenschaftlichere Gemüther ausgenommen, aller-
meist höchst rechtlich und gerecht, und geben mit ruhi-
ger Prüfung und strenger Unparteilichkeit einzig der
Wahrheit die Ehre, eben so willig den eigenen Irrthum
eingestehend, als fremdes Verdienst anerkennend: wie sie
denn auch immer mehr, selbst was im Auslande geleistet
wird, mit grosser Gerechtigkeitsliebe würdigen und hoch-
schätzen. Da sie in den Schulen viel zu Uebungen in
griechischen und lateinischen Versen angehalten werden,
so sind ihre philologischen Studien vornehmlich auf die
Dichter, besonders auf die griechischen gerichtet. Die
lateinischen scheinen sie mehr fleissig zu lesen, als zu
bearbeiten. Daher es wohl kommen mag, dass sie mit dem
Geiste derselben vertraut, sehr gute lateinische Verse machen,
während ihre lateinische Prosa selten gut, oft sogar feh-
lerhaft ist, einzelne treffliche Beispiele abgerechnet, wie
des Dr. Parr berühmte Vorrede zu dem Bellendenus.
Ihre griechischen Verse stehen dagegen den lateinischen
219 weit nach, und sind manchmal mehr Centonen, denn eigene
Gedichte, ein Zeichen, dass mehr Studium, als Auffas-
sen des griechischen Geistes zum Grunde liegt. Doch
wollen wir damit keineswegs einen Tadel ausgesprochen
haben, der nicht uns Deutsche eben so gut, oder noch
weit mehr träfe. Auch ist es überhaupt keine allzuleichte
Sache, griechische Verse zu machen, die ein echtes Ge-

präge des Alterthums trügen: und sollte jeder, der einen griechischen Dichter herausgiebt, seiner Ausgabe nur einen Prolog von zwanzig Versen vorsetzen müssen, so würde das sicher die treffendste Recension seiner ganzen Ausgabe seyn. Diese Beschäftigung mit den Dichtern hat die Aufmerksamkeit der Engländer vor allen Dingen auf das Versmaas und die Prosodie gelenkt, einen Weg, auf welchem ungemein viel Gutes und Richtiges, und zwar vornehmlich für die Sprache, zu Tage gefördert worden, während in der Metrik selbst die zu mechanische Behandlung derselben nicht selten zu nichts als vergeblicher Bemühung führte.

Wir können hier nicht Richard Payne Knights Homer unerwähnt lassen, der zu London 1820 in einem Quartbande, von dem nur eine geringe Anzahl Exemplare abgezogen worden, mit weitläuftigen Prolegomenen erschienen ist, die wenig verschieden schon früher in dem *Classical Journal Nro.* 14—16., und daraus wieder von Ruhkopf in Leipzig 1816 abgedruckt waren; ingleichen mit einem Anhange kritischer Noten. Bentley, der, auch wo er irrte, grossartig war, hatte den Gebrauch des äolischen Digamma bei dem Homer bemerkt, und mit gewohnter Kühnheit einen Versuch zu dessen Herstellung gemacht. Andere hielten den einen gefundenen Pfeiler des grossen Gebäudes für das Gebäude selbst, und meinten, wenn sie diesen auspolirten, den Homer hergestellt zu haben. Fr. Aug. Wolf verspottete mit unvorsichtiger Leidenschaftlichkeit dieses allerdings mit sehr unsicherer Hand durchgeführte Unternehmen, und verlor sich daher so weit in der entgegengesetzten Richtung, dass er nachher, um den Schein eines Rückzugs zu vermeiden, einen ionischen Hauch zugebend, die Sache liegen liess; wie denn überhaupt seine Homerische Kritik in den letzten Jahren seines Lebens, da er mit neuen Untersuchungen fortzugehen unbequem fand, unsicher wurde. Hätte Bentley das Bekanntwerden der venetianischen Scholien erlebt, so würden sich seine Ansichten sehr erweitert haben, und er hätte sich vielleicht mit seiner ganzen Kraft

auf den Homer und die alte epische Poesie geworfen: woraus unstreitig wichtigere Ergebnisse, als die Einführung des Digamma, würden hervorgegangen seyn. Allein jedes Zeitalter hat bestimmte Grenzen, und nur langsam und allmälich werden die Trümmer der Vorwelt aus dem
220 Schutte darüber hingesunkener Jahrhunderte und Jahrtausende ausgegraben. Wolf hat das grosse Verdienst, neben schärferer und festerer Kritik der Homerischen Gedichte im Einzelnen, den Glauben an die Einheit derselben so stark erschüttert und fast zerstört zu haben, dass die dadurch bewirkte allgemeine Aufregung nicht nur zu manchen sehr wichtigen Erörterungen Veranlassung gegeben hat, sondern man auch, vor dem geöffneten Abgrunde zurückbebend, jetzt wieder sucht zu dem alten Glauben zurückzukehren, wozu der treffliche Nitzsch durch die gründlichen Untersuchungen einen sichern Weg zu bahnen scheint, in welchen er die Wolfischen Behauptungen einer strengen Kritik zu unterwerfen, und in manchen Punkten ihre Irrigkeit und Unsicherheit zu zeigen angefangen hat.

In England war es nicht zu verwundern, dass, wie man auch von Wolfs Ansichten denken mochte, man doch, was den Text im Einzelnen anlangt, die Entdeckung des grossen Landsmanns in Rücksicht auf das Digamma festhielt. Allein dass diess auf eine andere Weise hätte geschehen sollen, als es Payne Knight versucht hat, liegt vor Augen. Dieser Mann, eingenommen gegen die Wolfische Meinung, bestreitet dieselbe, jedoch mit so schwachen Gründen, und mit so ungenügender Berücksichtigung der vielen Dinge, worauf es hierbei ankam, dass es nicht nöthig ist, ein Wort darüber zu verlieren. Er selbst ist der Meinung, die Homerischen Gedichte seyen älter als die des Hesiodus, und unter ihnen wieder die Ilias älter als die Odyssee. Aber auch für diese Behauptungen sind die Beweise unzureichend und unhaltbar. Es bleibt daher nur die Form übrig, in der er diese beiden Epopöen gegeben hat, von der wir hier etwas sagen können. Diese Form wird nun wohl niemand für etwas

anders, als für einen gänzlichen Missgriff erklären. Denn es ist an sich einleuchtend, dass es ihr an zwei wesentlichen Erfordernissen fehlt, einmal dass ein wirkliches und völlig gesichertes Beispiel jener alten Sprache vorhanden wäre; denn in welcher Gegend und zu welcher Zeit hat man so gesprochen? sodann, dass wir sichere Nachrichten über den Gebrauch des Digamma, und besonders auch in wiefern es consequent angewendet worden, besässen. Daher sind die Homerischen Gedichte, so wie sie Payne Knight gegeben hat, unerachtet manches Guten, das in den Prolegomenen gesagt ist, doch aus der Luft gegriffene Missbildungen, die sich nicht besser ausnehmen, als der Name *ϜιλϜιάς*.

Es liegt in der Natur der Sache, dass es kaum eine schwierigere Aufgabe geben könne, als eine sichere Homerische Kritik. Da diese Gedichte das älteste sind, was wir nicht bloss von der Poesie, sondern überhaupt von den Schriften der Griechen haben, so können die 221
Grundsätze ihrer Beurtheilung nur aus ihnen selbst genommen werden. Aber ausser den allen Schriften des Alterthums gemeinsamen, wenn auch glücklicherweise in diesen Gedichten viel seltenern Irrungen der Abschreiber, bieten sich hier vorzüglich folgende Punkte dar, auf deren Erörterung es ankommt. Erstens die vielbestrittene Frage, ob die Homerischen Gedichte ursprünglich niedergeschrieben, oder bloss von Mund zu Mund überliefert worden, eine Frage, die, wenn für die schriftliche Abfassung entschieden werden sollte, doch nach den von Nitzsch angestellten scharfsinnigen und gründlichen Untersuchungen wenigstens auf eine weit frühere Zeit führt, als in welche die von Wolf angenommene späte Sammlung und Niederschreibung der beiden grossen Epopöen fällt. Allein eine nicht bloss auffallende, sondern völlig unerklärliche Erscheinung wäre es, wie wir auch bei Beurtheilung der Nitzschischen *Meletemata* in den Göttinger Anzeigen von K. O. Müller, dessen Ansicht ganz mit der unsrigen übereintrifft, bemerkt sehen, dass der unverkennbare Gebrauch des Digamma, wenn diese Gedichte

gleich anfangs wären niedergeschrieben worden, so ganz spurlos in der Schrift sollte verschwunden seyn. Wäre aber das Digamma je geschrieben worden, wovon jedoch nichts bekannt ist, so würde daraus nur folgen, dass wir die ursprüngliche Orthographie nicht mehr haben; allein das ist ein blosses negatives Ergebniss, das noch keineswegs zu Einführung einer andern Orthographie berechtigt, da wir diese gar nicht kennen, und, dafern die Gedichte anfangs gar nicht geschrieben wurden, nicht einmal kennen können; ja selbst wenn wir sie kennten, ihre Einführung bei den mannigfachen Veränderungen, die der Text erlitten hat, nicht möglich wäre.

Eine zweite, noch gar nicht gehörig in Erwägung gezogene Schwierigkeit machen die von fremder Hand herstammenden Einschiebsel, Variationen und Veränderungen, die sich zum Theil nachweisen lassen, zum Theil nur vermuthet werden können.

Hierzu kommen drittens die Zusätze und Abänderungen, welche die Bearbeiter und Ordner dieser Gedichte gemacht zu haben scheinen. Auch diese lassen sich hier und da mehr oder minder bemerklich machen.

Endlich viertens tritt zu diesem allen noch die Ueberarbeitung der Grammatiker hinzu, die bald aus historischen, bald aus moralischen, bald aus ästhetischen, meistens aber aus grammatischen Gründen diese Gedichte nach ihren Ansichten umgestalteten.

Wenn wir auf diese Weise einen durchaus unsichern Text vor uns haben, was soll da den Kritiker leiten, der einen Homer, mit dem man zufrieden seyn könnte, herstellen wollte? Offenbar ist, was Payne Knight gelei-
222 stet hat, wenn auch der Idee nach nicht zu tadeln, doch in der Ausführung unmöglich. Er wollte das Unechte ausscheiden. Was ist dieses aber? Die Nachrichten der Scholiasten reichen nicht zu. Die Vernachlässigung des Digamma eben so wenig, besonders da ja manche Wörter bisweilen auch nicht digammirt seyn konnten, wie auch in andern Fällen die Formen wechseln, und wie selbst die äolischen Dichter nicht consequent im Gebrau-

che des Digamma sind. Sodann welche Bürgschaft haben wir, dass mit Herstellung des Digamma alles gethan sey, da sich doch wohl denken lässt, wenn in einem Punkte geändert wurde, werden eben so gut auch manche grammatikalische Härten und rhythmische Freiheiten, die sich die älteste Poesie erlaubt hat, verbessert und ausgeglättet worden seyn? Ferner, wenn nicht alles von einem Dichter ist, wenn manches Zusätze, Variationen, Veränderungen anderer, sey es gleichzeitiger oder auch viel späterer Dichter, sind: was ist da echt, was unecht? und ist nicht das Echte unecht, das Unechte echt, je nachdem es in dieser oder jener Beziehung betrachtet wird? Wir glauben das an den Homerischen Hymnen evident gezeigt zu haben, und mit gleicher Sicherheit lässt es sich an der Hesiodischen Theogonie und dem Schilde des Hercules nachweisen. Endlich aber ist gar das, was uns als das Wahre gegeben wird, ein blosses Luftgebild, dessen jemaliges Vorhandenseyn durch kein Beispiel dargethan werden kann.

Einen andern, unstreitig bessern und sicherern Weg, aber nicht mit durchgängiger Consequenz, da doch manchmal ein richtiges Gefühl siegend dazwischen trat, befolgte Wolf, indem er die Recension des Aristarch, als des verständigsten, einsichtsvollsten Grammatikers, möglichst herzustellen bemüht war. Aber auch das ist theils nicht überall möglich, theils gewährt es doch nur eine einseitige Ansicht, und giebt uns eigentlich immer noch nicht den wahren Homer.

Dieser ist, wenn wir uns richtig ausdrücken wollen, zwiefach. Unter dem einen verstehen wir die Ilias und Odyssee so, wie diese Gedichte, als sie eine feste Gestalt erlangt hatten, für Griechenland als Homer galten. Fragt man, was zu thun seyn möchte, um ihnen diese Gestalt möglichst wiederzugeben, so dürfte bei den vielfachen Schwierigkeiten der Sache wohl das Richtigste und Vernünftigste seyn, als Prinzip der Kritik die Idee der alten epischen Poesie der Griechen überhaupt anzunehmen. Dieser Begriff scheint beim ersten Anblicke sehr unbe-

stimmt und schwankend; diess verliert sich jedoch bei
näherer Betrachtung. Denn wie auch immer die Homerischen Gedichte im Einzelnen umgearbeitet und ver-
223ändert seyn mögen: das allermeiste ist man doch berechtigt für unverfälscht anzusehen. Ein Geist weht durch das Ganze; ein Ton klingt überall durch; ein Bild von Gedanken, Sprache, Rhythmus steht unveränderlich fest; und wird dieser Totaleindruck grossartig aufgefasst; werden die Züge, in denen sein Wirken besteht, mit scharfer Beobachtungsgabe, ohne Spitzfindigkeit, die allemal auf Irrwege führt, entdeckt und hervorgezogen: so entsteht allmälich eine klare Vorstellung von dem, was in Form der Gedanken, der Rede, des Rhythmus das Eigenthümliche dieser Poesie ist, einer Poesie, die wir nicht nehmen dürfen, wie sie in einzelnen Worten und Versen entweder von ihren Urhebern mag gegeben worden seyn, oder durch die Bearbeiter der Gedichte wirklich gegeben ist, sondern wie sie für Griechenland als Norm gestaltet war, als sie im Munde der Griechen, von denen wir Kunde haben, aller Orten gesungen wurde. In Deutschland ist zu diesem Behufe viel Erspriessliches geleistet worden; vieles ist aber auch, was noch sehr einer genauen und unbefangenen Prüfung bedarf. Wenn Buttmann sehr schätzbare Bemerkungen über Wortbildungen aufgestellt; wenn Thiersch der Lehre von der Verbindung der Sätze besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat: so ist doch in beiden Fächern noch vieles zu thun übrig, und ins besondere auf den Gebrauch der Partikeln noch nicht durchgängig mit der Schärfe geachtet worden, die zu richtigem Verständniss und sicherer Kritik nöthig ist. Etwas besser steht es um die Gesetze, nach denen sich die Tempora und Modi richten. Die schwierige Frage nach dem Gebrauch des Digamma hat man meistens einseitig beantwortet, indem sie gleich von Anfang nicht richtig gestellt war. Man hätte unterscheiden sollen, in welchen Wörtern ein Hauch, der die Stelle eines Consonanten vertrat, feststehend war, und folglich stets seine Wirkung äusserte, wie ihn die Pronomina *ἕο, οὗ, ἕθεν*,

οἷ, ἕ haben; in welchen Wörtern er hingegen als nichtfeststehend angesehen wurde, und mithin der Hiatus nicht als ein Zeichen gelten kann, dass in manchen Stellen die Elision oder Kürze einer mit einem Consonanten endigenden Sylbe fehlerhaft sey. Ingleichen hätte man bedenken sollen, dass dieser Hauch nicht überall gleich gelautet, sondern in manchen Wörtern stärker, in andern schwächer geklungen habe, und, nachdem er einem *w*, *wh*, *gu*, *qu* entsprach, auch wohl eine vorhergehende Elision zugelassen oder nicht zugelassen haben möge. Ein ganz verunglückter Gedanke aber ist es, dieses Digamma durch ein Schriftzeichen einführen zu wollen, da, wie immer es mag ausgesprochen worden seyn, es doch bei der Aufzeichnung der Homerischen Gedichte kein Schriftzeichen erhalten hat, und daher, wo es dennoch durchaus in der Schrift angedeutet werden musste, durch einen andern Buchstaben, wie in εὔαδεν und καυάξαις, 224
oder durch Verdopplung des mit ihm verbundenen Consonanten, wie in ἔδδεισεν, bezeichnet wurde, wo uns noch überdies niemand mit Sicherheit gezeigt hat, ob es vor oder nach dem δ zu setzen sey.

In einer andern Bedeutung nehmen wir den Namen Homer, wenn wir darunter nicht die Ilias und Odyssee in ihrer vollendeten Gestalt, sondern nach der Wolfischen Ansicht die einzelnen alten Gesänge verstehen, aus denen diese grösseren Gedichte zusammengefügt sind. In diesem Sinne, die Richtigkeit der Wolfischen Meinung vorausgesetzt, ist es im Ganzen unmöglich, den wahren Homer wieder herzustellen. Allein die Unmöglichkeit darf nicht abschrecken, wenigstens so weit zu gehen, als es einer verständigen und besonnenen Vermuthung erlaubt ist. Wie unsicher nun auch die Zeit seyn mag, in welcher die Homerischen Gesänge gedichtet sind, so lassen sich doch sehr merklich drei ganz verschiedene Elemente unterscheiden, Vorhomerisches, Homerisches und Nachhomerisches. Unter Vorhomerischem, wovon wir weiter unten noch einmal sprechen werden, verstehen wir, was die Dichter, die wir unter dem Namen Homer zusammenfas-

sen, erkennbar aus alten Gedichten aufgenommen haben. Homerisches nennen wir die einzelnen Gedichte selbst, in denen sich, bei aller übrigen Uebereinstimmung, doch ein so verschiedener Geist ausspricht, und so manche einzelne Abweichungen gefunden werden, dass, auch wer sie sämmtlich einem und demselben Dichter zuschreiben will, doch mindestens annehmen muss, dass sie in sehr verschiedener Stimmung und grossen Zwischenräumen gedichtet seyen. Nachhomerisches aber lässt sich da nachweisen, wo entweder offenbare Nachahmung des Homerischen, oder Stücke angetroffen werden, von denen sich zeigen lässt, dass sie gedichtet sind, um andere Gedichte in Verbindung mit einander und in einen schicklichen Zusammenhang zu bringen. Ist diese Ansicht richtig, so ergiebt sich von selbst, wie vergeblich die Bemühungen derer sind, die in geographische und mythologische Dinge eine durchgängige Consequenz und Uebereinstimmung bringen wollen. Aber selbst wenn alles von einem einzigen Dichter herrührte, würde es eitle Mühe seyn, alles, was er bald aus ältern Gedichten, oder aus Sagen ohne genaue Kenntniss aufnahm, bald nach seiner Phantasie und seinem jedesmaligen Bedarf bildete und ausschmückte, in ein System zu bringen, und die flüchtigen Schatten gleichsam zu fixiren und zu verkörpern. Ueber Vossens Welttafel würden Homer und Hesiodus eben so erstaunt seyn, wie über die Chorographien des Himmels und der Unterwelt, die von fleissigen Gelehrten, als ob sie den Dante
225 vor sich hätten, nach langen und mühsamen Untersuchungen sind entworfen worden. Solches thun heisst dem Dichter verbieten, Dichter zu seyn, und ist etwas so fruchtloses, als wenn jemand die Ansichten der Sappho von dem Liebesgott in Einklang bringen wollte, von der Pausanias IX. 27, 3. ausdrücklich sagt: *Σαπφὼ δὲ ἡ Λεσβία πολλά τε καὶ οὐχ ὁμολογοῦντα ἀλλήλοις ἐς Ἔρωτα ᾖσε.*

Wir haben jetzt vom Homer so gesprochen, dass wir die gewöhnlichen schwankenden Begriffe zum Grunde legten, nach denen jene beiden grossen Gedichte entweder

beide von einem Verfasser, oder jedes von einem andern Dichter, oder beide von mehreren Urhebern ihrer einzelnen Theile herrühren sollen. Wie aber, wenn von allem diesen eigentlich nichts das Wahre wäre, und wir, indem wir von Homer sprachen, im Grunde nicht einmal wussten, wovon wir redeten?

Es scheint nicht unangemessen, hier einen erheblichen Zweifel gegen die Wolfischen Ansichten zur Sprache zu bringen, der bei näherer Betrachtung wohl eine Ausgleichung der entgegengesetzten Meinungen vermitteln könnte. Wenn die Homerischen Gedichte, wie Wolf behauptete, ursprünglich weder ein Ganzes, dergleichen in in der Ilias und Odyssee vorliegt, ausgemacht haben, noch zu einem solchen bestimmt waren wenn sie ferner nicht von einem Verfasser, sondern von mehreren, in derselben Schule gebildeten, und daher sich in allem, was zur Dichtkunst gerechnet wurde, gleichenden Dichtern gemacht worden sind: so sprechen dafür allerdings sehr starke Gründe: namentlich erstens die Unglaublichkeit, dass man in Zeiten, wo die Poesie durch mündlichen Vortrag mit dem Leben verwebt war, und man nicht Bücher las, den Gedanken gefasst habe, Gedichte von einem Umfange zu verfertigen, der für den Gebrauch ganz zwecklos gewesen wäre; sodann die Widersprüche, die sich in einigen Stellen dieser grossen Gedichte finden, und die Spuren von mangelndem Zusammenhange; ferner die nachweislichen Einschiebsel, um Zusammenhang und Ausgleichung des Widersprechenden hervorzubringen; endlich die merkliche Verschiedenheit mancher Theile in Geist, Ton, Sprache, Versbau. Wenn diese Gründe sich nicht eben allzuleicht beseitigen lassen, so stehen ihnen auf der andern Seite für die entgegengesetzte Meinung drei eben so starke, wo nicht noch stärkere Gründe entgegen: die Beschränkung auf einen so kleinen Theil der Troischen Begebenheiten; das Verstummen der epischen Poesie nach Homer; das grosse Ansehn der Homerischen Poesie in ganz Griechenland.

Gab es eine Schule von Homeriden, die nach dem
Vorbilde eines Meistersängers und nach einer gewissen
226 Disciplin sich bildeten, und theils Gesänge ihres Vorgän-
gers vortrugen, theils eigene verfertigten: so war diess bei
der grossen Einfachheit der Homerischen Poesie, bei der
ungemeinen Gefügigkeit der Sprache, bei der Menge den
Vers leicht ausfüllender Beiwörter und Formeln, bei dem
so vielfache rhythmische Abwechslungen gestattenden Bau
des heroischen Verses gar keine schwierige Kunst, und
das Improvisiren in heroischem Versmaasse und Home-
rischer Sprache musste mindestens eben so leicht seyn,
als es den Italienern unter nicht unähnlichen Bedingungen ist.
Je grösser nun diese Leichtigkeit ist, eine desto unbe-
greiflichere Erscheinung ist es, dass alle jene Dichter
sich einzig auf den Zorn des Achilles und die Heimkehr
des Ulysses sollten beschränkt haben. Wollte man auch
annehmen, dass das meiste, was nach dem Tode des
Hector vorgefallen seyn soll, erst von spätern Dichtern
ersonnen sey; wollte man selbst die Andeutungen dieser
Ereignisse, die in der Odyssee gegeben sind, für spä-
tere Zusätze ansehen: so ist es doch unglaublich, dass
nicht wenigstens der Untergang der vorzüglichsten Hel-
den, des Achilles und Ajax, besonders aber die Haupt-
sache des ganzen Krieges, die Eroberung und Zerstörung
der Stadt selbst, in besondern Gedichten besungen wor-
den wäre, zumal da diese Begebenheiten nicht nur Stoff
in reichlichem Maasse darboten, sondern auch die Zuhö-
rer, denen die Gesänge der Ilias und Odyssee vorgetragen
wurden, eben durch diese Gesänge noch begieriger wer-
den mussten, das Schicksal ihrer tapfersten Helden und
den Fall der Stadt, durch den ganz Griechenland nach
zehnjährigem Kampfe unendlichen Ruhm erlangt hatte,
ausführlich zu vernehmen. Aber keine Spur, nicht ein-
mal in einem dunklen Gerüchte, ist von solchen Home-
rischen Gedichten vorhanden, während man ihm doch ei-
nen Margites beilegte. Man kann dieses seltsame Räth-
sel nicht durch die Vermuthung lösen, dass diese Ge-
dichte sämmtlich untergegangen seyen. Denn das liesse

sich nur dann denken, wenn sie denen, die wir jetzt un-
ter Homers Namen haben, so weit an Werth nachgestan-
den hätten, dass sie gar keiner Beachtung werth gewe-
sen wären. Das aber würde geradezu der in der Natur
der Sache begründeten Annahme widersprechen, dass die
Homeriden in gleichem Geiste, mit gleicher Kunstfertig-
keit, und mit der Leichtigkeit gedichtet haben, an der
sich gar nicht zweifeln lässt. Aber selbst angenommen,
so unglaublich es auch ist, dass die Sänger, die durch
die Erzählungen von dem Zorn des Achilles und der
Rückkehr des Ulysses ganz Griechenland begeisterten,
und sich selbst einen unsterblichen Namen erwarben, in
der Beschreibung aller übrigen Begebenheiten des troi-
schen Krieges sich selbst so unähnlich gewesen wären,
dass man diese Gesänge nicht hören mochte: so ist es 227
doch ganz undenkbar, dass sich nicht wenigstens irgend
eine Nachricht, und wäre es selbst die von dem Unwer-
the dieser Gedichte, sollte erhalten haben. Wenn dem-
nach aus der Wolfischen Ansicht von der ionischen Sän-
gerschule die unabweisliche Nothwendigkeit folgt, dass
auch die übrigen Theile des troischen Krieges, und vor
allen die Eroberung der Stadt besungen worden, mithin
entweder die Ilias noch eine weit längere Epopöe geben,
oder nebst den beiden jetzt vorhandenen Epopöen noch
eine dritte aus jenen übrigen Gesängen zusammengezogen
werden musste: so bleibt es eine völlig unbegreifliche und
unerklärliche Erscheinung, dass von diesem allen, wie die
gänzliche Spurlosigkeit zeigt, nichts geschehen ist.

Hiermit hängt die zweite, eben so seltsame Erschei-
nung zusammen, das gänzliche Verstummen der Homeri-
schen Poesie. Gab es eine solche Dichterschule, wie
sie angenommen werden, so müsste doch nachgewiesen
werden können, wenn und warum sie so plötzlich auf-
hörte, dass nach der Ilias und Odyssee nichts weiter von
ihr ans Licht kam, und nur geraume Zeit nachher erst die
epische Poesie durch die sogenannten cyklischen Dichter
wieder ins Leben trat. Diess ist aber nicht nachgewie-
sen worden, und die Cykliker, wenn sie auch den Ho-

mer sich zum Vorbilde nahmen, werden doch so schroff
von ihm unterschieden, dass sie nicht als eine Fortset-
zung jener angenommenen ionischen Sängerschule, die
unter dem Namen des Homer und der Homeriden zu-
sammengefasst werden, angesehen werden können.

Diess tritt in ein noch helleres Licht durch die
dritte unerklärliche Erscheinung, das grosse Ansehen, in
welchem die Homerischen Gedichte in ganz Griechenland
gestanden haben. Homer heisst schlechthin der Dichter;
er wird allgemein als der älteste betrachtet, und von den
meisten für älter als Hesiodus gehalten, den die Unge-
wissheit der Chronologie mit ihm in Vergleichung bringt;
sein Ausspruch gilt überall als ein vollkommen gegrün-
detes historisches Zeugniss, und wird angeführt als Be-
weismittel in Zwistigkeiten von Städten und Stämmen
unter einander; ihm allein widerfährt diese Ehre im Al-
terthum, und was aus spätern Dichtern angezogen wird,
gilt entweder als aus Sagen und Meinungen geschöpft,
oder als Erfindung; ja die Cykliker selbst zeugen für
sein hohes Alter, indem sie den Stoff ihrer Gesänge aus
den bei ihm zerstreuten Andeutungen nahmen, und so ge-
wissermassen nur Commentatoren der Ilias und Odyssee
wurden. Denn diess hätte nicht geschehen können, wenn
Homer nicht schon damals in einem Ansehen gestanden
hätte, welches ihn gänzlich vor allen andern Dichtern
auszeichnete. Damit aber lässt sich der hohe Grad von
228 Vollendung, den die Homerischen Gedichte in der Dar-
stellung der Gedanken, der Sprache, dem Versbau ha-
ben, nicht wohl vereinigen. Denn da die Cykliker, so
viel sich aus den Fragmenten und überhaupt aus dem,
was wir von der epischen Poesie der Griechen wissen,
abnehmen lässt, in der Kunstfertigkeit wenig von dem
Homer unterschieden sind: so kann das Ansehen des
Homer nicht auf dieser Vollendung beruhen, sondern es
wird dazu noch ein bedeutender Abstand des Alters er-
fordert. Damit scheint aber eine solche Vollendung in
starkem Widerspruche zu stehen, indem diese Gedichte,
je älter sie wären, desto mehr Spuren von Mangel an

Vollendung zeigen würden. Es hilft hier nichts, zu sagen, was man allerdings mit Recht sagen kann, dass bei den Griechen, nachdem in irgend einer Gattung von Kunst ein ausgezeichnetes Muster hervorgetreten war, dieses als Richtschnur und Gesetz anerkannt wurde für jeden, der nachher in derselben Kunstgattung etwas erzeugen wollte. Denn wenn hieraus folgen musste, was auch wirklich gefolgt ist, dass Homer als Vorbild aller epischen Poesie galt: so würde doch auch noch das erfolgt seyn, was nicht erfolgt ist, dass man nun sogleich auch die übrigen troischen Begebenheiten und andere berühmte Thaten in ähnlichen Epopöen besungen hätte, welche dann gleichen Rang und gleiches Ansehen, wie die Homerischen, würden erlangt haben. Nun aber beruht offenbar das Ansehen des Homer nicht sowohl auf der Vortrefflichkeit seiner Gedichte, welche bloss die Ursache von der allgemeinen Verbreitung werden konnte, sondern auf dem Inhalte und den in den Gedichten erzählten Thatsachen. Zwar könnte jemand einwenden, eben diese allgemeine Verbreitung sey die Ursache jenes grossen Ansehens; und das ist allerdings wenigstens zum Theil wahr: denn geglaubt wird, was einem von Kindesbeinen an vorgesagt wird. Aber dann kommen wir wieder auf den ersten Punkt zurück, und können nicht begreifen, warum bloss der Zorn des Achilles und die Rückkehr des Ulysses besungen worden.

Fasst man nun dieses alles ins Auge, so möchte man wohl auf der einen Seite geneigt seyn, wieder zu dem Glauben an den einzigen Homer, der gerade nur jene beiden Gegenstände zum Stoff seiner Gesänge gemacht hätte, zurückzukehren; auf der andern Seite stehen nun wieder die oben für die entgegengesetzte Ansicht angeführten Gründe zu mächtig entgegen, als dass man sie nicht erst völlig beseitigt zu sehen wünschen müsste. Die gründlichen Forschungen, welche der gelehrte und scharfsinnige Nitzsch begonnen hat, werden nun wohl in ihrem weitern Fortgange zu glaubhaften Ergebnissen führen. Indessen möge ein Gedanke der Prüfung

229 ausgestellt werden, der, wie uns dünkt, den Streit heben, und allen Widerspruch der Ansichten auf eine ganz natürliche Art ausgleichen könnte. Einen nicht ganz unähnlichen, aber doch verschiedenen Gedanken finden wir von Nitzsch in den *Meletem. de historia Homeri* S. 112. in folgenden Worten ausgedrückt: *Ergo, ut dicam quod mihi nunc maxime probatur, Homerum interpretor eum, qui ex variis antiquiorum carminibus, quae de rebus Troianis fuerint minora, multum profecerit, et qui Iliadem, quae antea de sola Iovis* βουλῇ *fuisset, conformaverit in hanc quam legimus de ira Achillis, primum Graecis gravi, deinde in ipsum vertente; donec, Priami maxime admonitione, in temperantiam humanaeque sortis conscientiam vocatur. In hoc carmine plurima ex antiquioribus retenta suspicor: Odysseam vero ab eodem fortasse poeta simili quidem antiquiorum usu, sed tamen ita compositam, ut non solum hanc operis descriptionem primus invenerit, sed etiam singula ipse exornaverit pleraque omnia.* Allein durch diese Ansicht würde sich von den oben genannten unbegreiflichen Erscheinungen doch nur bloss die letzte, das grosse Ansehen des Homer erklären lassen. Denn bewunderungswürdig hätte allerdings der Mann erscheinen müssen, der aus einzelnen kleinen Gedichten zwei solche grosse Epopöen zu machen unternommen hätte. Aber ein solches Unternehmen halten wir mit Wolf in einer Zeit, in der kein Grund vorhanden war, so grosse Gedichte zu verfertigen, für nicht wohl denkbar und werden in dieser Meinung durch die Betrachtung dieser Epopöen nur noch mehr bestärkt.

Nimmt man dagegen an, dass in einer Zeit, die den troischen Begebenheiten näher lag, als die, in welche Herodot den Homer vierhundert Jahre vor seiner Zeit setzt (vielleicht würde sich diese Zeit nach einer vorsichtigen Prüfung der in den Homerischen Gedichten erwähnten und nicht erwähnten Ereignisse muthmasslich bestimmen lassen), ein Sänger lebte, der den Zorn des Achilles und die Heimkehr des

Ulysses in zwei Gedichten von nicht grossem Umfang,
aber mit mehr Geist, Kraft und Kunst besang, als andere Sänger seiner Zeit: so war es natürlich, dass diese
Gedichte vor andern gern gehört wurden; dass sie von
Munde zu Munde gingen; dass man nichts zu hören verlangte, als was Homer (denn warum sollte jener Sänger
nicht so geheissen haben?) gesungen hätte; dass mithin
anderer Dichter Gesänge, die wohl ebenfalls die troischen
Begebenheiten besangen, in Vergessenheit versanken. In
sehr alter Zeit, wo unstreitig die Poesie noch ganz roh
war, musste das offenbar weit leichter möglich seyn, als
wo sie schon eine solche Vervollkommnung erfahren hatte, 230
dass sie ohne Schwierigkeit gehandhabt werden konnte,
und wo die Nation bereits so ausgebildet war, dass poetisches Talent und Kunstfertigkeit nicht mehr ein so seltener und nur höchst wenigen zu Theil gewordener Vorzug seyn konnte. Jener Zustand mag eine lange Zeit
gedauert haben, und in dieser mag sich der Ruhm des
Homer als schlechthin des Dichters begründet haben, wenn
ihm auch diese Benennung wohl erst später beigelegt
wurde. Aber die Dichtkunst, einmal durch einen ausgezeichneten Sänger angeregt, konnte nicht gänzlich still
stehen; sie musste weiter fortschreiten, und an Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, an Biegsamkeit und
Geschmeidigkeit der Sprache, an Beweglichkeit und Fülle
des Rhythmus immer vollkommener werden. Da aber
einmal Homer der war, dessen Gesänge man als die
einzig vorzüglichen hören wollte; da es bekannt war, dass
dieser Homer bloss den Zorn des Achilles und die Rückkehr des Ulysses besungen hatte: so konnten die Sänger
nur dadurch Beifall erhalten, und ihre Zuhörer befriedigen, dass sie Homers Gesänge sangen, und also, wie viel
sie auch ändern, verbessern, ausschmücken, hinzufügen
mochten, nur immer bei diesen Gegenständen stehen blieben. Denn alles andere würde sich gleich durch den
Inhalt als nicht Homerisch angekündigt haben. Nehmen
wir eine solche allmälige Umwandelung der Homerischen
Gedichte an, bis sie die Vollendung erreicht hatten, in

der wir sie im Ganzen noch jetzt haben (und auf ähnliche Weise haben auch bei andern Völkern alte Gedichte ihre ursprüngliche Gestalt verändert): so heben sich alle Schwierigkeiten von selbst. Erstens leuchtet ein, woher bei so vollendeter und mithin offenbar späterer Zeit angehöriger Form der Inhalt, als aus uralter Zeit, wenigstens in den Hauptsachen, herrührend, ein so grosses Ansehen haben konnte, und zugleich, warum andere, doch nicht weit von der letzten Gestaltung des Homer entfernte Gedichte dieses Ansehen nicht geniessen. Zweitens erklärt sich vollkommen, wie durch die Umarbeitungen, die wohl nicht auf einmal und nicht von einem einzigen Dichter gemacht worden sind, sich eine solche Verschiedenheit in Charakter, Ton, Versbau und andern Dingen zeigt, die zugleich die Annahme von einer ionischen Sängerschule, deren Gedichte in der Ilias und Odyssee vereinigt sind, rechtfertigt, zugleich aber auch den Homer als einen und denselben Dichter bestehen lässt. Drittens hat die Erscheinung, dass diese Homeridenschule nicht auch die übrigen Begebenheiten des troischen Krieges besungen hat, nicht nur nichts Befremdliches mehr, sondern sie ergiebt sich als natürliche Folge, indem diese Gegenstände als offenbar nicht von dem Sänger des zür-
231 nenden Achilles und des irrenden Ulysses herrührend, der historischen Autorität entbehrt, und als handgreifliche Erdichtungen gegolten haben würden. Viertens hebt sich der Anstoss, den die mit einer sehr alten Zeit nicht vereinbare grosse Länge der beiden Epopöen hat, sobald man bedenkt, dass dieselben nur allmälig aus zwei kleinen Gesängen zu diesem Umfange angewachsen sind. Fünftens endlich wird auch das ganze Wesen der cyklischen Poesie begreiflich, die, als eigentliche Dichtung, um doch einen anerkannt historischen Stützpunkt zu haben, den Homer als Grundlage voraussetzte, und, was dieser, der als historischer Zeuge galt, angedeutet hatte, weiter ausführte.

In dichtem Nebel liegt das graue Alterthum eingehüllt, und die Fackel der Vermuthung wird verdunkelt,

wenn sie sich hineinwagt. Dennoch muss gewagt werden, wo schwer zu hoffen ist, dass der Nebel sich je zertheile. Und so mag noch eine Frage hier Platz finden, die, wenn auch verwegen, doch Veranlassung zu einer Beantwortung geben kann. Wie kam es, dass jener alte Homer, den wir angenommen haben, sich so auszeichnete, und eine alles andere verdunkelnde Berühmtheit erlangte? Die Vortrefflichkeit seiner Gedichte als Ursache anzugeben, wie wir oben einstweilen gethan haben, ist eine Antwort, die genügen müsste, wenn sie die einzig mögliche wäre. Dem dürfte aber nicht so seyn. Grosser Ruhm trifft seltener den, der sich auf einer schon betretenen Bahn hervorthut, als den, der zuerst eine neue Bahn bricht, und das Thor aufthut, das dem Blicke eine bisher noch unbekannte weite Aussicht eröffnet. Und bei dem Homer giebt es Veranlassung, dieser Vermuthung Raum zu geben. Er steht an der Spitze der heroischen Poesie, und vor ihm wird keiner genannt. *Vixere fortes ante Agamemnona multi, sed omnes illacrimabiles urgentur ignotique longa nocte, carent quia vate sacro.* Neben ihm steht die didaktische Dichtkunst, und, nicht an ihrer Spitze, sondern nur als ältestes vorhandenes Beispiel, Hesiodus, von dem nach der von uns aufgestellten Hypothese wahr seyn kann, was Cicero *de senectute c.* 15. meint, dass Homer *multis seculis* vor ihm gelebt habe. Es fragt sich nun, welche Poesie älter sey, die epische oder die didaktische. Uns scheint, wenn auch andere der entgegengesetzten Meinung sind, der didaktischen der Vorzug des Alters zu gebühren. Die alten Sagen der Griechen versetzen die Musen und ihr Gefolge, eine Anzahl fabelhafter Dichternamen, in das alte Thracien, Pierien und die benachbarten Gegenden, zu denen auch der Wohnsitz des Hesiodus gehört. Homer nennt von allen jenen Sängern bloss den Thracier Thamyris, und
bestätigt dadurch wenigstens auch seinerseits die alte Sage. 232
Wenn es nun schon an sich sehr wahrscheinlich ist, dass, wo wir den Hesiodus wohnhaft finden, auch die Gattung von Dichtkunst, zu der seine Gedichte gehören,

einheimisch gewesen sey, diese Gegend aber überhaupt als der älteste Sitz der Poesie berühmt war: so hat man keinen Grund, anzunehmen, dort sey auch die heroische Poesie geübt worden. Denn nichts weist darauf hin, und, wie auch immer die Sagen von Orpheus, Musäus, Eumolpus und andern Dichtern dem Homer unbekannt gewesen seyn mögen, so führen sie doch sämmtlich nur auf didaktische Poesie der alten Thracier. Es kommen aber noch andere Gründe hinzu, welche die didaktische Poesie als die älteste bezeichnen. Offenbar irrte Herodot, als er den Homer und Hesiodus für die hielt, welche zuerst den Griechen eine Theogonie gemacht, und den Göttern ihre Benennungen, Ehren, Geschäfte zugetheilt, und ihre Gestalten beschrieben hätten. Denn dass seine Worte II, 53. nur diesen Sinn haben können, wird jetzt wohl schwerlich jemand mehr bezweifeln. Nun aber ist die ganze Mythologie so sinnvoll, dass man sich überzeugen muss, es liegen in ihr kosmologische und teleologische Begriffe zum Grunde, die nichts anderes, als durch Personificirung in ein poetisches Gewand eingekleidete Philosopheme sind. Gleichwohl erzählt Hesiodus alles so harmlos und naiv, dass man nicht verkennen kann, er trage die Sachen vor, ohne an den Sinn, der darunter verborgen liegt, zu denken oder von ihm zu wissen. Daraus folgt aber nothwendig, dass eine Zeit vorhergegangen seyn musste, in der man diesen Sinn sehr wohl verstand, indem eben um ihn darzustellen jene Personificirungen erfunden worden sind. Eben dasselbe finden wir nun nicht selten auch bei dem Homer, und besonders ganz evident in der Odyssee, z. B. in der Fabel von den Heerden der Sonne. Da alle diese Dinge, die unwidersprechlich allegorisch sind, auch von dem Homer mit vollkommener Unbefangenheit als überlieferte Thatsachen erzählt werden: so bleibt nichts übrig, als sie für Erzählungen aus alten didaktischen Gedichten, den einzigen Urkunden des Wissens in ältester Zeit, anzusehen, die mit griechischem Leichtsinn, der bloss an dem äussern Bilde hängen blieb, ohne sich um den verborgenen Sinn zu be-

kümmern, wörtlich angenommen und geglaubt wurden.
Denn an spätere Einschiebung solcher Stellen ist schon
deswegen nicht zu denken, weil es ganz zwecklos gewe-
sen seyn würde, Allegorien zu ersinnen, die nicht alle-
gorisch genommen werden sollten. Vielmehr würden die
Dichter, die jene Zusätze gemacht hätten, es angemesse-
ner gefunden haben, etwas zu ersinnen, das überhaupt
den Reiz des Neuen, Wunderbaren, Unglaublichen gehabt
hätte. Wenn wir daher durch solche Spuren vorhomeri- 233
scher Poesie dahin geführt werden, dass diese Poesie ih-
rem Wesen nach didaktisch war, so wird es begreiflich,
wie ein Dichter auf einmal Epoche machen musste, der
die didaktische Poesie verliess, und den augenscheinlich
für jeden Zuhörer weit anziehendern Weg betrat, wahre
Begebenheiten und grosse Thaten tapferer Helden zu be-
schreiben. Wenn wir daher in dem Homer uns den Sän-
ger vorstellen, der diese Bahn brach, so haben wir mit
einem Male die einfachste und natürlichste Quelle seiner
grossen Berühmtheit und seines hohen Ansehens. Zu-
gleich zeigt sich auch, wie die neueröffnete Bahn für die
alte didaktische Schule nicht unbenutzt bleiben konnte.
Denn da einmal ein weit anmuthigerer Weg gezeigt war,
musste auch sie, wenn sie nicht zurückbleiben und in
Vergessenheit versinken wollte, diesen Weg betreten: und
so mag es gekommen seyn, dass die *Ἠοῖαι* und andere
solche Gedichte, obwohl sie in ihrer Anlage didaktisch
waren, doch in der Ausführung immer mehr in die he-
roische Poesie übergingen.

Doch wir verlassen den Homer, und kehren zu unserm Thema zurück. In England ist das Studium des Homer ziemlich in den Schatten gestellt worden durch die Beschäftigung mit den attischen Dichtern, einem dort mit weit glücklicherem Erfolge angebauten Felde. Das Studium der attischen Dichter hatte bekanntlich durch des Dawes *Miscellanea critica* eine bedeutende Anregung erhalten, indem dieser, von der Beachtung des Versmaasses ausgehend, eine ziemliche Anzahl die Prosodie, den Dialekt, die Syntax betreffender Regeln aufstellte, und diese Regeln nach Art

seiner Nation durch Induction bewies, welcher Weg allerdings für das Auffinden einer Gesetzmässigkeit der richtigste und sicherste ist, aber doch nicht zureicht, sondern, wenn wahre Einsicht und feste Wissenschaft gewonnen werden soll, noch das Hinzutreten einer Untersuchung der Gründe solcher als Regel gefundener Ergebnisse verlangt. Denn ohne solche Erörterung ist die Regel etwas todtes, und wenn sich, wie das überall vorkommt, Ausnahmen finden, wird man leicht, wie es die Erfahrung nur zu oft gezeigt hat, verleitet, das Richtige für falsch zu halten, und, indem man es zu verbessern meint, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was man zu thun beabsichtigte. Nur die Einsicht in den Grund einer Regel giebt zugleich die Bestimmung der Grenzen derselben, wodurch die anscheinenden Ausnahmen sich wieder als Bestätigung der Regel, und nicht minder, denn die Regel selbst, als gesetzmässig zeigen. Valckenär betrachtete die Dawesischen *Canones* mit einer Art von scheuem Staunen, Brunck ergriff sie blindlings als ein sicheres Steuerruder auf seiner kühnen, allerdings genialen Fahrt;
234 die Engländer folgten ihnen durch die Zahl der Beweisstellen mit gewohntem Hange zur Stimmenzählung bewogen; in Deutschland, als man aus langem Schwanken zwischen allen Meinungen, ohne selbst eine zu haben, erwachte, fing man an, nach den Gründen zu fragen, und an der Allgemeingültigkeit der Dawesischen Regeln zu zweifeln. Die Engländer nahmen ihren Landsmann in Schutz, und Richard Porson, ein durch gründliche Gelehrsamkeit und viel Ueberlegung vor allen seinen Landsleuten damals hervorstechender Gelehrter, der ausserdem noch durch seinen Stolz imponirte, trat mit der Hecuba des Euripides auf, der in Kurzem eine neue Ausgabe und nach und nach die drei nächsten Tragödien dieses Dichters folgten. Aber der Tod kam dazwischen, und diese in vieler Rücksicht höchst ausgezeichnete Bearbeitung des Euripides blieb durch den unersetzlichen Verlust dieses Mannes auf jene vier Stücke beschränkt. Demungeachtet sind auch diese wenigen Stücke von entschiedenem Einfluss auf das

Studium der Philologie gewesen, theils und vornehmlich durch ihren eigenen Werth, theils auch durch die grosse Verehrung, mit der man in England jedes Wort von Porson wie einen Orakelspruch ansah; eine Verehrung, die, als Porson in Deutschland scharfen Widerspruch erfahren, und, darüber entrüstet, eine noch stolzere Miene angenommen hatte, sogar zur Nationalsache wurde. Doch, wie zuletzt immer das Wahre hervortritt, haben sich die Gemüther wieder beruhigt, besonders, da ausgezeichnete Männer, wie Parr, Elmsley, Gaisford, mit leidenschaftsloser Unparteilichkeit auf die Sache, und nicht auf die Personen sahen, und so ist am Ende jedem sein Recht worden. Betrachtet man Porson als Kritiker, so sind gründliche Sprachkenntnisse, grosse Belesenheit, besonnene Vorsicht, und wohlüberlegtes Urtheil die Hauptzüge seiner Kritik. Die Genialität eines Bentley hingegen und die Freiheit des Geistes, welche mit Leichtigkeit den einfachen Process findet, durch den ein mannigfach gemischter Stoff in seine Elemente zersetzt werden kann, war ihm nicht eigen. Auffallend beweisen das manche der von ihm aufgestellten und befolgten Regeln, z. B. die vielfach gepriesene, dass die leichteste Art von Emendation in Umstellung der Worte bestehe, eine Regel, die, wie wir in einer besondern Abhandlung gezeigt haben, ohne die gehörige Beschränkung auf die geeigneten Fälle und Bedingungen, nicht nur grundlos, sondern völlig falsch ist. Allein weder Porson, noch seine befangenen Nachfolger haben an diese Beschränkungen gedacht, und daher diese Regel oft so unrichtig angewendet, dass gerade dadurch erst manche Stelle ist verdorben worden. Eben so ist es mit der sehr guten, von Porson zuerst gemachten Beobachtung über die lange 235
Endsylbe zu Anfang des fünften Fusses im tragischen Trimeter beschaffen, die zu ganz vergeblichen Spitzfindigkeiten Veranlassung gab, während der blosse Anblick der in der Vorrede zur Hecuba zusammengestellten Beispiele die Interpunction als den Grund der Erscheinung bemerklich gemacht haben würde. Aber gerade die Me-

trik, wiewohl ein Hauptstudium der Engländer, ist doch von ihnen, Bentley ausgenommen, immer nur einseitig, und wenn auch in mancher Hinsicht mit gutem Erfolg, doch nicht auf die rechte Weise behandelt worden. Auch hiervon liegt die Ursache in ihrem diplomatischen Verfahren. Indem sie sich streng an das Vorhandene hielten, blieben sie in den bekannten und völlig gesicherten Versarten stehen. Wenn daher über Metra zu entscheiden war, die nicht in diesem Kreise liegen, und wohl gar erst aus unrichtigen Versabtheilungen herausgefunden werden müssen, wozu allgemeine Prinzipien erforderlich sind, fehlte es ihnen an einem Stützpunkte, und ihr Urtheil blieb gänzlich schwankend. Einen auffallenden Beweis hiervon giebt Karl Burney's *Tentamen de metris ab Aeschylo in chericis cantibus adhibitis*, das zu Cambridge 1809 herausgekommen ist, und nicht über die beschränkte Ansicht des Triklinius hinausgeht. Aber auch in den bekannten Versarten verfuhren sie nicht auf die rechte Art, indem sie das eigentliche Lebensprinzip des Metrums, den Rhythmus, der sich nach der Rede und dem Sinne gestaltet, nicht beachteten, sondern einen Vers wie den andern scandirend, mit grosser Sorgfalt auf alle Kleinigkeiten aufmerksam waren, aber eben weil sie das nicht in den Augen hatten, wovon alles abhängt, das Wesentliche nicht von dem Unwesentlichen, das Brauchbare nicht von dem Unbrauchbaren unterschieden, und daher oft das für sehr wichtig hielten, worauf durchaus gar nichts ankommt. So scheint besonders der übrigens hochverdiente Elmsley eine lange Mühe darauf verwendet zu haben, die tragischen Trimeter Fuss für Fuss durchzugehen, und zu sehen, welche Wörter, welche Arten von Sylben, lange oder kurze, Anfangs- oder Endsylben, apostrophirte oder nicht apostrophirte, an jeder Stelle stehen, eine Arbeit, aus der nur ein höchst unbedeutender Nutzen hervorgehen konnte. Wenn wir dieses Verfahren der Engländer tadeln, so wollen wir damit keineswegs unsern Landsleuten im Allgemeinen einen Vorzug einräumen. Es sind zwar unter uns mehrere, die eine lebendigere und gründ-

lichere Ansicht von der Metrik haben, und es nicht vergessen, dass Verse für das Ohr gemacht werden, um dem Sinne der Worte den rechten Eingang und die angemessene Wirkung zu verschaffen. Aber auch von diesen verlieren sich manche in unnütze Spitzfindigkeiten, 236
und die grössere Anzahl unserer Philologen lässt sich Ungründlichkeit, Flüchtigkeit, Willkür, ja wohl auch Unwissenheit zu Schulden kommen. Doch wir kehren zu Porson zurück. Die Kenntniss der Metrik dieses Gelehrten beschränkte sich auf die iambischen, trochäischen, anapästischen und daktylischen Verse. Selbst die dochmischen waren ihm noch unbekannt; in den übrigen war er ganz unsicher. Betrachtet man nun die angegebenen Grundzüge von Porsons Kritik, so ergiebt sich von selbst das Resultat, das in seinem Euripides vor Augen liegt: strenge metrische Richtigkeit in den bekannten Versarten; in den übrigen bald resignirtes Beibehalten des Gegebenen, bald unsicheres Aendern; in der Sprache grosse Correctheit, in der Wahl der Lesarten besonnenes Urtheil, in Conjecturen überlegte Vorsicht, ausser wo jene oben erwähnten Regeln dazwischen traten. Vermisst wird dagegen manchmal scharfer und den rechten Punkt treffender Beweis, und eine aus lebendiger Auffassung des Poetischen hervorgegangene Kritik, indem alles mehr von grossem Fleiss und kalter Prüfung zeugt.

Den von Porson eröffneten Weg verfolgte und erweiterte Peter Elmsley, ein Mann, der nicht bloss wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit, sondern auch wegen seiner unparteiischen Gerechtigkeit und strengen Wahrheitsliebe höchst ehrenwerth ist. Sein viel zu früh erfolgter Tod ist für die Wissenschaft wie für den Ruhm seines Vaterlandes ein unersetzlicher Verlust. Seinem unermüdlichen Fleisse und seiner grossen Genauigkeit verdanken wir einen reichen Schatz trefflicher Beobachtungen über Sprache und Dialekt der Attiker; und wenn er zu geneigt war, alles auf Regeln zurückzuführen, und um dieser Regeln willen vieles unnöthiger oder irriger Weise zu emendiren, so muss man so billig seyn, zu

bedenken, wie leicht eine fleissige Beobachtung zu Annahme einer Regel, und die angenommene Regel wieder zur Verdächtigung des Abweichenden führe. Aber Elmsley besass zu viel richtiges Urtheil und zu unbefangene Wahrheitsliebe, um nicht, wie er durch manches Beispiel gezeigt hat, bald wieder zu dem Richtigen zurückzukehren, und den Irrthum nur zu mehrerer Befestigung des Wahren und zu neuen Fortschritten auf dem rechten Wege zu benutzen.

Die von Porson angefangene Ausgabe des Euripides
fing Jakob Heinrich Monk an fortzusetzen, seinem Vor-
gänger nur von fern folgend, und gänzlich von ihm und
Elmsley abhängend. Die Alcestis und der Hippolytus,
beide in mit einigen Berichtigungen wiederholten Ausga-
ben, sind die Früchte dieser Arbeit, die, wie es scheint,
237 durch die Geschäfte, die dem Herausgeber jetzt sein
Amt auferlegt, unterbrochen oder aufgegeben ist.

Ungefähr um dieselbe Zeit unternahm es Karl Jakob Blomfield, jetzt Bischof von London, von dem wir auch eine brauchbare Ausgabe des Kallimachus besitzen, die Tragödien des Aeschylus nach dem Beispiel des Porsonschen Euripides herauszugeben, ausser dass er jedem Stücke ein Glossarium anhängte, in welchem die meisten Wörter mit Beispielen belegt, oder erklärt, oder sonst mit Anmerkungen begleitet werden. Der Fleiss, mit dem Blomfield gearbeitet hat, obwohl er in Angabe der Varianten nicht zuverlässig genug ist, verdient alle Anerkennung; in Ansehung der Kritik aber, und diese ist mehr als Interpretation der Zweck dieser Ausgabe, sind wir im Ganzen keineswegs mit dem Herausgeber einverstanden. Wenn er auf der einen Seite fast gänzlich von fremdem Urtheil, besonders Porsons und Elmsleys, abhängt, finden wir auf der andern eine grosse Kühnheit im Aendern ohne feste Principien, zugleich mit einem aus dem Streben nach Beobachtung des Atticismus hervorgegangenen eigenen Hange, die Sprache des Aeschylus in das Gewöhnliche und Prosaische herabzuziehen. Von der Kraft der Poesie des Dichters, die,

wenn irgend bei einem Dichter, vorzüglich bei dem Aeschylus, den Kritiker leiten muss, scheint der Herausgeber nicht ergriffen zu seyn. Und es ist seltsam, dass auch in Deutschland, wo Aeschylus in der neuesten Zeit so viele Bearbeiter gefunden hat, gerade an den gewaltigsten Dichter sich niemand gemacht hat, der von dessen Kraft etwas in sich spüren liesse. Der Veteran Schütz ist der einzige, dem poetischer Sinn nicht abzusprechen ist. Selbst Porson, von dem, wie aus Wolfs literarischen Analekten II, 1. S. 284. ff. jetzt auch in Deutschland bekannt ist, eine Ausgabe des Aeschylus revidirt worden, nicht die Glasgower von 1795. in Folio, welche man eine Zeit lang für die Porsonische hielt, sondern in Kleinoctav ebendaselbst nach Wolfs Angabe 1794. (das Exemplar aber, welches wir einem Freunde in England verdanken, führt die Jahrzahl 1796), selbst Porson ist, einige treffliche Emendationen abgerechnet, nichts weniger als glücklich im Aeschylus gewesen, und selbst von den in der bezeichneten Ausgabe aufgenommenen Emendationen, welches nur die weniger kühnen sind, können mehrere nicht auf das Lob, gelungen zu seyn, Anspruch machen. Es sind in der genannten Ausgabe die von Porson für verdächtig gehaltenen Lesarten mit einem Kreuz, †, die aufgenommenen Emendationen mit einem Sternchen, *, bezeichnet: doch würde sich der Leser irren, wenn er Porson selbst für den Urheber aller dieser Emendationen hielte, indem mehrere derselben 238
von Canter, Stanley, Heath und andern sind.

Porsons Nachfolger im Amte, Jakob Scholefield, hat zu Cambridge 1828. eine Ausgabe des Aeschylus mit wenigen Anmerkungen, die meistens kurze Angaben fremder, selten einer eigenen Meinung enthalten, herausgegeben.

Die *Supplices* des Aeschylus hatte zu London 1821. und die Eumeniden 1822., so wie schon 1807. die Troaden des Euripides, Georg Burges, aus Bengalen, ein talentvoller, aber noch tollkühnerer Veränderer, als in Deutschland Bothe, herausgegeben, in dessen Ausgaben man den Dichter kaum wieder erkennt.

Der fleissige und gelehrte Thomas Gaisford hat sich um die ehemals von Winterton herausgegebenen *Poetas minores* durch Ausstattung mit einem kritischen Apparat und Hinzufügung der aus Handschriften ergänzten und berichtigten Scholien ein nicht geringes Verdienst erworben. Da es nicht seine Absicht war, diese Dichter von Neuem zu bearbeiten, so darf man an diese Ausgabe nicht die Ansprüche machen, die man ausserdem zu machen berechtigt wäre, aber die wenigen Anmerkungen, in denen er etwas ausführlich behandelt, lassen es bedauern, dass er nicht eine eigene Bearbeitung dieser Dichter unternahm.

Die Bukolischen Dichter hat Thomas Briggs zu Cambridge 1821. mit Anmerkungen Anderer und seinen eigenen herausgegeben, in denen manches Gute ist, aber eine feste und durchgreifende Kritik, und, was hier vorzüglich nöthig war, aber bis jetzt auch bei uns noch nicht geschehen ist, eine Erörterung über den Dialekt in diesen Gedichten, vermisst wird.

Einen grossen Verlust hat die Wissenschaft durch den Tod des scharfsinnigen Peter Paul Dobree, eines leidenschaftlichen Verehrers von Porson, erlitten, dem wir eine Ausgabe des Plutus des Aristophanes und dessen, was sich in Porsons Nachlass zu diesem Dichter fand, nebst einem Anhange von Varianten und eigenen sehr schätzbaren Bemerkungen verdanken. Möge die Hoffnung in Erfüllung gehen, dass, was sich noch von diesem geistreichen Gelehrten über andere Schriftsteller angemerkt findet, dem Publikum nicht vorenthalten werde.

Wenn die Engländer sich fast ausschliesslich auf Kritik und Sprachbemerkungen beschränkt haben, so hat man dagegen bei uns zum Theil auch die historische, antiquarische, und die ästhetische Interpretation zum Ziel seiner Bestrebungen gemacht, was allerdings zu loben ist: aber bedauern muss man, dass viele dieser Interpreten, bald aus Mangel an gründlichen Kenntnissen, bald
239 aus Schwäche der Urtheilskraft sich in Spitzfindigkeiten und leeren Träumereien verloren, und diese mit unend-

licher Weitschweifigkeit, dem charakteristischen Zeichen unklarer Vorstellungen, vorgetragen haben.

Ob das, was von uns gesagt worden, gegründet sey, bleibt der Beurtheilung derer anheim gestellt, die mit den Schriften sowohl der Engländer als der Deutschen die erforderliche Bekanntschaft haben. Belege unserer Ansichten glauben wir anderwärts zureichend gegeben zu haben. Nicht uninteressant aber müsste es seyn, wenn an einem Beispiele die Verschiedenheit der Richtung, die beide Nationen unterscheidet, gezeigt würde. Allein da eine solche Erörterung, wenn sie alles, was für einen griechischen Dichter von beiden Nationen geleistet worden, umfassen wollte, zu einer unverhältnissmässigen Grösse anwachsen würde; wenn sie aber nur einen oder wenige von jeder Nation beträfe, sich dem Vorwurfe aussetzte, nur den Unterschied der Personen, nicht der Nationen zu zeigen: so stehen wir von diesem Unternehmen ab, und geben, was folgt, bloss als einen Anhang, der nur in sofern mit dem Obigen zusammenhängt, als er zwar als ein Beispiel dessen, was in der Behandlung eines Schriftstellers national ist, allenfalls dienen kann, doch aber weit mehr die individuelle Eigenheit der Personen angeht. Seidlers treffliche Abhandlung in dem neuesten Hefte des rheinischen Museums hat uns Veranlassung gegeben, einen Blick auf das zu werfen, was für die Bruchstücke der Sappho von Blomfield in dem *Museum Criticum Cantabrigiense* im ersten, zweiten und achten Hefte, und von Neue in der Ausgabe dieser Bruchstücke geleistet worden. Wir geben, was uns dabei eingefallen ist, nicht als eine Recension, die sich über das Ganze erstreckt, sondern als ein Urtheil überhaupt über die Arbeit beider Gelehrten, und als Bemerkungen über einzelne Stellen, in denen wir glauben, etwas zur Verbesserung dieser Fragmente beitragen zu können.

Dass nichts schwieriger ist, als eine richtige Behandlung von Fragmenten, ist eine eben so anerkannte, wie an sich evidente Sache. Die Schwierigkeit ist um

so grösser, wenn die Fragmente in einer Sprache geschrieben sind, deren eigentliche Beschaffenheit man noch nicht recht kennt, und zum Theil erst aus diesen nicht immer unverdorbenen Fragmenten kennen lernen soll. Wenn daher die höchste Vorsicht nöthig ist, wo der Boden, auf dem man steht, noch so schwankend und unsicher ist, so kann es nicht gebilligt werden, wenn bei einer solchen Arbeit nicht alles in Erwägung gezogen wird, was gehörige Grenzen und den rechten Maassstab geben
240 kann. Blomfield hat nur vorzüglich auf den Dialekt sein Augenmerk gerichtet: aber so wie nicht alles, was die Grammatiker attisch nennen, bei jedem Attiker und in jedem Zeitalter gefunden wird, so ist es ebenfalls mit dem äolischen Dialekte bewandt, und zwar noch weit mehr, einmal weil wir viel zu mangelhafte Nachrichten darüber haben; zweitens weil es auch nur wenige unbedeutende, unsichere Denkmäler desselben giebt; drittens endlich, weil die äolischen Dichter, wie alle Dichter, nicht ganz reinen äolischen Dialekt, sondern vermischt mit der allgemeinen, aus der epischen abstammenden poetischen Sprache, und das auch wohl nur in gewissem, erst zu ermittelndem Maasse, und unter gewissen, noch zu entdeckenden Bedingungen, geschrieben haben. Man kann daher von Blomfields Versuchen, alles in äolischen Formen zu geben, mit Bestimmtheit behaupten, dass er weit über die Grenzen des von der Sappho gebrauchten Aeolismus hinausgegangen ist. Auch hat er, darauf aufmerksam gemacht, diess selbst in dem achten Hefte eingestanden. Aber auch seine des Metrums oder des Sinnes wegen gemachten Veränderungen sind nicht selten zu gewaltsam, als dass sie Zustimmung erhalten könnten. Auf den Dialekt sah nun freilich auch Neue, der *Sapphonis Mytilenaeae fragmenta, specimen operae in omnibus artis Graecorum lyricae reliquiis excepto Pindaro collocandae* zu Berlin 1827. in Quart herausgegeben hat; aber, ohne darüber zu bestimmten und zusammenhängenden Begriffen gelangt zu seyn, noch überhaupt über den richtigen Weg, der zu dem erwünsch-

ten Ziele führen könnte, gehörig Rath gepflogen zu haben, ergreift er mit unsicherer Hand bald das, bald jenes, nicht selten das zunächst liegende nicht beachtend: daher auch, was er sagt, oft unbestimmt und weitschweifig wird. Wenn Blomfield die Fragmente in sehr zufälliger Ordnung giebt, so hat Neue zwar eingesehen, dass es zweckmässig sey, der von den Grammatikern befolgten Anordnung zu folgen, nach welcher die sämmtlichen Gedichte in sieben Bücher eingetheilt waren, so dass jedes Buch die in gleichem Metrum geschriebenen Gedichte, das letzte Buch aber die in verschiedenartigen Versen oder Strophen gemachten enthielt: aber theils ist er in Auffindung des wahren Versmaasses mehrmals nicht glücklich gewesen, und hat daher manches Fragment an die unrechte Stelle gesetzt, theils hat er nicht erwogen, dass, was in einerlei Versmaass geschrieben, oder was verwandten Inhalts ist, wohl auch nicht bloss aus demselben Buche, sondern gar aus demselben Gedicht seyn könne. Das ist aber von grosser Wichtigkeit, indem auf diese Weise wohl ein Fragment durch das andere Licht erhalten kann. Freilich wissen wir nur von vier Büchern bestimmt, in welchem Metrum die in ihnen enthaltenen Ge- 241
dichte geschrieben waren: das erste in der bekannten, nach der Dichterin selbst benannten Strophe; das zweite in daktylischen Hexametern mit der Basis:

.. .. — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡

das dritte in Choriamben mit der Basis:

.. .. — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ —

Beide waren in Distichen geschrieben, so dass kein Gedicht ein ungleiche Zahl von Versen hatte. Das fünfte Buch war in glykonischem Metrum geschrieben. Aus dem siebenten haben wir nur ein einzelnes bestimmt angegebenes Beispiel:

◡ — ◡ — ◡ — | ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡

Ausserdem finden wir in den Fragmenten noch heroische Verse, und, wie es scheint, andere Gattungen, von de-

nen ungewiss ist, ob sie im vierten, sechsten oder siebenten Buche ihren Platz hatten. Es würde nun wenigstens eine leichtere Uebersicht gewährt haben, wenn die Fragmente nicht bloss nach der von den Grammatikern angenommenen Folge der Versarten geordnet, sondern auch die einzelnen Bücher durch besondere Ueberschriften wären unterschieden worden. Doch das ist nun einmal nicht geschehen. Wir tragen daher das, was wir über einige Stellen zu sagen haben, nach der in der Neuischen Sammlung angenommenen Ordnung der Fragmente vor, wobei wir uns von selbst bescheiden, zum Theil blosse Vermuthungen vorzubringen, wie es nicht anders seyn kann, wo man es mit sehr corrupten, und manchmal von den Schriftstellern nicht vollständig angeführten Fragmenten zu thun hat. Das aber kann verlangt werden, und dieser Forderung setzen auch wir uns aus, dass nichts unmögliches, nichts aller Wahrscheinlichkeit ermangelndes, nichts unpoetisches und geschmackloses, wie es so oft geschehen ist, aufgestellt werde. Uebrigens möge sich niemand wundern, wenn wir in der Accentuation oft mehr den allgemeinen Regeln, als denen folgen, die man dem äolischen Dialekt zuschreibt. Wir thun das bloss, weil diese Materie noch nicht so weit aufs Reine gebracht ist, dass man überall mit Sicherheit verfahren kann.

I. In der von dem Dionysius von Halikarnass erhaltenen Ode an die Aphrodite giebt Neue V. 5:

ἀλλὰ τυίδ᾽ ἔλϑ᾽, αἰ πότα κατέρωτα
τᾶς ἐμᾶς αὔδῶς ἀΐοισα πόλλας
ἔκλυες.

Blomfield hat *αἴ ποτα* richtig accentuirt. Neue scheint geglaubt zu haben, durch die äolische Zurückziehung des Accents höre das Wort auf, ein Enklitikon zu seyn. Da die Handschriften *αἰδῶς, αὔδῶς, αὔδὼς,* und nur
242 die Münchner *αὔδὰς* haben, hat er *αὔδῶς* aufgenommen, diess mit Is. Vossius für äolisch haltend, worin ihm Bernhardy in der Syntax S. 334. gefolgt ist. Blomfield hat

vorsichtiger das gewöhnliche αὔδᾶς beibehalten. Was Neue für αὔδῶς anführt, πειθώ, πευθώ, φειδώ, und die Weibernamen auf ω, beweist nichts. Jene Substantive, zu denen man noch das seltene μελλώ hinzufügen kann, sind von *verbis barytonis* gemacht, und folglich scheint die Analogie wenigstens nicht für αὐδώ zu sprechen. Ferner hat die Aldine ἄΐοις ἀπόλας. Das letztere Wort ist in der Victorianischen Abschrift ἄποτ, in dem Münchner Codex ἀπόλ' geschrieben. Blomfield und Neue, bloss in der Accentuation abweichend, lesen ἀΐοισα πόλλας, und der letztere wundert sich, dass wir an diesem πόλλας Anstoss genommen haben. Ja Bernhardy a. a. O. seiner unverkennbar aus zusammengetragenen und bei der Ausarbeitung nicht wieder nachgesehenen Citaten zusammengeschriebenen Syntax führt diese Stelle neben τιναξάσθην πτερὰ πολλά und πολὺν τὸν κηφῆνα καὶ πτωχὸν ἐμποιοῦσι τῇ πόλει an. Es hätte bekannt seyn sollen, dass τᾶς ἐμᾶς αὔδας πόλλας nicht *meam multam precationem* bedeuten könne, weil das τᾶς πολλᾶς ἐμᾶς αὔδας oder τᾶς ἐμᾶς αὔδας τᾶς πολλᾶς heissen musste, und dass, wenn das Adjektiv ohne Artikel vor oder nach dem mit dem Artikel verbundenen Substantiv steht, es zum Verbo gehöre, mithin die aufgenommene Lesart, wenn, was Neue eingesteht, πολὺ ἀΐειν keinen Sinn giebt, eben so des Sinnes ermangle. Wir schlugen daher vor: ἀλλὰ τυίδ' ἔλθ', αἴ ποτα κἀτέρωτα, τᾶς ἐμᾶς αὔδας ἀΐοισα· πολλὰ δ' ἔκλυες. Seidler sagt hierüber S. 257: „Auf diese Weise wäre „zu ἀΐοισα aus dem vorigen ἤλθες zu verstehen, und „πολλὰ für πολλάκις gesetzt. Allein auch diese Emen„dation befriedigt nicht, ob sie gleich beim ersten An„blick manches für sich hat. Die Interpunction nach „ἀΐοισα hat etwas auffallendes, und die Umständlichkeit „der gleich folgenden Erzählung deutet mehr auf eine „einzelne Begebenheit hin, als auf mehrere ähnliche; wie„wohl zugegeben werden muss, dass die Lebhaftigkeit „der Sappho das oft Geschehene in die Erzählung einer „einzelnen Handlung übergehen lassen konnte.“ Den

Sinn dieser Emendation hat Seidler nicht ganz richtig aufgefasst. Nicht zu *ἀΐοισα* ist *ἦλθες* zu verstehen, sondern zu *κἀτέρωτα*. Die Rede hängt so zusammen: *ἀλλὰ τυίδ᾽ ἔλθὲ τᾶς ἐμᾶς αὔδᾶς ἀΐοισα, αἴ ποτα κἀτέρωτα ἦλθες.* Dadurch verliert sich der Anstoss, den Seidler an der Interpunction nach *ἀΐοισα* nahm. Was aber die Umständlichkeit der Erzählung anlangt, so kann diese, unsers Beachtens, nicht einmal auf einen einzelnen Fall hindeuten. Das könnte bei einer unter wirklich lebenden Wesen vorgefallenen Begebenheit Statt haben,
243 nicht aber bei dem erdichteten Erscheinen der Göttin, das gänzlich aufhören würde poetisch zu seyn, wenn es nicht individualisirt würde. Auch hatte gewiss Sappho die Göttin schon oft angerufen, wie selbst die Wendung zeigt, die sie nimmt: „Komm, wenn du je auch sonst kamest, und höre meine Stimme: oft aber hast du mich erhört, und verliessest das Haus des Vaters.“

In den Worten V. 10:

καλοὶ δέ σ᾽ ἆγον
ὠκέες στροῦθοι περὶ γᾶς μελαίνας
πυκνὰ δινῆντες πτέρ᾽ ἀπ᾽ ὠρανῶ αἰθέ-
ρος διὰ μέσσω,

nahm Blomfield an dem dorischen *ὠρανῶ* und der Krasis dieses Wortes mit dem folgenden mit Recht, wie uns dünkt, Anstoss, der Bemerkung von Hemsterhuys zu Pollux X. 124. folgend, dass *ὀρανὸς* äolisch, *ὠρανὸς* aber dorisch sey. Seidler S. 275, 289, 319. hält mit Andern beide Formen für äolisch, auf das Zeugniss von Herodian *περὶ μονήρους λέξεως* p. 7, 24: *σημειῶδες ἄρα τὸ οὐρανός, ὅτι ἤρξατο ἀπὸ φύσει μακρᾶς. Ἀλκαῖος δὲ εἰς ω ἀποφαίνεται τὸ ὄνομα, καὶ ὠρανὸς λέγων κατὰ τροπὴν τῆς ου διφθόγγου εἰς τὸ ω, καὶ ἄνευ τοῦ υ ὀρανός, ὥςτε τὸ ἐπιζητούμενον παρ᾽ αὐτῷ λελύσθαι. καὶ Σαπφώ, Ψαύειν δὲ οὐ δοκεῖ μοι ὠρανῷ δυςπαχέα.* Schwerlich dürften diese Worte ohne Fehler seyn, da sie zur Hälfte das, was Herodian beweisen will, widerlegen. Denn er will zeigen, dass die auf *ανος* sich endigenden dreisylbigen oxytonirten Nomi-

na, wenn dem *α* ein Consonant vorhergeht, die erste Sylbe von Natur kurz haben. Davon scheine *οὐρανὸς* eine Ausnahme zu machen: aber Alcäus zeige, dass es eigentlich *ὀρανὸς* heisse. Daher schrieb Herodian wohl so: *Ἀλκαῖος δὲ εἰς ο ἀποφαίνεται τὸ ὄνομα, ἢ ὀρανὸς λέγων κατὰ τροπὴν τῆς ου διφθόγγου εἰς τὸ ο, ἢ ἄνευ τοῦ υ ὀρανός, ὥςτε τὸ ἐπιζητούμενον παρ' αὐτῷ λελύσθαι.* Sein Argument wäre also dieses: Alcäus sagt *ὀρανός*, und dieses *ὀρανὸς* ist entweder *κατὰ τροπὴν* des *ου* in *ο* aus *οὐρανὸς ὀρανὸς* worden, oder es ist *ὀρανὸς* durch Wegwerfung des *υ*. Es findet sich nun aber auch in den äolischen Fragmenten die Form *ὠρανὸς* nicht, ausser durch Irrthum der Abschreiber, sondern bloss *ὀρανὸς*, wie beim Alcäus das Metrum in Fr. 27. der Matthiäischen Sammlung zeigt, und in dem in der angeführten Stelle des Herodian erwähnten Fragmente der Sappho, von dem weiter unten die Rede seyn wird, zu lesen ist. Beim Alcäus aber Fr. 52. haben Blomfield im *Museum criticum VIII. p.* 600. und Seidler der irrigen Lesart der Worte *γαίας καὶ νιφόεντος ὠρανῶ μέσοι* getraut, so dass der letztere Sapphisches Metrum vermuthete, und die Strophe mit *νιφόεντος* schliessen 244
wollte. Aber der Vers war wohl vielmehr ein choriambischer, und lautete so:

γαίας καὶ νιφόεντος δ' ὀρανῶ μέσοι.

Aus diesen Bemerkungen würde sich dann ergeben, dass *ἀπ' ὠρανῶ αἰθέρος διὰ μέσσω* nicht für richtig anzuerkennen wäre. Mit Recht hat man sich auch an *πτέρυγας μελαίνας πυκνὰ δινῆντες πτερὰ* gestossen. Die Münchner Handschrift und die Varianten des Victorius geben *περὶ γᾶς*, was Emendation des verdorbenen *πτέριγας*, das die Aldina hat, zu seyn scheint. Wollte jemand dieses *περὶ γᾶς* vertheidigen, so müsste er die Worte so nehmen: „Die Sperlinge, welche viel um die Erde flattern:“ was sich darauf bezöge, dass die Göttin überall gegenwärtig und wirksam ist. Aber es leuchtet ein, dass dieser Gedanke hier, wo die Sperlinge die

Göttin von dem Himmel nieder auf die Erde bringen sollen, unpassend ist, und noch überdiess das Beiwort *μελαίνας* ganz unschicklich gewählt seyn würde. Dennoch nahmen Blomfield und Neue diese Lesart auf, unstreitig weil *πτέρυγας* und *πτερὰ* tautologisch schienen. Des Letztern Erklärung *prope terram advolantes* hat schon Seidler als sprachwidrig gerügt. Vielleicht, da wir *ὠρανῶ* zu dulden nicht berechtigt sind, schrieb Sappho:

πτέρυγας μελαίνας
πυκνὰ δινῆντες περάτων ἀπ᾽ αἰθέ-
ρος διὰ μέσσω;

dann würde *μέσσω* das Neutrum seyn, und den Raum zwischen Himmel und Erde bezeichnen. So sagt Homer im Hymnus des Apoll V. 108:

βῆ ῥα θέειν, ταχέως δὲ διήνυσε πᾶν τὸ μεσηγύ.

Und fast mit denselben Worten im Hymnus der Ceres V. 317. Doch könnte Sappho wohl auch *διαμέσσω* als ein Wort geschrieben haben, das den Aether zwischen Himmel und Erde bedeutete.

V. 15. hat die Aldina *ἦρε᾽ ὅττι δ᾽ ἦν, τὸ, πέπονθε κὅττι δὶ ἦν τε κάλημμι.* Die Münchner Handschrift *δεῦρο κάλημι.* Und *δεῦρο* haben auch andere, offenbar aus Emendation. Wahrscheinlich hat das den ältern Lyrikern so gebräuchliche *δηὖτε*, wovon Buttmann im zweiten Bande des Lexilogus gesprochen, dreimal in dieser Rede der Aphrodite gestanden, zweimal in diesen beiden Versen:

ἤρε᾽ ὄττι δηὖτε πέπονθα, κὄττι
δηὖτε κάλημμι.

V. 18. giebt die Aldina *τίνα δ᾽ εὖτε πείθωμαι σαγηνεῦσαν, φιλότατά τις σω.* Die meisten andern
245 Bücher *τίνα δ᾽ εὖτε πύθωμαι σαγηνεῦσαι φιλότητος σ᾽ ὦ.* Die Münchner Handschrift *τίνα δ᾽ ηὖτε πειθῶ καὶ σαγήνεσσαν φιλότητα τίς ω.* Die Victoria-

nische Abschrift πειθὼ καὶ σαγινόευσαν. In dieser vielfach versuchten Stelle ist es leichter, zu sagen, was nicht das Wahre sey, als was es sey. Wenn Neue vermuthete εἰσαγίνεισ' ἂν φιλότατα, so scheint er nicht bedacht zu haben, dass das nicht *inducens in amorem* bedeuten kann, weil ἀνὰ so nicht gebraucht wird; ingleichen scheint ihm unbekannt gewesen zu seyn, dass ἀγινεῖν nicht gleichbedeutend mit ἄγειν, sondern eine Art von *verbum frequentativum* ist. Seidler fand es wahrscheinlich, dass Sappho so geschrieben habe:

τίνα δηὖτε Πείθω
λαῖς ἄγην ἐς σὰν φιλότατ', ὅτις σ', ὦ
Ψάπφ', ἀδικήῃ;

quemnam vis ut Suada ducat ad amicitiam tuam, qui te, Sappho, laedit. Aber auch dieses ist gewiss nicht das Richtige. Denn die Pitho würde hier sehr unpassend genannt werden, wo Aphrodite vielmehr sich selbst nennen, und, da nicht die Pitho, sondern sie angerufen war, fragen musste: „wen soll ich dir zuführen?“ Schäfer zu *Greg. Cor. p.* 620. hielt σαγήνεσσαν für das Participium von σαγηνέω, einem sonst nicht vorkommenden Verbum. Aber dieser Aeolismus statt σαγήνεισαν bedarf erst noch, so wie das Verbum selbst, einer Bestätigung. Die Schrift der Bücher führt am leichtesten auf τίνα δηὖτε πείθω καὶ σαγηνάεσσαν φιλότατα, wozu aus den vorhergehenden Worten ἐθέλω γενέσθαι zu verstehen ist: „was ich wolle, dass meinem entbrannten Gemüthe werde; welche Ueberredung und umgarnende Liebe.“ Denn, wie die folgende Strophe zeigt, wünscht sie sich Gegenliebe, und also die Gabe der Ueberredung, und dass ihre eigene Liebe auch den Gegenstand dieser Liebe bestricke. Σαγηνάεσσαν ist σαγηνᾶσσαν auszusprechen, wie φωνάεσσα Fr. 24., und bei dem Pindar φωνάεντα, ἀργάεντα.

II. 8. haben die Handschriften ἀδυφων. σαῖς. Blomfield ἀδὺ φωνοίσας, Neue ἀδὺ φωνείσας, und so auch V. 11. ἐπιρρόμβεισι und Fr. V. οἰνοχόεισα, und

an mehreren andern Stellen ähnliche Formen, über die er immer von einer Stelle auf die Anmerkung zu der andern verweist, nirgends aber eine gehörige Begründung dieser Form in *verbis contractis* giebt, in denen, wie es scheint, auch die äolischen Dichter die alte poetische Form *φωνεύσας* gebrauchten.

V. 5. geben Blomfield und Neue mit dem *Cod. Ambr.* *τό μοι ἐμὰν καρδίαν ἐν στάθεσιν ἐπτόασεν.* Die andern Handschriften *τὸ μὴ ἐμάν.* Robortellus *τό*
246 *μοι καρδίαν.* Stephanus, Ursinus, Vossius *τό μοι τὰν καρδίαν,* was wir unbedenklich vorziehen, und *ἐμὰν* für eine schlechte Ergänzung eines Abschreibers halten. Was Toup, das *μοι 'μὰν* vertheidigend, sagt: *atqui illud μοι eleganter παρέλκει. Auctor Arimaspiorum infra:*

θαῦμ' ἡμῖν καὶ τοῦτο μέγα φρεσὶν ἡμετέρῃσιν:

das hätte man nicht nachsprechen sollen. Erstens ist ein Unterschied zwischen einem Epiker und einem Lyriker; zweitens stand in jenem Hexameter ursprünglich wohl *μετὰ φρεσὶν ἡμετέρῃσιν;* drittens kann man das *παρέλκει* nicht sowohl von *μοι,* als von *ἐμὰν* sagen; und viertens ist dieses angeblich elegante *μοι ἐμὰν* so erbärmlich schleppend, dass man der Sappho auf keine Weise zutrauen darf, so geschrieben zu haben. Uebrigens beziehen sich nicht auf dieses *τό μοι,* wie Seidler S. 261. meint, die Bemerkungen in dem *Etymol. Gud. p.* 532, 4. 13. und 538, 42. sondern es ist dort von dem äolischen *τῶμοι,* d. i. *τοὶ ἐμοὶ* statt *οἱ ἐμοὶ* die Rede.

V. 7. hat die erste Ausgabe des Longin *ὥς γὰρ ἴδω σε,* die Handschriften *ὡς γαρ σ' ἴδω,* Blomfield *ὥς τε γὰρ Fιδῶ,* Neue *ὥςτε γάρ σ' ἴδω.* Dieses ist ganz unpassend, und lässt sich mit Herodots *ὅκως τε ἀπίοι ὁ ποταμὸς σπανίζοντες ὑδάτων* II. 108. gar nicht vergleichen. Denn dieses eigentlich ionische *τε* hat eine schwächende Bedeutung, die hier ganz am unrechten Orte seyn würde. Seidler leugnet, dass *φωνᾶς οὐδὲν ἔτ' ἴκει με* gesagt werden könne, weil die Stim-

me nicht von aussen, sondern von innen komme, und daher *μοι* stehen müsste. Deshalb will er gelesen wissen:

ὡς γὰρ εἰςίδω βροχέως σε, φωνᾶς
οὐδὲν ἔτ' ἴκει.

So viel das auch für sich hat, so tragen wir doch Bedenken, beizustimmen. Die Construction der Wörter, welche kommen bedeuten, mit dem Accusativ ist so gebräuchlich von dem Entstehen irgend eines Zustandes, dass nicht mehr daran gedacht worden zu seyn scheint, ob die Ursache von innen oder von aussen komme. So kann man z. B. *κάματος δέ μιν αἰνὸς ἱκάνει* nicht wohl als von aussen her gekommen annehmen. Hierzu kommt, dass, wie der gleich folgende Gegensatz *ἀλλὰ κὰμ μὲν γλῶσσα ἔαγε* zeigt, der Gedanke eigentlich ist *φωνᾶς οὐδέν· με γλῶσσαν ἴκει*, wodurch der Anstoss vollends gehoben wird. Aber *βροχέως* kann schwerlich richtig seyn, da das vielmehr schwach bedeuten, als einen kurzen Moment bezeichnen würde, was vielmehr *βροχέα* heissen muss. Wir halten daher für das Wahre:

ὡς ἴδω γάρ σε βροχέ', ὥς με φωνᾶς 247
οὐδὲν ἔτ' ἴκει.

Und diess ist die gewöhnliche Art zu reden, wie *ὡς ἴδον, ὡς ἐμάνην; ut vidi, ut perii.*

V. 15. liest Neue *τεθνάκην δ' ὀλίγω 'πιδευέην φαίνομαι*, ein neues Wort *ἐπιδευέω* von *ἐπιδευής* bildend. Dazu ist man durch die Lesart eines Codex *ἐπιδεύειν* eben so wenig berechtigt, als zu glauben, dass Sappho von *ἐπιδεύεσθαι* das Activum gebraucht habe. Vielmehr scheint die Lesart anderer Handschriften *ἐπιδεύσην* aus *ἐπιδευῆν* mit darüber geschriebenen *σ* entstanden zu seyn, so dass als die richtige Lesart *ἐπιδευῆς* angegeben werden sollte. Das nach *φαίνομαι* von Manutius ergänzte *ἄπνους* ist gewiss nicht das rechte Wort. Natürlicher ist es, die Stelle so zu lesen:

τεθνάκην δ' ὀλίγω 'πιδευῆς
φαίνομαι οὐδέν.

V. 17. steht in den Handschriften so: ἀλλὰ πᾶν τολματὸν ἐπεὶ καὶ πένητα. Das καὶ haben die Herausgeber weggestrichen. Unstreitig hat wohl Seidler Recht, wenn er meint, Longin werde nicht so das Fragment mitten in der Rede abgebrochen haben, sondern es werde hier ein völlig abgeschlossener Gedanke erwartet. Doch können wir ihm nicht beitreten, wenn er glaubt, der Vers sey so zu verbessern:

ἀλλὰ πᾶν τολματόν, ἐπεὶ εὐγενήτα,

wozu εἰμὶ zu verstehen sey. Auf diese Conjectur leiteten ihn die corrupten Worte des Longin: καθ᾽ ὑπεναντιώσεις ἅμα ψύχεται, καίεται, ἀλογιστεῖ, φρονεῖ· ἢ γὰρ φοβεῖται, ἢ παρ᾽ ὀλίγον τέθνηκεν. Denn das φρονεῖ beziehe sich auf diesen Vers, und da sich die folgenden Worte durch das γὰρ als Beweis ankündigen, so seyen sie so zu schreiben: οὐ γὰρ φοβεῖται, ἢ παρ᾽ ὀλίγον τέθνηκεν. Hierin können wir nicht beipflichten. Denn nicht nur wäre das ein ganz unrichtiger Beweis für das bei Verstande seyn, wenn Longin hinzusetzte: „Denn sie, die beinahe todt ist, fürchtet nicht, hat noch Muth:“ weil diess ja auch ein Muth der Verzweiflung seyn könnte: sondern der ganze Beweis ist auch so überflüssig, dass man ihn dem Longin nicht zutrauen darf. Vielmehr zeigt eine genauere Betrachtung der Stelle, dass jenes γὰρ, wie so häufig, nichts als γρ, d. i. γράφεται oder γραπτέον, und die Worte ἢ γρ. φοβεῖται nur die zu dem irrigen φρονεῖ hingeschriebene wahre Lesart ist, die, als sie einmal in den Text gekommen war, auch noch das zweite ἢ veranlasste. Denn die Ordnung der Gedanken in dem Gedichte selbst zeigt auf das eviden-
248 teste, dass Longin, indem er sie kürzlich wiederholte, so schrieb: ἅμα ψύχεται, καίεται, ἀλογιστεῖ, φοβεῖται, παρ᾽ ὀλίγον τέθνηκεν, ἵνα μὴ ἕν τι περὶ αὐτὴν πάθος φαίνηται, παθῶν δὲ σύνοδος. Wenn demnach der Grund der Seidlerschen Conjectur wegfällt, so verliert sie schon ihre Hauptstütze. Aber auch abgesehen davon, scheint sie uns nicht das Wahre zu treffen. Denn

wollten wir auch die ungewöhnliche Form εὐγενῆτα gelten lassen; wollten wir auch übersehen, dass doch erst bewiesen werden müsste, dieses Wort bedeute nicht bloss edel geboren, sondern auch edel gesinnt: so will doch der ganze Gedanke nicht zu dem Vorhergehenden passen, da schwerlich das heisse Gemüth der Dichterin, nach dieser so lebendigen Schilderung der gewaltigsten Leidenschaft auf einmal so ruhige Ergebenheit zeigen, und sagen kann: „aber alles lässt sich aushalten, da ich edelgesinnt bin.“ Dieses würde eine Herrschaft über sich selbst voraussetzen, die dem eben beschriebenen, aller Herrschaft über sich beraubten Zustande gerade entgegengesetzt wäre. Weit eher könnte man geneigt seyn, die Worte ἀλλὰ πᾶν τολματὸν so zu nehmen: „aber alles lässt sich wagen.“ Aber diess vorausgesetzt, würde man doch ohne handschriftliche Hülfe schwerlich entdekken können, was mit den folgenden Worten anzufangen seyn möchte, da weder in den vorhergehenden Versen, noch in dem, was Longin sagt, irgend eine Andeutung liegt, ob von glücklicher oder unglücklicher Liebe, von Eifersucht, von Zurücksetzung oder wovon sonst die Rede sey. Um indessen nicht alles verloren zu geben, kann doch vielleicht folgende Betrachtung ungefähr auf den Gedanken führen, der in dem verdorbenen Verse liegen müsse. Longin führt die Strophen der Sappho als ein Beispiel des Erhabenen an, das aus dem gedrängten Zusammenfassen der Hauptmomente in der Beschreibung eines Gegenstandes entsteht, und nachdem er den Inhalt derselben in den oben angeführten Worten kurz wiederholt hat, setzt er noch hinzu: πάντα μὲν τὰ τοιαῦτα γίνεται περὶ τοὺς ἐρῶντας· ἡ λῆψις δ', ὡς ἔφην, τῶν ἄκρων καὶ ἡ εἰς ταὐτὸ συναίρεσις ἀπειργάσατο τὴν ἐξοχήν. Nun wäre es offenbar etwas ganz Unnüzzes und sogar Widersinniges gewesen, wenn er ausser den Worten der Dichterin, die den Beweis seiner Behauptung enthielten, noch andere, nicht dazu gehörige Worte hinzugefügt hätte. Auch thut er das bei der Wiederholung des Inhalts nicht, sondern schliesst mit dem

παρ' ὀλίγον τέθνηκεν, als dem letzten Gedanken der Beschreibung. Wollen wir ihm daher nicht etwas Zweckloses und Verkehrtes aufbürden, so müssen wir annehmen, dass mit diesem Gedanken sich die angeführten Strophen geendigt haben. Daraus folgt aber keineswegs, dass das mit den vor dem *ἀλλὰ πᾶν τολματὸν* vorher-
249 gegangenen Worten geschehen seyn müsse; vielmehr, wenn wir diese Worte richtig so ergänzt haben, *τεθνάκην δ' ὀλίγω 'πιδευῆς φαίνομαι οὐδέν*, liegt eben hierin die Andeutung dessen, was auf sie folgte und bestätigt hierdurch zugleich wieder unsere Ergänzung. Denn es ist eine durch die ganze griechische Sprache durchgehende Gewohnheit, auf einen Satz, in dem sich eine Negation befindet, einen Gegensatz mit *ἀλλὰ* folgen zu lassen. Schrieb daher Sappho *φαίνομαι οὐδέν*, so folgte dieser Gewohnheit gemäss ein *ἀλλὰ* mit dem Gegensatze, der nichts als die Bestätigung des vorhergehenden Satzes war, und folglich einen Theil dieses Satzes ausmachte, weshalb er von dem Longin nicht weggelassen werden konnte; bei der Wiederholung aber, weil diese alles kurz zusammenfassen sollte, eben so nothwendig wegbleiben musste, da er schon in dem *παρ' ὀλίγον τέθνηκεν* enthalten war. Auf eben dieselbe Weise, nur umgekehrt, lieben bekanntlich die Griechen auch einen affirmativen Satz durch die nachfolgende Verneinung des Gegensatzes, die aber natürlich nicht durch *ἀλλά*, sondern durch *καὶ* angeknüpft wird, zu verstärken, wie *γνωτά, κοὐκ ἄγνωτά μοι*. Hieraus folgt, dass in dem verdorbenen Verse dasselbe, was mit *φαίνομαι οὐδὲν* gesagt ist, aber in affirmativer Form gesagt war, wie bei dem Aeschylus im Prolog der Eumeniden, nur dass dort statt *ἀλλὰ* die gleichbedeutenden Partikeln *μὲν οὖν* stehen:

δείσασα γὰρ γραῦς οὐδέν, ἀντίπαις μὲν οὖν.

Wenn wir demnach den Gedanken, der ausgedrückt seyn muss, gefunden haben, so sind wir wenigstens gesichert, bei dem Versuch einer Emendation nicht auf etwas, woran nicht zu denken ist, zu gerathen. Demungeachtet

getrauen wir uns nicht, ohne Hülfe von Handschriften zu bestimmen, in welchen Worten der Gedanke ausgesprochen war. Indessen möge doch, damit an der Möglichkeit nicht gezweifelt werde, versuchsweise, zumal da in einem Codex *παντόλματον* als ein Wort geschrieben ist, folgendes aufgestellt werden:

τεθνάκην δ' ὀλίγω 'πιδευὴς
φαίνομαι οὐδέν,
ἀλλὰ παντόλματον ἀπεῖπεν ἦτορ.

So sagt Euripides in der Hecuba V. 942: *τάλαιν', ἀπεῖπον ἄλγει.*

IX. Hier ist Neue auf den wunderbaren Einfall gekommen, die schon oben berührten Worte bei dem Herodian, *ψαύειν δὲ οὐ δοκεῖ μοι ὠρανῶ δυςπαχέα,* folgendermassen in Sapphisches Metrum zu bringen:

ψαύειν δὲ [πόλον] δοκεῖ μοι
ὠρανῶ δυςπαχέα.

Ac tangere mihi videtur polum caeli immensum. 250
Ausser dem, was Seidler hiergegen eingewendet hat, verdient auch noch die Construction von *ψαύειν* mit dem Accusativ Tadel, die wohl aus Passows Wörterbuch genommen ist, wo sie mit ein Paar missverstandenen Stellen des Sophocles belegt worden. Einleuchten musste aus den Worten des Herodian, was Seidlern nicht entgangen ist, dass Sappho *ὀρανῶ* schrieb, wodurch das Sapphische Metrum wegfällt. Seidler vermuthet nun zwar sehr ingeniös, dieses Fragment sey aus dem choriambischen Gedichte auf eine reiche und ungebildete Frau genommen, aus welchem das neunzehnte Fragment ist, weshalb er lesen will:

ψαύειν δ' οὐ δοκέει μοι ὀρανῶ δυςπαχέα.

Er glaubt, der Vers habe sich mit *δυςπαχέ' οὐδένα* geendigt. *Δυςπαχὴς* beziehe sich entweder auf die Rohheit oder auf den Reichthum, da *παχὺς* in beiden Beziehungen gesagt werde. Den Hiatus sucht er durch

andere Beispiele zu rechtfertigen, die jedoch von ganz anderer Art sind; und das einzige, das noch allenfalls passen würde, Fr. 66:

χρύσειοι ἐρέβινθοι ἐπ' ἀϊόνων ἐφύοντο,

ist unsicher, da wohl hier ein δ' dazwischen gestanden haben konnte, es aber auch ohne δ', als im heroischen Versmaasse, nichts beweist, und selbst wenn dieses χρύσειοι ἐρέβινθοι in choriambischem Metrum stände, dadurch nicht das enklitische μοι unter dem Ictus gerechtfertigt seyn würde. Eben so wenig will uns das δυςπαχέα zusagen. Der Vers scheint uns ein daktylischer mit der Basis gewesen zu seyn, und δοκεῖ μοι aus falsch verstandenem δοκεῖμ', worüber οι geschrieben war, entstanden. Dann bedarf es nur der Hinzufügung eines einzigen Buchstabens in dem Worte δυςπαχέα, um einen sehr guten Sinn zu erhalten:

ψαύειν δ' οὐ δοκέοιμ' ὀρανῶ δυσαπαχέα·

„ich möchte nicht glauben, dass ein Misstöne Singender an den Himmel reiche.“ Dieser Gedanke würde sehr gut in das Gedicht passen, aus welchem das sechzehnte Fragment entnommen ist:

μνάσασθαί τινά φαμι καὶ ὕστερον ἀμμέων·

und man könnte daraus vermuthen, Sappho hätte sich in diesem Gedicht mit einem andern, oder überhaupt mit andern Dichtern verglichen.

X. Dieses von dem Aristoteles *Rhetor. II.* 23. erwähnte Fragment führt Gregorius in dem Commentare zum Hermogenes S. 896. so an: οἷόν φησιν ἡ Σαπ-
251φώ· ὅτι τὸ ἀποθνήσκειν κακόν· οἱ θεοὶ γὰρ τοῦτο (Aristoteles οὕτω) κεκρίκασιν· ἀπέθνησκον γὰρ ἄν (so weit auch Aristoteles), εἴπερ ἦν καλὸν τὸ ἀποθνήσκειν. Wir sind geneigt, auch das, was Gregorius hinzufügt, für Worte der Sappho zu halten, und das ganze Fragment so zu lesen:

ἀποθνάσκειν κακόν· οἱ θεοὶ γὰρ οὕτω κεκρίκασιν.

ἀπέθνασκον γάρ ἄν, αἴπερ ἦν καλὸν δή μ' ἀποθνάσκειν.

XV. Hier hat Neue die vom Athenäus XI. p. 460. D. erhaltenen Worte, *πολλὰ δ' ἀνάριθμα ποτήρια καλαίφις*, so geschrieben:

πολλὰ δὲ καὶ ἀνάριθμα ποτήρια
καλλαίφης·

multa vero et innumera pocula glutis: indem er ganz seltsamer Weise behauptet, dass *πολλὰ ἀνάριθμα* ohne dazwischen gesetztes *καί*, *πολλὰ δ' ἀνάριθμα* aber nicht ohne *καὶ* gesagt werden könne. Gegen den Hiatus, den das eingeschobene *καὶ* macht, haben wir dasselbe zu erinnern, was Fr. 9. gegen *μοι;* und *καλλαίφην*, d. i. *καταλαιφᾶν*, ist ein neu gemachtes Wort ohne Auctorität. Mit solcher Willkür ist nichts unmöglich. Sieht man aber auf das Wahrscheinliche, so ist wohl nichts natürlicher, als dass zu *ποτήρια* noch ein anderes Wort, welches Trinkgeschirre bedeutete, hinzugesetzt gewesen sey. Welches, getrauen wir uns nicht mit Sicherheit zu bestimmen, aber wohl möglich wäre es, dass das verdorbene *καλαίφις* aus *καιφι*, d. i. *καὶ φιάλαι*, entstanden wäre. In diesem Falle würde an den Worten weiter nichts zu ändern seyn; und dass sie in ein von der Sappho, wie es scheint, gebrauchtes Metrum, so wie zu dem in diesem Metrum behandelten Gegenstande passen, werden wir zu Fr. 70. zeigen.

XVI. Neue und Blomfield Fr. 81. lesen dieses Fragment mit Volger so:

μνάσασθαί τινά φαμι καὶ ὕστερον ἀμμέων.

Bei dem Dio Chrysostomus am Ende der 37. Rede Th. II. S. 128., aus welcher es genommen ist, steht *καὶ ἕτερον*. Seidler S. 276. vermuthet aus den Worten des Aristides Th. II. S. 508., der neuesten Ausgabe: *οἶμαι δέ σε καὶ Σαπφοῦς ἀκηκοέναι πρός τινα τῶν εὐδαιμόνων δοκουσῶν εἶναι γυναικῶν μεγαλαυχουμένης καὶ λεγούσης ὡς αὐτὴν αἱ Μοῦσαι τῷ ὄντι ὀλβίαν*

τε καὶ ζηλωτὴν ἐποίησαν καὶ ὡς οὐδ' ἀποθανούσης ἔσται λήθη, dass auch dieses Fragment aus dem Gedichte an die reiche, aber ungebildete Frau sey, wie vor ihm schon Blomfield zu Fr. II. meinte, und man also
252 wohl καὶ ἕτερον zu rasch geändert habe, da, wenn κἄτερον geschrieben werde, und nach φαμ' ein Choriambe fehle, alles richtig sey; denn es könne ja leicht ein Gedanke vorhergegangen seyn, auf den sich dieses καὶ ἕτερον bezog, z. B. „nicht bloss mein Vaterland und meine Freunde werden meiner gedenken, auch andere.“ Ueber eine Sache, deren Möglichkeit sich eben so wenig leugnen, als die Wirklichkeit des Gegentheils, in Ermanglung von bestimmten Zeugnissen, behaupten lässt, kann nicht gestritten werden; wohl aber kann der Grad der Wahrscheinlichkeit in Frage kommen. Und von dieser Seite möchten wir der Volgerischen Emendation den Vorzug geben, nicht bloss wegen ihrer Leichtigkeit, und weil dadurch gleich ein ganzer tadelloser Vers hergestellt wird, als wegen der Natürlichkeit des Ausdrucks. Denn μνάσασθαί τινά φαμι κἄτερον ἀμμέων, was ganz richtig gesagt seyn würde, wenn die Worte eine Drohung enthielten, setzt, da sie den Nachruhm betreffen, eine ziemlich gesuchte Beziehung voraus, wie eben die von Seidler aufgestellte ist. Sollte aber diese einen poetischen Charakter haben, so müsste wieder zu dem κἄτερον noch eine Beschreibung hinzukommen, z. B. κἄτερον Ἑλλάνων. Aber das würde bei einer griechischen Dichterin sehr befremden. Denn ein griechischer Dichter denkt sich gar nichts anders, denn als σοφίᾳ πρόφαντον καθ' Ἕλλανας ἐόντα παντᾷ. Von den Barbaren nehmen sie gar keine Notiz, und etwas, wie *me Colchus et qui dissimulat metum Marsae cohortis Dacus et ultimi noscent Geloni; me peritus discet Iber Rhodanique potor*, ist ihnen fremd. Uebrigens ist der Gedanke an den Nachruhm den Dichtern so natürlich, dass wohl auch Sappho, wie Pindar, wie Horaz, in mehreren Gedichten ihrer Unsterblichkeit kann gedacht haben. Ja wir sind um so mehr geneigt zu

glauben, dass das Fragment nicht aus dem Gedichte an die reiche Unwissende ist, weil die andern Schriftsteller, die dieses Gedicht in eben der Absicht, wie Dio Chrysostomus, erwähnen, nicht diese Worte, sondern andere, die wir sogleich besprechen werden, anführen. Darüber hat Neue S. 46. zu Ende richtig geurtheilt.

XIX. Dieses ist nun das Fragment des Gedichts *πρὸς ἀπαίδευτον γυναῖκα,* welches Neue so giebt:

καθανοῖσα δὲ κείσεαι [πότα, κωὔ] μναμοσύνα σέθεν
ἔσσετ᾽ οὐδέποτ᾽ [εἰς] ὕστερον· οὐ γὰρ πεδέχεις ῥόδων
τῶν ἐκ Πιερίας· ἀλλ᾽ ἀφανὴς κὴν Ἀΐδα δόμοις
φοιτάσεις, πεδ᾽ ἀμαυρῶν νεκύων ἐκπεποταμένα.

Bekanntlich wird dieses vom Stobäus IV. 12. erhaltene Fragment von mehreren Schriftstellern stückweise angeführt. Das Supplement *πότα* im ersten Verse ist matt, und *κωὔ* oder *κοὔ* klingt in dieser Verbindung gar nicht griechisch, wo nothwendig *οὐδὲ* stehen müsste. 253
Mit Recht ist daher Blomfield dem, was bei Stobäus steht, *οὐδέποτε* oder *οὐδέποκα* treu geblieben, indem er *οὐδέποτα* schrieb. Aber auch er hat, wie Neue, im zweiten Verse das unrichtige Supplement von Grotius, *εἰς,* aufgenommen, wodurch die Rede nicht nur prosaisch wird, sondern widersprechend: denn wer sich erinnert, dass *εἰς ὕστερον* etwas anderes als *ὕστερον* ist, sieht leicht, dass *οὐδέποτε* sich wohl mit *ὕστερον,* nicht aber mit *εἰς ὕστερον* vereinigen lässt. Ist nun aber *οὐδέποτε* im ersten Verse richtig, so kann es nicht auch im zweiten stehen. Plutarch giebt im ersten Verse *οὐδέ τις μναμοσύνα σέθεν.* Die Worte *οὐδέποκ᾽ ὕστερον* hat bloss Stobäus, aber die folgenden, *οὐ γὰρ πεδέχεις ῥόδων τῶν ἐκ Πιερίας* auch Plutarch an zwei Stellen, und Clemens. Es ist zu bedauern, dass die Metriker uns so unvollständige Nachrichten über die von der Sappho gebrauchten Strophen geben. Denn obgleich die beiden letzten Verse offenbar choriambische, oder,

wie die Metriker sie nennen, antispastische Tetrameter sind, so möchte man doch bei der Betrachtung der beiden ersten vermuthen, die Strophen wären vom Anfang herein glykonisch gewesen:

κατθανοῖσα δὲ κείσεαι
οὐδὲ μναμοσύνα σέθεν
ἔσσετ᾽ οὐδέποτ᾽ ὕστερον·
οὐ γὰρ πεδέχεις βρόδων·

so dass der letzte, von vorn herein um eine Sylbe kürzere Vers, dafern nicht auch hier *οὐδὲ* gestanden, den Uebergang zu den Choriamben gemacht hätte. Allein da wir zu einer solchen Hypothese nicht berechtigt sind, müssen wir wohl das Gedicht für choriambisch halten, und daher die Krasis der Sylben *εαι οὐ* zulassen. Dann dürfte das Fragment, wenn es griechisch klingen soll, am wahrscheinlichsten so zu verbessern seyn:

κατθανοῖσα δὲ κείσεαι, οὐδέ ποτα μναμοσύνα σέθεν
ἔσσετ᾽, οὔτε τότ᾽ οὔτ᾽ ὕστερον· οὐ γὰρ πεδέχεις βρόδων
τῶν ἐκ Πιερίας, ἀλλ᾽ ἀφανὴς κὴν ᾽Αΐδα δόμοις
φοιτάσεις πεδ᾽ ἀμαυρῶν νεκύων ἐκπεποταμένα.

Das letzte Wort giebt der Codex A. richtig im Nominativ. Die Trincavellische Ausgabe hat *ἐκπετοταμέναν*, daher Gesner, man weiss nicht woher, nach *φοιτάσεις* folgendes giebt: *οὐδεὶς δέ σε βλέψει παῖδ᾽ ἀμαυρῶν νεκύων ἐκπεποταμέναν.* Blomfield und Neue haben den Vers richtig geschrieben, aber der letztere scheint ihn nicht richtig verstanden zu haben, da er nach *φοιτάσεις* ein Komma gesetzt hat. Denn *πεδ᾽ ἀμαυρῶν νεκύων* ist mit *φοιτάσεις*, nicht mit *ἐκπεποταμένα* zu verbinden, welches Participium für sich allein steht, und so viel als *vecors*, unstäten, scheuen Gemüthes, bedeutet.

254 XX. Hier können wir der Meinung Seidlers nicht beitreten, dass das Metrum glykonisch, und der erste Vers das Ende der Strophe sey, da weder der Mangel

eines Ruhepunkts am Schlusse der Strophe, noch die Zusammenziehung in *νεώτερον*, noch die Vernachlässigung des Digamma in *ξυνοικεῖν* angenehm ist, wenn man die Verse so abtheilt, wie er will:

ἀλλ ἐὼν φίλος ἄμμιν
λέχος ἄρνυσο νεώτερον·
οὐ γὰρ τλάσομ' ἐγὼ ξυνοι-
κεῖν ἐοῖσα γεραιτέρα,

oder *νέῳ οὖσα* mit der Krasis (so, nicht mit dem Hiatus, wollte er sagen). Wahrscheinlich stiess er sich an die etwas ungewöhnliche Verdoppelung *ἄρνυσσο*, da man, wenn diese Verse, wie wir mit Blomfield, Neue, und andern glauben, choriambische sind, so statt *ἄρνυσο* schreiben muss. Die Handschriften haben *ἄρνησον*. Im zweiten Verse ist *ξυνϜοϊκῆν* zu schreiben, und nicht *οὖσα*, das in diesem Dialekte nicht Statt findet, hätte Neue geben sollen, sondern wenigstens, was er auch für empfehlenswerth hält, *ἐοῖσα*, da der Codex des Ursinus *νέ' οὖσα* hat. Aber die wahre Lesart, *εὖσα*, findet sich in den *Mss. A. B.*, die nicht, wie Neue angiebt, *νέ' οὖσα* haben.

XXIII. Dieses Fragment, welches Blomfield Fr. 35. in ganz ungewöhnlichen Versmaassen, Neue hingegen zwar in dem richtigen Versmaasse, aber mit zwei an den unrechten Stellen eingeschobenen Wörtchen *τοι πότ'* gegeben hat, ist, wie Seidler mit Recht bemerkt, abgekürzt von dem Athenäus gegeben worden, wie auch die vom Maximus Tyrius erhaltenen Worte zeigen. Leicht aber lassen sich die Stellen entdecken, wo das, was vorhanden ist, stand:

τίς δέ σ' ἀγροιῶτιν ἐπεμμένα
σπόλαν . . . θέλγει νόον , ...
οὐκ ἐπισταμένα τὰ βράκε' ἕλκην ἐπὶ τῶν σφυ-
ρῶν.

XXV. Dieses Fragment findet sich beim Athenäus IX. S. 410. D. so geschrieben: *Σαπφὼ δ' ὅταν λέγῃ*

ἐν τῷ πέμπτῳ τῶν μελῶν πρὸς τὴν Ἀφροδίτην, χειρόμακτρα δὲ καγγόνων πορφυρᾶ, καὶ ταῦτα μὲν ἀτιμάσεις ἔπεμψα πυφωκαας δῶρα τίμια, καγγόνων κόσμον λέγει κεφαλῆς τὰ χειρόμακτρα. Statt *καὶ ταῦτα* hat der Codex A. *καταυτα*, der Codex B. *κατ ταῦτα*, und statt *ἀτιμάσεις* der Codex A. *ἀτατιμάσεις*. Zu welchen abenteuerlichen Verbesserungsversuchen dieses Fragment Veranlassung gegeben hat, findet man bei Schweighäuser angegeben. Blomfield Fr. 70. hat die Verse falsch abgetheilt, übrigens aber sich der Kritik enthalten. Neue giebt sie so:

255 *χειρόμακτρα δὲ πορφυρᾶ*
ταῦτα μὴ [σύ γ'] ἀτιμάσεις,
[τάγ'] ἔπεμψ' ἀπὺ Φωκάας
δῶρα τίμια κὰγ γόνων.

An dem Sinne wäre nichts auszusetzen: doch hätte mit Jacobs *ἀτιμάσῃς* geschrieben, und nicht den irrigen Behauptungen Schäfers über das prohibitive Futurum getraut werden sollen; *τάγ'* ist matte und unpoetische Ergänzung, *κὰγ γόνων* aber, wie Seidler gezeigt hat, falsch, da *γοῦνα* äolisch *γόννα*, nicht *γόνα* heissen. Auch hätte die seltsame Redensart *κατὰ γονάτων* nicht mit dem ganz unähnlichen *κατὰ χειρὸς ὕδωρ* sollen gerechtfertigt werden. Seidler vermuthet, die Stelle habe ursprünglich so gelautet:

χειρόμακτρα δὲ κὰγ κόμων
πορφυρᾶ
καταρταμένα τιμᾶς·
εἴς σ' ἔπεμψ' ἀπὺ Φωκάας
δῶρα τίμια κὰγ κόμων.

So ingeniös auch diese Conjectur ist, so können wir sie doch nicht für das Wahre halten. Auf den ungewöhnlichen Cretikus in einer glykonischen Strophe eines Lyrikers legen wir kein Gewicht: denn leicht könnte Athenäus etwas ausgelassen haben, das den glykonischen Vers ergänzte. Bedeutender aber ist Folgendes. Erstens scheint

uns der Gedanke doch gar zu eigen, dass zu der Göttin gesagt werde: „du hältst viel auf Handtücher in den Haaren: ich schicke dir recht schöne von Phocäa.“ Wenn Sappho das zu einer Freundin sagte, deren Geschmack sie kannte, wäre das sehr gut: aber zu der Göttin gesagt, klingt es doch gar zu naiv. Sodann hat Seidler nicht beachtet, dass der Dialekt doch *κὰγ κομᾶν* erfordern würde. Endlich könnte auch hier wohl schwerlich *εἴς σ' ἔπεμψα* gesagt werden, sondern es sollte *σοὶ ἔπεμψα* heissen, da die Geschenke ihr, der Göttin, aber nicht zu ihr geschickt werden. Da *καγγόνων* zweimal ohne Varianten im Texte steht, lässt sich nicht viel an dem Worte ändern. Sonst wäre die Conjectur von Casaubonus, *πλαγγόνων* ziemlich ansprechend, da Hesychius unter *πλαγγὼν* sagt: *καὶ πλαγγόνες, κεκρύφαλοι.* Was es auch mit diesem *καγγόνων* für eine Bewandtniss habe, so scheint doch so viel klar, dass es entweder eine besondere Art Zeug, aus welchem die *χειρόμακτρα* gemacht waren, oder eine besondere Form derselben bedeutet haben müsse. Bedenkt man nun, dass Pollux VII, 73. die Handtücher mit folgenden Worten erwähnt: *λάσια δὲ ἐκάλουν τὰ μαλλοὺς ἔχοντα χειρόμακτρα, ὡς ἀπὸ τῆς δασύτητος;* sodann, dass er diese *λάσια* ebenfalls mit Worten der Sappho belegt; ferner, dass diese Worte, die bei Neue 256
das 31. Fragment sind, gleichfalls, wie das 25ste, *ἐν τῷ πέμπτῳ τῶν Σαπφοῦς μελῶν* gestanden haben sollen, und mithin auch sie in glykonischem Versmaasse waren: so wird es nicht nur wahrscheinlich, dass sie gar auch aus eben demselben Gedichte entnommen sind, sondern wir haben auch eine Spur, die, da *λάσια* eine Art *χειρόμακτρα* seyn sollen, auf eine leichte Emendation führt. Denn Pollux sagt: *ἐν δὲ τῷ πέμπτῳ τῶν Σαπφοῦς μελῶν ἔστιν εὑρεῖν, ἀμφὶ λάβροις λασίοις εὖ ἐπύκασσε· καὶ φασὶν εἶναι ταῦτα σινδόνια ἐπεστραμμένα.* Offenbar hat er dieses aus den Erklärern der Sappho genommen. Da nun *ἐπεστραμμένα* „zusammengedrehte“ bedeutet, so dass vermuthlich die Handtü-

cher nach Art eines Seiles gewunden, und so um den Kopf befestigt wurden, so liegt der Gedanke ganz nahe, dass die Grammatiker sich dieses Wortes zu Erklärung des problematischen *χαγγόνων* bedient haben, das nicht *ΚΑΓΓΟΝΩΝ*, sondern *ΚΑΤΤΟΝΩΝ* geschrieben war, d. i. *κατατόνων*, was so viel als „gespannt" bedeutet, und folglich mit dem angegebenen Begriffe sehr wohl übereinstimmt. Wir wollen dieses daher als das Wahrscheinlichste annehmen. Wenn wir dann die Worte des Athenäus betrachten, so scheint sich ganz natürlich zu ergeben, dass er nicht eine, sondern zwei Stellen aus dem Gedichte anführte, und folglich, wobei wir einen ganz schicklichen und passend ausgedrückten Gedanken erhalten, so geschrieben hat: *Σαπφὼ δ' ὅταν λέγῃ ἐν τῷ πέμπτῳ τῶν μελῶν πρὸς τὴν Ἀφροδίτην*,

> *χειρόμακτρα δὲ καττόνων*
> *πορφυρᾶ,*

καὶ

> *ταῦτα τἄμ' ἀπατιμάσεις,*
> *ὅσ' ἔπεμψ' ἀπὺ Φωκάας*
> *δῶρα τίμια καττόνων;*

κόσμον λέγει κεφαλῆς τὰ χειρόμακτρα. Nachdem Sappho die Geschenke genannt hat, durch die sie sich die Göttin geneigt zu machen gehofft hatte, fährt sie fort: „diese meine kostbaren Geschenke willst du verachten?" Da, wie wir gesagt haben, auch das vom Pollux erhaltene 31. Fragment hierher zu gehören scheint, in welchem Seidler gewiss richtig *ἀμφὶ δ' ἄβροῖς* verbessert, so muss auch dieses in glykonischem Versmaasse seyn. Hat das *δ'* im Texte gestanden, so hat Pollux wohl etwas, z. B. *σὸν κάρα* oder *σὸν βρέτας*, weggelassen:

> *ἀμφὶ δὲ [σὸν κάρα]*
> *ἄβροῖσιν λασίοισιν εὖ*
> *ἐπύκασσε.*

Ausserdem könnte es aber auch geheissen haben:

> ἀμφὶ δ' ἁβροῖσιν εὖ 257
> λασίοις ἐπύκασσε.

Da Sappho, wie das ἔπεμψα zeigt, die Geschenke nicht selbst gebracht hat, so bezieht sich die dritte Person ἐπύκασσε wahrscheinlich auf eine Freundin, die in ihrem Auftrage das Standbild der Göttin geschmückt hatte.

XXVI. Hier würde es räthlicher gewesen seyn, ὑποθυμίδας zu schreiben, als eine Synizesis in ὑποθυμίαδας anzunehmen. Uebrigens liegt allerdings in dem, was bei dem Athenäus XV. S. 674. C. so geschrieben ist, ἀντια παλαιδέραι, das äolische ἀμπ' ἀπαλᾷ δέρᾳ: aber eigen ist es, dieses ἀμπί gerade hier zu finden, wo es wegen des folgenden απ nicht angenehm klingt, da anderwärts ἀμφὶ steht, wie Fr. 4. 31.

XXX. Im Etym. M. S. 822, 40. steht dieses Fragment so: φασὶ δή ποτε λήδαν ὑακίνθινον πεπυκαδμένον εὑρεῖν ὠϊον. Von den Pariser Handschriften giebt die eine φασὶ γὰρ ποταμὸν ὑακίνθινον λήδαν: die andere und Zonaras S. 1879. φασὶ δὴ ποταμὸν ὑακίνθινον λήδαν. Athenäus II. S. 57. D. und Eustathius S. 1689, 49. φασὶ δή ποτε Λήδαν ὠϊον εὑρεῖν. Neue, ohne über das Metrum entscheiden zu wollen, hält Folgendes für wahrscheinlich:

> φασὶ δὴ πότα Λήδαν ὑακίνθινον
> πεπυκαδμένον ὠϊον
> εὑρεῖν.

Seidler nennt die Wortstellung beim Zonaras ὑακίνθινον λήδαν offenbar falsch, und meint, wenn man nur in ὠϊον die erste Sylbe als kurz annehme, habe man ja in der Lesart des Etymologicum fast zwei ganze Asklepiadische Verse, welches Metrum Sappho oft gebraucht habe:

> φασὶ δή ποτε Λήδαν ὑακίνθινον
> πεπυκαδμέναν εὑρεῖν ὠϊον.

Darin können wir nicht beitreten. Denn erstens ist die

Correption des ω in ὤϊον keineswegs wahrscheinlich, und leichter würden wir glauben, dass vor ὤϊον zwei Sylben fehlten; zweitens hat die Lesart des gedruckten Etymologicum nicht nur nicht grössere Auctorität, als die des Zonaras, sondern vielmehr geringere, da zwei Handschriften des Etymologicum die Wortstellung des Zonaras bestätigen; drittens fragen wir, was ὤϊον ὑακίνϑινον sey. Neue fertigt diese Frage sehr leicht damit ab, dass in den Mysterien alles purpurn sey, wozu er Creuzers Symbolik II. S. 358. anführt. Aber auch ein Ey? Und die Mysterien müsste man doch auch erst durch eine sehr unsichere Vermuthung mit dem Fragmente in Verbindung setzen. Endlich viertens, was soll πεπυκαδμέ-
258 νον seyn, wenn nicht noch etwas dazu gesetzt wird? Uns scheint aus diesem allen hervorzugehen, dass das Fragment ärger verdorben ist, als man geglaubt hat, worauf gewissermassen auch die Lesart ποταμὸν hinweist. Wenn nun auch das Wahre ohne Handschriften schwerlich ausgemittelt werden kann, so muss doch, wie uns dünkt, der Sinn der gewesen sey, den etwa folgendes giebt:

φασὶ δή ποϑ' ὑπ' ἀνϑέων ὑακινϑίνων
Λήδαν ὤϊον εὑρεῖν πεπυκαδμένον.

XXXI. Hierüber ist bereits zu Fr. 25. gesprochen worden.

XXXV. Hier sind alle Zweifel durch den glücklichen Fund des Dr. Walz gehoben, der auf der letzten Seite des rheinischen Museums angegeben ist.

XLI. Neue und Blomfield Fr. 74. haben die Worte gegeben, wie sie bei dem Galen stehen; allein das Metrum ist nicht das der Sappho gewöhnliche, indem am Ende des ersten Verses zwei kurze Sylben fehlen, und der zweite durch ἔσται katalektisch wird. Es ist zu schreiben:

ὃ μὲν γὰρ καλὸς ὅσσον ἴδεῖν πέλεται καλός·
ὁ δὲ κἀγαϑὸς αὐτίκα καὶ καλὸς ἔσσεται.

XLII. Diese Verse schreibt Neue nicht richtig so:

εὐμορφοτέρα Μνασιδίκα τᾶς ἀπαλᾶς Γυρίννως
ἀσαροτέρας οὐδάμ' ὑπωράνια σέθεν τύχοις ἄν.

Formosior quum sis, Mnasidica, quam tenera Gyrinno, maestiorem nusquam sub caelis temet ipsa repereris. Hier ist nicht bloss die Synekphonesis, und, nachdem was oben über ὀρανὸς gesagt worden, das ganze ὑπωράνια, sondern auch die Wendung des Gedankens selbst verwerflich. Die Handschriften des Hephästion haben ἀσαροτέρα. σοῦ δ' ἄμ' ἐπώραναν σέθεν τυχοῦσα. Eine: ἀσαροτέρα σοῦ δ' ἄμ' ἐπ' ὤρανε τυχοῖσα. Eine andere: ἀσαρωτέρα σουδαμὰ πωρανα σέθεν τυχοῖσαν. Die Vulgata ist: ἀσσαροτέρας οὐδ' ἅμα πώρανα σέθεν τυχοῖσαν. Sonach braucht man keinen Buchstaben zu ändern, die Verdoppelung des ν ausgenommen, und auch diese nicht einmal, da ρανaν eigentlich ρανα mit darüber geschrieben gewesenem ν zu seyn scheint, um einen ganz einfachen guten Sinn zu erhalten:

εὐμορφοτέρα Μνασιδίκα τᾶς ἀπαλᾶς Γυρίννως
ἀσαροτέρας οὐδαμά πω, Ἤραννα, σέθεν τυχοῖσα·

Formosior tenera Gyrinnone Mnasidica fastidiosiorem nullo modo dum, amabilis, quam te experta. Vermuthlich folgte im nächsten Verse ὦ mit dem Vocativ der Angeredeten. Denn sonst würde es ὦ Ἤραννα heissen müssen, aber es scheint hart, οὐδάμ' ἔπ', ὦ Ἤραννα, σέθεν τυχοῖσα, d. i. ἐπιτυχοῖσα, zu lesen.

XLIV. Athenäus schreibt XV. S. 674. E.: Σαπφὼ δ' ἁπλούστερον τὴν αἰτίαν ἀποδίδωσι τοῦ στεφανοῦσθαι ἡμᾶς λέγουσα τάδε· σὺ δὲ στεφάνοις ὤδικα παρθέσθ' ἐραταῖς φόβαισιν ὄρπακας ἀννήτω συνεῤῥαὶς ἀπαλλαγίσῃ χερσίν. εὐάνθεα γὰρ πέλεται καὶ χάριτες μάκαιρα μᾶλλον προτέρηνα στεφανώτοισι δαπυστρέφονται. ὡς εὐανθέστερον γὰρ καὶ κεχαρισμένον μᾶλλον τοῖς θεοῖς παραγγέλλει στεφανοῦσθαι τοὺς θύοντας. Dass ἀπαλαῖσι χερσὶν und ἀστεφανώτοισι δ' ἀπυστρέφονται zu schreiben sey, sah schon Casaubonus. Neue macht es wahrscheinlich, dass συνεέῤῥαισ' zu schreiben ist, von συνείρειν. Mit Recht bemerkt Seidler, dass 259

diess das einzige ist, was von Neue's Conjecturen Anspruch auf Billigung machen kann. Was mit ὤδικα anzufangen sey, wissen wir eben so wenig, als Andere, anzugeben. Indessen ist bemerkenswerth, dass sich bei dem Hesychius ὦ δέμα, ὦ αὐτὴ findet, was wohl ὦ αὕτη heissen soll, und dem Sinne nach gut in das Fragment passen würde. Wenn darin nicht ein Fehler verborgen liegt, so müsste man es für eine familiäre Anrede halten, die entweder ὦδ' ἐμά, *huc mea*, mit äolischer Correption, oder ὦ δέμα statt ὦ δέμας mit einer Abkürzung wäre, wie sie etwa bei den Attikern in ὦ μέλε gefunden wird. Die beiden letzten Verse schlägt Seidler vor so zu lesen:

εὐάνθεα μὲν γὰρ πέλεται κεὐχάριτ' ἐς μακαίρας
μᾶλλον προτόρην· ἀστεφανώτοισι δ' ἀπυστρέφονται.

Προτόρην, d. i. προςορᾶν, halten wir für eine überaus glückliche Emendation. Im übrigen aber können wir nicht beistimmen, sondern beharren vielmehr bei der von uns ihm mitgetheilten Conjectur εὐανθεΐα. Allein er nahm dieses als Adjectiv, und trug daher mit Recht Bedenken, eine solche Adjectivform bei der Sappho anzunehmen. Desshalb war er genöthigt, des Versmaasses wegen noch ein μὲν einzuschieben. Κεὐχάριτα zu schreiben finden wir nicht nöthig, und ἐς μακαίρας scheint uns nicht recht passend, indem dann das προτόρην sich nicht auf die Göttin, die die Blumen gern sähe, sondern auf die Menschen beziehen würde, die es gern sähen, wenn jemand sich für die Götter wohlgefällig schmückte. Unsere Meinung war, dass εὐανθεΐα als Substantiv für Blumenschmuck genommen werden sollte. Dann bekommen wir mit weit geringerer Veränderung einen sehr guten Sinn, in den wir das problematische ὦ δέμα einstweilen, und von Seidler περθέσθ' und προτόρην aufnehmen:

σὺ δὲ στεφάνοις, ὦ δέμα, περθέσθ' ἐραταῖς φόβαισιν,

ὄρπακας ἀνήτω συνέῤῥαισ᾽ ἀπαλαῖσι χερσίν.
εὐανθεῖα γὰρ πέλεται καὶ χάριτες μακαίρα
μᾶλλον προτόρην· ἀστεφανώτοισι δ᾽ ἀπυστρέφονται.

„Denn Blumenschmuck ist der Göttin angenehm anzuse- 260
hen: aber von den Unbekränzten wenden sie sich ab.“ Wahrscheinlich ist von einem der Aphrodite zu bringenden Opfer die Rede. Da aber Blumenkränze auch andern Göttern wohlgefällig sind, so konnte unbedenklich von dem Singular in den Plural durch das *ἀπυστρέφονται* übergegangen werden.

XLV. Sappho kann nicht geschrieben haben, wie Neue den ersten Vers giebt:

[ὁ] πλοῦτος ἄνευ [τᾶς] ἀρετᾶς οὐκ ἀσινὴς πάροικος.

So würde ein Grieche kaum in Prosa, in Versen aber vollends gar nicht reden können. Die Behauptung, dass, wenn *πλοῦτος* den Artikel habe, ihn auch *ἀρετᾶς* haben müsste, ist irrig, und wie man im Deutschen richtig sagt, „der Reichthum ohne Tugend,“ so redet man auch im Griechischen, und zwar aus dem guten Grunde, weil der erste Begriff allen Reichthum, der zweite nicht alle Tugend umfasst. Die Scholiasten des Pindar haben *πλοῦτος* und *ὁ πλοῦτος*, und so auch Pseudoplutarch *de nobilitate* bei Wyttenbach S. 931., aber in *Fabricii Bibl. Gr. XII. p.* 272. der ältern Ausgabe *εὐγένεια*. Vielleicht hatte Sappho den *ὄλβος* genannt. Denn dieses Wort hat beide Bedeutungen, und offenbar nennen die Schriftsteller, die das Fragment anführen, nur die Sache, von der die Rede ist, und erst mit *ἄνευ* heben die Worte der Sappho selbst an. Die zweite Zeile, *ἡ δ᾽ ἐξ ἀμφοτέρων κρᾶσις εὐδαιμονίας ἔχει τὸ ἄκρον*, will uns gar nicht recht wie von der Sappho herrührend aussehen. Neue versucht das Metrum so herzustellen:

εὐδαιμονίας δ᾽ ἀμφοτέρων κρᾶσις ἔχησι τἄκρον.

Aber diese Wortstellung ist nicht angenehm. Leichter

wäre es, das Fragment nach dem Metrum, welches die unter No. 46. folgenden Verse haben, so zu schreiben:

> ἄνευ δ' ἀρετᾶς οὐκ ἀσινὴς πάροικος·
> ἃ δ' ἀμφοτέρων κρᾶσις ἔχησι τἄκρον
> εὐδαιμονίας.

Allein etwas sicheres lässt sich hier nicht ausmachen.

XLIX. Dieses Fragment, das aus den Epithalamiis ist, gehört wahrscheinlich in ein und dasselbe Gedicht mit Fr. 63., und ist daher wohl so zu schreiben:

> χαῖρε δὲ, νύμφα, χαῖρε, τίμιε γαμβρὲ, πολλά.

Oder auch χαίρετε, νύμφα. Der Vocativ νύμφα ist ein Trochäus, wie schon bei dem Homer.

LI. Demetrius *de elocutione* §. 140.: αἱ ἀπὸ τῶν σχημάτων χάριτες δῆλαί εἰσι, καὶ πλεῖσται παρὰ
261 Σαπφοῖ· οἷον ἐκ τῆς ἀναδιπλώσεως, ὅπου νύμφη πρὸς τὴν παρθενίαν φησί· παρθενία, παρθενία, ποῖ με λιποῦσα οἴχῃ; ἡ δὲ ἀποκρίνεται πρὸς αὐτὴν τῷ αὐτῷ σχήματι· οὐκέτι ἥξω πρός σε, οὐκέτι ἥξω. πλείων γὰρ χάρις ἐμφαίνεται ἢ εἴπερ ἅπαξ ἐλέχθη καὶ ἄνευ τοῦ σχήματος. Neue will das Fragment so gelesen wissen:

> παρθενία, παρθενία, ποῖ με λιποῖσ' οἴχῃ;
> οὐκέτι πρός σ' οὐδέποτ' ἵξω, οὐκέτι πρός σ' ἵξω.

Seidler meint, der Name der Jungfrau sey von Demetrius weggelassen worden, und die Verse könnten etwa so geheissen haben:

> παρθενία, παρθενία, ποῖ με λιποῖσ' ἀποίχῃ;
> οὐκέτι [Σαπφοῖ] ποτί σ' ἵξω, ποτί σ' οὐκέτ' ἵξω.

Wir sind fest überzeugt, dass keine von beiden Conjecturen richtig ist. Die Neuische ist ganz matt; in der Seidlerischen geht durch die Umstellung der Worte bei der Wiederholung das Naive verloren, von dem diese Stelle als Beispiel dienen soll; auch bringt diese Umstellung den nicht hierher gehörenden Gedanken hinein, „zu dir nicht mehr, aber zu einer andern werde ich kommen.“ Offenbar führt Demetrius von dem zwei-

ten Verse nur das an, was er zu seinem Zwecke nöthig hatte. Wir glauben uns nicht sehr zu täuschen, wenn wir der Sappho zutrauen, diese Verse so geschrieben zu haben:

παρθενία, παρθενία, ποῖ με λιποῦσ' ἀποίχεαι;
[χαῖρε, φίλα] οὐ γὰρ ἔτ' ἴξω προτὶ σ', οὐκέτ' ἴξω.

Ἀποίχεαι ist dreisylbig auszusprechen.

LII. Die bei dem Hephästion S. 66. so geschriebenen Worte, *τί με Πανδιονὶς ὠράνα χελιδών,* in denen Andere *ὦ ῎ραννα* verbessert haben, liest Neue so:

τί με Πανδιονὶς ὠράνια χελιδών,

auch hier zu der sehr problematischen Synekphonesis des *ια* seine Zuflucht nehmend, wozu ihn theils Servius in dem *Centimetrum*, der seiner Meinung nach diesen Vers übersetzte, als er das Metrum zu belegen schrieb: *sonat alta trabe fixus tibi nidus*, theils Hesychius veranlasste, dessen Glosse *ὠράνα, χελιδόνων ὀροφή* er so corrigirt: *ὠράνα χελιδών· ὀροφῇ.* Er übersetzt den Vers: *quod me Pandionis ad caelum usque hirundo.* Diese Conjecturen können wir sämmtlich eben so wenig billigen, als es für glaublich halten, dass Sappho den Satz so, wie er meint, vollendet habe: *προφυγοῖσ' οἰκία πάξαισ' ὄπα πέμπει.* Wenn Servius wirklich aus dem Gedichte der Sappho etwas übersetzt hat, so war es einer der nicht mehr vorhandenen Verse, weil der erste sich nicht im Lateinischen zu *Ionicis a minore* eignet.

LIV. Herodian *περὶ μονήρους λέξεως* S. 39, 27.: 262
ἀναδράμωμεν ἐπὶ τὸ προκείμενον, παραθέμενοι τὸ τύλη, ὅπερ οὐκ ἦν παρ' Ἀττικοῖς. ἀλλὰ μέμνηται Σαπφὼ ἐν δευτέρῳ· ἐγὼ δ' ἐπὶ μαλθακὰν τύλαν σπολέω μέλεα· κἂν μέν τε τύλαγκας ἀσπόλεα· οὐ γὰρ ὅ τε σύνδεσμος. Neue räth ganz unsicher umher, bemerkt aber mit Recht, wenn Sappho, wie er will, geschrieben habe:

ἐγὼ δ' ἐπὶ μαλθακὰν
τύλαν πολέω μέλεα,

so könne das Fragment nicht aus dem zweiten Buche

seyn, das nach dem Hephästion durchgängig in fünffüssigen Daktylen geschrieben war, dafern nicht durch einen ganz seltsamen Zufall von beiden Versen die erste Hälfte verloren gegangen sey. Auch da nicht einmal, wenn nicht vorher bewiesen worden, dass *τύλα* bei der Sappho die erste Sylbe kurz habe. Aber ehe man in die Richtigkeit von Herodians Angabe Zweifel setzte, hätte doch gefragt werden sollen, ob das Fragment nicht wirklich in fünffüssigen Daktylen, d. h. in daktylischen Tetrametern mit der Basis, geschrieben, und folglich Herodians Angabe richtig wäre. Auch Seidler hat diess unbeachtet gelassen, der folgende Vermuthung aufstellt:

A. *ἐγὼ δ' ἐπὶ μαλθακὰν*
τύλαν σπολέω μέλεα.
B. *καὶ μέν τε τύλᾳ κατα-*
σπολέαι —

Aber ausser dem Versmaasse steht auch dieser Conjectur nicht nur die ohne Auctorität angenommene Kürze des langen *υ* in *τύλᾳ*, sondern auch das entgegen, dass, wenn hier zwei Personen sprächen, die andere ihre Rede mit *αἰ μὲν* anfangen müsste, und nicht *καὶ μὲν* sagen könnte. Bedenkt man aber, dass *σπολέω* aus *κασπολέω* verdorben worden, was Hesychius zu bestätigen scheint, der *κασπολέω* durch *ὑποστρέφω* erklärt (Seidler will dieses in *ὑποστορέσω* verwandelt wissen, aber er meinte wohl *ἐπιστορέσω*): so liegt eine leichte, und dem erlangten Versmaasse angemessene Emendation ganz nahe:

ἐγὼ δ' ἐπὶ μαλθακὰν
τύλαν κασπολέω μέλε', αἰ καὶ ἄμ' ἐν τὲ τὺ
τύλᾳ κασπολέεαι·

„ich werde meine Glieder auf ein weiches Kissen strecken, wenn zugleich auch du dich auf das Kissen strecken willst."

LVII. Hephästion führt S. 63. an: *τριβωλέτερ'. οὐ γὰρ Ἀρκάδεσσι λώβα.* Einige Bücher haben *τριβώλετες.* Neue führt den Chöroboskus in Bekkers *Anecdo-*

tus S. 1239. an: *οἱ Αἰολεῖς ἔθος ἔχουσι πολλάκις συστέλλειν τὸ η εἰς τὸ ε ἐν τῇ κλητικῇ, καὶ ἀναβιβάζειν* 263 *τὸν τόνον, οἷον ὁ τριβολέτηρ, ὦ τριβόλετερ· ἔστι δὲ εἶδος ἀκάνθης. — οἱ γὰρ Αἰολεῖς τότε συστέλλουσι τὸ η ἐν τῇ κλητικῇ, ἡνίκα μὴ μακρᾷ παραλήγεται, οἷον ὁ τριβολέτηρ, ὦ τριβόλετερ.* Man muss sich wundern, wie er dieses Zeugniss so ganz verwerfen konnte, dass er vorschlug:

τρῖβ' ὤμ' ἕτερ', οὐ γὰρ Ἀρκάδεσσι λώβα
[ἐστὶν βαλανηφαγεῖν],

tere crudas alias, neque enim Arcadibus ignominiosum; und das auf *ἔλαιον ὠμοτριβὲς* beziehen konnte, das doch mit der Eichelkost in gar keiner Verbindung steht. Dagegen scheint *τριβολέτηρ*, Wegsperre (denn gewiss kommt die Benennung daher, dass man mit diesen Dornen die Fusssteige, die nicht betreten werden sollten, versperrte), ein sehr passendes Wort zu Bezeichnung eines unbequem fallenden und überlästigen Menschen zu seyn. Im Nominativ forderte die Analogie, die sich aus dem heroischen Metrum herschreibt, *τριβολέτηρ*, mit dem *ο*. Und so mögen auch die Aeolier gesagt haben: aber im Vocativ, wo die letzte Sylbe kurz wurde, scheint man, gewissermassen nach derselben Analogie, das *ω* vorgezogen, und *τριβώλετερ* gesprochen zu haben.

LVIII. Die beiden Verse bei dem Hephästion S. 82.

ἔχει μὲν Ἀνδρομέδα καλὰν ἀμοιβάν;
Ψαπφοῖ, τί τὰν πολύολβον Ἀφροδίταν·

hielt Blomfield Fr. 33. 34. vielleicht mit Recht für zwei verschiedene Fragmente. Jedes konnte der Anfang eines besondern Gedichtes seyn. Neue sagt dagegen: *sed ἀμοιβῆς nomen nequaquam alienum est a rei sacrae cogitatione, altero versu contenta. Ut Neptunus invocatur Odyss. γ.* 58: *δίδου χαρίεσσαν ἀμοιβὴν σύμπασιν Πυλίοισιν ἀγακλειτῆς ἑκατόμβης. καλὰν ironice dictum videtur; quamquam potest fieri, ut Sappho se ipsa commoneat de veneranda*

dea, cui Andromeda non frustra sacrificaverit. Hängen die Verse zusammen, so ist wohl nicht an Ironie zu denken, sondern der Zusammenhang dieser: „der Andromeda ist ein schöner Lohn zu Theil worden: Sappho, was bittest du noch länger die segensreiche Göttin, oder: warum preisest du sie nicht?"

LIX. Hier hat Neue's Einfälle Seidler ganz leicht beseitigt; doch möchten wir nicht *κῆ*, sondern *κῆν* lesen:

ἐγὼ δὲ κῆν νοτ-
τῶ τις ἐρᾶται.

doch zweifeln wir an der Richtigkeit seiner Vermuthung,
264 dass Theokrit den Conjunctiv *ἐρᾶται* für einen Indicativ gehalten, und daher II. 149. geschrieben habe:

κῆπέ μοι ἄλλα τε πολλα καὶ ὡς ἄρα Δέλφις ἐρᾶ-
ται.

Wir halten hier *ἐρᾷ τευ* für das Wahre, was auch Briggs gebilligt hat.

LXI. Hier schreibt Neue:

αἰ δ' ἶχέ σ' ἐσλῶν ἵμερος ἢ καλῶν,
καὶ μή τι εἰπῆν γλῶσσ' ἐκύκα κακόν,
αἰδὼς [δέ] κέν σ' οὐκ εἶχεν ὄμματ',
ἀλλ' ἔλεγες περὶ τῶ δικαίω.

Jeder andere der vielen Versuche, die er erwähnt, den dritten Vers herzustellen, wäre besser gewesen, als dieses eingeschobene *δέ*. Denn wenn er sagt: ***nos maluimus, ceteris intactis,*** *δὲ* ***voculam inserere, eodem modo ex protasi iteratam in apodosi, quo frequenter sibi referuntur pronomina*** *ὃς δὲ* ***et*** *οὗτος δέ*, so verräth er, dass ihm die Bedingungen, unter denen eine solche Wiederholung des *δὲ* im Nachsatze stattfindet, unbekannt waren.

LXII. Hier hat Neue mit Recht Bentley's Conjectur, *καὶ τὰν ἐπ' ὀσσ' ἀμπέτασον χάριν*, statt *ἐπ' ὄσσοις*, verworfen: doch hätte er nicht sofort glauben sollen, Bentley habe auch *τὰν* für kurz gehalten, ***licet talia doceant Ioannes Grammaticus Praecc. ton. p.***

3. *et Choeroboscus in Bekkeri Anecdd. Gr. p.* 1200. An beiden Stellen haben wir nichts der Art gefunden. Bentley könnte ja wohl auch nach der Lehre der Metriker eine iambische Dipodie statt des Choriamben angenommen haben. Neue theilt die Verse, die er für alcäische hält, so ab:

στᾶθι κἄντα φίλος,
καὶ τὰν ἐπ' ὄσσοις ἀμπέτασον χάριν.

Dagegen erinnert Seidler mit Recht, dass die dem στᾶθι vorhergegangene Sylbe, was wegen des στ nicht angeht, kurz seyn müsste. Ueberdiess hätte auch noch an dem καὶ in κἄντα Anstoss genommen werden sollen: denn entweder dieses oder das folgende καὶ ist überflüssig, dafern nicht, und das ist wahrscheinlich, nach κἄντα ein Verbum fehlt. Das Metrum scheint Sapphisches gewesen zu seyn.

LXIII. Ausser den von Gaisford angeführten Büchern haben noch zwei Handschriften des Hephästion, deren Varianten wir besitzen, ἄρας statt der Vulgata ἄραο. Gaisfords Codex C. hat ὡς ἀρᾶϊ und ἂν ἀρᾶθ. Neue sucht ἀρᾶο als aus ἀράεο zusammengezogen mit einer nicht wohl vergleichbaren Analogie zu rechtfertigen. Vermuthlich ist die alte ursprüngliche Form das Wahre, 265
die, weil ein Abschreiber das über das σ gesetzte αι vernachlässigt hatte, in ἄραο, um den Vers herauszubringen, verwandelt wurde:

ὄλβιε γαμβρὲ, σοὶ μὲν δὴ γάμος ὡς ἀρᾶσαι
ἐκτετέλεστ', ἔχεις δὲ παρθένον ἂν ἀρᾶσαι.

LXV. Die Worte: οὐ γὰρ ἑτέρα ἦν παῖς, ὦ γαμβρὲ, τοιαύτα, können nur dann mit den Demosthenischen, die denselben Rhythmus haben sollen, verglichen werden, wenn man mit Blomfield schreibt:

οὐ γὰρ ἦν ἑτέρα πάϊς, ὦ γαμβρὲ, τοιαύτα.

Dabei hätte Neue stehen bleiben, und nicht, was sich nicht halten kann, vermuthen sollen. Seidler meint, die Worte brauchen nicht umgestellt zu werden, wenn man

ἀτέρα ἦν schreibe, da die Aeolier, wie *ἀτερυι* zeige, eben so, wie die Dorier, das *α* in diesem Worte gebraucht haben, das wohl in früher Zeit lang gewesen seyn möge, wie in *τοῖσιν ἀτέροις* des Solon beim Aristides Th. II. S. 398. der Dindorfischen Ausgabe. Mag das auch Buttmann in der Grammatik Th. I. S. 121. für richtig ausgeben: wir können uns davon nicht überzeugen. Uebrigens würde das auf das äolische oder dorische *α* keinen Bezug haben können, das, wie in andern Worten, in denen es aus *ε* entstanden ist, gewiss seine Kürze behalten hat.

LXVIII. Demetrius *de elocutione* §. 141.: *χαριεντίζεται δέ ποτε Σαπφὼ καὶ ἐξ ἀναφορᾶς, ὡς ἐπὶ τοῦ ἑσπέρου, ἕσπερε, πάντα φέρεις, φησὶ, φέρεις οἶνον, φέρεις αἶγα, φέρεις ματέρι παῖδα.* Man muss sich verwundern, dass Neue *οἶνον* gegen das längst von Andern an dessen Stelle vorgeschlagene und von Blomfield aufgenommene *ὄϊν* oder *οἶν* in Schutz nehmen konnte. Durch *οἶνον* geht ja offenbar die ganze Naivität und Anmuth verloren, da unverkennbar der Gedanke, der in den Worten liegen muss, dieser ist: „Wie die Lämmer, wie die Ziegen sich des Morgens auf der Weide zerstreuen, und am Abend heimkehren, so kehrt am Abend auch das Mädchen zu der Mutter zurück.“ Eben so wenig glauben wir ihm zugeben zu können, dass die einzelnen Theile des Bildes jeder für sich weitläuftiger ausgeführt gewesen seyen, wie es Catull LXII. V. 20. 26. 30. gemacht habe. Dass Gedicht des Catull ist ganz verschiedener Art, und lässt sich mit der Stelle der Sappho gar nicht vergleichen. Daher können wir auch nicht in die Behauptung einstimmen, dass jeder Versuch, das Versmaas wieder herzustellen, vergeblich sey. Nur scheint Blomfield Fr. 45. vollkommen Recht zu haben, wenn er die ersten, von Demetrius angeführten Worte
266 aus dem Etymologicum M. an zwei Stellen und dem Scholiasten des Euripides zum Orestes V. 1260. (1252. Matth.), wozu noch das Etymologicum Gudianum kommt, ergänzt, welche sämmtlich anführen:

ἕσπερε: πάντα φέρων, ὅσα φαινόλις ἐσκέδασ' ἄνως.

Und auch das billigen wir, dass Blomfield in diesem Verse φέρεις geschrieben hat, wie bei dem Demetrius steht, und es der Sinn und die Anmuth der Rede zu verlangen scheint. Zweifeln aber möchten wir, ob dieser Vers für einen heroischen zu halten wäre, welches Versmaass weder zu dem Inhalte recht passen will, noch durch die bei dem Demetrius folgenden Worte empfohlen wird. Wir sind daher ungewiss, ob er nicht für einen Asynartetus zu halten sey, so dass entweder die letzte Sylbe von ὅσα als *anceps* zu betrachten sey, oder ὅσ' ἀ φαινόλις zu schreiben wäre. Wenn wir uns darin nicht irren, erhalten wir mit leichter Mühe, da auch hier Demetrius die Worte nicht genau, sondern nur was er bedarf, anführt, zwei gleiche Verse:

ἕσπερε, πάντα φέρεις, ὅσ' ἀ φαινόλις ἐσκέδασ' ἄνως·
καὶ γὰρ ὄϊν σὺ φέρεις, φέρεις αἶγα, φέρεισθα δὲ ματρὶ
παῖδα.

Doch bleibt das freilich nur eine unsichere Vermuthung.

LXX. Dieses Fragment, das bei dem Athenäus und Macrobius so gelesen wird, κοινῇ δ' ἄρα πάντες καρχήσι' ἔχον καὶ ἔλειβον, ἀράσαντο δὲ πάμπαν ἐσθλὰ τῷ γαμβρῷ, ist allerdings sehr gewaltsam von Blomfield Fr. 8. in Sapphisches Metrum gezwungen worden. Wenn aber Neue es so abtheilt:

κοινῇ δ' ἄρ πάντες καρχήσι' ἔχον καὶ ἔλειβον,
ἀράσαντο δὲ πάμπαν ἐσλὰ
τῷ γαμβρῷ.

so sind das nicht nur ungewöhnliche Versmaasse, sondern der heroische Vers hat auch den Fehler, dass ἄρ unter den Ictus gestellt ist. Seidler stimmt in Ansehung des Versmaasses der Blomfieldischen Meinung bei, und ihm scheint das leichteste:

κῆνοι δ' ἄρα πάντες ἐκ καρ-
χησίων χέον καὶ ἔλειβον, ἀρά-
σαντο δὲ πάμπαν
ἐσλὰ τῷ γαμβρῷ

Auch könne man ἔχευν lesen. Das Wort καρχησίων, sagt er, konnte die Dichterin nicht anders als mit Brechung in den Vers bringen; daher an der Brechung kein Anstoss zu nehmen sey. Diess können wir nicht zugeben, da sie ja das Wort mit einem andern vertauschen, oder es mit einer andern Wendung der Rede im Nominativ oder Accusativ ohne Brechung in den Vers brin-
267 gen konnte. Wenn wir uns nicht sehr täuschen, ist gar nichts zu ändern, sondern es kann dieses Fragment als ein Beispiel dienen, dass man wohl thue, wenn man Fragmente, die an Inhalt und Versmaass einander ähnlich sind, unter einander vergleiche. Mit Recht bemerkt Blomfield, dass dieses Bruchstück aus den Epithalamien genommen ist. Nun finden wir Fr. 73. bei dem Hephästion die Worte:

ὕψοι δὴ τὸ μέλαθρον, Ὑμήναον,
ἀέῤῥετε, τέκτονες ἄνδρες, Ὑμήναον,
γαμβρὸς ἔρχεται ἶσος Ἄρηϊ,

zu denen Demetrius *de elocutione* §. 148. noch

ἀνδρὸς μεγάλω πολλῷ μείζων

hinzusetzt. Bentley sah, dass die beiden ersten Verse einen heroischen Hexameter geben. Das Mesymnion braucht nicht weggeworfen oder versetzt zu werden, sondern der Vers wurde wahrscheinlich durch einen Chor, der Ὑμήναον sang, unterbrochen. Dergleichen Unterbrechungen sind durch Tyrwhitts Entdeckung in dem Jon des Euripides hinlänglich gerechtfertigt. Ja, was noch nicht bemerkt worden, Aristophanes hat in den Fröschen V. 664—667. der Brunckischen Verszahl, auf eine scherzhafte Weise in der Mitte eines Trimeters etwas in ganz anderm Tone eingeschaltet. In dem von Demetrius erhaltenen Verse will Neue nicht πολλῷ, son-

dern πολὺ lesen, wie Casaubonus zum Theophrast, vielleicht aus Conjectur oder aus Irrthum, anführt. Lassen wir aber die Lesart, wie sie in den Büchern gegeben ist, unangetastet, so haben wir, wenn wir den zweiten Vers aus dem Demetrius mit Seidler S. 275. verbessern, mit Weglassung der Mesymnien, folgendes:

ὕψοι δὴ τὸ μέλαθρον ἀέῤῥετε, τέκτονες ἄνδρες·
γαμβρὸς ἐςέρχεται ἶσος Ἄρηϊ,
ἀνδρὸς μεγάλω πολλῷ μείζων.

Vergleichen wir nun damit das siebzigste Fragment, so finden wir, dass, wenn es aus demselben Gedichte genommen ist, wir keinen Buchstaben zu ändern nöthig haben, zugleich aber entdecken, dass dem letzten der oben angeführten Verse ein logaödischer, mit ihm in einem Rhythmus zusammenhängender Vers folgte, der sich uns nun in dem siebzigsten Fragmente darbietet:

κῆναι δ' ἄρα πάντες
καρχήσι' ἔχον καὶ ἔλειβον· ἀρά-
σαντο δὲ πάμπαν ἐσλὰ
τῷ γαμβρῷ.

Haben wir nun oben Fr. 15. uns nicht getäuscht, wenn
wir dort φίαλας zu lesen vorschlugen, so haben wir auch 268
in jenen Worten, die sehr wohl aus demselben Epithalamium genommen seyn können, ebenfalls wieder Spuren dieses Versmaasses:

πολλὰ δ'
ἀνάριθμα ποτήρια καὶ φίαλαι.

LXXI. Hier liest Neue mit dem Scholiasten des Dionysius Thrax:

ἦρ' ἔτι παρθενικὰς ἐπιβάλλομαι,

und verwirft, was bei dem Apollonius steht, παρθενίης, mit den Worten: *quod apud Apollonium legitur* παρθενίης, *etiamsi Ionica flexio fuerit expulsa, ineptam sententiam facit, nisi forte mulier virginitati vel assequendae vel recuperandae stu-*

dere posse videatur. Das dürfte nicht bedachtsam genug ausgesprochen seyn. Wir halten vielmehr *παρθενικὰς* nicht bloss für unpassend, sondern auch nicht einmal für sprachrichtig, indem, wo nicht eine Handlung, sondern eine Person genannt wird, *ἐπιβάλλομαι* nicht den Accusativ bei sich haben kann, sondern den Genitiv oder Dativ verlangt, dagegen

ἦ ῥ' ἔτι παρθενίας ἐπιβάλλομαι

keineswegs dem gemachten Vorwurfe ausgesetzt ist. Denn eine Neuvermählte konnte ja, indem sie sich glücklich fühlte, Frau worden zu seyn, recht wohl sagen: „verlange ich noch nach der Jungferschaft?" Ja wir wissen ja nicht einmal ob eine Frau spricht. Es könnten ja auch Worte einer Braut seyn, die eben dem geliebten Bräutigam übergeben wird.

LXXX. Die Worte *πολλά μοι τὰν Πολυάνακτος παῖδα χαίρειν* scheinen, da eine Handschrift *Πολυανακτίδα* giebt, Sapphisches Metrum gehabt zu haben, und so geschrieben werden zu müssen:

πολλά μοι τὰν Πολυανακτίδαο
παῖδα χαίρην.

Im äolischen Dialekt ist dieser Name hier wohl eher *Πολλυανακτίδαο* als *Πουλυανακτίδαο* ausgesprochen worden. Die Genitivform *αο* konnte in einem Eigennamen auch in diesem Versmaasse gebraucht werden, so wie die auf *οιο* in daktylischen Rhythmen, wovon Seidler S. 274. gesprochen hat. Dagegen dürfte es schwerlich erlaubt seyn, Fragm. 44. *ὄρπακας ἀνήτοιο συνέῤῥαισα* zu schreiben. Eben so wenig kann Alcäus Fr. 35. *κυλιχνάων* geschrieben haben, wie Seidler S. 277. emendirt, eine Form, die selbst dem Pindar fremd ist.

LXXXI. Die Worte *σύ τε καλὸς θεράπων Ἔρως* lauteten wahrscheinlich so: *σύ τοι καλὸς θεράπων Ἔρος,* und scheinen in Sapphisches Metrum zu gehören.

269 XCII. Wenn Athenäus XII. S. 554. B. sagt: *καὶ Σαπφώ φησιν ἰδεῖν ἄνθε' ἀμέργουσαν παῖδ' ἄγαν*

ἀπαλήν, so hat Sappho weder das matte ἄγαν ἀπαλὴν geschrieben, noch konnte sie, wie Blomfield liest, παῖδα τὰν ἀπαλὰν schreiben, weil sie durch den Artikel das Mädchen von einer andern nicht zarten unterschieden haben würde. Athenäus führt das Fragment nicht vollständig an, das choriambischen oder ionischen Rhythmus hatte. Die Worte der Sappho waren: ἄνθε' ἀμέργοισαν . . . πάϊδ' ἀγνὰν ἀπαλάν.

XCIII. In diesem von Plutarch *de cohibenda ira p.* 457. *E.* erhaltenen Fragmente haben wir nicht nöthig, mit Seidlern die Wortstellung zu verändern um adonische Verse zu erhalten, wenn wir nur ἐν vor στήθεσιν wegstreichen:

. . σκιδναμένας στάθεσιν ὀργᾶς πεφυλάχθαι
γλῶσσαν μαψυλάκαν.

Dasselbe Metrum findet sich Fr. 128.

Zum Schlusse führt Seidler die von Bekker aus der Ravennatischen Handschrift bekannt gemachten Scholien zu Aristophanes *Thesmoph.* 401. an: νεωτέρων καὶ ἐρωτικῶν τὸ στεφανοπλοκεῖν. πρὸς τὸ ἔθος, ὅτι ἐστεφανηπλόκουν αἱ παλαιαί. Σαπφὼ αυταόρα αιστεφανηπλόκουν. Was Seidler vermuthet, αὐτᾷ ὅρᾳ ἐστεφανηπλόκουν, so dass ὅρᾳ äolisch für ὥρᾳ gesagt sey, ist allerdings wohl das leichteste und dem Anscheine nach zunächst liegende: allein nicht wohl lässt sich ein Fall denken, in welchem αὐτᾷ ὅρᾳ passend zu der Sache wäre, weil das bedeuten würde, „gerade in der Jugend flochten sie Kränze.“ Wenn wir uns nicht sehr irren, ist das Wahre durch die Sache selbst angezeigt, indem die Worte der Sappho zum Beweise dessen dienen müssen, was der Scholiast damit beweisen will. Offenbar sind hier aber zwei dasselbe sagende Scholien, die daher auch durch einen Absatz von Bekker getrennt sind. In dem zweiten ist nun augenscheinlich die Negation ausgefallen, und dadurch erhellt, was Sappho mag geschrieben haben. Wir verbessern so:

πρὸς τὸ ἔθος, ὅτι οὐκ ἐστεφανηπλόκουν αἱ παλαιαί. Σαπφώ·

. . αὐτὰρ ὀραῖαι στεφανηπλόκευν.

Indem wir den vorstehenden Aufsatz absenden wollten, wurden wir zufällig an eine in dem Anzeigeblatte dieser Jahrbücher zum XLV. Bande, S. 65. bekannt gemachte, auf einem Steine in Aegypten gefundene verstümmelte Inschrift in elegischem Versmaasse, angeblich auf den Untergang des alten ägyptischn Thebens, erinnert. Diese Inschrift ist dort so gegeben worden:

270

. . . .
ωλετοκαιθηβηςτειχεα . . . .
τουτοδετειχοςεμονπολ . . . .
ουδοιδενδηιωνεργατεκαιρ . .
αιειδειλαπιναισικαιευχω . . .
ηιθεωντεχοροισπαντοθ . . .
φυαωνουσαλπιγγοςακ . . . .
ταυρωνουκανρωνδευε . . . .
ιμασιδανθοπλωνκοσμο . . .
ουξιφοςαλλακυλιξδαι . . . .
παννυχιοιςδυμνουμενυ . . .
. . . ρμαχινστεφανοισκρατα .

Dass diese Verse nicht auf den Untergang von Theben geschrieben sind, sondern dieser bloss beispielsweise angeführt wird, zeigt schon das *καί*, noch weit mehr aber der am Tage liegende und mit ziemlicher Sicherheit ergänzbare Inhalt des Epigramms. Denn nur sehr Weniges ist, wo mehr als eine Art, die Verse auszufüllen, übrig bleibt. Sie müssen ungefähr so gelautet haben:

. . . .
ὤλετο καὶ Θήβης τείχεα [περθόμενα.
τοῦτο δὲ τεῖχος ἐμὸν πολ[εμόκλονον ἔχθει Ἄρηα,
οὐδ' οἶδεν δηΐων ἔργα τε καὶ ῥ[αθάγους·
αἰεὶ δ' εἰλαπίναισι καὶ εὐχω[λαῖσι τέθηλεν,

ἠϊθέων τε χοροῖς πάντοθ[εν ἀγρομένων.
αὐλῶν, οὐ σάλπιγγος ἀκ[ούεται ὄρθιος ἠχή.
ταύρων, οὐκ ἀνδρῶν δεύε[ται αἷα φόνῳ·
εἵμασι δ' ἀνθ' ὅπλων κοσμο[ύμεθα, καὶ διὰ χειρῶν
οὐ ξίφος, ἀλλὰ κύλιξ δαι[νυμένοισι πρέπει·
παννυχίοις δ' ὑμνοῦμεν ὑ[π' εὐφροσύναις θεὸν ἁγνὴν
Ἁρμονίην, στεφάνοις κρᾶτα [πυκαζόμενοι.

Wenn man bedenkt, dass bloss von Jünglingen, die hier zusammenkommen, die Rede ist, so wird es wahrscheinlich, dass diese Inschrift in einem Säulengange des weitläuftigen Gymnasiums zu Alexandria, der zu Schmäusen und Festlichkeiten diente, angebracht war. Von diesem Gymnasium sagt Strabo XVII. S. 795: *κάλλιστον δὲ τὸ γυμνάσιον, μείζους ἢ σταδιαίας ἔχον τὰς στοὰς ἐν μέσῳ.* Man könnte daher, da sich beim Hesychius *ἁρμακίας, τὰς στοάς* findet, im letzten Distichon auch ergänzen *ὑπ' εὐφροσύναισι φίλοινον ἁρμακίην.* Doch ist dieses Wort nicht weiter gesichert, und das ganze Gedicht führt auf *ἁρμονίην.* Im Anfange muss mehr als ein einziger Hexameter fehlen. Der Sinn war: „Krieg und Streit ist ein verderbliches Ding: alles zerstört er: auch . . . (hier folgten vermuthlich einige Beispiele) auch Theben ist untergegangen.“

192 HESIODI CARMINA.

RECENSVIT ET COMMENTARIIS

INSTRUXIT

CAROLVS GOETTLINGIVS.

GOTHAE ET ERFORDIAE SVMTIBVS G. HENNINGS. 1831.

XLIV und 261 S. 8., nebst 2 Windtafeln.

Auch unter dem Titel:

BIBLIOTHECA GRAECA etc., CVRANTIBVS Fr. Iacobs ET V. Chr. Fr. Rost. POETARVM VOL. V.*)

Der Zustand, in welchem die Hesiodischen Gedichte auf uns gekommen sind, bietet dem Erklärer wie dem Kritiker so grosse und mannichfaltige Schwierigkeiten dar, dass man sich nicht verwundern darf, wenn diese Gedichte, auch als die Homerische Poesie die vielseitigsten Bestrebungen rege gemacht hatte, noch in hohem Grade vernachlässigt worden sind. Ja man kann diess nur um so natürlicher finden, da bei den Fortschritten der Wissenschaft überhaupt, und besonders bei dem tiefern Eindringen in die Homerischen Gedichte diese Schwie-

*) Aus den Wiener Jahrbüchern 1831. LIX. Band. Einige jetzt hinzugekommene Zusätze in der Recension sind durch Klammern [ ] bezeichnet.

rigkeiten in immer hellerem Lichte hervortreten mussten.
Seit der 1778. erschienenen Lösnerischen Ausgabe, die
ausser einer nicht bedeutenden Sammlung von Varianten
und Glossen fast nichts Neues enthält, hat Fr. A. Wolf
1783. die Theogonie, Herr Heinrich 1802. den Schild
des Hercules einer sorgfältigern Behandlung gewürdigt,
Arbeiten, die der damaligen Zeit angemessen waren, für
die gegenwärtige aber nicht ausreichen. Die *Ἔργα καὶ
Ἡμέραι* wurden 1808. von L. Lanzi mit einem wort-
reichen Commentare und der pomphaften Verkündigung 193
einer Vergleichung von 50 Handschriften herausgegeben.
Allein nicht nur sind unter dieser Zahl von Handschrif-
ten auch alle von Andern vor Lanzi verglichenen begrif-
fen, sondern es zeigt auch gleich der erste flüchtige Blick,
dass die gegebenen Varianten nur einen sehr kleinen
Theil der Abweichungen ausmachen, die sich in diesen
Handschriften finden mussten. Ueber dasselbe Gedicht
schrieb 1815. Hr. A. Twesten eine *Commentatio cri-
tica*, um die in demselben vorhandenen Interpolationen
nachzuweisen. Die gesammten Gedichte des Hesiodus
wurden ohne eine neue Recension 1814. in den *Poetis
minoribus* wieder abgedruckt, begleitet von brauchbaren
Anmerkungen des gelehrten Gaisford, in denen besonders
Nachweisungen citirter Stellen beigebracht sind; auch ist
die Vergleichung einiger Handschriften angehängt. Eine
sorgfältige kritische Behandlung der *Ἔργα* unternahm
der fleissige Spohn; allein nur die kleinere Ausgabe ist
gedruckt worden, mit kritischen Zeichen und ganz kur-
zen Noten versehen, 1819. Das Erscheinen der grös-
sern verhinderte der frühe Tod des ehrenwerthen Man-
nes, und wir müssen erwarten, was durch Herrn Jahn
aus seinen hinterlassenen Papieren, die eine reiche Samm-
lung von Materialien enthielten, noch ans Licht kommen
werde. Einen correcteren Text, dem einige wenige schätz-
bare Anmerkungen angehängt sind, gab 1825. Herr Lud-
wig Dindorf. Um so erfreulicher war dem Rec. das
Erscheinen der Ausgabe, von Hrn. Prof. Göttling, einem
Manne, dessen Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu bedeu-

tenden Erwartungen berechtigen. Diese Erwartungen sind nun auch allerdings zum Theil in Erfüllung gegangen. Wenn sie aber zum Theil auch unerfüllt geblieben sind, so ist das weder den Talenten, noch den Kenntnissen des Herausgebers, sondern der unverkennbaren Eilfertigkeit und Flüchtigkeit, mit der er gearbeitet hat, zuzuschreiben. So dankbar daher auch Rec. die guten und scharfsinnigen Bemerkungen, die das Buch enthält, anerkennt, kann er doch nicht umhin, in vielen Dingen anderer Meinung zu seyn. Wenn ihm mithin die Hesiodischen Gedichte auch jetzt noch einer neuen Recension zu bedürfen scheinen, so wünscht er, indem er das Buch von Anfang bis zu Ende durchgeht, und seine abweichenden Ansichten darlegt, dazu einen Beitrag zu geben. Eine tiefere Untersuchung jedoch über die beiden vorhandenen Hauptwerke des Dichters, so wie über die Beschaffenheit der verloren gegangenen Gedichte bleibt, da das auch Hr. G. nicht berührt hat, ausgeschlossen.

Die Vorrede hebt sogleich mit den Nachrichten von dem Leben des Hesiodus an. Hr. G. stellt hier aus den Zeugnissen des Dichters selbst auf, dass derselbe
194 nicht in Cuma, sondern in Askra geboren sey, wo sein Vater als μέτοικος aufgenommen gewesen. Nach des Vaters Tode habe ihn bei dem Streite um die Erbschaft sein Bruder Perses mit Hülfe bestochener und ungerechter Richter bevortheilt; dennoch habe diesen Hesiodus nachher noch aus eigenen Mitteln unterstützt. Der Meinung jedoch, dass Hesiodus wegen jenes ungerechten Richterspruches sich nach Orchomenus gewendet habe, dürfte schwerlich jemand beizutreten geneigt seyn; wie denn dieselbe auch von Hrn. Jacobs, von welchem einige Anmerkungen eingeschaltet sind, zu Theog. 91. sehr gut widerlegt ist. Dort will Hr. G. in den Worten:

ἐρχόμενον δ' ἀνὰ ἄστυ θεὸν ὥς ἱλάσκονται,

'Ερχομενὸν lesen, die böotische Form für Ὀρχομενόν. Hr. Jacobs hätte noch hinzufügen können, dass, wenn der Dichter die Stadt gemeint hätte, er nothwendig dem

Sprachgebrauche zu Folge hätte sagen müssen: *Ἐρχομενοῦ δ' ἀνὰ ἄστυ.* Auch das kann nicht zugegeben werden, was in der Vorrede S. 4. gesagt wird: *Nam αὖθι vocabulo satis indicatur solum vertisse Hesiodum atque in urbem venisse quae iustioribus uteretur iudicibus.* Die Worte stehen *Ἔργ.* 34.:

σοὶ δ' οὐκέτι δεύτερον ἔσται
ὧδ' ἔρδειν· ἀλλ' αὖθι διακρινώμεθα νεῖκος
ἰθείῃσι δίκαις, αἵτ' ἐκ Διός εἰσιν ἄρισται.

Αὖθι heisst hier nichts, als was gewöhnlich, „auf der Stelle, sogleich;" und *ἰθείῃσι δίκαις* ist nicht nöthig von der Entscheidung vor einem Richter zu verstehen. Diese Erklärung verlangt der Zusammenhang der ganzen Rede.

Nächst diesem handelt Hr. G. von Anderem, was über den Hesiodus von den Alten gefabelt worden, worüber auch Hr. Welcker in Jahns Jahrbüchern IX. 2. S. 137. ff. gesprochen hat. Wenn hier Hr. G. in den Worten Plutarchs *Conviv. Sept. Sapient. c.* 10., wo von dem Wettstreit des Hesiodus mit dem Homer die Rede ist, *ἐτράποντο πρὸς τοιαύτας ἐρωτήσεις καὶ προὐβάλομεν, ὥς φησι Λέσχης,* Wyttenbachs Conjectur *προὔβαλ' Ὅμηρος* billigend, vermuthet, der Verfasser des *Ἀγὼν Ἡσιόδου καὶ Ὁμήρου* habe Lesches geheissen: so dürfte das schon um desswillen nicht wahrscheinlich seyn, weil Plutarch schwerlich diesen sonst ganz unbekannten Lesches, der, wie Hr. G. erinnert, nicht mit dem ältern dieses Namens verwechselt werden darf, so bestimmt und ohne weitern Zusatz genannt haben würde; noch zweifelhafter aber wird die Sache durch die Varianten *λέσχας ὥς φησι* und *ὥς φασι λέσχας.* Daher möchte Plutarch wohl so geschrieben haben: *ἐτράποντο πρὸς τοιαύτας ἐρωτήσεις καὶ λέσχας, καὶ προὔβαλεν ὃ μέν, ὥς φασι:* dafern er nicht gar *ἐρωτήσεις αὐτοσχεδίας* schrieb. 195
Proklus wenigstens sagt: *ἐξηρωτηκέναι γὰρ αὐτοὺς πολλὰ πρὸς ἀλλήλους φασὶ δι' ἐπῶν αὐτοσχεδίων καὶ ἀποκρίνασθαι.*

Ferner spricht Hr. G. von der Verschiedenheit der Hesiodischen und Homerischen Poesie, der Art ihres Vortrags, ῥαψῳδὸς von ῥαβδὸς ableitend, dem Dialekt, der Aehnlichkeit mit der Delphischen Orakelsprache, dem Alter des Dichters, den noch vorhandenen Gedichten und den Theilen, aus denen sie bestehen. In Ansehung der Mythologie bezieht er sich auf das, was er in einer Abhandlung im XXIX. Bande des Hermes ausgeführt hat.

Es folgt die Erwähnung der Grammatiker, die den Hesiodus behandelt haben, und die Angabe der gebrauchten Hülfsmittel. Hr. G. selbst hat drei vorher noch nicht benutzte Codices verglichen, einen in der St. Marcusbibliothek zu Venedig, No. 464., von der Hand des Demetrius Triklinius; einen im Vatican No. 1409., und einen Turiner III. 16., welche beide letztere bloss die Theogonie enthalten. Hierzu kommen eine mit G. bezeichnete Handschrift der Ἔργα καὶ Ἡμέραι in St. Gallen, deren Lesarten der Herausgeber Hrn. Dr. Fischer in Weimar verdankt, und *Ms. incertus*, dessen Lesarten einem Exemplar der Aldina auf der Jenaischen Universitätsbibliothek beigeschrieben sind. Die Lesarten der übrigen Mss. hat Hr. G. von Gaisford und Lanzi entnommen. Bentleys Conjecturen, von Heyne copirt, hat Hr. Jacobs eingeschaltet.

So dankbar man nun auch dem Herausgeber für den Inhalt dieser Vorrede zu seyn Ursache hat, so vermisst man doch ungern eine Erörterung über die Beschaffenheit der Hesiodischen Gedichte, und über die Grundsätze, die bei der Behandlung derselben befolgt worden sind. Eine solche Erörterung würde nicht bloss den Leser in den Stand setzen, leichter ein richtiges Urtheil zu fällen, sondern sie dürfte auch auf Herrn Göttlings Arbeit selbst von bedeutendem Einflusse gewesen seyn. Es ist zwar nicht zu verkennen, dass er mit den Fragen, auf deren Beantwortung es hier ankommt, sehr wohl bekannt war: indessen lässt sich doch vermuthen, dass eine klare und ausführliche Darstellung derselben zu ei-

ner grössern Sicherheit und Bestimmtheit geführt haben würde, indem sie die Grenzen gehörig abgesteckt hätte, in welchen sich die Behandlung dieser Gedichte nach verschiedenen Rücksichten bewegen soll oder kann.

Was zuvörderst die Beschaffenheit der Hesiodischen Gedichte, wie sie aus dem Alterthume überliefert sind, anlangt, so ist auch Hr. G. von den Interpolationen, die sich in ihnen finden, und namentlich auch von der Verschmelzung verschiedener Recensionen überzeugt, durch
welche ein relatives Urtheil über Aechtheit und Unächt- 196
heit bedingt wird, indem mehrere Dichter mit Beibehaltung eines Theils des ursprünglichen Gedichtes einzelne Stellen veränderten, jetzt aber das Ursprüngliche mit den Variationen zugleich in unserm Texte vermengt gefunden wird. Hr. G. hat daher auch an mehreren Stellen die verschiedenen Recensionen gesondert: allein eine genauere Betrachtung zeigt, dass er diess nicht nach einem festen Grundsatze, und nicht mit einer durchgreifendern Erforschung gethan habe. Vermuthlich hielt ihn das davon ab, dass diese Sache sehr unsicher ist, und oft der Möglichkeiten viele sind. Indessen scheint es doch, dass man viel weiter gehen könne, wenn man die eigenthümliche Beschaffenheit jedes der drei Gedichte genauer betrachtet. In der Theogonie sind, wie leicht begreiflich ist, die Interpolationen zwiefacher Art: die einen gehen die Sache, die andern die Darstellung an. In Ansehung der erstern leuchtet ein, dass, was sich widerspricht oder nicht vereinbar ist, nicht von einem und demselben Dichter seyn könne. Was die zweiten anlangt, so bestehen sie in variirter Ausschmückung dessen, was einer poetischen Darstellung fähig ist: und hier zeigen Wiederholungen, Mangel an Zusammenhang, Verschiedenheit der Ansichten, was von einander getrennt werden müsse. Eben dasselbe findet sich in dem Schilde des Hercules, in welchem die überladene Beschreibung des Schildes durch gehörige Betrachtung der demselben zugeschriebenen Bilder mit Berücksichtigung dessen, was überhaupt als möglich gedacht werden kann, eine gute Richtschnur

zur Trennung der Interpolationen darbietet. Weit schwieriger ist die Sache in den Ἔργοις, einem Gedichte, das auf die Individualität des Perses bezogen, in einem an keine bestimmte Ordnung gebundenen Vortrage Tadel, Klagen, Lebensregeln, Vorschriften über Ackerbau, Haushaltung, Schifffahrt, günstige und ungünstige Tage enthält. Hier, wo so vieles vorkommt, das weder an sich, noch an der Stelle, an der es steht, nothwendig ist; wo das scheinbar Unzusammenhängende einen subjectiven Grund des Zusammenhanges in der Seele des Dichters und in Beziehung auf den, an den das Gedicht gerichtet ist, haben kann, wird im Ganzen nie zu einer Gewissheit zu gelangen seyn, und nur in einzelnen Stellen das, was sich als widersprechend, als unnützer Weise wiederholt, als offenbar variirt ankündigt, geschieden werden können. Man wird daher in diesem Gedichte weit zurückhaltender über Interpolationen entscheiden müssen, als in den beiden andern. Gleichwohl scheint das von Hrn. G. gerade umgekehrt geschehen zu seyn.

Eine andere Betrachtung verdient der Text, den wir haben. Auch hierüber ist es erforderlich sich Re-
197 chenschaft zu geben, wenn man mit Sicherheit zur Herstellung desselben verschreiten will. Was wir von den Bearbeitungen der alexandrinischen Grammatiker wissen, ist beinahe gar nichts; weniges ist aus dem Commentar des Plutarch aufbehalten; und auch die geschwätzigen Anmerkungen der vorhandenen Scholiasten geben geringe Ausbeute. Der Handschriften giebt es zwar eine grosse Anzahl, aber keine von hervorstechendem Werthe. Wenn schon die Odyssee gegen die Ilias aus Mangel an Hülfsmitteln weit nachsteht, so ist leicht zu erachten, wie weit noch von der Odyssee die Gedichte des Hesiodus entfernt seyn müssen. Wenn also die kritischen Hülfsmittel bei weitem nicht ausreichend sind, so bleibt nichts übrig, als eine genaue Bekanntschaft mit der epischen Rede in Wendung der Gedanken und in Ausdruck. Ist diese Bekanntschaft, die ihrer Natur nach bloss empirisch gewonnen werden kann, auf die rechte Weise erworben,

d. h. besteht sie in einem durch vieles Lesen erlangten Gefühle, welches sich nicht durch Theorien oder Spitzfindigkeiten oder Leichtgläubigkeit an verdorbene Lesarten hat irre machen lassen: so ist sie unstreitig die sicherste und festeste Richtschnur, an die man sich halten kann. Sie führt aber auf eine zwiefache Gestaltung des Textes, die eine, wie wir denselben etwa aus den Händen der alten Grammatiker überkommen haben mögen: die andere, wie der Dichter selbst wohl manches gesprochen haben werde. In der letztern Rücksicht, die besonders bei den digammirt gewesenen Wörtern eintritt, giebt es jedoch eine eng beschränkte Grenze, über die nicht hinausgegangen werden darf, innerhalb welcher man aber mit ziemlicher Zuversicht auftreten kann. Wenn man diese Sicherheit bei Hrn. G. in manchen Fällen vermisst, so liegt die Ursache davon eben wohl darin, dass theils eine sichtbare Vorliebe für etymologische Erklärungen, theils eine bemerkbare Neigung zu dem Seltenern, Ungewöhnlichern, Gesuchtern der Unbefangenheit des Urtheils in den Weg getreten sind. Es ist sehr erklärlich, dass gerade ein scharfsinniger und gelehrter Mann in diesen Dingen einen besondern Reiz finde: dennoch wird überall das Einfachste und Natürlichste der Wahrheit am nächsten liegen. So viel daher auch Schönes und Gutes in den Anmerkungen enthalten ist, so dürfte doch manches gefunden werden, was man lieber mit etwas anderem vertauscht sähe, besonders da diese Gedichte so vieles umfassen, was einer Erklärung oder Bemerkung bedürftig ist.

Ferner, was den kritischen Apparat anlangt, so ist
derselbe zwar ziemlich reichlich, aber doch nicht voll-
ständig genug, indem nicht nur manche Lesarten, und
zwar bisweilen auch wichtige oder gar solche, die in den
Text aufgenommen zu werden verdient hätten, nicht an- 198
gegeben sind, noch weniger aber auf die Lesarten
Rücksicht genommen ist, die sich in den von andern
Schriftstellern angeführten Stellen des Hesiodus vor-
finden.

Endlich was die Mythologie betrifft, folgt der Herausgeber im Ganzen seiner scharfsinnigen und höchst lesenswerthen Abhandlung im XXIX. Bande des Hermes, in welcher er eine politische Ansicht der Homerischen und Hesiodischen Mythologie durchführt, zugleich jedoch der allerdings wohlbegründeten Meinung des Hrn. O. Müller beitretend, welcher die Verbreitung des Cultus der verschiedenen Götter durch Wanderungen und Ansiedlungen nachgewiesen hat. So wahr dieses nun auch ist, so erscheinen doch die Homerischen und Hesiodischen Götter, wie auch Hr. G. in jener Abhandlung anerkannt hat, nicht als Localgottheiten, wenn sie gleich bisweilen als an gewissen Orten vorzugsweise verehrt erwähnt werden. Da die Namen der Götter, wie natürlich, das Wesen derselben bezeichneten, viele Namen aber vieldeutig sind, und zu Benennung ganz verschiedenartiger, obwohl in einer durch den Namen ausgedrückten Eigenschaft übereinstimmender Wesen gebraucht werden konnten, und auch wirklich gebraucht wurden: so konnte es nicht fehlen, dass eine Vermischung verschiedener Mythen entstand, und was in Beziehung auf ein mit einem gewissen Namen belegtes Wesen hier oder da die Sage erzählte, auf ein anderes gleichnamiges Wesen übergetragen wurde. Mag daher z. B. der Mythus von der Gorgo immer ein argolischer Localmythus gewesen seyn: die Gorgonen des Hesiodus gehören darum noch nicht jenem Lande an, sondern sind ganz andere Wesen am Ende der Welt bei den Hesperiden, die über dem Ocean wohnen. War aber Perseus als Erleger einer Gorgo bekannt, so wurde auch er, wenn man diese mit einer andern gleichnamigen vermischte, als der angesehen, der diese erlegt hätte. Es dürfte daher schwerlich zugegeben werden können, was zu Theog. 265. gesagt wird: *Sequuntur fabulae physici quidem argumenti, sed ad singulas Graeciae regiones ita particulatim pertinentes, ut fere abhorrere videantur a cosmogonia generali, quae hactenus tractata est. Harpyiae, morborum ut videtur contagium, a Boreae filiis pellendae, ad Thra-*

ciam pertinent, Graeae cum Gorgonibus et Bellerophonte (sollte *Perseo* heissen) *ad Argolidem.* Dass Hesiodus die Gräen und Gorgonen als Personificirungen der schreckbaren Meereswogen dargestellt habe, worüber zuletzt Herr Völcker in dem ersten Bande der mythischen Geographie gesprochen, lässt sich wohl kaum in Abrede stellen. Es würde daher für richtige Interpretation sehr vortheilhaft gewesen seyn, wenn einige Grundsätze aufgestellt worden wären, nach welchen man die 199
Hesiodische Mythologie zu beurtheilen hätte, um nicht in sie hineinzutragen, was nicht hinein gehört, und wiederum nicht auszuschliessen, was alt und ächt ist; oder es anders zu deuten, als es der Dichter genommen hat.

Nach diesen Vorerinnerungen gehen wir zu dem Inhalte des Buches fort. Auf die Vorrede folgt die Abhandlung des Proklus über das Geschlecht des Hesiodus mit untergesetzten Varianten. Unangenehm fällt hier S. 41. in dem sonst sehr correct gedruckten Buche der Druckfehler ἀσπὶς Παρ' ἀσπίδ' ἔρειδε auf. Der auf derselben Seite dreimal vorkommende Name Πανίδης hat sicherlich Πανείδης geheissen. Eben so wenig ist es glaublich, dass die S. 42, 22. aus zwei Handschriften aufgenommene Lesart Φυγέως richtig sey. Die Analogie von dergleichen Namen verlangt den langen Stammvocal oder Diphthong. Diesen Vocal giebt eine angeführte Emendation Φυσέως, wenn sie anders das Richtige getroffen hat, und der Erfinder den Namen von φυσᾶν herleitete. Denn die Trincavellische Ausgabe hat Φηγέως, einen bekannten Namen (und so steht er auch in dem *Certamen Hesiodi et Homeri*, S. 250, 17., wo ihn Hr. G. nicht verändert hat), und die fehlervolle Plantinische Φησέως. Woher Hr. G. und eben so auch Hr. Welcker in Jahns Annalen IX. 2. S. 141. die Nachricht haben, dass Lilius Gyraldus aus dem Plutarch Φησιγέως gebe, weiss Rec. nicht. Bei dem Plutarch findet sich dieser Name nirgends, und Gyraldus sagt auch nicht, dass er seine Nachricht aus dem Plutarch gebe, sondern nennt geradezu den Mann, aber nicht so, sondern *Physigeus.* Auch

die Tochter dieses Mannes hat gewiss nicht, wie Hr. G. S. 42, 20. 43, 20. seiner Angabe nach mit Proklus und der vaticanischen und neapolitanischen Handschrift liest, *Κτημένη,* sondern entweder *Κτιμένη* (die Trincavellische Ausgabe hat an der zweiten Stelle *Κτειμένη*) oder *Κλυμένη* geheissen, was Wyttenbach zu Plutarch *Moral. p.* 162. *C.* aus eben demselben Proklus S. 66. b. (39. b. der Trincavellischen Ausgabe) herstellen wollte. Was die Deutung der Namen in dieser Sage anlangt, möchte wohl Hr. Welcker sich sehr versehen haben, und besonders *Γανύκτωρ* nichts weniger als *Γαννυνύκτωρ* seyn. — S. 43, 4. bedurften die Worte *οἳ δὲ Ὁμήρου τετρακοσίοις ὑστερίζοντα ἔτεσι, καθά φησι καὶ Ἡρόδοτος* einer Berichtigung, oder wenigstens einer Anmerkung. Sie sind offenbar ein Scholion, das aus dem, was Proklus S. 42, 16. gesagt hat, ausgezogen, verstümmelt, aber mit einem andern Scholion vermischt ist, welches sich auf die bekannte Stelle des Herodot II. 53. bezog, und von dem nur noch die Worte *καθά φησι καὶ Ἡρόδοτος* übrig sind.

Es folgen die Gedichte des Hesiodus selbst, und
200 zwar macht den Anfang die Theogonie. Da Hr. G. der von dem Rec. aufgestellten Annahme beitritt, dass mehrere Proömien verschiedener Rhapsoden in eins zusammen verbunden sind, ohne dass der erste Vers, der allen gemeinsam war, wiederholt geschrieben wurde: so würde es für den Leser bequem gewesen seyn, wenn ihm mit einigen Worten von der Unterscheidung dieser Proömien Kenntniss gegeben wäre.

V. 4. ist die in dem Etym. M. p. 604, 4. befindliche Variante *λούσαντο* nicht bemerkt: das gewöhnliche *ὀρχεῦνται* steht auch bei Libanius T. III. p. 352, 3. 14.

V. 5. hat Hr. G. die Lesart des Zenodotus *Τερμησσοῖο,* die sich auch in einigen Mss. und bei Pausanias IX. 29, 5. findet, aufgenommen, weil der Fluss gleichsam *τέρμων* des Helikon und denselben *τερμίζων* sey: *Περμησσὸς* hält er für eine spätere Verirrung. Das

Scholion zu dieser Stelle führt er in der Vorrede S. 31. an, in welchem behauptet wird, Τερμησσὸς sey ein Berg, nicht ein Fluss. Die andere Form, Τελμησσός, meint er, sey aus der Verwandtschaft von τέρμα und τέλος entstanden. Hier dürfte ihn die Neigung zum Etymologisiren zu weit geführt haben. Den Ursprung so alter Namen, besonders in einer Gegend, wo ein eigener, grösstentheils uns unbekannter Dialekt gesprochen wurde, zu bestimmen, ist etwas sehr Missliches. Den Berg nennt Stephanus Τευμησσός, und belegt das mit Beweisstellen: so auch der Scholiast zu Euripides Phoen. 1100. Andere nennen ihn Τελμησσός: s. Suidas und Apostolius in Τελμησσία ἀλώπηξ. Den Fluss nennt auch Hesychius Περμησσός. In den Orphischen *Argonauticis* V. 124. geben die Mss. Τελμησσοῖο und Τερμησσοῖο, eine Stelle, über welche Hr. O. Müller Orchom. S. 45. sich unvorsichtig äussert. Wahrscheinlich ist Τερμησσὸς nur eine andere Form von Περμησσός, so wie Παρνασσός, der nach Stephanus vorher Λαρνασσὸς geheissen hatte, zu des Eustathius Zeit von den Einheimischen Τερνεσσὸς genannt wurde. S. denselben S. 1873, 52.

V. 18. 19. Diese beiden Verse stehen in einigen Handschriften in umgekehrter Ordnung, ein Zeichen, dass V. 18. ein späterer Zusatz ist, welcher nicht hier, sondern nach V. 20. seine rechte Stelle findet, wie es die natürliche Ordnung der hier genannten Wesen erfordert. Uebrigens hat Hr. G., wie ehemals der Rec. wollte, λαμπρήν τε Σελήνην hier und V. 371., ingleichen im *Certamen Hesiodi et Homeri*, S. 251, 29. geschrieben. Die feststehende Lesart ist λαμπράν, die sich V. 371., was nicht bemerkt ist, auch bei dem Scholiasten zu Euripides Phoen. 175. und zu Apollonius IV. 54. findet. Auch steht λαμπρά τε Σελήνη in dem von mehreren Schriftstellern angeführten dritten Homerischen 201
Epigramm: daher es zweifelhaft ist, ob nicht diese Form beizubehalten sey. Man wird nicht viele Beispiele von dem Femininum dieses Wortes bei den Epikern finden.

V. 15. liest Hr. G. wohl mit Recht: ἠδὲ Ποσειδάω γαιήοχον, wo bisher Ποσειδάωνα stand.

V. 25.:

ποιμένες ἄγραυλοι, κάκ' ἐλέγχεα, γαστέρες οἶον,
ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα.

Hier führt Hr. G. den Vers des Epimenides an: *Κρῆτες ἀεὶ ψευσταί, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί. Adde,* fährt er fort, *Hom. Il. V. 787.: αἰδώς, Ἀργεῖοι, κάκ' ἐλέγχεα, εἶδος ἀγητοί. Eodem modo apud Hesiodum post ἄγραυλοι intellige εἰσίν.* Dieser Erklärung kann Rec. auf keine Weise beipflichten. Bei dem Epimenides ist allerdings εἰσὶ zu verstehen. Bei dem Homer ἐστὶ zu αἰδώς: denn gewiss wird Hr. G. nicht die auf dieses Wort folgenden Vocative für Nominative, wie man aus dem *eodem modo* schliessen könnte, angesehen haben. Bei dem Hesiodus hingegen, den die Musen mit diesen Versen anreden, würde, wenn überhaupt ein Verbum zu verstehen wäre, ἐστὲ zu suppliren seyn. Aber die Auslassung eines Zeitwortes hat hier gar nicht Statt, weil dann nothwendig ἡμεῖς δὲ folgen müsste. Vielmehr verlangt nicht nur der Sprachgebrauch, sondern auch die ganze Beschaffenheit dieser Anrede, dass man die Worte des ersten Verses als Vocative nehme, die mit mitleidigem Bedauern ausgesprochen werden, und daher eben dasselbe, was Hr. G. will, aber auf ganz andere Art ausdrücken, „ihr rohen Hirten, ihr elenden Wichte, ihr nichts als Bäuche.“

V. 31. ist sehr gut gezeigt, dass δρέψασθαι von ἔδον abhängt. Nur wünschten wir den Zusatz weg: *Interpretationem, quam dedit Bernhardy (Synt. gr. p.* 360.)*:* „wenn man ihn bricht, ein Wunder,“ *ferrem nisi praegressum esset ἔδον.* Diese Erklärung konnte füglich dem Geschmacke ihres Erfinders überlassen bleiben.

V. 34. σφᾶς δ' αὐτὰς πρῶτόν τε καὶ ὕστερον αἰὲν ἀείδειν. Wolf meinte ὕστατον wäre gebräuchlicher, und Herr Dindorf hat es aufgenommen mit Recht.

Bei dergleichen Dingen, die durch einen festen Gebrauch gesichert sind, haben die Handschriften kein Gewicht, am wenigsten die des Hesiodus.

V. 35. sagt Hr. G. τίη *est curnam; ἦ enim, quod additum est τι vocabulo, respondet Latinorum enclitico nam.* Schwerlich möchte *curnam* bei einem römischen Schriftsteller gefunden werden. Aber auch der Behauptung von ἦ widerspricht ὅτιή.

V. 37. Das Sprichwort περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην erklärt Hr. G. in der Hauptsache wohl richtig als von den Orakelsprüchen, die aus dem Felsen oder von einer 202
Eiche herab ertönen, aber doch, wie es scheint, nicht völlig passend. Am meisten fällt das in der Stelle Iliad. XXII. 126. auf: οὐ μέν πως νῦν ἔστιν ἀπὸ δρυὸς οὐδ' ἀπὸ πέτρης τῷ ὀαριζέμεναι, ἅτε παρθένος ἠΐθεός τε, παρθένος ἠΐθεός τ' ὀαρίζετον ἀλλήλοϊν. Diess erklärt Hr. G. so: *non illi ego ita persuadeam, ut oraculorum voces audire sibi videatur, quemadmodum virgini persuadet eius amasius.* Schon ὀαρίζειν widerspricht dieser sehr erkünstelten Erklärung. Vielmehr, weil man nicht wusste, wessen Stimme es wäre, die aus dem Felsen oder dem Baume hervorkam, wurde die Redensart von allem Ungewissen, Leeren, Nichtigen gebraucht, und war ungefähr eben das, was μὰψ αὔτως.

V. 37. sagt Hr. G. zu ἐντὸς Ὀλύμπου: *Abhorrent haec ab aetate Hesiodi.* Doch führt er Odyss. XI. 315. (vielmehr 313.) an, wo ἐν Ὀλύμπῳ steht; hält aber dergleichen für spätere Zusätze. Möglich ist das allerdings: aber schon die alte Dichtersprache scheint manchmal Ὄλυμπος und οὐρανὸς für gleichbedeutend genommen zu haben: eine Sache, die freilich nicht, wie es Einigen beliebt hat, so unpoetisch erörtert werden darf, dass man dem Homer eine Himmelskarte macht.

V. 48. hat Hr. G. die gewöhnliche Lesart, ἀρχόμεναί θ' ὑμνεῦσι θεαὶ λήγουσαί τ' ἀοιδῆς, beibehalten und entschuldigt die Zusammenziehung in ἀοιδῆς mit V. 497. des Homerischen Hymnus auf die Ceres, πρόφρονες ἀντ' ᾠδῆς βίοτον θυμήρε' ὀπάζειν: so

liest er, unnöthig, statt ὄπαζε. Auch hier will er ἀοιδῆς geschrieben wissen. Allein dieser neue Zusatz zu dem Hymnus beweist schon an sich nicht, am wenigsten aber für den Hesiodischen Vers, der dadurch ganz unrhythmisch würde. Ob Homer Iliad. II. 844. Πείρως ἥρως und Hesiodus Ἔργ. 574. ἐπ' ἠῶ κοῖτον ausgesprochen haben, möchte noch sehr zu bezweifeln seyn. Das mehrmalige Πολυπαΐδη des Theognis hat ebenfalls kein Gewicht, seitdem man eingesehen hat, dass dieser Name fünfsylbig ist. Die andere Lesart, λήγουσί τ' ἀοιδῆς, die Hr. G. mit Wolf ganz unverständlich hält, ist ohne alle Frage die richtige, und nichts Unverständliches darin, indem es Jedem einleuchten muss, dass zu λήγουσι aus dem eben vorhergegangenen Verbum ὑμνεῦσαι hinzuzudenken ist. Wenn Hr. G. sagt: *Quod coniecit L. Dind.* ἀρχόμεναί θ' ὑμνεῦσιν ἰδὲ λήγουσιν ἀοιδῆς *placeret, si meminissem exempli ubi* τε *ita ab* ἰδὲ *seiunctum esset;* so ist diese Bedenklichkeit unnöthig. Denn da häufig ἰδέ, auch wo kein τε, oder wo καὶ oder ἠδὲ vorhergegangen ist, steht (Iliad. XIX. 285. στήθεά τ' ἠδ' ἁπαλὴν δειρὴν ἰδὲ καλὰ πρόςωπα): so kommt gar nichts darauf an, wie weit das τε von ἰδὲ getrennt sey, wenn es nur sonst an der rechten
203 Stelle stehet. Zu dem aus Odyss. IX. 186. angeführten μακρῇσίν τε πίτυσσιν ἰδὲ δρυσὶν ὑψικόμοισιν kann man noch Iliad. XVIII. 589. hinzufügen: σταθμούς τε κλισίας τε κατηρεφέας ἰδὲ σηκούς.

V. 60. ᾗσιν und alle Dative dieser Form möchte Hr. G. ohne untergesetztes Iota schreiben, und so auch die Conjunctive, wie λάβησι. Was er darüber zu Aristoteles Polit. p. 343. sagt, ist allerdings scharfsinnig ausgedacht, und wenn er meint, die Endung des Dativs sey ις oder σι, das an den Namen angehängt werde, wesshalb Homer θεαῖς, nicht θεῇς sage, indem die *Casus obliqui* α, nicht η in diesem Worte haben: so hat das einen ziemlichen Schein für sich. Allein Homer hat auch noch ἀκταῖς gesagt Iliad. XII. 284., nach der Angabe im Etym. M. 166, 30. und im Etym. Gud. 249, 1.,

was jener Behauptung entgegensteht, und sie zu widerlegen scheint. Ueberhaupt lässt sich diese Materie nicht in einer beiläufigen Anmerkung abfertigen.

V. 61. Der Meinung des Herausgebers, dass *μέμβλεται* ein Präsens sey, ist *μέμβλεσθαι* bei Hesychius und *μέμβλεσθε* bei dem Apollonius II. 217. günstig, wo nur wenige Handschriften *μέμβλησθε* haben.

V. 65. *Ὄσσα*, woraus *vox*, scheint bei dem Homer das Digamma zu haben. Nicht so bei dem Hesiodus V. 43. 67. 832. Dem ungeachtet sollte nicht aus der Turiner Handschrift *διὰ στόματ' ὄσσαν ἱεῖσαι* der gewöhnlichen Lesart *διὰ στόμα* vorgezogen seyn, da der Hiatus im vierten Fusse keinen Anstoss giebt, und auch V. 10. *περικαλλέα ὄσσαν* steht. Uebrigens hat Hr. G. die Worte *ἐν θαλίῃς* richtig zu dem Vorhergehenden gezogen. Doch bedurfte das noch einer nähern Bestimmung. Da diese Verse so lauten:

ἔνθα σφιν λιπαροί τε χοροὶ καὶ δώματα καλά.
πὰρ δ' αὐτῇς Χάριτές τε καὶ Ἵμερος οἰκί' ἔχουσιν,
ἐν θαλίῃς·

so kann *ἐν θαλίῃς* weder mit *οἰκί' ἔχουσι*, noch mit dem ersten Verse verbunden werden, sondern es ergiebt sich, dass V. 62—64. ein Einschiebsel aus einem andern Proömium sind, und jene Worte mit V. 60. so zusammenhingen:

ἣ δ' ἔτεκ' ἐννέα κούρας ὁμόφρονας, ᾗσιν ἀοιδὴ
μέμβλεται, ἐν στήθεσσιν ἀκηδέα θυμὸν ἐχούσαις,
ἐν θαλίῃς.

Wie aber Hr. G. schliessen konnte, dass, wenn *ἐν θαλίῃς* von den Charitesien verstanden würde, nun nicht mehr, wie Rec. wollte, sieben Proömien, sondern nur sechs anzunehmen seyen, leuchtet nicht ein. Denn dieses hängt nicht hiervon, sondern von dem ungeschickt wiederholten *ὄσσαν ἱεῖσαι* ab. Wenn Hr. G. diese Wieder- 204

holung zu V. 66. mit Iliad. XXII. 126. 127. Callim. Lav. Pall. 72—74. rechtfertigen will, so passen diese Stellen nicht, die von ganz anderer Art sind. Eher hätte V. 129. 130. der Theogonie angeführt werden können, von denen jedoch nachher die Rede seyn wird. Rec. ist noch jetzt überzeugt, und hofft auch Anderer Beistimmung zu erhalten, dass in den Versen,

ἐρατὴν δὲ διὰ στόμα ὄσσαν ἰεῖσαι
μέλπονται πάντων τε νόμους καὶ ἤθεα κεδνὰ
ἀθανάτων κλείουσαι, ἐπήρατον ὄσσαν ἰεῖσαι,

der letzte nicht hierher gehört, sondern mit V. 61. so zusammenhing:

ἐν στήθεσσι δ᾽ ἀκηδέα θυμὸν ἐχουσαι,
ἀθανάτους κλείουσιν ἐπήρατον ὄσσαν ἰεῖσαι.

V. 67. war *κλείουσαι* statt *κλείουσιν* aus der Turiner Handschrift unbedenklich, wie es die epische Rede verlangt, aufzunehmen.

V. 74. möchte wohl wegen *ἐπέφραδε* nicht sofort *ἐπιφράζω* in die Wörterbücher aufzunehmen seyn, das, wie *ἐπέφυκον*, nur durch Hinzufügung des Augments entstanden ist. S. Buttmanns Gramm. II. p. 250. Auch findet sich *ἐπέφραδε* und *διεπέφραδε* bei dem Homer. Uebrigens wünschte man in der Anmerkung nicht die Form *γέρατα,* die nicht vorkommt, gebraucht zu sehen.

V. 79. ist die Lesart bei dem Diodor IV. 7. *ἣ σφεων προφερεστάτη* nicht erwähnt.

V. 80. Hier geht die Rede so fort: *ἢ γὰρ καὶ βασιλεῦσιν ἅμ᾽ αἰδοίοισιν ὀπηδεῖ, ὅντινα τιμήσωσι Διὸς κοῦραι μεγάλοιο — τῷ μὲν ἐπὶ γλώσσῃ γλυκερὴν χείουσιν ἐέρσην.* Hr. G. hat nach *ὀπηδεῖ* einen Punkt gesetzt, und sagt von dem, was folgt: ***Qui sequuntur versus* 81— 95. *alius esse videntur recensionis, nam nexu cum v.* 80. *carent.*** Keinesweges fehlt es an Verbindung, wenn man sich erinnert, dass alle Schriftsteller von Homer an äusserst häufig den vor den Vordersatz gestellten Nachsatz am Ende wieder-

holen. Daher hätte nicht die volle Interpunction nach ῥηΐδει gesetzt werden sollen, durch die Hr. G. selbst erst sich die Nothwendigkeit seiner Vermuthung aufgelegt hat.

V. 83. ist nicht bemerkt, dass Stobäus XLVIII. 12. *προχέουσιν*, und in den vorhergehenden Versen *τιμήσουσιν* und *γεινόμενόν τε ἴδωσιν* giebt, da hingegen Themistius IX. p. 122. (146. der eben erschienenen Dindorfischen Ausgabe) *χεύουσιν* und *οἱ δέ τε λαοί*, und Aristides LII. p. 132., der ebenfalls *τιμήσουσι* hat, *χείουσιν* behält.

V. 87. *ὁ δ' ἀσφαλέως ἀγορεύων αἶψά τε καὶ μέγα νεῖκος ἐπισταμένως κατέπαυσε.* Was Hr. G. sagt: *αἶψά τε καὶ ἐπισταμένως coniungi debent*, 205
würde schon an sich wegen der Verschiedenartigkeit der verbundenen Begriffe in poetischer Rede unpassend seyn; gar nicht aber hat diese Verbindung bei einem Epiker Statt, wenn *μέγα νεῖκος* dazwischen steht. Vielmehr bezieht sich *τε* auf das vorhergehende Participium, das dem Sinne nach wie *ἀγόρευε* construirt ist. Diese Construction, von der zum Viger S. 772. gesprochen worden, bestreitet Hr. Döderlein in dem *Specimen II. Lectionum Homericarum*, *p.* 9. ff. Noch befremdlicher aber ist es, dass Hr. G. diese vermeintliche Verbindung von *αἶψά τε καὶ ἐπισταμένως* als Widerlegungsgrund gegen Lennep gebraucht, der aus dem Homer *ἀγορεύει* lesen wollte, und dann den 92. Vers einschaltete, aber nicht gesehen habe, dass so in den folgenden Worten die Copula fehle. Lennep nahm, was sehr wohl angeht, *τε* für die Copula, zog aber unstreitig *καὶ* zu *μέγα νεῖκος*, „auch einen grossen Streit."

V. 91. ist nicht bemerkt, dass statt *ἱλάσκονται* bei Plutarch in der Schrift gegen Epikur p. 1098. E. *εἰσορόωσιν* steht.

V. 93. kann man nicht wohl zugeben, dass *οἵά τε Μουσάων ἱερὴ δόσις ἀνθρώποισι* sich auf die vorhergegangenen Verba *μεταπρέπει* und *ἱλάσκονται* beziehe, was die Rede sehr dunkel machen würde, indem, was

jene Verba enthalten, nur sehr mittelbar von der Gunst der Musen abhängt. Vielmehr gehörten wohl V. 87—92. einer andern Recension an, und das *οἷά τε* schloss sich unmittelbar an das von Lennep aus dem Homer genommene *ὃ δ' ἀσφαλέως ἀγορεύει* an.

V. 95. Um den Accusativ in *ἀοιδοὶ ἔασιν ἐπὶ χθόνα* zu rechtfertigen, passen bloss die aus dem Hesiodus angeführten Stellen, von denen die erste, falsch citirte, V. 187. der Theogonie steht. Denn Schäfer zum Longus, auf den sich Hr. G. beruft, vermischt Verschiedenartiges, und Longus redet dort gemeine Sprache. Durch *ἐπὶ χθόνα* wird ausgedrückt „über die Erde hin."

V. 97. hat Hr. G. die Lesart *ὅντινα Μοῦσαι φιλεῦνται*, wofür einige Handschriften *φιλῶνται* haben, Rec. aber und nach ihm Andere *φίλωνται* schrieben, beibehalten. Allein weder *φίλε κασίγνητε*, und noch weniger *Φιλυρίδης*, können die langgebrauchte kurze Sylbe rechtfertigen. Vollends aber gehörte *φιλητὴς* statt *φηλητής*, wovon Hr. G. zu Oper. 373. spricht, ganz und gar nicht hierher. Auch hier hat die Neigung zum Etymologisiren Hrn. G. verleitet, dieses Wort von *φιλεῖν* abzuleiten. Er hat aber dabei nicht bedacht, dass es auch bei den Tragikern, und zwar wenn auch in manchen Handschriften *φιλητής*, doch in andern *φηλητὴς* geschrieben vorkommt; dass es ferner, selbst wenn man es *φιλητὴς* schreiben wollte, doch bei den Tragikern nicht
206 die erste Sylbe lang haben könnte, die nirgends kurz gefunden wird; endlich dass es vielmehr seinem Ursprunge nach mit *σφάλλειν, ἔσφηλα*, verwandt ist, wie das ebenfalls von den Tragikern gebrauchte *φηλοῦν* beweist. Es kann durchaus kein Zweifel seyn, dass bei dem Hesiodus *φίλωνται* zu schreiben ist, da *φιλεῦνται* auch wegen der passiven Form in activer Bedeutung verworfen werden muss, *φίλεσθαι* hingegen mit langem *ι*, wie *ἐφίλατο* zeigt, active Bedeutung hat. Uebrigens ist auch die Prosodie durch die feststehende Analogie gesichert, nach welcher das lange *ι* in *φίλεσθαι* in der Form auf

εω kurz wird, wie das *υ* von *κύρειν* in *κυρέω*, und so in vielen andern Verbis.

V. 100. hat Hr. G. zwar Recht, dass *κλεῖα* aus *κλέεα* zusammengezogen sey, aber dass der Nominativ *κλεῖος* keine zu verwerfende Form ist, zeigen bei Homer nicht nur *ὑπὸ δείους, ὑπὸ σπείους*, sondern auch Odyss. V. 194. *ἷξον δὲ σπεῖος*.

V. 107. ff. führt Hr. G. die von Herrn Ritschl vorgeschlagene Versetzung der Verse an, ohne sein Urtheil darüber zu sagen. Bemerkenswerth wäre gewesen, dass nichts zu versetzen ist, sondern V. 108—113. in einer andern Recension statt V. 105—107. gesetzt waren.

V. 118. scheint auch dem Plutarch *de def. orac.* 43. *p.* 433. *F.* nicht bekannt gewesen zu seyn.

V. 120. ist die merkwürdige Abweichung bei Aristoteles Phys. IV. 1. Metaph. I. 4. *ὃς πάντεσσι μεταπρέπει ἀθανάτοισι* nicht angezeigt.

V. 122. findet man wie gewöhnlich interpungirt: *λυσιμελής, πάντων τε θεῶν πάντων τ' ἀνθρώπων δάμναται ἐν στήθεσσι νόον καὶ ἐπίφρονα βουλήν.* Diese Interpunction führt die Härte mit sich, dass man das *τε* nach *πάντων* nicht, wie es natürlich ist, als dem folgenden *τε* entsprechend ansehen kann, sondern als Copula nehmen muss, durch welche *δάμναται* mit dem Vorhergehenden verbunden sey. Richtig ist in der Trincavellischen Ausgabe das Komma nicht nach *λυσιμελής*, sondern nach *ἀνθρώπων* gesetzt: denn die Genitive hängen von *λυσιμελὴς* ab, d. i. *λύων μέλη*. Im folgenden Verse ist *δαμνᾷ τ'* zu lesen. S. Odyss. XI. 221.

V. 126. ist mit Recht bemerkt, dass *ἑαυτῇ* in den Worten *Γαῖα δέ τοι πρῶτον μὲν ἐγείνατο ἶσον ἑαυτῇ* nicht alte Sprache ist. Aber obgleich der Scholiast zu Sophokles Elektra 86. und das Etym. M. p. 642. 11., ingleichen Stobäus Ecl. I. 11. p. 284. dieselbe Lesart haben: so ist doch zu vermuthen, dass der alte Dichter nicht so, sondern vielmehr sagte: *Γαῖα δὲ οἷ πρῶτον μὲν ἐγείνατο πάντοσε ἶσον.*

V. 129. 130. *γείνατο δ' οὔρεα μακρά, θεῶν*

207 *χαρίεντας ἐναύλους Νυμφέων, αἳ ναίουσιν ἀν' οὔρεα βησσήεντα. Hic versus additus esse videtur a recentiore quodam, qui θεῶν illud explicare conabatur. Nam quid illa sibi volunt addita: αἳ ναίουσιν ἀν' οὔρεα βησσήεντα post verba θεῶν χαρίεντας ἐναύλους? In montibus templa erant deorum constituta; hoc significant illa θεῶν χαρίεντας ἐναύλους.* Allerdings kann der Vers wegfallen, und ist auch vielleicht von einem der Dichter nicht geschrieben worden. Der aber, welcher ihn hinzusetzte, hat ebenfalls Recht gethan, zumal wenn er vielleicht θεᾶν schrieb. Denn der Zusatz zu Νυμφέων hat nichts Anstössiges, sobald man den ganzen Vers für eine Umschreibung von Ὀρειάδων nimmt.

V. 131. ist ἠδὲ καὶ zu lesen, da nicht ein Gegensatz gemacht, sondern nur in Aufzählung des Gleichartigen fortgefahren wird.

V. 132. hätte die von Hrn. O. Müller in den Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie S. 379. gegebene Erklärung bemerkt seyn können, dass dieser ohne Vater erzeugte Pontus das Salzmeer, der Ocean hingegen der Strom sey, aus dem die süssen Wasser hervorquellen.

V. 135. Gewöhnlich las man Θείαν τε Ῥείαν τε. Hr. L. Dindorf, der Θείην τε Ῥείην τε corrigirt wissen wollte, hat bloss in Θείην, das durch einige Mss. und durch V. 371. gerechtfertigt wird, die Beistimmung des Herausgebers erhalten; wegen Ῥείην aber tadelt er ihn, und behauptet, Ῥείη gehöre den neuen Epikern. Und so hat er denn auch V. 625. 634. diese Form beibehalten. Mit Unrecht. Schon die Gleichheit der Namen verlangt gleiche Form: aber Ῥείη steht auch an sich fest. Homer im Hymnus des Apollo V. 93.:

ὅσσαι ἄρισται ἔασι, Διώνη τε Ῥείη τε.

Auf die Ceres V. 442.:

Ῥείην ἠΰκομον.

In der Theogonie ist V. 453. Ῥείη δ᾽ αὖ δμηθεῖσα, eine handschriftliche Lesart, aufzunehmen, oder Ῥείη δὲ δμηθεῖσα zu schreiben. In Iliad. XV. 187. irrten die Grammatiker, welche lasen:

τρεῖς γάρ τ᾽ ἐκ Κρόνου εἰμὲν ἀδελφεοί, οὓς τέκετο Ῥέα.

Homer sagte οὓς τέκε Ῥείη.

V. 140. vertheidigt Hr. G. wohl mit Recht die Schreibart ὀμβριμόθυμον. Aber dass er, wie Buttmann richtig ἄμβροτος von μόρος ableitete, so auch von demselben Worte ὄμβριμος abstammen lassen will, wird nicht leicht jemand billigen. Eher könnte man es von ὁρμή ableiten, wenn nicht die in βριάειν, βρίθειν, Βριάρεως und Ὀβριάρεως vorhandene Wurzel βρῖ noch näher läge. Dadurch wird dem μ nicht widersprochen, das wegen des β gesetzt ist, so wie es auch in ἄμβροτος das mit kur- 208
zer Anfangssylbe ἄβροτος lautete, nicht aus μορτὸς übrig ist, und nicht zur Wurzel gehört, deren μ in β verwandelt ist, sondern bloss des Wohllauts wegen hinzukommt.

V. 142. hat Hr. L. Dindorf, der aus Herodian ὀφθαλμὸς δὲ ἕεις μέσσῳ ἐνέκειτο προςώπῳ schrieb, in sofern Recht, als diess wohl die Lesart einer alten Recension war. Hr. G. meint, der Grammatiker habe aus dem Gedächtnisse citirt, und V. 142. und 145. zusammengemischt. Uebrigens sind V. 143—145. mit Recht eingeklammert, als statt V. 141. 142. in einer andern Recension gesetzt.

V. 148. den schlechten Rhythmus:

τρεῖς παῖδες μεγάλοι καὶ ὄμβριμοι, οὐκ ὀνομαστοί,

hätte Hr. G. unbedenklich durch τε καὶ corrigiren sollen. Er berührt diesen Rhythmus zu V. 250., aber ein schlechter Vers wird nicht durch einen andern, eben so leicht zu verbessernden gerechtfertiget.

V. 151. ist ἄπλαστοι beibehalten, und *informes* übersetzt. Allein unmöglich kann dieses Wort bei einem alten Epiker diese Bedeutung haben. Vielmehr würde es „nicht

erdichtet" bedeuten. Hr. G. will nicht glauben, dass
ein epischer oder attischer Dichter *ἄπλατος* von *πελᾶν*
gesagt habe, sondern meint, er würde *ἄπλητος* gesagt
haben. Ein Epiker freilich: und so ist auch hier, wie
in andern Stellen des Hesiodus, *ἄπλητοι* das Richtige.
Dass ein Attiker hingegen nicht *ἄπλητος*, sondern *ἄπλα-
τος* sagt, hätte Sophokles Trach. 1093. beweisen kön-
nen, wenn es sich nicht von selbst verstände.

V. 165. hätte Hr. G. in den Worten *πατρός γε
κακὴν τισαίμεθα λώβην* zwar gern *κε* gesetzt, liess
sich aber durch den Uebellaut *κε κακὴν* abhalten. Allein
ohne alle Frage muss *κε* gesetzt werden, weil *γε* unpas-
send ist. Und die Furcht vor dem Uebellaute wird durch
καί κε und *κε καί*, noch mehr aber durch *κάκου κεκα-
κωμένον* Odyss. IV. 754. vollkommen beseitigt.

V. 171. Hier scheint Hr. G. in dem, was er über
ἀννέφελος und andere ähnliche Zusammensetzungen sagt,
die er von *ἄνευ* ableiten will, zu subtil etymologisirt zu
haben. *Ἀνάελπτα* in der Theogonie V. 660. und *ἀνά-
πνευστοι* V. 797. scheint ihm mit *δυσάσχετος* analog
zu seyn, wobei er sich auf Buttmanns Grammatik II. p.
357. beruft. Mit diesen Wörtern sieht es eben so miss-
lich aus, wie mit den von Buttmann hingefügten *ἀνάεδ-
νος* und *ἀνάγνωστος*. Von *ἀνάεδνος* sagen die Scho-
liasten des Homer nichts, wohl aber Eustathius. Allein
wer möchte es nicht wahrscheinlicher finden, dass *ἀνέεδ-*
209 *νος* und *ἀνέελπτος* die richtigen Formen wären? In
V. 797. der Theogonie hatte wohl der Dichter gesagt,
ἀλλά τε κεῖται ἄμ᾽ ἄπνευστος καὶ ἄναυδος, wie *ἄπνευ-
στος καὶ ἄναυδος κεῖτο* in der Odyss. V. 456. steht.
Ueber *ἀνάγνωστος*, das Eustathius dreimal erwähnt,
lässt sich nicht bestimmt urtheilen. Es ist aus dem 423.
Fragmente des Kallimachus, das bloss in dem Penta-
meter besteht:

μηδὲν ἀνάγνωστον καλὸν ἔχοιμι φίλῳ.

Theophylaktus, der davon zweimal Gebrauch machte,
setzte *ἄγνωστον*. Da die Grammatiker *ἀνάεδνον* an-

erkannten, mag wohl der gelehrte Alexandriner das haben nachahmen wollen. Aber ὀδμὴ δυςάσχετος bei dem Apollonius II. 272. ist ein offenbarer Schreibfehler statt δυςάνσχετος.

V. 183. wird behauptet, ἦν sey Plural, was auch die Meinung mancher alten Grammatiker war. Aus dem angeführten Matthiä §. 303. 1. liesse sich eher das Gegentheil darthun. Die Attiker und wohl überhaupt die alten Griechen scheinen es für den Singular, und mit Recht, genommen zu haben: daher sie auch ἐστὶ so gebrauchen.

V. 186. Der Dichter nennt hier die Giganten:

τεύχεσι λαμπομένους, δόλιχ' ἔγχεα χερσὶν ἔχοντας..

Ein paar Codices lassen diesen Vers weg, und Hr. G. verwirft ihn als aus Iliad. XVIII. 510. von einem Rhapsoden gemacht, indem er hinzusetzt: *Quis unquam fando audivit loricis instructos fuisse Gigantes et longis hastis usos esse?* Warum nicht? Homer, wie schon die alten Ausleger bemerkten, kennt die Giganten nicht unter der ihnen später beigelegten Gestalt, sondern als ein mit den Phäaken verwandtes Volk (Odyss. VII. 59. 206.), das durch seinen Uebermuth umkam. Vgl. Huschke Analect. litter. p. 321. f. Der Vers dürfte daher vielmehr für sehr alt und Hesiodisch zu halten seyn, ein späterer Rhapsode aber ihn in seiner Theogonie weggelassen haben.

V. 196. Sehr kann gezweifelt werden, ob hier ἀφρογενέα und V. 199. Κυπρογενέα richtig geschrieben sey, unerachtet das gleich folgende φιλομμηδέα gewiss recht geschrieben ist. Denn wenn zwei kurze Sylben vorhergehen, missfällt die Zusammenziehung zweier kurzer Vocale, und es wird ῆ gesetzt, wie Ὀδυσῆ bei Homer Odyss. XIX. 136. Die Grammatiker haben das manchmal weiter ausgedehnt, als nöthig war, und auch Τυδῆ und Μηκιστῆ geschrieben. S. die Scholien zu Iliad. IV. 384. Daher war auch in der Theogonie V. 982. Γηρυονῆ

beizubehalten. Noch schwieriger war das Aussprechen der Zusammenziehung selbst eines kurzen und langen Vocals, wenn ihr kein Consonant vorausging. Daher,
210 wenn ἀγορέων, Βριάρεω und dergleichen keinen Anstoss geben, doch Hesiodus V. 41. nicht θεέων, sondern θεᾶν: nicht μελιέων Op. 145., sondern μελιᾶν sagte. Eben so wenig V. 264. σκολιέων τε δικέων, obwohl das letzte Wort vielleicht so zu schreiben ist (daher ist auch der Genitiv von Βορέας nicht Βορέεω, sondern Βορέω). Folglich kann in demselben Gedichte auch σοὶ δ᾽ ἐγὼ ἐσθλὰ νοέων wohl nicht richtig seyn, wenn auch vielleicht der Fehler nicht in dem Participium liegt.

V. 199. hätte an der aufgenommenen Lesart *Κυπρογενέα δ᾽, ὅτι γέντο* gezweifelt werden sollen. Die gewöhnliche Lesart ὅτι γένοιτο ist gar nicht erwähnt, und doch findet sich γέντο und ἔγεντο von γίγνομαι, das die spätern Dichter gebrauchen, nur an bedenklichen Stellen bei dem Hesiodus. Eben so wenig ist erwähnt, dass der Scholiast zu Iliad. V. 422. das Etym. M. p. 546. 20. und das Etym. Gud. p. 355. 10., indem sie von der Sache sprechen, διὸ oder διότι γεννᾶται sagen; ferner, dass einige Grammatiker den Vers gar nicht zu kennen scheinen, wie er denn auch im Etym. M. p. 179. 6. fehlt. Daher ist wohl noch eine andere Lesart anzunehmen, *Κύπριν δ᾽, ὅττι γένοιτο.*

V. 200. sagt Hr. G.: *Ven. melius καὶ φιλομηδέα δ᾽ αὖ.* Aber diese Lesart scheint vielmehr verwerflich zu seyn, da der Dichter die herkömmliche Verlängerung in φιλομμειδῆς beibehalten musste.

V. 206. Hier sagt Hr. G.: *Post hunc versum desunt narrationes de Crono imperium Urani sibi arroganti.* Daran möchte doch sehr zu zweifeln seyn, da es nicht nur nicht nöthig scheint, dass der Dichter diess erzählte, sondern auch unsere Theogonie vielmehr an Zusätzen Ueberfluss hat. Auslassungen würden höchstens da anzunehmen seyn, wo etwas in einer andern Recension schon gesagt war, und die Ordner unserer Theogonie, um Widersprüche zu vermeiden, etwas weg-

gestrichen hätten. So könnte man gleich in dem, was V. 211. folgt, eine Auslassung vermuthen:

Νὺξ δ' ἔτεκε στυγερόν τε Μόρον καὶ Κῆρα μέλαιναν,
καὶ Θάνατον, τέκε δ' Ὕπνον, ἔτικτε δὲ φῦλον Ὀνείρων·
οὔτινι κοιμηθεῖσα θεὰ τέκε Νὺξ ἐρεβεννή.

Hr. G. bemerkt nichts über den letzten dieser Verse, dem es gänzlich an Zusammenhang mit den vorhergehenden gebricht. Man kann nun hier zwar vermuthen, dieser Vers sey in einer andern Recension, die den mittleren nicht kannte, mit dem erstern so verbunden gewesen: *ἣ δ' αὖτε στυγερόν τε Μόρον* u. s. w. Allein da bald darauf V. 220—222. nicht nur schleppend, sondern ganz unrichtig gesagt wird, was den Erinyen zukommt: so ist es sehr wahrscheinlich, dass vor V. 213. ein Vers ausgefallen oder mit Fleiss weggelassen ist, in welchem die vorher als Töchter der Erde aufgeführten 211
Erinyen nach der andern Sage zu Töchtern der Nacht gemacht waren, und nun folgten V. 220—222. ganz richtig auf V. 213. Uebrigens verlangt die epische Sprache V. 220. nothwendig *ἐφέπουσιν, οὐδέ ποτε λήγουσι.*

V. 224. will Hr. G., seiner oben zu V. 97. berührten Etymologie gemäss, *Φιλότητα* durch einen Euphemismus für Diebstahl nehmen. Ein Euphemismus kann in einer schlichten Erzählung der Sache nicht stattfinden. Der Dichter stellte bloss die Werke der Nacht zusammen.

V. 247. Auch hier zeigt sich die Neigung zu ungewöhnlichen Etymologien, wenn *Εὐνείκη* von *εὐνή* und *εἴκειν*, die dem Anker weicht, abgeleitet wird. Die richtige Form ist *Εὐνίκη*, wie bei Apollodor.

V. 248. wird die schon V. 243. unter den Nereiden genannte Proto noch einmal genannt. Man hat mit vieler Wahrscheinlichkeit *Πλωτὼ* vermuthet, wozu jedoch der von Hrn. G. angeführte Nonnus I. 146. nicht gebraucht werden kann, da dort offenbar *Πλουτοῦς* die

richtige Lesart ist. Entweder also ist *Πλωτὼ* das Wahre, oder derjenige Dichter, der hier *Πρωτὼ* setzte, hatte oben einen andern Namen genannt. Ingeniös ist der Gedanke, dass für *Λυσιάνασσα* V. 258. *Ὑσιάνασσα* zu lesen sey: doch ist wohl nichts zu ändern. Da ein und funfzig Nereiden statt funfzig aufgezählt sind, ist des Herausgebers Meinung, nach welcher V. 262. *νημερτής, ἣ* als Adjectiv zu lesen ist, in sofern wahrscheinlich, als dieses wohl in einer der Recensionen gestanden seyn mag. Allein der, welches *Νημερτής θ᾽, ἣ* schrieb, hatte wohl vorher einen Namen weniger. An der Form des Namens, den nicht bloss Homer, sondern auch Empedokles V. 14. hat, war kein Anstoss zu nehmen.

V. 250. war der unrhythmische Vers:

Δωρὶς καὶ Πανόπη καὶ εὐειδὴς Γαλάτεια,

unbedenklich durch *Πανόπεια* zu verbessern. S. oben zu V. 148. Homer setzte *Πανόπη*, weil er *καὶ ἀγακλειτὴ Γαλάτεια* folgen liess.

V. 270. ist nach einer Correction von Seleucus geschrieben *Φόρκυϊ δ᾽ αὖ Κητὼ Γραίας τέκε καλλιπάρῃος*. Ob diess der alten Lesart *καλλιπαρῄους* vorzuziehen war, könnte doch sehr gezweifelt werden. Ingeniös aber ist die Vermuthung *παῖδας τέκε*, da bei *Γραίας τέκε* das folgende *τὰς δὴ Γραίας καλέουσιν* unangenehm auffällt. Indessen folgte wahrscheinlich in der alten Theogonie auf V. 270. sogleich V. 273., der die Namen der Gräen enthält. Nach V. 273. vermisst Hr. G. einen Vers, welcher die dritte Gräe, *Δεινὼ* oder *Ἰαινὼ*
212 genannt, habe. Allein mit Recht meint Hr. Völcker in der mythischen Geographie S. 18., die dritte sey erst später, weil der Gorgonen drei sind, der Gleichmässigkeit wegen hinzugedichtet worden. Und allerdings mussten auch ursprünglich nur zwei seyn, wenn sie, wie Rec. überzeugt ist, Ebbe und Fluth bedeuten, und der *Salacia* und *Venilia* der Römer entsprachen. Daraus ergiebt sich zugleich, dass die später hinzugekommene *Ἰαινὼ* mit ihrem andern Namen *Διvὼ*, nicht *Δεινὼ* hiess, indem diese Namen die Besänftigung des Meeres und das

Umkehren der Wellen zwischen Ebbe und Fluth bezeichnen. Es mögen daher wohl V. 271. 272. ein späterer Zusatz seyn, der eigentlich nach V. 273. stehen sollte. Da Hr. G. den Mythus von den Gräen und Gorgonen nach O. Müller für einen argolischen nahm, woran, wie bereits oben bemerkt worden, bei dem Hesiodus nicht zu denken ist: so gerieth er auf den Einfall, unter den Gorgonen active, unter den Gräen passive Unfruchtbarkeit zu verstehen, und die *Πεφρηδὼ* in *Τεφρηδὼ* umwandeln zu wollen. Mit grauen Haaren geboren zu werden, sey bei den Griechen ein Zeichen der äussersten Schwäche und Unfruchtbarkeit, wie aus Oper. 181. erhelle. Dort wird die Behauptung wiederholt, und dabei wieder auf die Stelle der Theogonie verwiesen. Allein davon sagt Hesiodus kein Wort, sondern seine Worte, *Ζεὺς δ' ὀλέσει καὶ τοῦτο γένος μερόπων ἀνθρώπων, εὖτ' ἂν γεινόμενοι πολιοκρόταφοι τελέθωσιν*, bedeuten offenbar nichts anders, als „wenn sie, nachdem sie geboren worden, in das Greisenalter werden gekommen seyn." Nur die Scholiasten haben den Worten Zwang angethan, und jene seltsame Auslegung ersonnen. Die Gräen heissen grau, wegen des Schaumes der Wellen, und sind die *προφύλακες* der Gorgonen, weil hinter ihnen die grossen und gefährlichen Wellen des hohen Meeres sind.

V. 274. nimmt Hr. G. *πέρην* nicht als Adverbium, sondern als Substantivum, und versteht darunter die *extrema Oceani ora*. Aber das ist gänzlich gegen den epischen Sprachgebrauch, wie sich klar aus Iliad. II. 626. ergiebt:

νήσων, αἳ ναίουσι πέρην ἁλὸς Ἤλιδος ἄντα,

und aus Hesiodus selbst V. 294.:

σταθμῷ ἐν ἠερόεντι πέρην κλυτοῦ Ὠκεανοῖο.

Wie sollte hier *πέρην* Substantiv seyn können?

V. 277. sollte *ταὶ δ'* statt *αἱ δ'* geschrieben seyn.

V. 282. ff. wird vom Pegasus und Chrysaor gesagt:

τῷ μὲν ἐπώνυμον ἦν, ὅτ' ἄρ' Ὠκεανοῦ περὶ πηγὰς
γένθ', ὃ δ' ἄορ χρύσειον ἔχεν μετὰ χερσὶ φίλῃσι.

χῶ μὲν ἀποπτάμενος, προλιπὼν χθόνα μητέρα μήλων,
ἵκετ' ἐς ἀθανάτους.

213 Schon das unsichere γένθ', wofür Andere γείνεθ' haben; ferner die Varianten παρὰ und ἔχων, und endlich das nicht epische χῶ machen die Lesart verdächtig. Wie wir die Stelle jetzt haben, rührt sie von einem neuern Interpolator her. Von den ältern Dichtern schrieb einer:

τῷ μὲν ἐπώνυμον ἦν, ὅτ' ἄρ' Ὠκεανοῦ παρὰ πηγὰς
ᾤχετ' ἀποπτάμενος, προλιπὼν χθόνα μητέρα μήλων·

ein Anderer:

ὅτ' ἄρ' Ὠκεανοῦ περὶ πηγὰς
ἵκετ' ἐς ἀθανάτους·

dafern nicht etwa beide Distichen durch ἱκέ' τ' zusammenhingen. V. 283. aber dürfte wohl so gelautet haben:

γέντο δ' ἄορ χρύσειον, ἑλὼν μετὰ χερσὶ φίλῃσιν,

und nach V. 280. als Parenthese gesetzt gewesen seyn, so dass Chrysaor nach dem goldenen Schwerte des Perseus benannt wäre. Diess ist das Homerische γέντο, „er ergriff."

V. 284. hätte Hr. G. zu dem blitztragenden Pegasus, den er mit dem Aetna in eine unerwartete Verbindung setzt, nicht den ätnäischen Mistkäfer des Aristophanes benutzen sollen, der bloss wegen seiner Grösse ätnäisch genannt wird. S. die Sprichwörtersammler in *Αἰτναία πῶλος*.

V. 293. 307. 327. ist es nicht eben glaublich, dass Ὄρθον, was gar zu sehr dem Adjectiv ähnlich ist, die richtige Form sey: und es dürfte daher wohl besser gewesen seyn, die auch bei andern Mythologen vorhandene Form Ὄρθρος beizubehalten.

V. 300. Hier hat der Herausgeber zwar mit Recht

zwei verschiedene Recensionen, aber nicht auf eine befriedigende Weise unterschieden. Die zweite derselben, welche V. 295, 296, 298, 299, 305, 308. gehabt haben soll, würde an sich nichts Anstössiges haben. Aber dass die erste aus V. 295—297, 300—302. bestanden habe, kann nicht zugegeben werden. Sie lautet so:

ἣ δ' ἔτεκ' ἄλλο πέλωρον, ἀμήχανον, οὐδὲν ἐοικὸς
θνητοῖς ἀνθρώποις οὐδ' ἀθανάτοισι θεοῖσι,
σπῆϊ ἐνὶ γλαφυρῷ, θείην κρατερόφρον' Ἔχιδναν,
ποικίλον, ὠμηστήν, ζαθέης ὑπὸ κεύθεσι γαίης.
Ἔνθα δέ οἱ σπέος ἐστὶ κάτω κοίλῃ ὑπὸ πέτρῃ
τηλοῦ ἀπ' ἀθανάτων τε θεῶν θνητῶν τ' ἀνθρώπων.

Erstens soll sich *σπῆϊ ἐνὶ γλαφυρῷ* auf die Höhle beziehen, in welcher die Echidna geboren ist, nicht auf die, in welcher sie wohnt, die in den Worten *ἔνθα δέ οἱ σπέος ἐστὶ* bezeichnet werde. Aber wer kann errathen, dass die letztere eine andere Höhle sey? Zweitens was soll man sich unter *ἔνθα* denken, da das vorhergehende *ὑπὸ κεύθεσι γαίης* viel zu unbestimmt ist, um einen Ort anzuzeigen, und die vorher genannte, angeb- 214
lich verschiedene Höhle doch wohl ebenfalls *ὑπὸ κεύθεσι γαίης* ist? Endlich passen die männlichen Epitheta *ποικίλον, ὠμηστήν*, die Hr. G. künstlich zu rechtfertigen sucht, nicht auf die Echidna, sondern gehören offenbar zu dem von dieser Recension getrennten, und der andern zugeschriebenen Verse:

ἥμισυ δ' αὖτε πέλωρον ὄφιν, δεινόν τε μέγαν τε.

Einen weit natürlichern Weg konnte der Turiner Codex zeigen, in welchem die Verse in folgender Ordnung stehen: 295—300, 303—305, 301, 302. Daraus ergiebt sich, dass die eine Recension V. 295—300, 303.

hatte; die andere 295—299, 304, 305, 301, 302., wodurch alle Anstössigkeiten völlig beseitigt werden.

V. 306. Hier stellt Hr. G. eine ganz eigene Meinung auf, dass Typhon, der hier *ἄνεμος* genannt wird, nicht mit dem V. 821. genannten Typhoeus eine Person, sondern dessen Sohn sey, was er aus V. 869. schliesst, wo die schädlichen Winde als Erzeugnisse des Typhoeus dargestellt werden. Aus diesen Prämissen lässt sich aber geradezu auch auf das Gegentheil, und noch mit weit grösserem Rechte, schliessen.

V. 315. ist die hergebrachte Lesart *ἄπλητος* beibehalten: allein es wäre doch erst besser, als Ruhnkenius zum Hymnus auf die Ceres V. 83. gethan hat, zu erweisen, dass dieses so viel als *ἄπλησтος* seyn könne.

V. 337. ff. Die hier aufgezählten Namen von Flüssen, die als ein Denkmal der geographischen Kenntnisse des Hesiodus angesehen werden, sind doch nicht alle so sicher, dass nicht auch hier vielleicht ein oder der andere Vers ein späterer Zusatz seyn könnte. V. 342. billigt Hr. G. die Conjectur von Hrn. Fr. Franke, *θεῖον Σιμόεντα* statt *θεῖόν τε Σιμοῦντα*, mit Recht, wenn nicht etwa *Σιμόεντά τε θεῖον* das Wahre ist.

V. 349. Dass die Oceaniden, die hier aufgezählt werden, auf Länder hinweisen, und *Δωρὶς* das dorische Land, *Ῥόδεια* Rhodus, *Περσηῒς* Persien, *Ἰάνειρα* Jonien bezeichne, wird Hrn. G. wohl niemand zugeben. Alle diese Namen beziehen sich auf Eigenschaften der Quellen, und *Δωρὶς* hat ungefähr dieselbe Bedeutung, wie die ähnlich benannten *Πολυδώρη* und *Εὐδώρη*; *Ῥόδεια* kann von *ῥόδον* herstammen, das vielleicht mit *ῥαδινὸν* verwandt ist; *Περσηῒς* bedeutet wohl die Durchbrechende, und *Ἰάνειρα* ist ziemlich klar von *ἰαίνειν* gebildet. Andere Namen hat Hr. G. wohl unstreitig richtig erklärt; bei andern aber möchte noch starker Zweifel erhoben werden können. So dürfte *Γαλαξαύρη* schwerlich *lacteum succum procreans* seyn, sondern
215 in Vergleichung mit *Πληξαύρη* eher einen Gegensatz von dieser andeuten: denn *γάλα*, *γαλαθηνός*, *γαλήνη*

scheinen verwandte Wörter zu seyn, das Stillen bezeichnend. *Καλυψὼ* möchte leichter die Verborgene oder sich Verbergende seyn, als *quae luto ferundo inducit terram;* und *Ζευξὼ* ist gewiss nicht *bifida*, sondern das Gegentheil, die aus zwei Quellen sich vereinigt; dagegen ist die *Ἀμφιρώ*, welche Hrn. G. viel Zweifel verursachte, und ihn sogar an eine Veränderung des Namens in *Ἀμφυρὼ* von *ἀναφύρειν*, mithin des Versmaasses wegen auch der *Ὠκυρόη* in *Κρυερὴ* denken liess, ganz eigentlich *bifida* ist.

V. 369. hat Hr. G. die Lesart *ἄνδρα ἐνισπεῖν* in *ἄνδρ' ἐνενιπεῖν* verändert, weil *ἄνδρ' ἔν' ἐνισπεῖν*, das sich in einigen Handschriften findet, das Wahre darthue. Aber um das anzuerkennen, müsste man doch den Beweis fordern, dass dieses Verbum so viel als *ἐνισπεῖν* sey, und nicht die Bedeutung von „ausschelten" und „anfahren" habe.

V. 373. *ἀθανάτοις τε θεοῖς, τοὶ οὐρανὸν εὐρὺν ἔχουσι.* Hier sagt Hr. G. *Libenter scripsissem ἀθανάτοις τε θεοῖσι, ut voluit Wolf.* Warum that er es nicht? Dergleichen muss ohne Frage corrigirt werden.

V. 379. Sehr gut ist, was hier über die Winde gesagt wird, und die Abtrennung von *Ἀργέστην* als Substantiv.

V. 386. f. sagt der Dichter von *Κράτος* und *Βία*.

τῶν οὐκ ἔστ' ἀπάνευθε Διὸς δόμος, οὐδέ τις ἕδρη,
οὐδ' ὅδος, ὅππῃ μὴ κείνοις θεὸς ἡγεμονεύει.

Hier wollte Wolf, damals noch nicht fest in der Grammatik, mit Guyetus *ἡγεμονεύοι* lesen. Hr. G. sagt: *Non recte. Constructio est τῶν δόμος οὐκ ἔστιν ἀπάνευθε Διός, οὐδὲ ἕδρη, οὐδὲ ὁδός ἐστιν αὐτοῖς, ἣν μὴ Ζεὺς ἡγεμονεύει. Nam neque coniunctivo neque optativo propterea usus est poeta, ut demonstraret nullam non illis viam praeire Iovem: illud vero esset: Si quando Iuppiter illis viam non praeiverit, pro via eam non haberi*

ab assecli s. Diess ist eine Spitzfindigkeit, die sich nicht einmal aus den Worten herausbringen lässt. Der Optativ konnte hier gar nicht stehen, und den Indicativ konnte der Dichter hier auch nicht setzen, sondern er setzte den Conjunctiv ἡγεμονεύῃ, der nothwendig war.

V. 394. Hier würde eine Anmerkung über den Unterschied von τὸ πάρος γε und τὸ πάρος περ von Nutzen gewesen seyn. Denn obwohl sich τὸ πάρος γε vertheidigen lässt, wäre doch hier ἣν τὸ πάρος περ ἐν ἀθανάτοισι θεοῖσιν angemessener.

V. 401. Die aus Apollonius *de adverbio* statt *de pronomine* citirten Stellen (in Wolfs Museum p. 216358. 367.) zeigen allerdings, dass ἕου zu accentuiren ist, wenn diese Lesart einiger Handschriften aufgenommen wird. An das dorische ἑοῦς aber hätte nicht gedacht werden sollen. Wenn Hesiodus das personelle Pronomen setzte, sagte er wohl ἕοι.

Sehr gut ist, was Hr. G. zu V. 411. über die eingeschaltete Beschreibung der Hekate sagt, die Rec. jedoch nicht für einen Hymnus derselben halten möchte; gut auch die Ausscheidung von V. 416 bis 420., als einer andern Recension angehörend, denen er ihre Stelle nach V. 428. anweist, V. 427. aber, ebenfalls jener andern Recension angehörig, nach V. 425. gesetzt wissen will. In diesem letzten Punkte will Rec. nicht entgegen seyn, dafern entweder καὶ γέρα der Plural, oder von ἔχει abhangend ὃν γέρας gelesen wird: denn nur auf eine dieser beiden Arten bekommt die Rede einen schicklichen Zusammenhang. Allein gar keiner Veränderung bedarf es, wenn man annimmt, V. 427. habe in einer andern Recension statt V. 413. gestanden, was viel wahrscheinlicher ist. Ob V. 419. ᾧ, oder mit dem Turiner Codex οὗ ὑποδέξεται εὐχὰς zu lesen sey, bleibt ungewiss: aber was Hr. G. sagt, dass die von Porson und Schäfer zu Euripides Hec. 539. angeführten Belege für den Dativ sich sämmtlich auf Dinge beziehen, die gleichsam mit den Händen dargereicht werden, thut nichts zur Sache, da bei dem Dativ nur daran gedacht wird, dass

der Empfangende sich durch das Annehmen dem Geber gefällig erweise.

V. 442. könnte bei *κυδνὴ* Ruhnkenius Epist. crit. p. 38. (138.) angeführt seyn.

V. 452. *οὕτως ἐξ ἀρχῆς κουροτρόφος· αἳ δέ τε τιμαί.* Diess ist die hergebrachte Lesart, gegen die sich zwar nichts bedeutendes einwenden lässt, aber doch eingestanden werden muss, dass es einfacher seyn würde, *αἵδε τε τιμαὶ* zu schreiben.

V. 464. den schlechten Hiatus, *τῷ ὅγε οὐκ* befiehlt Hr. G. so wegzubringen: *τῷ Κρόνος οὐκ.* Das ist gewiss nicht das Rechte, sondern *τῷ καὶ ὅγ' οὐκ.* So steht *καὶ* vor der Negation Iliad. XV. 194., Odyss. XIII. 331.

V. 473. Hier hat sich Hr. G. versehen, und *τίσασθαι* ***punire*** mit *τῖσαι* ***luere*** verwechselt. Daraus ergiebt sich, dass er ganz mit Unrecht behauptet, *τίσαιτο* habe kein Subject, wenn V. 473. herausgeworfen werde. Allerdings ist der Vers beizubehalten, aber *Γαῖα* zu *τίσαιτο*, wie es die Stellung, die Bedeutung der Worte, und die ganze Rede verlangt, zu ziehen.

V. 479. 480. ***Hi versus sunt alius recensionis pro versibus*** 481—484. Diess kann Rec. nicht zugeben. Denn so würde V. 481. *ἔνθα μὲν ἵκτο φέρουσα* dem *ὁππότ' ἤμελλε* widersprechen, da das erstere offenbar nur von dem schon gebornen Kinde zu verste- 217
hen seyn kann. Vielmehr möchte die eine Recension wohl bis V. 480. fortgegangen, eine andere aber nach V. 477. sogleich mit V. 481. fortgefahren seyn, wo nothwendig *ἔνθα μιν ἵκτο φέρουσα* zu lesen ist. Dass der von Hrn. G. angenommene Knossische Interpolator, der seine Sache doch nicht ganz recht gemacht habe, den Ida *Αἰγαῖον ὄρος* genannt haben sollte, ist nicht sehr glaublich. Kallimachus hymn. Iov. 49—51. kann das nicht beweisen; Herr Höck in seinem Kreta I. p. 409. wollte *Ἀργαίῳ ἐν ὄρει*, gegen die Scholiasten, lesen, weil Jupiter nach Plutarch de fluv. XVI. 3. aus Lyktus die Nymphe Arge geraubt habe. Auch das ist

nicht wahrscheinlich, und wir müssen wohl Αἰγαῖον ὄρος für einen Theil des Ida, der diesen Namen geführt habe, ansehen.

V. 487. Um ἑὴν ἐγκάτθετο νηδὺν zu rechtfertigen, bedarf es nicht des Aeolischen ἐν mit dem Accusativ: sonst müsste man ja auch bei den Attikern zu diesem Aeolismus seine Zuflucht nehmen, wenn sie ἐμβάλλειν und andere solche Verba mit dem Accusativ construiren.

V. 497. hat Hr. G. mit allen Herausgebern ἐξήμησε unberührt stehen lassen. Diess würde von ἐξαμᾶν seyn. Es war ἐξήμεσσε zu schreiben. Iliad. XIV. 437. κελαινεφὲς αἷμ' ἀπέμεσσεν.

V. 501—506., behauptet Hr. G., seyen aus einem andern Gedichte eingeschoben, indem die Cyklopen nicht Οὐρανίδαι heissen können, weil sie nach V. 139. und 147. von der Erde allein ohne den Uranus erzeugt seyen. Rec. muss hier geradezu widersprechen, da aus den angeführten Stellen vielmehr hervorgeht, dass dort nur Kinder der Erde und des Himmels genannt werden, und namentlich auch V. 147. ἄλλοι δ' αὖ Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγένοντο nichts anders heissen kann, als „noch andere," wodurch die Cyklopen augenscheinlich für Kinder auch des Uranus erklärt werden.

V. 521. ist δῆσας wohl nur eine verdorbene Lesart, die einige neuere Grammatiker vorfanden. Das Etym. M. p. 71, 34. hat die gewöhnliche richtige Lesart δῆσε δ'. In dem folgenden Verse hätte das μέσον διὰ κίον' ἐλάσσας, worein sich Heyne nicht finden konnte, sowohl an sich, als wegen der von Aeschylus im Prometheus V. 64. angenommenen Auslegung, einer Erläuterung bedurft. Hesiodus meinte wohl, dass die Handschellen in der Mitte der Säule angeschlagen waren.

V. 532. Die leichteste Weise, dem fehlerhaften Verse aufzuhelfen, ist ταῦτ' ἄρ' ὅγ' ἀζόμενος. In dem folgenden Verse hat sich Hr. G. ohne gerechte Ursache an die fehlende Copula gestossen. Sie ist der Regel gemäss weggelassen, weil der Vers das Vorhergegangene erklären soll.

V. 554. Der ungeschickte Vers: 218

χώσατο δὲ φρένας, ἀμφὶ χόλος δέ μιν ἵκετο θυμόν,

hätte eine Bemerkung verdient. Die Lesart einer Handschrift, *ἀμφὶ δέ μιν χόλος ἵκετο θυμόν,* ist eine nicht üble Verbesserung vermuthlich von einem Grammatiker. Aber es scheinen auch hier verschiedene Recensionen unterschieden werden zu müssen, deren eine V. 554. 555. nicht hatte, in der andern aber V. 551. mit 554. so verbunden war:

γνῶ ῥ', οὐδ' ἠγνοίησε· χόλος δέ μιν ἵκετο θυμόν,

u. s. w., mit Weglassung dessen, was zwischen diesen Hemistichien steht. Die Ausfüllung, *χώσατο δὲ φρένας ἀμφί,* gehört wohl dem Ordner an, der *ἀμφὶ* mit *φρένας* construirte. Sehr seltsam ist auch die Rede, mit der Prometheus angeredet wird, die man kaum anders, als in Bezug auf einen schon vorhergegangenen Betrug nehmen kann; und doch wird dieser zweite Betrug erst nachher erzählt. Daher scheint es, dass in der Recension, welche V. 555. enthielt, auf diesen Vers sogleich V. 562—569., dann 558—561., und nach diesem 570. fl. gesetzt waren.

V. 574. *κατακρῆθεν δὲ καλύπτρην, δαιδαλέην χείρεσσι, κατέσχεθε, θαῦμα ἰδέσθαι.* So interpungirt Hr. G., und will, dass *δαιδαλέην* passiv genommen werde. Allein nicht nur das ist viel zu gesucht, besonders für die epische Sprache, sondern es bleibt auch noch *κατέσχεθε* übrig, das auch so sich nicht wohl verstehen lässt. Der Münchner Scholiast erklärt es *ἀπέβαλεν,* verschrieben statt *ἐπέβαλεν.* Glaublicher ist, dass der Dichter *χείρεσσι περίσχεθε* sagte. Auch in den gleich darauf offenbar aus einer andern Recension genommenen Versen 576. 577. hätte das fehlerhafte *παρέθηκε καρήατι* in *περίθηκε,* oder nach Hesiodischem Aeolismus, in *περέθηκε* corrigirt werden sollen.

V. 585. durfte sich Hr. G. nicht durch die Cor-

reption in *καλὸν* Oper. 63. abhalten lassen, die Emendation des Rec. *αὐτὰρ ἐπεὶ τεῦξεν καλὸν κακὸν ἀντ' ἀγαθοῖο* aufzunehmen. Ein corrupter Vers schützt noch nicht einen andern. Uebrigens ist *τεῦξε* nicht vom Jupiter, wie Hr. G. will, sondern vom Vulkan gemeint. Dieser hatte die Pandora gemacht (s. V. 571.), und nachdem er sie gemacht hat, führt er sie den Göttern vor, was nicht das Geschäft des Jupiters seyn kann, der vielmehr mit unter den Göttern ist, die sich über die Ausstattung dieses Geschöpfes verwundern.

V. 590. gehört einer andern Recension an, als die folgenden, eben dasselbe sagenden Verse.

V. 591. ff. interpungirte Hr. G. so:

219 *τῆς γὰρ ὀλώϊόν ἐστι γένος καὶ φῦλα γυναικῶν,*
πῆμα μέγα θνητοῖσι μετ' ἀνδράσι ναιετάουσιν,
οὐλομένης πενίης οὐ σύμφοροι, ἀλλὰ κόροιο.

Die vorher, obgleich nicht in den alten Ausgaben, angenommene Interpunction: *τῆς γὰρ ὀλώϊόν ἐστι γένος· καὶ φῦλα γυναικῶν πῆμα μέγα θνητοῖσι μετ' ἀνδράσι ναιετάουσιν,* hat Hr. G. zwar mit Recht verlassen: aber wenn seine Interpunction fast noch weniger episch ist, so ist vollends die Annahme, dass *ναιετάουσιν* das Participium sey, und *μετὰ* nicht zu *ἀνδράσι* gehöre, sondern der Sinn sey *viris una cum eis habitantibus*, nicht bloss gänzlich unepisch, sondern völlig dem Sprachgebrauche zuwider. Die Stelle war mit einem einzigen Jota zu corrigiren:

τῆς γὰρ ὀλώϊόν ἐστι γένος καὶ φῦλα γυναικῶν,
πῆμα μέγ', αἳ θνητοῖσι μετ' ἀνδράσι ναιετάουσιν
οὐλομένης πενίης οὐ σύμφοροι, ἀλλὰ κόροιο.

V. 594. kann Rec. nicht billigen, dass Hr. G. *βόσκωσι* desswegen nicht aufgenommen hat, weil der Indicativ *σπεύδουσι* folge. Denn sobald eine Vergleichung in directe Erzählung übergeht, pflegt auch der Indicativ gesetzt zu werden, und muss es sogar. Allein damit ist der Stelle noch nicht geholfen, die, wie die V. 594.

zwischen σίμβλοισι und σμήνεσσι schwankende Lesart, und noch mehr das tautologische πρόπαν ἦμαρ ἠμάτιαι zeigt, aus zwei verschiedenen Recensionen zusammengeschmolzen ist. In der erstern stand alles, was wir haben, und zwar ὡς δ᾽ ὁπότ᾽ ἐν σμήνεσσι und βόσκωσι, nur dass statt ἠμάτιαι ein anderes Wort gesetzt war. In der andern lautete es ungefähr so:

ὡς δ᾽ ὁπότ᾽ ἐν σίμβλοισι κατηρεφέεσσι μέλισσαι
ἠμάτιαι σπεύδουσι, τιθεῖσί τε κηρία λευκά·
οἳ δ᾽ ἔντοσθε μένοντες ἐπηρεφέας κατὰ σίμβλους
κηφῆνες παρὰ τῆσι καλῶν ξυνήονες ἔργων
ἀλλότριον κάματον σφετέρην ἐς γαστέρ᾽ ἀμῶνται.

V. 605. und 609. ist aus einigen Handschriften ὅγ᾽ und τῷδέ γ᾽ statt ὅδ᾽ und τῷδέ τ᾽, wofür ein Codex τῷδ᾽ hat, aufgenommen. Beides ist nicht das Wahre, sondern der Sprachgebrauch, und vorzüglich der epische, verlangt ὃ δ᾽ und τῷ δέ τ᾽. S. Buttmann zu Sophokles Philoktet, und in dem zwölften Excurs zu des Demosthenes Rede gegen Midias.

V. 612. ist weder mit Ruhnkenius auszustreichen, noch irgend etwas zu verändern. Die Worte, ζώει ἐνὶ στήθεσσιν ἔχων ἀλίαστον ἀνίην θυμῷ καὶ κραδίῃ, haben nichts Anstössiges, wenn man θυμῷ καὶ κραδίῃ als eigentliche Dative nimmt, „für das Herz und Gemüth."

V. 639. soll παρέσχεθεν in den Worten ἀλλ᾽ ὅτε δὴ κείνοισι παρέσχεθεν ἄρμενα πάντα für παρεσχέθησαν genommen werden. Aber dann müsste es noth- 220
wendig παρεσχέθη heissen, wenn die Worte nicht sollen missverstanden werden. Auch hier zeigt die Wiederholung derselben Sache, dass verschiedene Recensionen zu sondern sind, wodurch alle Schwierigkeit beseitigt wird. In der einen folgte auf V. 640. sogleich V. 643., wo sich nun ἀλλ᾽ ὅτε und δὴ τότε genau auf einander beziehen. In der andern folgten auf V. 639. die Verse 641. 642., in welchem letztern νέκταρ τ᾽, was einige Bücher erhalten haben, stand.

V. 656. ist es wunderbar, dass niemand noch gesehen hat, es müsse geschrieben werden: ἴδμεν ὅ τοι πραπίδες. S. Iliad. VIII. 32. 463. XVIII. 197.

V. 659. war wohl ὑπὸ ζόφου aufzunehmen.

V. 665. kann gefragt werden, ob sonst wo noch ἐλιλαίετο mit dem Augment, was die Bücher geben, vorkomme. Dem Rec. klingt es fremd, und er würde δὲ λιλαίετο trotz dem weniger guten Rhythmus vorziehen. So ist auch V. 680. wohl δὲ τινάσκετο zu schreiben.

V. 676. Sehr mit Recht bemerkt Hr. G., dass dieser Vers den Zusammenhang störe: daher er ihn auswerfen will. Boissonade's Interpunction ist nicht zulässig: Τιτῆνες δ' ἑτέρωθεν ἐκαρτύναντο φάλαγγας προφρονέως. Χειρῶν τε βίης θ' ἅμα ἔργον ἔφαινον ἀμφότεροι. S. was oben zu V. 122. bemerkt worden. Wird aber, wie Hr. G. will, der erstere dieser Verse weggenommen, so fehlt der Rede die Verbindungspartikel δὲ nach προφρονέως. Doch der Vers ist nicht so unbedingt zu verwerfen, sondern es muss ihm sein Recht widerfahren. Allerdings stand er nicht in der Recension, welche die Verse vor und nach ihm hatte; sondern die Rede hing so zusammen:

οἵ τότε Τιτήνεσσι κατέσταθεν ἐν δαῒ λυγρῇ,
πέτρας ἠλιβάτους στιβαρῇς ἐν χερσὶν ἔχοντες,
προφρονέως· χειρῶν δὲ βίης θ' ἅμα ἔργον ἔφαινον
ἀμφότεροι.

In eben dieser Recension stand auch der nicht minder störende 668ste Vers nicht. In einer andern aber fehlte V. 667. und an V. 666. schloss sich sogleich V. 668. an, womit die Benennung der Kämpfenden beschlossen war. Noch eine andere Recension hatte V. 664—667., worauf unmittelbar V. 676. folgte: dafern nicht etwa die Erzählung noch kürzer gehalten war, und V. 676. gleich nach 664. stand.

V. 681. 682. widerspricht der Einfachheit der epischen Sprache, was Hr. G. annimmt, ποδῶν τ' αἰπεῖά

ἰωὴ ἄσπετον ἰωχμοῖο βολάων τε κρατεράων sey Apposition zu ἔνοσις. Auch ist gar kein Grund zu dieser Annahme vorhanden, da das Beben der Erde und das 221
Getöse der Kämpfenden, wenn auch das erstere durch das zweite hervorgebracht, doch an sich ganz verschieden sind.

V. 702. konnte die seltsame Art zu reden ὡς ὅτε πίλνατο statt ὡς εἰ πίλνατο der Aufmerksamkeit des Herausgebers nicht entgehen: indessen begnügte er sich mit der Bemerkung, dass ὡς ὅτε für ὡς εἰ gesetzt sey. Aber das scheint etwas ganz unmögliches zu seyn, und die Worte, wie sie gewöhnlich gelesen werden, können sich, was offenbar nicht so seyn soll, bloss auf etwas wirklich Geschehenes beziehen. Sie lauten so:

> αὔτως, ὡς ὅτε γαῖα καὶ οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθεν
> πίλνατο· τοῖος γάρ κε μέγιστος δοῦπος ὀρώρει.

Glücklicherweise aber zeigen abweichende Lesarten einen Ausweg. Eine Handschrift und die Trincavellische Ausgabe geben τοῖος γάρ κε μέγας ὑπὸ δοῦπος ὀρώρει. Die Turiner Handschrift hat ebenfalls μέγας, und im Anfang des Verses πίλναντο. Der Münchner Tzetzes: πίλνατο. συνήρχοντο. μέγιστος δοῦπος ὀρώρει. γρ. μέγας ὑπὸ δοῦπος ὀρώρει. Hieraus wird ersichtlich, dass die Stelle in verschiedenen Recensionen verschieden geschrieben war, und man nur das einer jeden Eigenthümliche aufsuchen darf, um den Fehler zu entfernen. In der einen stand die angegebene gewöhnliche Lesart, aber sicherlich nicht ὡς ὅτε, sondern ὡς εἰ, wie es die Sprache erfordert. Die andern Lesarten gehören der zweiten an, von der sich kaum zweifeln lässt, dass sie Folgendes hatte:

> αὔτως, ὡς ὅτε γαῖα καὶ οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθεν
> ἀλλήλοις πίλναιντο, μέγας δ᾽ ὕπο δοῦπος ὀρώροι.

Diese Art einer hypothetischen Vergleichung findet sich Odyss. IX. 384.: ὡς ὅτε τις τρυπῷ δόρυ νήϊον ἀνήρ,

wo sie auch von den Scholiasten bemerklich gemacht worden. Auf diese Weise lässt sich zugleich, was auf jene Verse folgt, vollkommen rechtfertigen:

τῆς μὲν ἐρειπομένης, τοῦ δ' ὑψόθεν ἐξεριπόντος.
τόσσος δοῦπος ἔγεντο θεῶν ἔριδι ξυνιόντων.

Es ist sehr zu billigen, dass Hr. G. den letzten dieser Verse nicht wie andere Gelehrte, als aus Iliad. XX. 66. gemacht, für untergeschoben hält. Dennoch passt das τόσσος δοῦπος nicht wohl zu τοῖος γάρ κε μέγιστος δοῦπος. Stand aber der Vers in der Recension, welche jenes τοῖός κε μέγιστος nicht hatte, in der aber, die es hatte, nicht: so ging in beiden die Rede ohne Anstoss zu geben fort. Uebrigens mag auch in diesem letzten Verse einige Variation Statt gefunden haben, wie das in einer Handschrift statt ἔγεντο gefundene ἔπλειτο zeigt, das auf ἔπλετο hinweist, so dass also vielleicht ein anderer Dichter den Vers so variirte: τόσσος ἄρ' ἔπλετο δοῦπος ἀϋτῇ τε ξυνιόντων.

222 V. 706. Mit Grund fand Hr. G. den Hiatus κόνιν θ' ἅμα ἐσφαράγιζον anstössig. Da ἅμα in mehreren Handschriften fehlt, eine aber κονίην giebt, so würde mit κονίην τ' ἐσφαράγιζον geholfen seyn. Hr. G. vermuthete κόνιν τ' ἀμφεσφαράγιζον.

V. 709. ὄτοβος δ' ἄπλητος ὀρώρει. Die richtige Lesart des Etym. M. p. 636, 59. ἄτλητος ist nicht angemerkt.

V. 723. und 725. sollte aus Handschriften das Richtige δεκάτῃ δ' ἐς γαῖαν ἵκοιτο und δεκάτῃ δ' ἐς Τάρταρ' ἵκοιτο aufgenommen seyn. Mit diesem δὲ im Nachsatze hat es dieselbe Bewandtniss, wie in dem zu V. 605. berührten Falle. Wenn übrigens Hr. G. verbietet, δεκάτῃ κ' ἐς Τάρταρον ἵκοι zu schreiben, weil der Sinn sey, εἰ ἵκοιτο, ἀλλ' οὐχ ἵξεται, wobei er sich auf Reisigs Abhandlung über die Partikel ἂν S. 129. und seine eigene Anmerkung zu Aristoteles Polit. p. 350. beruft: so kann Rec. diese Lehre, wie er anderwärts gezeigt hat, nicht für richtig anerkennen. Was Hr. G.

hinzufügt: *Aptissimum est verbum Antisthenis ap. Diog. Laert. VI.* 1, 4. *Μανείην ἢ ἡσθείην, sc. ἀλλ' οὐδέτερον ποιήσω*, verhält sich ganz anders. Diese Worte, die bei dem Diogenes im dritten Paragraphe stehen, lauten dort so: *μανείην μᾶλλον ἢ ἡσθείην*, und sind ganz eigentlicher Optativ, der, weil er einen Wunsch ausdrückt, das *ἂν* gar nicht zulässt.

V. 726. Dass die Beschreibung des Tartarus nicht von einem Dichter herrühre, liegt eben so klar vor Augen, als dass das Proömium der Theogonie aus mehreren Proömien bestehe. Hr. L. Dindorf hat den Versuch gemacht, die Recensionen zu sondern, und acht verschiedene Beschreibungen des Tartarus angenommen, die jedoch noch manche Bedenklichkeiten zulassen, z. B. dass V. 731. gänzlich übergangen ist; dass V. 743. *δεινὸν δὲ καὶ ἀθανάτοισι θεοῖσι τοῦτο τέρας* unmöglich sich auf die *θύελλα* beziehen kann; dass V. 746. Atlas wohl nicht passend vor die Thore der Unterwelt (nach V. 732.) gestellt ist. Diese Umstände berührt Hr. G. nicht, macht dagegen aber andere Einwürfe, denen Rec. jedoch nicht beitreten kann. Wenn Hr. G. sagt, dafern V. 740. nach 735. gesetzt werde, habe *πάντα*, das nicht adverbial zu nehmen sey, ein anderes Subject als *χάλκεος ἄκμων*: so befremdet die Art, wie er die Worte *πάντα τελεςφόρον εἰς ἐνιαυτὸν* zu verstehen scheint, in denen offenbar *πάντα ἐνιαυτὸν* zu verbinden ist, und das Subject, weil es das unbestimmte *τὶς* ist, mit Recht wegblieb. Eben so wenig möchte darauf etwas zu geben seyn, dass er in der Dindorfischen Anordnung das *εἰ πρῶτα πυλέων ἔντοσθε γένοιτο* V. 741. desswegen anstössig findet, weil die Thore des Neptun noch nicht erwähnt seyen. Denn einen Eingang muss die Unterwelt doch haben, und der heisst überall *πύλαι Ἀΐδαο.* Am meisten aber fällt der Einwand auf, dass die Ordnung der Räume, in welche die Unterwelt eingetheilt sey, ge- 223
stört werde. Hr. G. nimmt, wie es scheint, nach Vossischer Methode eine Art von Chorographie der Unterwelt an. Aber die alten Dichter haben, wie je-

der Dichter von gesunder Natur, ausser einigen wenigen, in dem Volksglauben gegründeten, unbestimmten Vorstellungen, dergleichen Dinge nach jedesmaligem Bedarf oder Belieben bald so, bald anders ausgemalt, und man muss diese Gemälde nehmen, wie sie die Phantasie des Dichters gegeben hat, ohne daraus ein festes, zusammenhängendes Gebäude errichten zu wollen. Mit völliger Gewissheit lässt sich nun freilich nicht bestimmen, was jede einzelne Darstellung enthalten habe: aber das immer wiederkehrende ἔνθα zeigt doch ziemlich sicher den Anfang einer neuen Beschreibung an. Darin mag nun wohl Herrn Dindorf Recht gegeben werden, dass die eine, und vielleicht die älteste Beschreibung bis zu V. 736., mit Ausschluss des 731. Verses fortging. Andere würden nach V. 719. einsetzen, und zwar die zweite V. 736—742., die dritte V. 758—766., die vierte V. 767—773., die fünfte V. 807—819. Eine sechste endlich scheint geeignet zu seyn, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche der offenbar am unrechten Orte stehende V. 731. und die für matt gehaltenen, eigentlich aber da, wo sie stehen, absurden Verse 743—745. gemacht haben. Dem 731. Verse:

χώρῳ ἐν εὐρώεντι, πελώρης ἔσχατα γαίης,

fehlt es an einer schicklichen Verbindung mit andern Worten, die durch Herrn Göttlings Vermuthung πέλωρ' εἰς ἔσχατα γαίης nur mit Verlust des epischen Charakters der Rede bewirkt werden könnte. In jenen andern Versen aber müssen die Worte δεινόν τε καὶ ἀθανάτοισι τοῦτο τέρας, wenn sie einen passenden Sinn geben sollen, sich auf die Styx beziehen, wie V. 775: ἔνθα δὲ ναιετάει στυγερὴ θεὸς ἀθανάτοισι δεινὴ Στύξ. Auch ist offenbar τε καὶ unrichtig. Dass die Trincavellische Ausgabe τε μὲν, was γε μὲν seyn sollte, die Mediceische Handschrift aber und eine Pariser δὲ καὶ haben, ist von Hrn. G., vermuthlich weil er die Verse für untergeschoben hielt, nicht einmal angezeigt worden. Es scheint also, da von der Styx die Rede

seyn muss, einer der Dichter das, was V. 775. ff. gesagt ist, ungefähr so variirt zu haben:

ἔνθα δὲ ναιετάει Στὺξ ἄφθιτος Ὠκεανίνη,
743. ἀργαλέη· δεινὸν δὲ καὶ ἀθανάτοισι θεοῖσιν
τοῦτο τέρας· καὶ Νυκτὸς ἐρεμνῆς οἰκία δεινὰ
ἕστηκεν, νεφέλῃς κεκαλυμμένα κυανέῃσιν,
731. χώρῳ ἐν εὐρώεντι, πελώρης ἔσχατα γαίης·
746. τῶν πρόσθ' Ἰαπετοῖο πάϊς ἔχει οὐρανὸν εὐρύν,

u. s. w. bis zu V. 757., wo jedoch wieder V. 755—757., die Hr. G. mit Unrecht nicht in Klammern schliessen 224
wollte, von einem andern Dichter statt V. 752—754. gesetzt sind. So erhält nicht nur der 731. Vers, in welchem ἔσχατα von ἕστηκεν abhängiges Adjectiv zu οἰκία ist, eine angemessene Stelle, sondern es passt nun auch die Stellung des Atlas am äussersten Ende der Erde.

V. 734. gefiel Hrn. G. mit Recht L. Dindorfs Emendation Κόττος τε καὶ Ὀβριάρεως. Sie hätte unbedenklich aufgenommen werden sollen, da sie hinlänglich bestätigt ist, und namentlich durch das von Heyne zu Iliad. I. 403. angeführte, wenn auch verdorbene Scholion als Hesiodisch erscheint, und sollte auch in den übrigen Stellen V. 149, 617, 714. stehen, ausgenommen in dem einem andern Dichter angehörigen 817. Verse.

V. 746. ist ἔχετ' οὐρανὸν mit Stillschweigen übergangen. Die Sprache verlangt ἔχει, und ἔχετ' ist wohl nichts als ein alter Schreibfehler.

V. 795. meint Hr. G. sey τετελεσμένον εἰς ἐνιαυτὸν, wie μέγαν εἰς ἐνιαυτὸν V. 799. zeige, von dem grossen, aus acht gewöhnlichen Jahren bestehendem Jahre zu nehmen. So scheinbar auch diese Vermuthung ist, so muss man doch an ihrer Richtigkeit zweifeln, da bei dem Homer der ähnliche Ausdruck τελεςφόρον εἰς ἐνιαυτὸν nur ein gewöhnliches Jahr bedeutet, und hier gleich hinzugesetzt wird, wer von den Göttern bei der Styx falsch geschworen habe, müsse, nachdem er ein

langes Jahr wie todt gelegen, noch viel schwereres Leiden dulden, und neun ganze Jahre von den übrigen Göttern fern bleiben.

V. 804. hat Hr. G. die Lesart der Handschriften und Ausgaben beibehalten: *δεκάτῳ δ' ἐπιμίσγεται αὖτις εἰρέας ἀθανάτων.* Er sagt: *εἰρέα, non εἶρα veram vocabuli formam esse apud Boeotos demonstravi ad V. 38.* Allein dort findet man nur Folgendes: *εἰρέω, unde ἡ εἰρέα v.* 804. *verbum est poeticum pro ὑμνέω.* Das kann aber eben so wenig für einen Beweis gelten, als man die Behauptung zugeben kann, dass der Accusativ *εἰρέας* von *ἐπὶ* in *ἐπιμίσγεται* abhänge. Kallimachus hymn. Iov. 12., den Hr. G. anführt, *οὐδέ τι μιν κεχρημένον Εἰλειθυίης ἑρπετὸν οὐδὲ γυνὴ ἐπιμίσγεται,* hat, wenn er *ἐπιμίσγεται* schrieb, nicht *μὶν* gesetzt; wenn *μίν,* nicht *ἐπιμίσγεται,* sondern die andere Lesart *ἐπινίσσεται.* So ist auch bei dem Hesiodus, wenn der Accusativ richtig ist, *ἐπινίσσεται* zu lesen; wenn aber *ἐπιμίσγεται* richtig ist, haben die Recht, welche *εἴραις* corrigirten. Die Existenz einer Form *εἰρέα* aber, die doch wohl von irgend einem Grammatiker erwähnt seyn würde, kann aus einer Stelle, in der sie sich nicht einmal construiren lässt, auf keine Weise gefolgert werden; vielmehr würde eher, was bei Hesychius
225 steht, *ἶρες, λόγοι,* zur Vertheidigung der Conjectur *εἴραις* angeführt werden können, vorausgesetzt, dass Hesychius *ἴραις* (denn auch so schreiben das Wort einige Grammatiker), *λόγοις* geschrieben habe. Nicht unglaublich ist, dass Hesiodus sagte: *εἶρας ἐς ἀθανάτων.*

V. 821. In der Beschreibung des Typhoeus glaubt Hr. G. die Beschreibung des ältesten Ausbruchs des Aetna zu finden, weil dieser Berg dem Hesiodus nach Strabo I. p. 42. (23. Casaub.) nicht unbekannt gewesen. Diese Vermuthung möchte doch sehr unsicher seyn, da die Kunde von feuerspeienden Bergen auch aus andern Gegenden gekommen seyn kann, und nichts bestimmt auf den Aetna hinweist. Denn die spätere Fabel, dass Ty-

phoeus unter dem Aetna begraben liege, kann dafür nicht als Beweis dienen.

V. 826. Auch Hr. G. hat, wie die übrigen Herausgeber, die sinnlose Construction übersehen: *ἐκ δέ οἱ ὄσσων θεσπεσίῃς κεφαλῇσιν ὑπ' ὀφρύσι πῦρ ἀμάρυσσεν*. Es muss *ἐν δὲ* heissen; *ἐν* gehört zu *κεφαλῇσιν*. Die Lesart *ἐκ δὲ* ist aus einer andern Recension übrig geblieben, in welcher statt des folgendes Verses der, welcher auf diesen folgt, ohne *δ'* stand:

ἐκ δέ οἱ ὄσσων
πασέων ἐκ κεφαλέων πῦρ δαίετο δερκομένοιο.

V. 831. Hier spricht Hr. G. über die Göttersprache, welches die Sprache der Pelasger sey; denn diese heissen *δῖοι*. Er sagt: *Hoc evincit Steph. Byz. locus v. Ἴμβρος et Myrina urbs Pelasgorum.* Was bei dem Stephanus steht, *Ἴμβρος, νῆσος ἱερὰ Καβείρων καὶ Ἑρμοῦ, ὃν Ἴμβρον λέγουσι μάκαρες,* musste sich schon durch die Sprache als corrupt ankündigen, und war längst von den Gelehrten aus Handschriften und aus dem Eustathius zum Dionysius V. 524. p. 203, 16. und selbst aus dem Scholiasten zur Theogonie V. 344. in *Ἴμβραμον λέγουσιν οἱ Κᾶρες* corrigirt. Uebrigens bedurfte die Erklärung der Worte des Hesiodus, *ὥς τε θεοῖσι συνιέμεν,* nicht des erkünstelten Hülfsmittels, dass *ὥς* eigentlich *usque ad* bedeute, was wohl niemand zugeben wird.

V. 843. sagt der Dichter von dem Kampfe des Jupiter mit dem Typhoeus:

καῦμα δ' ὑπ' ἀμφοτέρων κάτεχεν ἰοειδέα πόντον
βροντῆς τε στεροπῆς τε, πυρός τ' ἀπὸ τοῖο πελώρου,
πρηστήρων ἀνέμων τε κεραυνοῦ τε φλεγέθοντος.

Die Erklärung, die Hr. G. giebt, weil unter dem Olymp die Erde, tiefer aber als diese das Meer sey, so beziehe sich *ἀμφοτέρων* auf den Olymp und die Erde, welche

vorher genannt werden, nicht aber auf den Blitz des Ju-
226 piter und das Feuer des Typhoeus, ist viel zu künstlich und gesucht, als dass sie irgend einem Zuhörer des alten Sängers, noch viel weniger ihm selbst hätte einfallen können. Man kann daher den Schluss nicht zugeben, den Hr. Hr. G. macht; *Genuinus est igitur versus* **846.**; *nam genitivi* βροντῆς, στεροπῆς, πυρός, πρηστήρων ἀνέμων *pendent a* καῦμα *vocabulo, non ab* ὑπὸ *praepositione, itemque abesse debet* τε *particula post* πρηστήρων *cum A. H. Dind., quod* ἄνεμος *solus non potest* καῦμα *habere.* Vielmehr ist der letzte dieser Verse offenbar Variation einer andern Recension statt des zweiten Verses, und in der einen Recension bezog sich ἀμφοτέρων auf βροντῆς τε στεροπῆς τε und πυρὸς ἀπὸ τοῖο πελώρου, in der andern auf πρηστήρων τ' ἀνέμων τε und κεραυνοῦ φλεγέθοντος. Würde auch τ' nach πρηστήρων weggestrichen, so würde doch πρηστήρων nicht als Adjectiv von ἀνέμων zu nehmen seyn, weil dann das τε nach ἀνέμων nicht der epischen Rede gemäss gestellt wäre. Der Einwurf, dass der Wind allein keine Hitze gebe, hat kein Gewicht, wo er sich durch die von Vielen verkannte, und oft auf eine ganz unmögliche Weise gebrauchte, hier aber an der rechten Stelle sich findende Figur ἓν διὰ δυοῖν erledigt. Ihren Gebrauch hat Rec. zu Euripides Iph. Aul. 53. angedeutet.

V. 848. Was Hr. G. hier sagt: *nisi c. A. legendum est* τρέσσε δ' Ἅδης (*v. Voss. hymn. Cer.* **348.**) *de quo vehementer dubito*, wünschte man nicht gesagt. Unter vielen unmöglichen Dingen, die sich Voss aus Mangel an gründlicher Sprachkenntniss einbildete, ist auch dieses Ἅδης statt Ἀΐδης oder Ἅιδης, das von ἥδω abstammen soll. Dergleichen, was nie jemand sich hätte in den Sinn kommen lassen sollen, muss der Vergessenheit übergeben werden. Ganz unerhört aber ist vollends die Verkürzung der ersten Sylbe.

V. 852. ff. vermuthet Hr. G. aus dem Apollodor, dessen Worte I. 6, 3, 10.: Ζεὺς δὲ τὴν ἰδίαν ἀνακομισάμενος ἰσχὺν, dem Hesidiodischen Ζεὺς δ' ἐπεὶ

οὖν κόρθυνεν· ἐὸν μένος entsprechen sollen, es sey nach diesem Verse etwas ausgefallen. Aber Apollodor erzählt ja die Fabel ganz anders, und hat nicht aus dem Hesiodus geschöpft. Wenn etwas ausgefallen ist, so würde vielmehr vor diesem Verse eine Lücke anzunehmen seyn, indem er ganz abgerissen dasteht, und man die Genitive mit nichts in dem Vorhergehenden construiren kann. Aber wahrscheinlich ist seine rechte Stelle nach V. 844. in einer Recension, die weder V. 845, noch 846. hatte.

καῦμα δ' ὑπ' ἀμφοτέρων κάτεχεν ἰοειδέα πόντον
ἀσβέστου κελάδοιο καὶ αἰνῆς δηϊοτῆτος.

V. 856. Mit richtiger Divination hat Hr. G. Fragzeichen zu der von Thiersch in der Grammatik aus einer Pariser Handschrift und dem Münchner Scholiasten 227
angeführten Variante ἔπραε gesetzt. Die Handschrift ist die von Ruhnkenius verglichene, und diese hat ἔπρεε, eben so wie der Münchner Scholiast, dessen Worte sind: ἔπρεε, ἔκαιεν, ἀπὸ τοῦ πρέω, πρέθω, καὶ πρήθω. Zu erwähnen war, dass das herkömmliche ἔπρεσε auch im Etym. M. p. 687, 40. steht.

V. 862. hat Hr. G. interpungirt: *καὶ ἐτήκετο, κασσιτερὸς ὣς τέχνῃ, ὑπ' αἰζηῶν ὑπό τ' εὐτρήτου χοάνοιο θαλφθείς.* Er sagt: ***Sic distinxi, quum*** *ὑπό* ***αἰζηῶν et*** *ὑπ' εὐτρήτου χοάνοιο* ***sibi respondeant, igitur non potest admitti scriptura Dindorfii*** *τέχνῃ ὑπ' αἰζηῶν;* *τέχνῃ* ***pertinet ad*** *κασσίτερος ὡς τήκεται* ***(vs. 866.); quare item nolui cum eodem Dind. (et al. editt.)*** *κασσίτερος ὣς* ***scribere, quod recte haberet, si praecederet*** *τήκεται*, ***non sequeretur. Male tamen me habet proclitica ista in fine versus heroici.*** Hr. Dindorf hatte ganz Recht. Denn da die *αἰζηοὶ* und *χόανος* ganz verschiedenartige Dinge sind, und die erstern mittelbar, der *χόανος* unmittelbar das Schmelzen bewirken: so wird ja mit Recht nach dieser verschiedenen Rücksicht auch *ὑπὸ* verschieden construirt, und steht eben so richtig hier mit dem Dativ

τέχνῃ ὑπ᾽ αἰζηῶν, wie gleich darauf *τήκεται ἐν χθονὶ δίῃ ὑφ᾽ Ἡφαίστου παλάμῃσιν*. Uebrigens ist die Rede in dieser Stelle schleppend durch unnütze Wiederholung, erhält aber sogleich ihre rechte Gestalt, wenn man V. 865, 866. als Lesart einer andern Recension statt V. 863. 864. abtrennt.

V. 868. Hr. G. sagt hier: *Dind. scripsit ῥῖψε certe contra regulas ab Herodiano datas. V. annot. meas ad Theod. p.* 238. Das möchte noch sehr zu bezweifeln seyn: und wenn es auch Herodian gesagt hätte, wäre darum noch nicht wahr, was aller Analogie entgegen ist. Hr. G. ist indessen dem Herodian so treu gefolgt, dass er auch im Schilde des Herkules V. 32. das herkömmliche ἶξε in ἷξε verwandelte.

V. 875. Die Vermuthung, dass der Schol. Townl. zu Iliad. V. 526. ἄλλοτε δ᾽ ἄλλῃ ἄεισι gelesen habe, konnte Hr. G, aus dem von ihm selbst angeführten Etym. M. p. 22, 12. bestätigen, wo sich diese Lesart findet. Indessen könnte wohl auch ἄλλοι, was bei dem Scholiasten steht, richtig seyn, dafern in einer andern Recension οἱ δ᾽ ἄλλοι μὰψ αὖραι, sich auf ἄνεμοι bezogen, und so durchaus in den folgenden Versen die männlichen Formen standen.

V. 885. Wenn in den Worten ὁ δὲ τοῖσιν εὖ διεδάσσατο τιμὰς kein Fehler ist, so scheint die Prosodie mit der Aeolischen Aussprache ζαεδάσσατο, wie ζαελεξάμαν bei der Sappho, gerechtfertigt werden zu müssen.

228 V. 900. Dass Hr. G. diesen Vers nicht eingeklammert hat, ist zu loben: aber er hätte nicht ὡς δή οἱ φράσσαιτο stehen lassen sollen, da φράζεσθαι nicht s a g e n bedeutet, sondern er musste die Lesart bei dem Galen, die er nicht einmal erwähnt hat, aufnehmen, ὥς οἱ συμφράσσαιτο.

V. 927. Die vom Galen angeführten Verse, welche Hr. G. hier, zum Theil nach den Emendationen von Ruhnkenius, anführt, sind noch nicht rein. Es ist zu lesen: ἔνθα θεὰ παρέδεκτο· (nämlich τὰ δίκαια) ὅθεν

παλάμαις περὶ πάντων ἀθανάτων ἑκέκαστο Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντας.

V. 937. Die Lesart des Turiner Codex *Κάδμος ὑπέρθηβος* statt *ὑπέρθυμος* veranlasste Hrn. G. zu der Vermuthung, *αἱ ἄνω* (*ὑπὲρ*) *Θῆβαι* sey das thessalische, *αἱ κάτω* das böotische Theben, und *ὑπέρθηβος* heisse Kadmus als aus Thessalien stammend. *Nisi*, setzt er hinzu, *explicanda esse videntur ex verbis Pausaniae XI.* (soll *IX.* heissen) 5. Diese Worte sind folgende: *Κάδμος δὲ τὴν πόλιν τὴν καλουμένην ἔτι καὶ ἐς ἡμᾶς Καδμείαν ᾤκισεν. αὐξηθείσης δὲ ὕστερον τῆς πόλεως, οὕτω τὴν Καδμείαν ἀκρόπολιν συνέβη τῶν κάτω γενέσθαι Θηβῶν.* Doch *ὑπέρθηβος* ist nichts als ein Schreibfehler.

V. 954. wird Heyne mit Unrecht getadelt, dass er in den Worten vom Herkules, *ὃς μέγα ἔργον ἐν ἀθανάτοισιν ἀνύσσας ναίει*, das *ἐν ἀθανάτοισι* mit *ναίει* verband. Was Hr. G. sagt, ***potius opera Herculis tam magnifica erant, ut vel di admirarentur***, macht die Rede ganz unepisch und gekünstelt. Und was sollte *ναίει*, wenn nicht dazu gesetzt wäre, wo er wohne?

V. 963. schliesst der Dichter seine Erzählung von dem Ursprung der Götter mit den seltsamen Versen:

ὑμεῖς μὲν νῦν χαίρετ', Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες,
νῆσοί τ' ἤπειροί τε καὶ ἁλμυρὸς ἔνδοθι πόντος.

Hr. G. vermuthet, dass entweder zwischen diesen beiden Versen ein Vers, wie etwa *οἷς ὕπο πάντ' ἐπὶ γῆς βεβλήαται ἠδ' ὑπὸ γαίης*, ausgefallen, oder es geheissen habe *οἷσιν ὕπ' ἤπειρός τε* u. s. w. Weder dieses, noch das andere (wenigstens würde der ausgefallene Vers gewiss nicht so gelautet haben) ist wahrscheinlich: sondern der zweite dieser Verse hatte wohl seine rechte Stelle nach V. 843.:

ὑπεστενάχιζε δὲ γαῖα,
νῆσοί τ' ἤπειροί τε καὶ ἁλμυρὸς ἔνδοθι πόντος.

Dass diese Verse, die aus andern Recensionen sind,

mehrmals an ganz falschen Stellen stehen, kommt unstreitig daher, dass mehrere derselben erst später nachgetragen, und mit einem Zeichen am Rande beigeschrieben wurden. Diese Zeichen sind in den Handschriften
229 oft mit so schwachen Linien und Punkten geschrieben, dass man sie kaum erkennen kann. Daher denn die Abschreiber solche Verse nach ihrem Gutdünken oft sehr am unrechten Orte einsetzten.

V. 970. Die Vermuthung, dass bei den alten Epikern die Form Ἰάσιος nicht in Gebrauch gewesen, und daher Ἰασίῳ eine Contraction aus Ἰασίωνι sey, kann um so weniger zugegeben werden, da die Dichter aller Zeiten, und besonders die alten Epiker, bekanntlich die Endungen der Namen nach Belieben und wie es der Vers verlangte, gestalteten.

V. 972. heisst es vom Plutus:

> ὅς εἶσ᾽ ἐπὶ γῆν τε καὶ εὐρέα νῶτα θαλάσσης
> πᾶσαν· τῷ δὲ τυχόντι καὶ οὗ κ᾽ ἐς χεῖρας ἵκηται,
> τόνδ᾽ ἀφνειὸν ἔθηκε, πολύν τέ οἱ ὤπασεν ὄλβον.

Hr. G. macht hier auf das nachlässig an die unrechte Stelle gesetzte πᾶσαν und die Anakoluthie in τῷ δὲ τυχόντι—τόνδ᾽ aufmerksam, und meint, V. 973, 974. sey späterer Zusatz. Dem ist nicht so. Πᾶσαν lässt sich gar nicht vertheidigen. Der Dichter schrieb πᾶσιν, wie eben die Anakoluthie, die in diesem πᾶσιν ihren Grund hat, und der Sinn der Stelle zeigt: „für alle Menschen; für den aber, der seiner habhaft wird, den beglückt er.“ Uebrigens sollte τὸν δ᾽ geschrieben seyn. S. oben zu Vers 605.

V. 982. S. oben zu V. 196.

V. 1013. Hier befindet sich eine bemerkenswerthe Note, in der Hr. G. wahrscheinlich zu machen sucht, dass Laur. Lydus de mens. I. 4. Γραικόν τ᾽ ἠδὲ Λατῖνον gelesen habe. Indessen ist nicht glaublich, was

er aufstellt, dass dieser Schriftsteller, indem er von jenen beiden Brüdern spricht, geschrieben haben sollte: *ὥς φησιν Ἡσίοδος, Γραικόν τ᾽ ἠδὲ Λατῖνον*, ein Scholiast aber habe an den Rand geschrieben: *ἐν καταλόγοις· κούρη δ᾽ ἐν μεγάροισιν ἀγαυοῦ Δευκαλίωνος Πανδώρη Διῒ πατρὶ, θεῶν σημάντορι πάντων, μιχθεῖσ᾽ ἐν φιλότητι τέκε Γραῖκον μενεχάρμην*. Viel glaublicher ist es, dass Johannes Lydus die Verse aus dem Kataloge anführte, ein Scholiast aber *Ἄγριον ἠδὲ Λατῖνον*, was im Texte nach *Καταλόγοις* steht, aus der Theogonie, als eine abweichende Nachricht, am Rande anmerkte. In der Theogonie ist *Ἄγριον ἠδὲ Λατῖνον*, ausser dem Eustathius, auch noch durch den Scholiasten des Apollonius zu III. 280. gesichert.

Es folgt der Schild des Herkules, dessen erste 56 Verse bekanntlich aus den Eöen sind. Hier behauptet Hr. G. zu V. 2., es müsse *Ἀμφιτρύων, Ἀμφιτρύωνος, Ἠλεκτρύων, Ἠλεκτρύωνος*, hingegen *Ἀμφιτρυών, Ἀμφιτρυόνος, Ἠλεκτρυών, Ἠλεκτρυόνος* accentuirt werden. Einen Grund giebt er nicht an. Wenn aber, was man doch auf jeden Fall annehmen muss, die Pros- 230
odie in einem oder dem andern Falle erst von den Dichtern nach dem Accente bestimmt worden ist: so war entweder *Ἀμφιτρύων, Ἀμφιτρύωνος* die ursprüngliche Form, und folglich wurde der Genitiv wegen des vorhergehenden Accentes, wenn es das Metrum verlangte, verkürzt, wie in *Κρονίονος*, wesshalb *Ἀμφιτρύονος* zu schreiben ist: oder wollte jemand *Ἀμφιτρυὼν* für die ursprüngliche Form nehmen, so wäre *Ἀμφιτρυόνος* auch wieder des Accents wegen verlängert, und es müsste *Ἀμφιτρυῶνος* geschrieben werden. Folglich verhält sich die Sache gerade umgekehrt, als Hr. G. angiebt.

V. 7. hätte bemerkt werden können, dass Eustathius, der S. 1363, 55. *βλεφάρων ἀπὸ κυανεάων*, und S. 1257, 54. *ἀποκρῆθεν βλεφάρων* anführt, das *τ᾽* nicht gekannt zu haben scheine.

V. 12. hat Hr. G. χωσάμενος πέρι βουσὶ geschrieben, statt περὶ βουσί, weil Amphitryon nicht auf den Elektryon, sondern auf eine weggelaufene Kuh erzürnt, diesen aus Versehen getödtet habe. Aber πέρι ist matt, und περὶ βουσὶ erfordert auf keine Weise, dass man denke, der Zorn habe dem Elektryon gegolten, da es ja V. 82., den Hr. G. selbst vergleicht, heisst κτείνας Ἠλεκτρύωνα βοῶν ἕνεκ' εὐρυμετώπων, was doch eben so viel ist als περὶ βουσί.

V. 54. ist es befremdlich, dass Hr. G., der sonst viel auf die alten Techniker giebt, die von dem Rec. bei Schäfer zu Gregor. Cor. p. 879. für Ἰφικλῆ angeführten Zeugnisse nicht beachtend, Ἰφικλέα gegeben hat. S. oben zu Theog. V. 196.

V. 75. ist nichts über κείνων angemerkt. Aber die Sache selbst und V. 77. zeigen, dass nur Herkules allein gemeint seyn kann. Daher ist κείνῳ zu schreiben, was der Wittenberger Codex bestätiget, der κείνω hat.

V. 79—94. *Haec alius esse auctoris recte suspicatur Thiersch. de Hes. p.* 28. Aber diese Vermuthung hat gar keinen Grund, und die Rede des Herkules bedarf dieser Verse, um dem Gedichte von dem Kampfe eine schickliche Einleitung zu geben. Hr. G. hätte daher vielmehr widersprechen sollen: was er mit eben dem Rechte gethan haben würde, mit dem er sich gegen Thiersch zu V. 95. erklärt, der eine arge Wiederholung in σὺ θᾶσσον ἔχ' ἡνία und ἰθὺς ἔχειν θοὸν ἅρμα findend, V. 95, 96. auswerfen wollte. Mit Grund erinnert H. G., dass das gar keine Wiederholung ist: aber wie kam es, dass er eben so wenig als Thiersch bemerkte, V. 96 bis 101. gehören nicht hierher? Denn wie kann Herkules befehlen, die Zügel zu ergreifen, und gerade auf den Cycnus zuzulenken, da ihn Iolaus doch nicht fahren konnte, indem er noch nicht einmal die Waffen
231 angelegt hatte? Werden diese Verse herausgenommen, so erweist sich nun vollends ganz klar, dass V. 79—94 ächt sind. Denn auf diese passt ganz die Antwort

des Iolaus. Woher aber sind nun jene Verse? Unstreitig wohl aus einer andern Gestaltung der Erzählung, in der die Waffen des Herkules gar nicht beschrieben waren, sondern bloss der Kampf geschildert wurde. Setzt man sie nach V. 77., und fügt ihnen dann V. 338. ff. an, die dann etwa so geklungen haben möchten:

ὣς εἰπὼν ἐς δίφρον ἔβη Διὸς ἄλκιμος υἱὸς
ἐσσυμένως· τότε δή ῥα διόγνητος Ἰόλαος
σμερδαλέως ἵπποισιν ἐκέκλετο,

u. s. w., so hat man wohl ungefähr die vielleicht älteste Erzählung, die noch nicht durch Hinzufügung anderes Schmuckes verlängert war.

V. 101. kann Rec. nicht beistimmen, dass ἄαται die Bedeutung des Futurums habe in den Worten: ἦ μὴν καὶ κρατερός περ ἐὼν ἄαται πολέμοιο. Sie gehen nicht auf den Cycnus unmittelbar, sondern sind ein Gemeinspruch: „auch ein noch so Tapferer wird des Kampfes satt.“

V. 110. Hier hätte die andere Lesart: ἐπεὶ οὔτοι ἀτάρβητον Διὸς υἱὸν οὐδ' Ἰφικλείδην δειδίξεται, unstreitig den Vorzug vor οὔτι verdient.

V. 113. nimmt Hr. G. in den Worten οἳ δή σφι σχεδὸν εἰσι, weil statt ἴασι weder εἶσι noch ἴσι gesagt werden könne, seine Zuflucht zu dem Pindarischen Schema, das er auch V. 245., wovon dort die Rede seyn wird, anwendet. Dieses Schema war passend in der Theogonie V. 321., wo er es nicht anerkennen wollte. Hier aber hat es auf keinen Fall Statt. Die Trincavellische Ausgabe hat εἰσὶ, woran nichts auszusetzen ist: warum sollte man also das nicht vorziehen, zumal da die beiden Streiter noch gar nicht so weit sind, auf den Cycnus loszugehen, sondern Herkules erst nach diesem Gespräche die Waffen Stück vor Stück anlegt?

V. 131. Hier kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Interpunction nach ἀστῆρες beizubehalten sey, in welchem Falle das Folgende, weil es zur Erklärung des Vorhergehenden dient, richtig ohne Copula angehängt ist;

oder ob *πολλοὶ δ' ἔντοσθεν ὀϊστοὶ* ohne Interpunction mit *εἶχον* und *μῦρον* zusammenhänge.

V. 139. Dass die Beschreibung des Schildes durch Zusätze und Variationen späterer Dichter entstellt ist, liegt am Tage. Gänzlich aber muss Rec. Hrn. G. widersprechen, wenn er dem alten Dichter mit Weglassung von V. 141—317. die Verse 139, 140, 318. beilegt:

232 *χερσί γε μὲν σάκος εἷλε παναίολον, οὐδέ τις αὐτὸ*
οὔτ' ἔῤῥηξε βαλὼν οὔτ' ἔθλασε, θαῦμα ἰδέσθαι,
θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ βαρυκτύπῳ·

u. s. w. Der dazu angeführte Beleg aus Pindar Pyth. I. 47.: *τέρας μὲν θαυμάσιόν τε ἰδέσθαι, θαῦμα δὲ παριόντων ἀκοῦσαι,* passt gar nicht. *Τε* in diesen Worten ist wohl ein Druckfehler statt *τι*: denn so liest Hr. Böckh aus einer in aller Rücksicht verunglückten Conjectur. Die alte richtige Lesart ist: *τέρας μὲν θαυμάσιον προσιδέσθαι, θαῦμα δὲ καὶ παριόντων ἀκοῦσαι.* Aber eben diese Stelle hätte Hrn. G. von der Verbindung *θαῦμα ἰδέσθαι, θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ* abhalten sollen, die nicht nur logisch unrichtig ist, sondern auch, wenn sie diesen Fehler nicht hätte, und es z. B. hiesse: *θαῦμα βροτοῖσιν, θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνί,* doch in epischer Rede auf keine Weise stehen könnte, wenn nicht *θαῦμα δ' ἰδεῖν,* was aber auch der alten epischen Sprache nicht recht zusagt, stände. Wollte Hr. G. die ausführliche Beschreibung des Schildes auswerfen, und die Erzählung mit *θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ* V. 318. fortgehen lassen, so musste er vor diesen Worten V. 139—142. als alt und ächt anerkennen. Denn irgend etwas musste doch von dem Schilde gerühmt seyn, wenn der Zusatz *θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ* nicht unbegreiflich erscheinen sollte. Um so befremdlicher ist, was er zu V. 318. sagt: *Illud θαῦμα ἰδεῖν certissimum indicium est, nunc pergere canendo antiquiorem poetam, qui v. 140. desierat filum, quod a recentiori aliquo susceptum est.* Fand Hr. G. jene Worte an der Stelle, wo sie stehen, unpassend, so hätte er ihnen

einen andern Platz, als den nach V. 140., anweisen sollen, wo sie in der That noch weit unpassender sind. Dass diess aber sehr wohl geschehen konnte, wird sich zu seiner Zeit zeigen. Denn von der Beschreibung des Schildes soll nachher gesprochen werden, wenn das Einzelne durchgegangen ist.

V. 144. hätte Hr. G. aus den gedruckten Scholien des Tzetzes auf die Variante δ᾽ ἀδάμαντος statt δὲ δράκοντος schliessen können. Der Münchner Tzetzes giebt ausdrücklich noch γρ. ἐν μέσσω δ᾽ ἀδάμαντος.

V. 155. hätte wohl die andere Lesart, φόνος, vorgezogen werden sollen, insbesondere auch wegen der Parallelstelle Odyss. XI. 611.: ὑσμῖναί τε μάχαι τε φόνος τ᾽ ἀνδροκτασίαι τε.

V. 160. καναχῇσί τε βεβριθυῖα. Hier sagt Hr. G.: *καναχαὶ sunt sonitus spoliorum quorum pondere gravis incedit.* Das ist eine viel zu gekünstelte Erklärung. Wem sollte nicht sogleich auf den ersten Anblick der Stelle einfallen, dass βεβρυχυῖα zu schreiben sey? Und so las Tzetzes, dessen Scholion in dem Münchner Codex so lautet: καναχῇσι. γόοις. κραυγαῖς διὰ τῶν κραυγῶν βρυχομένη.

V. 167. war κυάνεοι κατὰ νῶτα aufzunehmen, 233
nämlich δράκοντες, was mit veränderter Construction aus δράκουσιν zu verstehen ist. Dieselbe Construction findet sich auch V. 183., wo Hr. G. nicht richtig ἦσαν supplirt.

V. 168. Hier sagt Hr. G. von χλούνων: *Contractum esse videtur ex χελούνης, ut a χελὼν derivetur, quod apprime accommodatum apro est.* Das ist sehr räthselhaft, und Hr. G. hätte hinzufügen sollen, was ihm χελὼν bedeute, das einem Eber angemessen sey.

V. 173. Hier begnügt sich Hr. G., wegen ἀπουράμενοι auf Buttmanns Lexilogus I. p. 76. zu verweisen, der wie Andere, das Wort in passiver Bedeutung nimmt. Zu dieser Abnormität ist keine Nöthigung vorhanden, wenn man richtig interpungirt: ἤδη γάρ σφιν

ἔκειτο μέγας λῖς, ἀμφὶ δὲ κάπροι δοιοί, ἀπουράμενοι ψυχάς. Denn das Participium geht auch auf den Löwen: ein Löwe und zwei Eber lagen da, die einander das Leben geraubt hatten.

V. 199. *ἔγχος ἔχουσ' ἐν χερσὶ χρυσειήν τε τρυφάλειαν.* In diesem, von Hrn. G. selbst für ganz unrhythmisch anerkannten Verse sollte ohne alle Bedenklichkeit mit Hrn. Dindorf die Emendation des Rec., die lange vorher schon Bentley gemacht hatte, aufgenommen seyn, *ἔγχος ἔχουσ' ἐν χερσὶν ἰδὲ χρυσέην τρυφάλειαν.* Dergleichen Dinge sind *a priori* evident.

V. 203. Die alles Zusammenhanges entbehrende Rede: *θεῶν δ' ἕδος ἁγνὸς Ὄλυμπος· ἐν δ' ἀγορῇ, πέρι δ' ὄλβος ἀπείριτος ἐστεφάνωτο*, welche auf etwas ganz anderes hätte führen sollen, sucht Hr. G. durch folgende Vermuthung zu verbessern: *θεῶν δ' ἕδος ἁγνὸς Ὄλυμπος ἦν ἀγορῇ*, i. e. *ἁγνὸς Ὄλυμπος, τὸ θεῶν ἕδος, ἦν ἡ ἀγορή* (*locus quo convenerant*). So konnte kein alter Dichter reden. Vielmehr muss es sogleich in die Augen fallen, dass die Worte *ἐν δ' ἀγορῇ* einen Markt, auf dem alles Prächtige feil gehalten wird, bezeichnen, und folglich der Vers an der unrechten Stelle steht.

V. 212. ist *ἐθοίνων* beibehalten, ohne etwas anderes, als die von Hrn. Dindorf aufgenommene Lesart der meisten Handschriften *ἐφοίτων* zu erwähnen. Wo aber kommt sonst noch *θοινᾶν* statt *θοινᾶσθαι* vor? Auch der Sinn verlangt *ἐφοίτων*. Denn *ἔλλοπας ἰχθῦς* ist von *ἀναφυσιόωντες*, was „aufscheuchend" bedeutet, abhängig. Die Beschreibung der Sache findet man bei Oppian Halieut. V. 427—447.

V. 217. Weil es von der Figur des Perseus heisst, dass er ausser dem Schilde gewesen, *οὔτ' ἄρ' ἐπιψαύων σάκεος ποσὶν οὔθ' ἑκὰς αὐτοῦ, ἐπεὶ οὐδαμῇ ἐστήρικτο*, will Hr. G. das ganze Stück von V. 141 —317. einem alexandrinischen Dichter beilegen. Das
234 möchte doch zu rasch geschlossen seyn, da schon Aeschylus diese Art von Zierrath auf dem Schilde des Par-

thenopäus kennt, *Sept. ad Theb.* 547.: *Σφίγγ' ὠμόσιτον, προςμεμηχανημένην γόμφοις, λαμπρὸν ἔκκρουστον δέμας· φέρει δ' ὑφ' αὐτῇ φῶτα Καδμείων ἕνα.* Diesem nachgebildet ist ein Pferdekopf auf dem Schilde des Rhesus in der gleichnamigen Tragödie V. 306. Die Figur des fliegenden Perseus war mittelst eines Zapfens an dem Schilde befestiget, so dass sie frei vor demselben zu schweben schien.

V. 221. *ὤμοισιν δέ μιν ἀμφὶ μελάνδετον ἄορ ἔκειτο.* Hier vermuthet Hr. G. *δέ οἱ ἀμφί.* Vielmehr ist *ὤμοισιν δ' ὃ μὲν ἀμφὶ* zu lesen, nämlich Perseus. *Περίκειμαι ξίφος* wird bekanntlich gesagt, wie *περιβέβλημαι.*

V. 222. Gegründet ist die Einwendung, die Hr. G. gegen des Rec. von Hrn. Dindorf aufgenommene Conjectur *ὃ δ' ἔπτατο ὥςτε νόημα* macht, dass hier nicht der Aorist stehen kann. Er hätte aber nicht das unrhythmische *ὃ δ' ὥςτε νόημα ποτᾶτο* beibehalten, sondern mit Hrn. Heinrich *νόημ' ἐποτᾶτο* schreiben sollen. Der Wittenberger Codex hat nicht, wie Rec. angegeben hatte, *ἔπτατο,* sondern, wie der Pfälzer, *νόημ' ἐπτᾶτο.*

V. 224. Nicht billigen kann man es, dass Hr. G., seinem Hange zum Etymologisiren nachgebend, eine von Niemand im Alterthume bestimmt anerkannte Form *κίβυσις* aus der Stephanischen und Commelinischen, höchst fehlerhaft gedruckten Ausgabe (einige andere alte Ausgaben haben *κύβισις,* andere *κίβησις,* die Codices und mehrere Schriftsteller und Grammatiker, die die Stelle citiren, *κίβισις*) in den Text gesetzt hat, weil seiner Meinung nach dieses Wort so viel als *κισσύβιον* ist, was zu beweisen ihm das bei Suidas in den alten Ausgaben ohne Erklärung vor *κίσσιρις* stehende *κίσσιβις* dienen muss.

V. 239. Da die meisten Bücher *ὑπὸ* (nicht *ἀπὸ*) *σφετέρης πόλιος σφετέρων τε τοκήων λοιγὸν ἀμύνοντες* haben, so hätte das richtige *ὑπὲρ* aus dem Cod. Harl. hergestellt werden sollen.

V. 243. bezieht sich Hr. G. bei *χάλκεον ὀξὺ βόων,*

das er vertheidigt, auf die Conjectur des Rec., hat aber vergessen, sie dem Leser mitzutheilen. Sie ist ἐϋδμήτων ἐπὶ πύργων, χαλκέων, ὀξὺ βόων. So wird oft in dieser Beschreibung das Metall, aus dem die Sache gebildet war, angegeben. S. V. 183, 188, 192, 208, 212, 213, 220, 222, 225, 226, 271, 295, 297, 298, 313. Wenn Hr. G., um zu zeigen, dass ὀξὺ βόων für ein einziges Wort gelte, sich auf V. 445. δεινὰ δ' ὑπόδρα ἰδοῦσα beruft, so möchte dieser wohl für verdorben zu achtende Vers wenig Beweiskraft haben.

V. 245. Hier giebt Hr. G. wiederum das Pindarische oder Böotische Schema, dessen sich Hesiodus an-
235 geblich, was jedoch völlig ungegründet ist, öfter bedient haben soll, ἄνδρες δ' οἳ πρεσβῆες ἔσαν, γήρᾳ τ' ἐμέμαρπτο, wo wenigstens γήραι geschrieben seyn sollte: s. des Rec. Note zu Sophokles Electr. 1397. Die gewöhnliche Lesart ist γῆράς τε μέμαρπον. Einige Handschriften und alte Ausgaben geben γῆρας τ' ἐμέμαρπτον, was auch in einem Pariser Codex, der γήρᾳ τε μέμαρται hat, am Rande mit γρ. beigeschrieben ist. Der Wittenberger Codex hat γῆράς τε μέμαρπτον. Tzetzes in dem Münchner Codex: γῆρας τ' ἐμέμαρπτον· τὸ γῆρας κατέλαβον. γρ. γήρᾳ τε μέμαρται. ἤγουν μεμάρανται ὑπὸ τοῦ γήρως. Das ist nun freilich eine einfältige Erklärung: indessen lassen sich doch aus diesen Varianten zwei richtige Lesarten, vielleicht verschiedener Recensionen, herausfinden, beide nach einer sehr gewöhnlichen Art zu reden mit einem andern Casus des Pronomens, als der vorausgegangene war, construirt: die eine γῆράς τε μέμαρτο, d. i. οἷς τε γῆρας εἵμαρτο·; die andere γῆράς τ' ἐμέμαρπεν, d. i. οὓς τε γῆρας ἐμέμαρπεν, was ein vom Perfectum gemachtes Imperfect ist, wie ἐπέφυκον.

V. 254. In den Worten: ὃν δὲ πρῶτον μεμάποιεν, ἀμφὶ μὲν αὐτῷ βάλλ' ὄνυχας μεγάλους, ist ebenfalls nicht an ein böotisches Schema zu denken, sondern es ist klar, dass mit veränderter Darstellung eine von den Keren gemeint ist. In den folgenden Worten,

ψυχὴ δ' Ἀΐδόςδε κατεῖεν, bemüht sich Hr. G. wohl vergeblich, diese Form zu rechtfertigen. Der Wittenberger Codex hat *ψυχὴν δ' ἄϊδι κατεῖεν*. Auch einige alte Ausgaben geben *ψυχὴν*, was Hr. G. unbemerkt gelassen hat. Daraus ergiebt sich wohl, dass das Wahre ist: *ψυχὴν δ' Ἀΐδόςδε καθίει*.

V. 258. scheint Hr. G. nicht an dem Mangel einer Copula angestossen zu seyn.

V. 259. Die Vulgata ist *ἀλλὰ καὶ ἔμπης τῶν γε μὲν ἀλλάων προφερής τ' ἦν*. Hr. G. hat die Lesart der meisten Bücher *ἀλλ' ἄρα ἥγε* aufgenommen: allein damit ist der Stelle noch nicht geholfen, wenn nicht bewiesen wird, dass *ἀλλὰ* und das fast gleichbedeutende *γε μὲν* in einem und demselben Satze verbunden werden können. Das aber geht nicht an. Daher findet man *γε μὲν* nicht mit *ἀλλὰ* verbunden, sondern allein stehend, wie in diesem Gedichte V. 139, 171, 209, 282, 283, 288, 299, 300. Folglich wird Hr. Dindorf mit Unrecht getadelt, dass er *τῶν μέν τ'* was des Rec. Conjectur ist, aufgenommen hat. Aber der Wittenberger Codex hat *ἀλλ' ἄρα ἥγε ἡ μὲν ἀλλάων, προφερής τ' ἦν*, was Hr. G., dem diese Lesart bekannt seyn musste, nur zum Theil erwähnt. Der Cod. Med. und Harl. geben *ἥδε* statt *ἥγε*: und so ist wohl die wahre Lesart, wofür ein Corrector *ἀλλὰ καὶ ἔμπης* setzte, diese gewesen: *ἀλλ' ἄρα τῶν γε ἥδε μὲν ἀλλάων προφερής* 236
τ' ἦν. Der Positivus *προφερής* ist im Stephanischen Thesaurus noch aus Plato Euthyd. p. 1. B. und Aeschines c. Timarch. §. 49. beigebracht.

V. 261. geht *πᾶσαι δ'*, wie Hr. G. meint, nicht auf die zunächst vorher genannten Parzen, sondern auf die vor ihnen erwähnten Keren. Ein Zurückkehren zu der Person, von der vorher die Rede war, ist nicht ungewöhnlich: aber wenn gerade *πᾶσαι* gesagt wird, kann niemand errathen, dass die Parzen nicht mit gemeint seyen. Mithin kann entweder diese Auslegung nicht stattfinden, oder der Fehler muss auf andere Weise beseitigt werden.

V. 263. Dass zwischen diesem und dem folgenden Verse der von Ruhnkenius verglichene Pariser Codex den Vers *κείμενον ἢ πίπτοντα νεώτατον, ἀμφὶ μὲν αὐτῷ* einschiebt, was auch der Wittenberger thut, ist unbemerkt geblieben.

V. 266. Dass aus dem Cod. Harl. *γουνοπαγῆς* zu schreiben sey, hat Maltby zu Morelli Thesaur. p. 212. angemerkt, *γυιοπαγῆς* vergleichend. Auch der Mediceische und der von Ruhnkenius verglichene Pariser Codex haben *γουνοπαγῆς*. Das im Texte stehen gebliebene *γουνοπαχῆς* ist der Analogie entgegen.

V. 268. Auch hier muss *ἄπλητον* in *ἄπλητον* verwandelt werden. *Ἄπληστον σεσαρυῖα*, wie gleich darauf *πολλὴ κόνις*. *Ἄπλητον σεσαρυῖα* würde schon an sich ganz unpassend gesagt seyn.

V. 276. hätte *δμωῶν* statt *δμώων* nach Guyetus Emendation aufgenommen, oder *δμωέων* geschrieben werden sollen, wie das folgende *ταὶ δὲ* zeigt. Der Wittenberger Codex hat *χερσὶν ἀνιδμωῶν*.

V. 277. *τοῖσιν δὲ χοροὶ παίζοντες ἕποντο.* Hr. G. sagt: *τοῖσιν pertinet ad δμῶας, sed est neutrius generis: hinc sequuntur etc., ut in Homerico τοῖς.* Wo steht dieses Homerische *τοῖς?* und überhaupt, wo hat je Homer oder irgend ein anderer Schriftsteller so geredet?

V. 279. ist es höchst befremdend, dass Hr. G. zu *ἁπαλῶν στομάτων* sagt: *Sunt arte facta ora.* Und wie soll ein Epiker *ἀοιδὴ* von der Pfeife gebraucht haben? wie *αὐδὴ ἐκ στομάτων ὑπὸ συρίγγων* den Ton der Pfeife bedeuten können? Die Verse lauten so:

τοὶ μὲν ὑπὸ λιγυρῶν συρίγγων ἵεσαν αὐδὴν
ἐξ ἁπαλῶν στομάτων, περὶ δέ σφισιν ἄγνυτο ἠχώ.
αἵ δ' ὑπὸ φορμίγγων ἄναγον χορὸν ἱμερόεντα.

Was kann klarer vor Augen liegen, als dass ein Abschreiber aus Versehen die Sache umgekehrt, und *τοὶ μὲν* statt *ταὶ μὲν*, *αἱ δὲ* aber statt *οἳ δὲ* gesetzt hat. Die

Frauen sangen mit ihren feinen Kehlen zur Syrinx, die Männer zur Phorminx.

V. 289. schwankt die Lesart zwischen *κορυνιόεν-* 237
τα, κορωνιόεντα, κορυνιόωντα, κορωνόεντα, κορωνιόωντα. Nun liesse sich hiervon *κορυνιόεντα* und *κορωνιόωντα,* das auch der Wittenberger Codex hat, und ausserdem noch *κορυνήεντα* vertheidigen. Passend ist jede dieser Formen. Daher ist nicht abzusehen, warum sie Hrn. G. sämmtlich missfallen, und er eine neue, *κορυνώεντα,* für die wahre hält, die noch dazu der Analogie entgegen ist, und durch die angeführten *ὠτώεντα* und *κητώεντα* nicht gerechtfertigt werden kann.

V. 303. So auffallend auch das *καὶ καρχαρόδοντε κύνε πρό* ist, sowohl wegen der Stellung des *πρό,* als wegen des ausgelassenen *δύω,* scheint es doch nicht geändert werden zu dürfen. Was Hr. G. meint, dass, wer Anstoss nehme, *πρὸ δύω κύνε καρχαρόδοντε* aus dem Homer corrigiren könne, kann nicht zugegeben werden, indem die Sprache nothwendig noch ein *δὲ* verlangt. Die Andeutung des Rec., dass der Vers aus dem Homer corrigirt werden könne, hat Hr. G. missverstanden. Rec. meinte folgendes: *θηρευταί, πρὸ δὲ τῶνδε δύω κύνε καρχαρόδοντε.*

V. 310. ist die Vulgata: *οἱ μὲν ἄρ' ἀΐδιον εἶχον πόνον.* Die Handschriften haben *ἔχον.* Rec. hatte bemerkt, dass eine Sylbe fehle. Hr. G. meint, vielleicht sey *κατέχον* zu lesen. Aber das würde eine ganz ungewöhnliche Redensart seyn. Der Vers ist durch ein Glossem verdorben: denn *ἀΐδιος* ist kein Wort der alten Epiker. Der Dichter schrieb: *οἱ μὲν ἄρ' ἔμπεδον αἰὲν ἔχον πόνον.*

V. 316. hat sich Hr. G. versehen, wenn er sagt: *ἤπυον media brevi hic usurpatum fugit Passovii aciem.* Passow sagt im Gegentheil, *υ* sey immer kurz, ausser im Präsens einmal bei Moschus.

V. 318. Wenn Hr. G. von den Worten *θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ* sagt: *Iuppiter non solum illos pisciculos admiraturus erat:* so thut er dem Unrecht, der

die Verse so ordnete. Denn dieser wollte jene Worte nicht auf die Fische, die nur beiläufig erwähnt sind, sondern auf den Ocean mit den Schwänen bezogen haben.

Wir können nun zu der Beschreibung des Schildes zurückkehren. Wenn irgend etwas gewiss ist, so ist es, dass diese Beschreibung nicht von einem einzigen Dichter herrührt, sondern von mehreren variirt worden ist, deren Veränderungen und Zusätze in unsern Text eingeschoben sind. Das zeigt nicht sowohl die übergrosse Menge der Gegenstände, die auf dem Schilde dargestellt seyn sollen; denn das könnte man mit einer üppigen Phantasie und mit dem Bestreben, die Homerische Schildbeschreibung zu übertreffen, entschuldigen: sondern es zeigen es unwidersprechlich erstens die Unordnung in der
238 Aufzählung dieser Gegenstände; sodann die Wiederholungen derselben Sachen, bald auf gleiche, bald auf verschiedene Weise ausgemalt; ferner die Widerkehr ganzer Verse, wie 150 = 163. 282. 283 = 299, oder wiederholte Stücke von Versen, wie 147 = 236. 195 = 324. 277 = 284. 295 = 298 = 300, endlich vornehmlich auch die Ungereimtheit und Undenkbarkeit mancher Bilder, wenn alles von einem Dichter so zusammengefügt wäre. In der Mitte ein Drache; sodann Zank, Verfolgung, Flucht, Getümmel, Mord, Todtschlag, die Eris, der Lärmgott, die Ker, welche Todte und Verwundete fortschleppt; Schlangen, Heerden von Ebern und Löwen, die mit einander kämpfen; die Schlacht der Lapithen und Centauren; Mars auf seinem Wagen, Furcht und Schrecken an seiner Seite habend; die Minerva; eine Versammlung der Götter, in der Apollo die Cither spielt und die Musen singen; ein Markt; ein Hafen, in welchem Delphine einem Fischer beim Fischfang helfen; Perseus vor dem Schilde befestigt; hinter ihm die Gorgonen; über diesen wiederum der Schrecken; über ihnen ferner eine belagerte Stadt, auf den Mauern jammernde Frauen, vor dem Thore betende Greise, dann die Kämpfenden, und unter ihnen die Keren, die Parzen, dann wieder von den Keren etwas, die Trauer; daneben eine schöne Stadt mit sieben Tho-

ren, Tanz, Musik, Hochzeit, ein Fackelzug, ein Wett-
rennen von Reitern; ein Saatfeld mit Schnittern, Gar-
benbindern, und einer Tenne; eine Weinlese, Kelterer,
Ringer, Faustkämpfer; eine Hasenjagd; ein Wettrennen
zu Wagen um einen zum Preise ausgesetzten Dreifuss;
endlich um den Rand des Schildes der Ocean mit vie-
len singenden Schwänen und lustigen Fischen: wer mag
dieses Chaos von Dingen in ein nur halbweg leidliches
Bild vereinigen, oder einem vernünftigen Menschen zu-
trauen, ein so tolles Gewirre zusammengewürfelt zu haben?
Hr. Dindorf bemerkte, dass an keiner Stelle leichter und
sicherer drei verschiedene Recensionen unterschieden wer-
den könnten, als V. 292—300. Hr. G., in der An-
sicht befangen, dass V. 141—317. von einem Alexan-
drinischen Dichter herrühren, hat die Interpolationen nur
ein paar Mal leise berührt, ohne sich auf eine wei-
tere Untersuchung einzulassen. Eben so wenig haben
das Andere gethan; z. B. Hr. Welcker in der Zeit-
schrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst,
obwohl er Interpolationen ahnete. Und allerdings darf
man sich nicht wundern, wenn Aufgaben dieser Art ent-
weder gänzlich bei Seite gesetzt werden, weil man ein
sicheres Ergebniss für unmöglich hält, oder wenn sie zu
einer leichtsinnigen Aufstellung willkürlicher Hypothesen
verführen. So lässt sich auch hier begreifen, dass man
nicht durchgängig mit Sicherheit angeben könne, wie
viele Bearbeiter an dieser Beschreibung des Schildes An- 239
theil haben, und was jedem beigelegt oder abgesprochen wer-
den müsse: aber wer desswegen gleich die ganze Frage auf-
gäbe, würde eben so unbedachtsam verfahren, als wer die erste
beste Möglichkeit aufgreifen, und darnach die Interpolationen
sondern wolle. Vielmehr kommt es bei Dingen dieser
Art darauf an, zuvörderst zu sehen, was auszumachen
möglich oder unmöglich sey. Sind dann erst die Gren-
zen der Möglichkeit gefunden, so wird man dahingestellt
seyn lassen, was nicht aufs Reine zu bringen ist; das
hingegen, was gefunden werden kann, mit ziemlicher Zu-
verlässigkeit enträthseln können. Nun aber liegt es am

Tage, dass, da der Schild eine Anzahl gänzlich verschiedener und von einander abgesonderter Bilder enthält, man im Ganzen nicht bestimmen könne, welche derselben von andern, als dem ersten Verfasser, eingeschoben seyn mögen: das aber lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass, wenn einige dieser Bilder so gleichartig sind, dass sie eigentlich denselben Gegenstand darstellen, sie von verschiedenen Verfassern herrühren. Zweitens hängen auch wieder einige Bilder ihrer Natur nach oder weil sie einen Gegensatz bilden so zusammen, dass man sie für Theile einer und derselben Beschreibung zu nehmen hinreichenden Grund hat. Drittens, wenn ein Bild ausführlich behandelt und sehr poetisch ausgeschmückt ist, lässt sich, was von diesem Schmucke etwa später hinzugethan seyn möge, alsdann angeben, wenn Mangel an Zusammenhang, Wiederholungen, Widersprüche, Ungereimtheiten sichere Merkmale verschiedener Bearbeitung darbieten. Viertens endlich laufen einige Bilder so in einander, dass man wohl eine Vermischung von Verschiedenartigem wahrnimmt, und bemerkt, dass sie in der Mitte der Verse anfangen oder enden, aber nicht sofort von einander abgesondert werden können, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu zerreissen; in welchem Falle ein sehr unzweifelhaftes Anzeichen der Interpolation durch die Wiederholung ganzer und halber Verse gegeben ist, aus denen sich abnehmen lässt, wo ein fremdes Stück einsetze.

Betrachten wir nun die ganze Beschreibung des Schildes, so besteht sie aus folgenden Theilen. I. V. 144—155. ein confuses Bild eines Drachen, des Schreckens, des Zanks. II. 156—160. Eris und die Ker. III. 161—167. Schlangen. IV. 168—177. Kampf von Ebern und Löwen. V. 178—190. Schlacht der Lapithen und Centauren. VI. 191—196. Mars. VII. 197—200. Pallas. VIII. 201—(204)—206. Festgelag der Götter. IX. 204. 207—215. Markt, Hafen, Fischfang. X. 216—237. Perseus und die Gorgonen. XI. 237—248. eine belagerte Stadt. XII. 248—263. die Keren und Parzen, wieder ein confuses Bild. XIII.

264—270. die Traurigkeit. XIV. 270—288. über- 240
ladene Darstellung des Wohllebens einer Stadt. XV. 288—304. Ernte, Kampfspiele, Hasenjagd, Weinlese. XVI. 305—313. Wettrennen zu Wagen. XVII. 314. ff. der Ocean. Von diesen Bildern wollen wir nun vorerst diejenigen betrachten, welche zu Unterscheidung verschiedener Bearbeitungen Veranlassung geben.

I. Dieses Bild enthält eine Masse zwar gleichartiger, aber so unordentlich, so unzusammenhängend, mit solchen Wiederholungen und Widersprüchen zusammengeworfener Dinge, dass schon daraus mit Sicherheit auf Interpolation geschlossen werden kann. Die Variante V. 144. δὲ δράκοντος und δ' ἀδάμαντος, und der zweimal vorkommende Vers 150., 163.: οἵτινες ἀντιβίην πόλεμον Διὸς υἷι φέροιεν, setzen vollends die Sache ausser Zweifel. Das ganze Bild lässt sich in vier Stücke zertheilen, nicht als ob jedes dieser Stücke für sich allein bestände, sondern weil sich einige derselben sowohl an das, was ihnen jetzt vorhergeht, als an ein anderes Stück anschliessen können; einige aber sich nicht mit andern vereinigen lassen. Diese vier Stücke sind folgende: 1) V. 144. 145. nach der einen Lesart ein Drache: ἐν μέσσῳ δὲ δράκοντος ἔην φόβος; in einer andern Bearbeitung der Schrecken als Person dargestellt: ἐν μέσσῳ δ' ἀδάμαντος ἔην Φόβος. 2) V. 146—153. Beschreibung der Zähne und des Antlitzes des Schreckens. 3) V. 154—160. personificirte Gestalten der Uebel des Krieges; unter ihnen der Eris, ein ganz abgerissenes Stück, das sich nicht mit dem vorhergehenden verträgt, in welchem der Zank, ἔρις, zwar nicht als Person gebildet, aber doch mit allen Thätigkeiten der Person ausgerüstet erscheint. 4) V. 161—167. Schlangen: ein Bild, das nicht von dem Verfasser des zweiten Stückes seyn kann, wie V. 147. zeigt, der in diesem vierten Stücke V. 163. wiederkehrt. Fasst man nun das Ergebniss aus diesen Angaben zusammen, so wird es sehr wahrscheinlich, dass der Dichter, welcher die Beschreibung des Schildes mit der Darstellung des Schre-

ckens anfing, und *ἐν μέσσῳ δ' ἀδάμαντος ἔην Φόβος* schrieb, das Gleichartige zusammenstellte, und zu dem Schrecken die übrigen Kriegsdämonen hinzufügte; ferner dass in einer zweiten Recension, welche nicht den Schrecken, sondern den Drachen nannte: *ἐν μέσσῳ δὲ δράκοντος ἔην φόβος*, dieser Drache beschrieben wurde; endlich, dass ein anderer Dichter, welcher gleichfalls mit dem Drachen anfing, auch wieder das Gleichartige verband, und dem Drachen Schlangen zugesellte. So erhalten wir in drei verschiedenen Recensionen das erste Bild jedesmal gut und verständig beschrieben:

241 I. V. 144, 145, 149—160.
II. - 144—153.
III. - 144, 145, 161—167.

Bei den hierauf folgenden Bildern ist nichts zu bemerken, als dass das sechste, welches den Mars darstellt, nicht zu der Recension gehört, in welcher das erste Bild den Schrecken enthielt, indem dieser hier noch einmal als Begleiter des Kriegsgottes vorkommt.

X. XI. XII. Mit der Beschreibung des Perseus ist auf eine ganz ungeschickte Weise die Belagerung einer Stadt in Verbindung gesetzt. Denn nachdem gesagt worden, wie die Gorgonen den Perseus verfolgen, heisst es V. 236.: *ἐπὶ δὲ δεινοῖσι καρήνοις Γοργείοις ἐδονεῖτο μέγας φόβος· οἱ δ' ὑπὲρ αὐτέων ἄνδρες ἐμαρνάσθην πολεμήϊα τεύχε' ἔχοντες.* Wie kommt eine Schlacht unbenannter Völker mit dem Zuge des Perseus zu den Gorgonen zusammen? Auch das *οἱ δὲ* scheint auf etwas Vorhergehendes, worauf es bezogen werde, hinzuweisen, dergleichen jedoch hier weder gefunden wird, noch überhaupt denkbar ist. Betrachtet man hingegen das sechste und siebente Bild, welche den Mars und die Pallas darstellen, so erscheinen beide nicht in Verbindung mit den von ihnen erwähnten Lapithen und Centauren, sondern vielmehr mit andern kriegführenden Heeren: denn von dem Mars heisst es V. 193. *πρυλέεσσι κελεύων*, und von der Pallas V. 200. *ἐπὶ δ' ᾤχετο φύλοπιν αἰνήν*. Dadurch wird es wahrscheinlich, dass

der Erfinder des Schlachtgemäldes der bekriegten Stadt dieses Bild an jene Beschreibung der Kriegsgötter angeknüpft habe. Wie jedoch der Zusammenhang zwischen V. 200. und 237. oder 238. beschaffen gewesen, wenn überhaupt diese Vermuthung Grund hat, lässt sich nicht sicher angeben. Um indessen doch wenigstens einen Weg zu zeigen, wie sich die vorhandenen Worte zu einer Verbindung eignen, kann man, da sich V. 237. die Variante *Γοργείης*, und V. 238. *αὐτῶν* statt *αὐτέων* findet, etwa auf folgenden Fortgang der Rede schliessen:

199. *ἔγχος ἔχουσ᾽ ἐν χερσὶν ἰδὲ χρυσέην τρυφάλειαν,*
αἰγίδα τ᾽ ἀμφ᾽ ὤμοις· ἔπι δ᾽ ᾤχετο φύλοπιν αἰνήν,
236. *δεινὸν δερκομένη· κεφαλῆς δ᾽ ἀμφὶ στήθεσσιν*
Γοργείης ἐδονεῖτο μέγας φόβος, οἳ δ᾽ ὑπὲρ αὐτῶν
ἄνδρες ἐμαρνάσθην πολεμήϊα τεύχε᾽ ἔχοντες.

So würde sich *αὐτῶν* auf den Mars und die Pallas beziehen, dafern es nicht etwa gar *ὑπὲρ αὐτῆς* geheissen hätte. Demnach würden V. 216—235., worin Perseus und die Gorgonen beschrieben werden, ein besonderes Bild ausmachen; das sechste, siebente, eilfte und zwölfte Bild aber zusammengehören, und aus V. 191—200, 236 ff. bestehen. Aber hier müssen wiederum V. 258 242
—260., die mit dem Vorhergehenden gegen alle Regel ohne Copula verbunden sind, und auch durch ihren Inhalt, indem sie von den Parzen handeln, die Erzählung von den Keren gänzlich unterbrechen, als ein offenbar nicht hierher gehöriges Einschiebsel angesehen werden. Es fällt jedoch in die Augen, dass diese Verse nichts als eine Variation der Erzählung von den Keren sind, und sie mithin in einer andern Recension die Stelle dieser Erzählung vertraten. So erhalten wir hier zwei Recensionen:

I. V. 236—257, 261—263.
II. - 236—248, 258—260.

In der erstern gehört μετ᾽ αὐτοὺς V. 248. zu δῆριν ἔχον; in der zweiten stand vielleicht μεταῦτις.

XIII. Es folgt das Bild der Traurigkeit, und dann der Stadt im Wohlleben. Beide Bilder sind mit den vorhergehenden durch πάρα δὲ verbunden, und nicht durch den gewöhnlichen Anfang eines neuen Bildes ἐν δὲ eingeführt. Daraus, so wie auch aus dem Inhalte selbst, lässt sich auf ein Nebeneinandergestelltseyn dieser Bilder schliessen: und da die Traurigkeit an sich als ein besonderes Bild überhaupt unschicklich seyn würde, gehört sie unstreitig zu dem vorhergehenden Kriegsgemälde. Mithin folgte entweder in einer der so eben angegebenen Recensionen, oder in beiden auf V. 260. sogleich V. 261—270.

XIV—XVI. Die Beschreibung der fröhlichen Stadt hebt nun mitten in diesem 270sten Verse an, und durch diese enge Verbindung ist sie schon als Gegenstück zu der bekriegten Stadt angekündigt. Auf eben diese Art hängt mit ihr die Beschreibung der Ernte zusammen, und auch was ferner von dem Weinbau und mancherlei Lustbarkeiten angefügt ist, muss sowohl dem Inhalte als der Art der Verbindung nach als Fortsetzung der Schilderung des Wohllebens der friedlichen Stadt angesehen werden: so dass also V. 270—313. ein einziges Bild ausmachen. Allein in diesem Bilde ist die Beschreibung der Festlichkeiten nicht nur offenbar überladen, sondern ganz deutlich zeigt auch das zweimalige πρόσθ᾽ ἔκιον V. 277. und 284., dass ein Theil dieser Beschreibung nur Variation eines andern Dichters ist. Ferner dürfte auch ἐν ἀγλαΐαις τε χοροῖς τε V. 272. und θαλίαι τε χοροί τε V. 284. nicht von einem und demselben Dichter seyn. Weiter weist auch V. 282. und der in einigen Büchern fehlende V. 283., welcher in andern noch einmal ganz am unrechten Orte als V. 299. steht, auf eine dritte Recension hin, in der statt τοί γε μὲν αὖ παίζοντες ὑπ᾽ ὀρχηθμῷ καὶ ἀοιδῇ geschrieben war τοί γε μὲν αὖ γελόωντες ὑπ᾽ αὐλητῆρι ἕκαστος.
243 Wer aber das letzte schrieb, hatte schwerlich den Tanz

weggelassen, dessen Erwähnung durch die Lesart einer andern Recension verwischt zu seyn scheint. Fasst man diese Umstände fest ins Auge, so ergeben sich drei verschiedene Recensionen. Alle fingen mit *πάρα δ' εὔπυργος πόλις ἀνδρῶν* V. 270. an:

I. V. 270—281, 292 ff.
II. - 270—274, 282, 284—291, 292 ff.

In dieser Recension fehlte wahrscheinlich *τοὶ δ' ἄνδρες ἐν ἀγλαΐαις τε χοροῖς τε τέρψιν ἔχον* V. 272., und die Rede ging wohl so fort: *ἑπτὰ πύλας· τοὶ δ' ἐνδὸν ἐϋσσώτρου ἐπ' ἀπήνης.* Dann entspricht genau diesem *ἐνδὸν* das *τοὶ δ' αὖ προπάροιθε πόληος* V. 285.

III. V. 270—274, 283, 287—291, 292 ff.

Hier war der Zusammenhang zwischen V. 283. und 287. vermuthlich mit Veränderung eines einzigen Wortes in den Homerischen Ausdruck gemacht:

τοί γε μὲν αὖ γελόωντες ὑπ' αὐλητῆρι ἕκαστος
πέπληγον χθόνα δῖαν· ἐπιστολάδην δὲ χιτῶνας
ἐστάλατ'.

Und so hatte auch der Tanz sein Recht erhalten. Es folgte in allen drei Recensionen die Weinlese V. 292., aber, wie Hr. Dindorf richtig angegeben hat, folgendermassen verschieden:

I. V. 292—295, 301. f.
II. - 292, 296—298, 301. ff.
III. - 296, 297, 300, 301. ff.

Nehmen wir nun das Ergebniss von diesem allen zusammen, so zeigt sich, dass der Schild, wie wir die Beschreibung jetzt haben, nicht siebzehn, wie wir oben angegeben hatten, sondern nur eilf Bilder enthält: I. In der Mitte entweder einen Drachen oder den Schrecken; II. den Kampf der Eber und Löwen; III. das Gefecht der Lapithen und Centauren; IV. Mars und Pallas; VI. das Festgelag der Götter; VII. Markt, Hafen und

Fischfang; VIII. Perseus und die Gorgonen; IX. eine
Stadt im Kriegszustand; X. eine Stadt in Frieden und
Wohlleben; XI. den Ocean. Wollen wir nun den Dich-
tern, die diese Dinge erfunden haben, Verstand und Ue-
berlegung, wie es doch wohl billig ist, zutrauen, so scheinen
die genannten Gegenstände durch ihre Beschaffenheit ei-
nen bedeutungsvollen Wink zu geben, wie man sich das
Ganze geordnet vorzustellen habe. Da die Beschreibung
nicht von einem und demselben Dichter herrührt, so sind
gewiss auch nicht alle Bilder von dem ersten Verfasser
erfunden, sondern es ist wahrscheinlich, dass bei verschie-
244 denen Bearbeitungen andere Bilder statt anderer gewählt,
andere mit andern verbunden wurden. So ist oben wahr-
scheinlich gemacht worden, dass die Beschreibung der
belagerten Stadt in Verbindung gesetzt war mit der Schil-
derung von Mars und Pallas. Nun finden wir, dass die
angegebenen Gegenstände überall einen Parallelismus geben,
wie es die Gestalt eines runden Schildes erfordert, auf
welchem die Mitte und der Rand, sodann die Flächen zwi-
schen der Mitte und dem Rande auf allen Seiten ein-
ander entgegenstehen. Wir können daher wenigstens in
sofern mit Sicherheit eine Anordnung der Bilder entwer-
fen, als man über die Mitte und den Rand, und über die
einander auf ieder Seite entgegenstehenden Felder nicht
in Zweifel seyn kann. Darüber hingegen lässt sich strei-
ten, ob die angegebenen Gegenstände sämmtlich oder mit
wechselseitiger Ausschliessung auf dem Schilde dargestellt
anzunehmen seyen. Die einfachste und darum auch die
wahrscheinlichste Eintheilung eines runden Schildes ist
die in vier Felder. Da nun der für diese Felder geeig-
neten Gegenstände sich acht vorfinden, es aber nicht
wahrscheinlich ist, dass, wo eine Stadt mit den Geschäf-
ten des Friedens abgebildet war, Markt und Fischfang,
welche ebenfalls zu diesen Geschäften gehören, davon auf
einem besondern Felde abgetrennt sollten dargestellt wor-
den seyn: so können wir diese beiden Bilder nicht wohl
zu einer und derselben Vorstellung von dem Schilde
zählen. Dagegen passen zu den Bildern einer durch

Krieg geängstigten, und einer in Wohlleben blühenden Stadt die Götter sehr wohl, deren Bilder wir vorfinden, der Kriegsgott und die, wiewohl der Gewohnheit gemäss ebenfalls als kriegerisch geschilderte Pallas, die Vorsteherin der die Cultur fördernden Künste. So erhalten wir für die eine Vorstellung des Schildes folgende Felder:

Bekriegte Stadt.	Stadt im Frieden.
Mars.	Pallas.

Ist die oben über die Verbindung dieser Bilder in dem Gedichte aufgestellte Vermuthung richtig, so nehmen, wie das οἳ δ' ὑπὲρ αὐτῶν V. 237. zeigt, Mars und Pallas die beiden untern, die Bilder der Städte aber die beiden obern Felder ein.

Hierdurch werden nun zugleich für eine zweite Anordnung folgende vier Felder bestimmt:

Wohlleben der Götter.	Reichthum der Menschen.
Lapithen und Centauren.	Eber und Löwen.

Es bleibt nun, da der Ocean den Rand bildet, nur noch die Mitte übrig. Für diese ist, wie oben gezeigt worden, von einem Dichter der Schrecken mit seinem Gefolge, von andern ein Drache angegeben. Es kann aber gar kein Zweifel seyn, dass noch ein anderer Dichter die Figur des Perseus in die Mitte gestellt habe. Das zeigt schon die Beschaffenheit dieser Figur, die von 245
allen andern dadurch unterschieden ist, dass sie frei vor dem Schilde schwebend, mit einem Zapfen an demselben befestigt ist; eine Sache, die nothwendig sich bloss für die Mitte eignet. Es ist daher auch nicht zu zweifeln, dass der Dichter, der diese Figur beschrieb, V. 216. nicht ἐν δ' ἦν, sondern wohl so geschrieben habe:

ἐν μέσσῳ μὲν ἔην Δανάης τέκος ἱππότα Περσεύς.

Der Ordner aber musste das ändern, nachdem schon der Drache als Gegenstand des Mittelfeldes angegeben war. Doch liesse sich auch denken, dass der Dichter die Beschreibung dieser merkwürdigen Figur bis zuletzt aufge-

spart hätte, wiewohl das weniger wahrscheinlich ist. Auf jeden Fall aber lässt sich durch diese auf ungewöhnliche Art dargestellte Figur der Zweifel, den Hr. G. über V. 318. erhoben hat, weit natürlicher und angemessener lösen. Von dem frei schwebenden Perseus konnte mit Recht gesagt werden: *θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ βαρυκτύπῳ.* Desswegen lässt sich wohl annehmen, dass diese Worte und die ganzen zwei Verse 318, 319. eine Variation von *θαῦμα μέγα φράσσασθαι, ἐπεὶ οὐδαμῇ ἐστήρικτο* V. 318. sind, und mithin jene Stelle so lautete:

> *ἐν μέσσῳ μὲν ἔην Δανάης τέκος ἱππότα Περσεύς,*
> *οὔτ᾽ ἄρ᾽ ἐπιψαύων σάκεος ποσίν, οὔθ᾽ ἑκὰς αὐτοῦ,*
> *θαῦμα ἰδεῖν καὶ Ζηνὶ βαρυκτύπῳ, οὗ διὰ βουλὰς*
> *Ἥφαιστος ποίησε σάκος μέγα τε στιβαρόν τε.*

Unter dieser Voraussetzung liesse sich dann auch vermuthen, dass, wenn eine Recension V. 318, 319. nach V. 217. setzte, die ganze Beschreibung des Schildes mit V. 317, 319. f. geschlossen war, natürlich aber mit einer kleinen Veränderung, wie z. B.:

> *τῶς Ἥφαιστος ἔτευξε σάκος μέγα τε στιβαρόν τε*
> *ἀρσάμενος παλάμῃσι.*

Nach dieser Abschweifung über die Beschreibung des Schildes kehren wir zu den einzelnen Stellen des Textes in dem noch übrigen Theile des Gedichts zurück.

V. 322. ist es irrig, was Hr. G. von *εἴκελος ἀστεροπῇ* sagt: *sic dicitur propter celeritatem.* Das beweist nicht nur die von ihm selbst angeführte Stelle des Homer Iliad. XIV. (nicht XVIII.) 386., wo es gar nicht möglich ist, an Schnelligkeit zn denken: sondern, wie sich überall diese Vergleichung auf den Glanz und Schimmer bezieht, so wird auch hier Hercules wegen des glänzenden Schildes mit dem Blitze verglichen. Siehe noch Iliad. X. 154., XIII. 242—245.

V. 327. *Minerva propterea priorem Iolaum alloquitur, non Herculem, quod ille, utpote auriga, ante Herculem in curru collocatus erat.* Es ist nicht einzusehen, was zu dieser Erklärung berechtigen soll. Denn erstens wird gar nicht der Iolaus zu- 246
erst, oder besonders, sondern beide Helden zugleich angeredet: χαίρετε, Λυγκῆος γενεή, νῦν δὴ Ζεὺς κράτος ὔμμι διδοῖ. Zweitens ist auch kein Grund vorhanden, unter Λυγκῆος γενεὴ bloss den Iolaus zu verstehen. Denn obwohl Hercules vom Jupiter erzeugt ist, ist er doch auch Amphitryons Sohn, und also von dessen Stammvater Lynceus noch um einen Grad weniger entfernt, als Iolaus. Drittens steht der Kämpfer gewöhnlich neben dem Wagenlenker, wogegen Iliad. XIX. 397., wenn sich darauf jemand berufen wollte, nichts beweisen würde. Viertens ist der vorzüglich Angeredete, wie die folgenden Verse zeigen und es natürlich war, Hercules; daher auch Hr. G. nicht zu V. 330. hätte sagen sollen: *ad Herculem se convertit Minervae oratio;* eben so wenig, als er das orthotonirte Pronomen σοὶ in den Worten ἄλλο δὲ σοί τι ἔπος ἐρέω statt des enklitischen hätte setzen sollen, indem es τοι heissen muss. Auch geben ja statt der von Hrn. G. beibehaltenen Lesart einige Bücher ἄλλο δέ τοι ἔπος ἐξερέω. Wesshalb entweder diese Lesart, die jedoch vielleicht Emendation eines Metrikers ist, aufgenommen, oder ἄλλο δέ τοί τι ἔπος ἐρέω geschrieben seyn sollte.

V. 341. ist mit einigen Handschriften das θ' nach σμερδαλέον zwar richtig weggelassen worden, aber nicht hätte unbemerkt bleiben sollen, dass der mediceische Codex σμερδαλέην mit darüber geschriebenem ως hat. Und da die Production in σμερδαλέον ἵπποισιν ἐκέκλετο anstössig ist, sollte σμερδαλέως aufgenommen seyn, obgleich dieses Adverbium sonst wohl nicht vorkommt. Allein dabei dürfte es nicht überflüssig seyn, zu bemerken, dass wahrscheinlich V. 339, 340. von einem spätern Bearbeiter des Gedichts hinzugesetzt sind, der ältere aber

wohl von der Minerva schrieb: *σμερδαλέον δ' ἵπποισιν ἐκέκλετο*, wie Homer Iliad. XIX. 399.

V. 365. ist ein Scholion des Münchner Tzetzes bemerkenswerth: *ἔγχεος ὁρμῇ. γρ. ἔγχεος αἰχμῇ.*

V. 367. Wenn hier Hr. G. Herrn Heinrichs Meinung, *ignominiose spoliatum esse Martem secundum poetam nostrum, quum nefas esset* (*v.* 366.) *spoliare deum aliquem*, dadurch zu widerlegen sucht, dass, wie *ἔνθα κε ἐτύχθη* zeige, Mars nicht der Waffen beraubt worden sey; aus welchem Grunde auch das Ausfallen zweier Verse nach V. 367. glaublich sey: so fällt diese Widerlegung zusammt der Annahme verloren gegangener Verse dadurch in sich selbst zusammen, dass Hr. G. eben so wie Hr. Heinrich die Worte V. 336.: *ἐπεὶ οὔ νύ τοι αἴσιμόν ἐστιν οὔθ' ἵππους ἑλέειν οὔτε κλυτὰ τεύχεα τοῖο*, missverstand, und, wahrscheinlich indem er *τοι* für die Partikel und nicht für das Pronomen ansah, das für einen allgemeinen Satz hielt, was bloss für den gegenwärtigen Fall als nicht von dem Schicksal gestattet ausgesprochen ist. Vgl. V. 447.

247 V. 373. Dass *πόσ'* in den Worten *τῶν δ' ὕπο σευομένων κανάχιζε πόσ' εὐρεῖα χθὼν* für *πόσα* genommen werde, geht schlechterdings nicht an, und kein Grieche würde so geredet haben. Rec. beharrt um so mehr bei seiner Conjectur *καναχὴν ἔχεν εὐρεῖα χθών*, da das schlechte *πόσ'* nicht einmal feste Lesart ist, sondern einige Codices *πᾶσ'* haben.

V. 377. wird schwerlich jemand beistimmen, dass *ῥήγνυνται* wegen der V. 375. vorhergegangenen Conjunctive Conjunctiv sey. Es ist ja etwas ganz gewöhnliches, dass in Vergleichungen von dem Conjunctiv in die erzählende Rede übergegangen wird.

V. 389. soll *μαστιχόωντι* von *μαστίχη*, das ein Harz bedeutet, herkommen, und auf den Schaum im Rachen des Ebers übergetragen seyn. Das ist schon an sich unglaublich, und vielmehr ist die Meinung Anderer anzunehmen, dass *μαστίχη* vom Kauen den Namen hat. Denn was Hr. G. sagt, *de manducatione non cogi-*

iavit poeta, ist nicht richtig. Der erzürnte Eber öffnet und schliesst den Rachen, als ob er käute oder bisse; und der Dichter nahm sein μαστιχόωντι aus dem Homerischen ὑπαὶ δέ τε κόμπος ὀδόντων γίγνεται, Iliad. XI. 417. So sagt Ovid. Metam. VIII. 370. von dem Kalydonischen Schweine *frendens*.

V. 409. ist zwar richtig angegeben, dass das Futurum ἀπαλήσεται hier nicht Statt habe, aber es hätte nicht ἀπαλήσατο oder ἀπαλήσετο vermuthet werden sollen, zumal da für die bestehende Lesart auch das Etym. M. spricht. Vielmehr war zu bedenken, dass ἀπαλήσεται die episch verkürzte Form des Conjunctivs ist, was Hr. G. gewiss nicht übersehen haben würde, wenn er nicht V. 406. die Variante des mediceischen Codex und der Trincavellischen Ausgabe μάχεσθον und eines Pariser Codex μάχονται unbemerkt gelassen hätte, aus welchen μάχησθον oder μάχωνται herzustellen war.

V. 420. ist zwar die richtige Verbesserung ἐμ μένεος — πίμπλαται aufgenommen: es hätte aber nicht vermuthet werden sollen, dass ἐμμενέως vertheidigt werden könnte, indem nicht nur πίμπλαται für sich allein nicht „schwoll" bedeuten kann, sondern auch die Stelle offenbar der Homerischen Iliad. I. 103. nachgebildet ist.

V. 437. hätte nicht ein nie erhörtes Participium ὀροῦσα, das noch überdiess, selbst wenn ὀροῦσα statt ὀρούσασα gesagt werden könnte, doch als Participium wegen des folgenden δὲ nicht zulässig wäre, in Schutz genommen werden sollen, da die richtige Lesart ὀρούσῃ schon durch Bücher gegeben war.

V. 438. ist es kaum begreiflich, wie kein einziger Herausgeber gesehen hat, dass ἠχῇ statt ἠχὴ zu schreiben ist.

V. 440. Hier haben die Worte πάρος δέ οἱ ἀντεβόλησεν ὑψηλός· τῷ δὴ συνενείκεται ἔνθα μιν ἴσχει Hrn. G. Schwierigkeit gemacht. Er glaubt, der Dich- 248
ter habe die Subjecte umgetauscht, und gemeint, ἔνθα τὴν πέτραν ἴσχει, συνενείκεται αὐτῇ, wie Oper. 513. καί τε διὰ ῥινοῦ βοὸς ἔρχεται, οὐδέ (aus Versehen ist ἔνθα geschrieben) μιν ἴσχει. Nicht umgekehrt sind

die Subjecte, sondern verändert, und ἔνθα ist nicht wo, sondern da: τῷ (πάγῳ) συνενείκεται· ἔνθα μιν (τὴν πέτραν) ἴσχει (ὁ πάγος). Noch weniger kann es gebilligt werden, dass Hr. G. vorzieht, τῷ für ῇ, ἧχι zu nehmen. Aber ist denn auch das sonst ganz ungebräuchliche συνενείκεται richtig? Der Wittenberger Codex hat συνενήνεκται. Hierzu passt die Erklärung des Münchner Tzetzes: συνενείκεται. προςμένει. προςκολλᾶται. Das Richtige ist wohl das Plusquamperfect: τῷ δὴ συνενήνεκτ᾽· ἔνθα μιν ἴσχει.

V. 441. τόσσῃ ὁ μὲν ἰαχῇ, βρισάρματος οὔλιος Ἄρης, κεκληγὼς ἐπόρουσεν. Der Artikel missfällt Hrn. G., und er möchte ihn gern weglassen, wenn ein guter Codex beistimmte. Vielleicht mit Recht, da ἰαχὴ digammirt gewesen zu seyn scheint. Doch ist sonst an dem Artikel, der nicht Artikel, sondern Pronomen ist, nichts auszusetzen. So bei Homer, αὐτὰρ ὃ αὖτε Θύεστα, und an unzähligen Stellen. Es sollte daher auf ὅ, ἥ, οἵ, αἵ, wo diese Wörter ihre ursprüngliche Kraft als Pronomen haben, auch der Accent nicht weggelassen werden. Auch findet man ihn in vielen Handschriften. Daher Rec. ὃ μὲν — ὃ δέ, und so überall, wo eigentliches Pronomen nicht bloss gedacht, sondern auch gesprochen wird (denn man kann ja dergleichen gar nicht unaccentuirt aussprechen) zu schreiben gewohnt ist: was hier beiläufig bemerkt werden möge, damit die Leser auch dieser Abhandlung nicht, wo sie so accentuirt finden, etwa einen Irrthum vermuthen, oder das demonstrative Pronomen für das relative halten.

V. 445. Δεινὰ δ᾽ ὑπόδρα ἰδοῦσ᾽. S. oben zu V. 243. Hr. G. wiederholt die Bemerkung, dass ὑπόδρα ἰδοῦσ᾽ als ὑφ᾽ ἓν zu nehmen sey. Es ist nicht glaublich, dass der Dichter so wenig die epische Art zu reden beachtet hätte; vielmehr mögen hier die Lesarten zweier Recensionen zusammengeschmolzen seyn, in deren einer τὸν δ᾽ ἄρ᾽ ὑπόδρα ἰδοῦσ᾽, in der andern aber δεινὰ δ᾽ ἰδοῦσα θεὰ stand.

V. 453. ist nicht abzusehen, warum die richtige

Interpunction, *καί ῥ' ἔμβαλε χάλκεον ἔγχος σπερχνόν, ἑοῦ παιδὸς κοτέων πέρι τεθνηῶτος, ἐν σάκεϊ μεγάλῳ*, in die weder dem Sinne, noch der Sprachgewohnheit angemessene, *καί ῥ' ἔμβαλε χάλκεον ἔγχος, σπερχνὸν ἑοῦ παιδὸς κοτέων πέρι, τεθνηῶτος, ἐν σάκεϊ μεγάλῳ* verändert ist.

V. 468. hätte das unepische *σκυλεύσαντες* der andern Lesart, *συλήσαντες*, weichen sollen.

V. 479. ist die Lesart der mediceischen Handschrift *ἤνωγ'* unbemerkt geblieben.

Wir*) kommen zu den von dem ganzen Alterthume für ächt anerkannten *Ἔργοις*, einem Gedichte, das in aller Rücksicht weit mehr Schwierigkeiten darbietet, als die beiden andern. Es ist bekannt, dass die zehn ersten Verse nicht zu dem Gedichte selbst gehören, und nicht auf den bleiernen Tafeln standen, auf welchen das Gedicht am Helikon aufbewahrt wurde. Sie sind eins der willkürlichen Proömien, die der Sänger dem Vortrage des Gedichts vorausschickte. Hr. G. meint, sie seyen aus einem Hymnus auf den Jupiter genommen. Zu dieser Hypothese ist man nicht berechtiget, da die kleinen Homerischen Hymnen deutlich zeigen, dass es die Gewohnheit der Dichter war, mit einer Anrede an einen Gott dem vorzutragenden Gedichte zu präludiren. Was die Behandlung dieser Verse betrifft, kann Rec. nicht umhin, in mehreren Stücken zu widersprechen. Die Verbindung von *Μοῦσαι Πιερίηθεν*, wie *Οἴηθεν*, *Ἀλωπεκῆθεν* gesagt wird, würde einem Griechen im höchsten Grade prosaisch geklungen haben, und nur ein Dichter, der die Musen hätte ins Lächerliche parodiren wollen, durfte sich dieser Redensart bedienen. Aber es ist *Πιερίηθεν* auch nicht, wie Spohn wollte, mit *δεῦτε* zu verbinden, sondern wie es die einfache Stellung der

---

*) Aus dem LX. Bande der Wiener Jahrbücher.

Worte verlangt, mit ἀοιδῆσιν κλείουσαι. Das zeigt schon das Homerische Ζεῦ πάτερ Ἴδηθεν μεδέων.

V. 2. hätte für δεῦτε Δί' Eustathius p. 1809, 13. angeführt werden können, der ausdrücklich von dieser Lesart spricht.

V. 3. 4. hat Hr. G. so interpungirt:

ὅντε διὰ βροτοὶ ἄνδρες ὁμῶς ἄφατοί τε φατοί τε·
ῥητοί τ' ἄῤῥητοί τε Διὸς μεγάλοιο ἕκητι.

Er findet eine gewisse Kraft in dieser Wiederholung, und meint, wie ῥητοί τ' ἄῤῥητοί τε sich zu ἄφατοί τε φατοί τε verhalte, so sey Διὸς μεγάλοιο ἕκητι dem ὅντε διὰ entgegengesetzt. So künstlich und rhetorisch spricht die einfache epische Sprache nicht. In der Wiederholung, die nicht mit denselben Worten gemacht wird, liegt gar keine Kraft, sondern sie ist vielmehr nichts,
2 als eine recht gemächliche Ausführlichkeit, wodurch eine Sache noch mehr erläutert wird. S. was Ruhnkenius, sein früheres Urtheil über dergleichen Stellen berichtigend, in gereifterem Alter schrieb, Epist. crit. p. 56. (116).

V. 10. ist sehr mit Unrecht eingeklammert worden. Hr. G. hält ihn für einen Zusatz, den jemand gemacht habe, um das Proömium mit dem Gedichte in Verbindung zu bringen. Der Vers, meint er, sey abgeschmackt, indem es lächerlich sey, dass der Dichter sich dem Jupiter gegenüber stelle. Das ist allerdings richtig, wenn man τύνη, wie gewöhnlich geschehen ist, und es auch das Etym. M. p. 314, 43. thut, zu dem Vorhergehenden zieht. Aber das ist Fehler der Interpreten, nicht des Dichters. Denn das τύνη, Μουσάων ἀρχώμεθα in der Theogonie V. 36. hätte lehren können, dass τύνη bei dem Hesiodus ungefähr so viel sagen wolle, als ἀλλ' ἄγε. Folglich, wenn man, wie der Dichter that, τύνη mit dem Folgenden verbindet: τύνη, ἐγὼ δέ κε Πέρσῃ ἐτήτυμα μυθησαίμην, fällt das Abgeschmackte weg. Auch ist der Vers ganz unentbehrlich, weil sonst das Proö-

mium in gar keinem Zusammenhange mit dem Gedichte stände.

V. 18. 19. hat Hr. G. mit einigen ältern und neuern Auslegern die Worte so verbunden: *αἰθέρι ναίων γαίης τ' ἐν ῥίζῃσι καὶ ἀνδράσι*. Dieser Gedanke, Jupiter wohne in dem Aether, in der Erde, in den Menschen, ist orphisch und christlich. Hesiodus hat an so etwas nicht gedacht, und die ganze Rede verlangt schon ihrer Natur nach, dass, wie gewöhnlich, *Κρονίδης ὑψίζυγος, αἰθέρι ναίων* die ***epitheta ornantia*** seyen, *θῆκε δέ μιν* aber mit *γαίης τ' ἐν ῥίζῃσι καὶ ἀνδράσι* verbunden werde. Wenn Hr. G. zu dieser Verbindung sagt: ***ita quid sibi velit*** *θῆκέ μιν ἐν γαίης ῥίζῃσι καὶ ἄνδρασι* ***non intelligo; nam de*** *νείκει* ***Empedoclis minime hic cogitare licet***: so kann doch wenigstens *ἐν ἀνδράσι* nicht dunkel seyn, da eben von dem Wetteifer der Menschen die Rede ist. *Γαίης τ' ἐν ῥίζῃσι* aber, was dem Sprachgebrauch zu Folge nur die Tiefen der Erde bedeuten kann, bezieht sich wohl kaum auf etwas anderes, als auf die Zeugungskraft der Erde, die jedes Jahr mit sich selbst wetteifernd, neue Früchte hervorbringt. Was Hr. G. von V. 18. 19. sagt; ***mihi postea additi videntur***, kann auf keine Weise gebilligt werden. Denn so würde ja nicht nur aller Zusammenhang aufgehoben, sondern es würde gar von der bösen *ἔρις* das ausgesagt, was nur von der guten gelten kann.

V. 25. 26. scheinen Herrn Twesten späterer Zusatz. Hr. G., der sie gern anders wohin gesetzt hätte, nimmt sie für ein Sprichwort, eine Ansicht, mit der er sich oft in diesem Gedichte hilft, die jedoch keinen Grund hat. Sentenzen sind an sich nicht Sprichwörter, obwohl sie manchmal dazu werden können. Warum aber werden sie das? Doch eben, weil sie, eine einleuchtende Wahrheit enthaltend, irgend einmal von einem Manne, dessen Ansehen etwas galt, geschickt ausgesprochen wurden. Wenn nun dergleichen Sentenzen in einem Lehrgedichte an der rechten Stelle angebracht sind, warum sollen sie als Sprichwörter dastehen, und nicht vielmehr als

durch die Sache, von welcher gesprochen wird, herbeigeführte Sentenzen, die nachher zum Theil Sprichwörter wurden? Hier würde sich der Zweifel leicht erledigt haben, wenn bedacht worden wäre, dass die Worte *ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσι* nur Parenthese sind. Dann hängt mit *ζηλοῖ δέ τε γείτονα γείτων* ganz natürlich *καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει* zusammen. Eher könnte man vermuthen, der dazwischen gesetzte Vers, *εἰς ἄφενον σπεύδοντ'· ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσιν*, sey später hinzu gesetzt worden.

V. 35. über die Auslegung des *αὖθι* ist oben auf Veranlassung der Vorrede gesprochen worden.

V. 39. *οἳ τήνδε δίκην ἐθέλουσι δικάσσαι* erklärt Hr. G. *qui huiusmodi litem, de patrimonio, libenter diiudicare solent.* Aber *δίκη* bedeutet in der alten Sprache nicht die Streitsache, den Prozess, sondern das Recht. Der Sinn ist daher: „denen dieses Recht zu sprechen beliebt," d. h. so ungerechtes. Eben so steht *τήνδε δίκην* V. 247. 267.

V. 41. Wenn Hr. G. sagt: *Haec cohaerere cum sequentibus mihi non persuadet Welckerus Tril. Aesch. p.* 73., so ist das zu kurz ausgedrückt, als dass man seine Ansicht errathen könnte. Herr Welcker sagt dort, der Sinn scheine zu seyn: „Thor, wer nicht weiss, sich zu begnügen, und nicht erkennt, wie viel im jetzigen harten Leben auch Malve und Asphodelos werth sind; denn die arbeitlose Zeit des Ueberflusses ist ja vorüber." Hr. G. meint, V. 42—46. hänge eng zusammen mit V. 11—24., und hält alles, was dazwischen steht, für moralische Sprichwörter. Hier vermisst man nun gar sehr eine bestimmte und feste Ansicht von dem ganzen Gedichte. Liesse sich nachweisen, dass dasselbe aus lauter Bruchstücken bestände, so möchte die Annahme solcher Sprichwörter noch allenfalls gestattet werden können. Aber da sich das nicht erweisen lässt, so ist man zu einer solchen Hypothese nicht berechtigt, sondern muss zuerst als das natürlichste annehmen, dass ein Zusammenhang der Gedanken, wie sie uns gegeben sind,

Statt haben werde. Diesen Zusammenhang zu finden und richtig darzustellen, das ist gerade der schwerste Punkt in diesem Gedichte, dessen Rede, wie im familiären Gespräche, nicht an eine systematische Ordnung gebunden ist, sondern durch eine subjective Gedankenfolge bestimmt wird. Nun aber hängt hier dem Inhalte nach alles vollkommen richtig zusammen. Hesiodus, der seinen arbeitscheuen und eigennützigen Bruder auf den rechten Weg führen will, sagt: „es giebt einen zwiefachen Streit, einen bösen und einen guten. Das beherzige, und bedenke, dass ich mich nicht zum zweiten Male, wie bei der Erbschaftstheilung, werde bevortheilen lassen: sondern wir wollen lieber die Sache gleich ausmachen, nicht durch Richter, die solches Recht zu sprechen für gut finden; die Thoren, die nicht wissen, dass auch die Hälfte, gut angewendet, besser ist als das Ganze. Denn die Götter haben den Menschen die Mittel zum Leben versteckt. Sonst könnte jemand in einem Tage den Bedarf des ganzen Jahres erwerben, und dann müssig gehen; sogleich könnte er das Ruder aufhängen, und die Arbeit der Stiere und Mäuler wäre unnütz." Bloss in der Form könnte man etwas unzusammenhängendes finden, weil V. 45. keine Copula hat. Allein das *αἶψα* vertritt hier die Stelle der Verbindungspartikel. Dieses *αἶψα* haben die Bücher des Hesiodus und einige Schriftsteller, welche diese Verse anführen. Eben diese Kraft hat *αὐτίκα*, das statt *αἶψά κε* bei dem Scholiasten des Aristophanes zu den Vögeln V. 712. steht. Nicht übel ist die Verbindung durch *ἔνθα κε* bei demselben Scholiasten zu den Acharnern V. 258.

V. 44. steht zwar ohne Variante *ὥςτε σε κεἰς ἐνιαυτὸν ἔχειν*. Doch ist das entweder ein Fehler der Abschreiber statt *ὥςτε κέ σ'*, wie es die Regel verlangt (s. V. 307. 340.) oder eine durch Hinzufügung des unnöthigen Pronomens entstandene Verderbung einer der epischen Sprache angemessenen Schreibart *ὥςτε καὶ εἰς ἐνιαυτὸν ἔχειν καὶ ἀεργὸν ἐόντα*.

V. 56. hat Hr. G. recht gethan, nicht *σφὶν δ'*

αὐτοῖς μέγα πῆμα aufzunehmen, was auf Schäfers Empfehlung zum Gregor. Cor. p. 470. die Spohnische und Dindorfische Ausgabe haben. Die Worte des Apollonius von σφίν, ὑπὸ γὰρ Ἡσιόδου ἐν ἀρχῇ τεθεῖσα εὐλόγως ὠρθοτονήθη ἐν τρίτῳ, σφὶν δ' αὐτοῖς μέγα πῆμα, zeigen unzweideutig, dass die Stelle aus dem dritten Buche der Eöen genommen ist. Denn was Hr. G. glaubt, ἐν τρίτῳ bedeute ἐν τρίτῳ προσώπῳ, ist unmöglich, da σφὶν nicht nur keiner andern als der dritten Person angehört, sondern auch, selbst wenn es von der ersten oder zweiten Person gebraucht werden könnte, auf die Person gar nichts ankam.

V. 63. Die vorhandene Lesart, die καλὸν mit kurzem α gegen die Regel der alten Epiker giebt, ist wohl bloss daher entstanden, dass ein Metriker den Vers corrigirte, nachdem in alter Zeit ein Abschreiber, wie
5 so häufig geschehen, gleichbedeutende Worte vertauscht, und anstatt παρθενικῆς εἶδος πολυήρατον zu schreiben, ἐπήρατον gesetzt hatte.

V. 64. hätte zu διδασκῆσαι die Bestätigung des Eustathius p. 1715, 53. angeführt werden können.

V. 72. Dass in der Erzählung der Pandora einige der Verse wiederkehren, die sich auch in der Theogonie finden, hat nichts Anstössiges. Sind beide Gedichte von einem Verfasser, so wiederholte er sich; sind sie von verschiedenen, so benutzte einer den andern. Man kann daher mit Recht nur das auswerfen, was, weil es unangemessen ist, sich als eine vergleichende Randanmerkung verräth. Das ist aber hier bloss V. 72., der entweder aus der Theogonie zu dem dasselbe sagenden 76. Verse als Parallelstelle angemerkt, oder von einem andern Rhapsoden statt dieses Verses gesetzt wurde.

V. 108. Sehr zu loben ist es, dass Hr. G. den Vers: ὡς ὁμόθεν γεγάασι θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι, nicht, wie die frühern Herausgeber, mit dem Folgenden verbunden hat. Er hätte noch hinzufügen können, dass das schon die Sprache verbietet, die in diesem Falle das Plusquamperfect verlangen würde. Die drei Verse 106

—108. sind eingeklammert als Zusatz dessen, der das Stück von den Menschenaltern eingeflochten habe: *nam* ὁμόθεν γεγάασι, sagt Hr. G., *pertinet ad cognationem, ut hymn. Hom. Ven.* 135. *Sed hanc non fuisse sententiam antiquioris poetae patet ex* ποίησαν *v.* 110. *quod est* *efformarunt* (*Efformare* ist von den Römern nicht gebraucht worden). Ὁμόθεν γεγονέναι, εἶναι kommt häufig vor, und bedeutet allerdings „von gleichem Ursprung seyn." Wie aber konnte auch ein neuerer Dichter sich dieser Redensart hier bedienen, wenn er nun die derselben widersprechenden Verse des Hesiodus folgen liess? Selbst wenn kein Widerspruch Statt fände, würde der Vers sehr schleppend an die beiden vorhergehenden angehängt seyn: da er aber offenbar mit der gleich folgenden Erzählung im Widerspruch steht, kann er weder vom Hesiodus selbst, noch von einem Interpolator, wenn anders einem solchen, wozu kein zureichender Grund vorhanden ist, die beiden vorhergehenden Verse zugeschrieben werden, an dieser Stelle, die er einnimmt, gemacht seyn. Er muss folglich in jedem Falle hier weichen: wohin er gehöre, wird bald angegeben werden. Der Gedanke des Herausgebers, dass die Benennung der Menschenalter von Metallen darum gewählt sey, weil die aufgehende Sonne zuerst Kolchis, das Goldland, dann die Chalyber, ὅθι τ' ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη, darauf Europa, das Land des Erzes, berühre; das eiserne Geschlecht aber nicht, wie die übrigen, von dem Metalle den Namen habe, sondern durch σιδήρεον bloss hart bezeichnet werde, ist nicht nur in sich selbst inconsequent, sondern auch so weit hergeholt, so unnatürlich und spitzfindig, dass sicherlich niemand dieser Meinung beitreten wird.

V. 111. ist in Klammern eingeschlossen, weil Hr. G. ihn nicht für ächt hält. Den Grund dieser Vermuthung hätte er um so mehr angeben sollen, da man ihn nicht nur nicht errathen kann, sondern auch Diodor V. 66. eben um dieses Verses willen die Stelle anführt.

Zur Bequemlichkeit der Leser möge hier bemerkt

werden, dass Rec. in dem Folgenden überall der Verszahl des Hrn. G. folgt, dessen Ausgabe, weil V. 120. aus dem Diodor und V. 169. aus Handschriften aufgenommen ist, von V. 120. bis 169. einen, von 170. bis zu Ende zwei Verse mehr zählt, als die früheren Ausgaben.

V. 160. Bei dem Homer kommt ἡμιθέων γένος ἀνδρῶν nur ein einziges Mal vor, Iliad. XII. 23., wo die Scholiasten sagen: οὐδέποτε τοὺς σὺν Ἀγαμέμνονι ἡμιθέους ὠνόμασεν· ἆρα σὺν τοὺς σὺν Ἡρακλεῖ φησίν; ἢ καὶ τοῦτο πρὸς αὔξησιν τοῦ πάθους. Hierher gehört der oben nicht an der rechten Stelle stehende 108. Vers:

ἀνδρῶν ἡρώων θεῖον γένος, οἳ καλέονται
ἡμίθεοι προτερῇ γενεῇ κατ' ἀπείρονα γαῖαν,
ὡς ὁμόθεν γεγάασι, θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι.

Ὁμόθεν ist zu verstehen τοῖς θεοῖς καὶ τοῖς ἀνθρώποις: so wie sie mit ihnen (den Göttern und Menschen) gemeinsamen Ursprung haben, sind sie auch zugleich Götter und sterbliche Menschen.

V. 161. ff. ist nichts über die unwahrscheinliche und der epischen Rede wenig angemessene Kürze und Härte in folgenden Versen gesagt:

καὶ τοὺς μὲν πόλεμός τε κακὸς καὶ φύλοπις αἰνή,
τοὺς μὲν ἐφ' ἑπταπύλῳ Θήβῃ, Καδμηΐδι γαίῃ,
ὤλεσε μαρναμένους μήλων ἕνεκ' Οἰδιπόδαο,
τοὺς δὲ καὶ ἐν νήεσσιν ὑπὲρ μέγα λαῖτμα θαλάσσης
ἐς Τροίην ἀγαγὼν Ἑλένης ἕνεκ' ἠϋκόμοιο.

Ὤλεσε kann zwar zu dem letztern Satze leicht aus dem Vorhergehenden hinzugedacht werden: aber sollte auch von dem Kriege ἐς Τροίην ἀγαγὼν gesagt worden seyn? Das ist höchst unwahrscheinlich, und man würde doch eher erwarten müssen: ἐς Τροίην ἀγαγὼν Ἑλένης πόσις ἠϋκόμοιο. Dann könnte, obwohl immer noch mit

einiger Härte, das zu verstehende ὤλεσε durch den Vers, welcher folgt, ergänzt seyn:

ἐνθ' ἤτοι τοὺς μὲν θανάτου τέλος ἀμφεκάλυψεν.

Indessen müsste doch ein alter Epiker ziemlich ungeschickt gewesen seyn, der nicht gefühlt hätte, dass der Rede zur Abrundung noch ein Vers fehle, den ja die Sache selbst sehr leicht darbot: τοὺς δὲ καὶ ἐν νήεσσιν ὑπὲρ μέγα λαῖτμα θαλάσσης ἐς Τροίην ἀγαγὼν Ἑλένης ἕνεκ' ἠϋκόμοιο Ἑλλάδι κῦδος ἔθηκεν ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων. ἔνθ' ἤτοι τοὺς μὲν θανάτου τέλος ἀμφεκάλυψεν.

V. 179. Die Worte ἀλλ' ἔμπης καὶ τοῖσι μεμίξεται ἐσθλὰ κακοῖσι können schon an sich nicht bedeuten, was Hr. G. will, *magna fiet confusio, summa imis miscebuntur, mala bonis*, noch weniger aber wegen des dieser Erklärung widersprechenden ἀλλ' ἔμπης. Vielmehr will Hesiodus nicht gerade alles Gute diesem Geschlechte, zu dem er ja selbst gehört, absprechen. Das leuchtet noch mehr ein, wenn man bedenkt, dass sowohl der Analogie nach, als weil in den folgenden Versen durchaus das Futurum gebraucht ist, die Beschreibung des eisernen Geschlechts mit dem Verse εὖτ' ἂν γεινόμενοι πολιοκρόταφοι τελέθωσιν, über dessen Sinn oben zu Theog. V. 280. gesprochen worden, beschlossen werden muss. Daraus erhellt, dass nach diesem Verse etwas ausgefallen seyn muss, indem nun offenbar für die Zukunft eine noch schlechtere Zeit, und ein grundlos verdorbenes Geschlecht prophezeit wird.

V. 191. wünschte Rec. nicht seine Anmerkung zum Viger p. 895. zu Vertheidigung der Behauptung, dass ὕβριν von ῥεκτῆρα regiert werde, angeführt zu sehen, indem ihm diese Stelle so zu erklären nicht beigekommen seyn würde. Für den Hesiodus ist diese Construction, zumal in Verbindung mit dem Genitiv, κακῶν ῥεκτῆρα καὶ ὕβριν ἀνέρα, viel zu gekünstelt. Auf eine bequemere Weise deutet Lobeck zum Ajax S. 284. an,

dass ὕβριν für ὕβριν ὄντα genommen werden könne. Hierzu hätten die Anmerkungen zum Viger p. 932. f. angeführt werden können.

V. 198. 199. kann an φαρέεσσι, da die Epiker sonst φᾶρος mit langem α sagen, und an ἴτον, da viele Codices und einige der diese Stelle anführenden Grammatiker ἴτην haben, die Dualformen aber sehr schwankend sind, gezweifelt werden.

V. 202. νῦν δ' αἶνον βασιλεῦσιν ἐρέω φρονέουσι καὶ αὐτοῖς, und V. 210. 211. ἄφρων δ', ὅς κ' ἐθέλῃ πρὸς κρείσσονας ἀντιφερίζειν. νίκης τε στέρεται πρός τ' αἴσχεσιν ἄλγεα πάσχει, hat Hr. G. eingeklammert, den ersteren, weil er später zur Verbindung der Theile hinzugesetzt sey; die andern beiden, die Aristarch obelisirte, den Tzetzes gut widerlegt hat, weil sie zu der gnomischen Poesie, wie V. 25. 26. gehören: δ' sey eingeschoben, und die Verse gehören nicht an diese Stelle. Diese Urtheile sind nicht begründet, und beruhen auf einer willkürlichen, nicht nur nicht erwiesenen oder erörterten, sondern auch überhaupt höchst unglaublichen Ansicht, nach welcher das Hesiodische Gedicht entweder aus lauter nach und nach zusammengetragenen
8 Bruchstücken, oder aus einzelnen unverbundenen Sentenzen bestehen musste. Aber selbst in dieser Ansicht findet man keine Consequenz beobachtet; sonst müsste z. B. auch V. 265. 266. eingeklammert seyn. Nichts berechtigt zu diesen Behauptungen.

V. 213. Ueber ἄϊε ist Bachmann nachzusehen zu Lykophron V. 461.

V. 256. ἡ δέ τε παρθένος ἐστὶ Δίκη kann nicht bedeuten, *atque praeter hos est etiam Iustitia*, sondern, wie schon die Wortstellung zeigt, ist der Sinn ἡ δέ, Δίκη, παρθένος ἐστί: „sie aber, die Gerechtigkeit, ist keusch und rein."

V. 287. wird von den Worten τὴν μέν τοι κακότητα καὶ ἰλαδὸν ἔστιν ἑλέσθαι folgende Erklärung gegeben: *si vitio potiri vis, facilis est aditus neque opus est ut solus vitii viam ineas, sed multos habebis*

socios commissationum amantes, weil ἶλαι *commissationum antiquae sodalitates* seyen, was Pindars εὔφρονες ἶλαι beweisen sollen. Aber diese Bedeutung ist geradezu von Hrn. G. erfunden, und das Wort hat weder bei Pindar, noch irgendwo diese Bedeutung. Hesiodus hat eben so wenig an *commissationes* gedacht, oder denken können, als Homer, indem er Iliad. II. 93. sagte: ἐστιχόωντο ἰλαδὸν εἰς ἀγορήν. Das Wort bedeutet „haufenweise," und es ist kaum begreiflich, wie Hr. G. den so ganz klaren und von jedermann richtig aufgefassten Sinn der Stelle so verdrehen konnte.

V. 314. hat Hr. G. so interpungirt, δαίμονι δ', οἷος ἔησθα, τὸ ἐργάζεσθαι ἄμεινον, und nimmt, seiner Neigung zu sonderbaren Etymologien nachgebend, δαίμονι in der von Plato und andern gefabelten Bedeutung für δαήμονι, so dass der Sinn der Stelle sey: *quapropter satius est homini prudenti, qualis olim tu fuisti, antequam alienarum rerum cupidus eras (antequam lite mecum agebas), laborare atque ita divitias iustas tibi parare.* Das ist geradezu unmöglich. In der Spohnischen und Dindorfischen Ausgabe ist Schäfers Emendation aufgenommen, δαίμονι δ' ἶσος ἔησθα· τῷ ἐργάζεσθαι ἄμεινον. Diese Emendation hat auf den ersten Anblick einen sehr günstigen Schein, der sich jedoch bei näherer Betrachtung verliert. Erstens können die Worte nicht bedeuten *deo similis es*, wie Spohn angiebt. Denn wenn auch wohl eine Aeolische Form εἶσθα gerechtfertigt werden könnte, so kann es doch ἔεισθα nicht; noch weniger aber kann ἔησθα Präsens seyn, ungerechnet, dass hier gar das Futurum stehen sollte. Zweitens ist es sehr problematisch, ob δαίμονι ἶσος vom Glücke gesagt werden könne, wie V. 112. ὥςτε θεοὶ ἔζωον. Homer wenigstens gebraucht die Vergleichung δαίμονι ἶσος nie anders, als von einem stürmischen Anlaufe. Drittens ist zweimal auf das Digamma keine Rücksicht genommen, und, wenn auch δ' ἶσος sich vertheidigen liesse, würde doch das kurze τῷ vor ἐργάζεσθαι sehr anstössig seyn, obwohl dieses

τῷ an sich richtig zu seyn scheint. Wollte man daher ja diese Conjectur vetheidigen, so müsste man, weil die Lesart der Aldina V. 312. τάχα σε ζηλώσει κἀεργός auf τάχα κε ζηλώσαι ἀεργός zu schliessen erlaubt, dieses annehmen, und dann lesen δαίμονι δ' ἶσος ἔοις, welcher Optativ Iliad. IX. 142. 284. vorkommt. Die Scholiasten haben die gewöhnliche Lesart den Worten nach richtig erklärt: „wie du auch immer an Glücksumständen beschaffen seyn magst, so ist Arbeiten das Bessere.“ Dem Zusammenhange und der ganzen Absicht des Dichters nach scheint das doch aber nicht das Rechte zu seyn, sondern vielmehr:

> δαίμων δ', οἷος ἔῃς· τῷ ἐργάζεσθαι ἄμεινον,
> εἴ κεν ἀπ' ἀλλοτρίων κτεάνων ἀεσίφρονα θυμὸν
> εἰς ἔργον τρέψας μελετᾷς βίον, ὥς σε κελεύω.

d. i. δαίμων τοῖός ἐστιν, οἷος ἔῃς.

V. 317. wird bei den Worten αἰδὼς δ' οὐκ ἀγαθὴ κεχρημένον ἄνδρα κομίζει Spohn getadelt, der ἀγαθὴ statt Adverbium nahm, da hingegen Hr. G. die nicht gute Schaam genannt wissen will. Allein V. 500. heisst es: ἐλπὶς δ' οὐκ ἀγαθὴ κεχρημένον ἄνδρα κομίζοι, wo man diese Erklärung nicht anwenden kann. Folglich hatte entweder Spohn recht, oder es ist an beiden Stellen κομίζειν zu lesen, was das Natürlichste wäre. Doch geben das weder die Handschriften, noch in der ersten Stelle Suidas, in der zweiten Stobäus.

V. 320. χρήματα δ' οὐχ ἁρπακτά· θεόςδοτα πολλὸν ἀμείνω. *non sunt rapiendae.* Dies müsste ἁρπακτέα heissen. Es ist nach ἁρπακτὰ nur ein Komma zu setzen: denn anstatt zu sagen: χρήματα δ' οὐχ ἁρπακτά, ἀλλὰ θεόςδοτα ἀγαθά ἐστι, ist bloss der letzte Satz etwas abgeändert, aber der Begriff, der darin enthalten ist, bezieht sich auf das οὐχ. „Nicht geraubte Güter, von Gott geschenkte sind viel besser.“

V. 325. sollte ῥεῖά τέ μιν der andern Lesart ῥεῖα δέ μιν vorgezogen seyn.

V. 329. in den Versen:

> ὅς τε κασιγνήτοιο ἑοῦ ἀνὰ δέμνια βαίνῃ
> κρυπταδίης εὐνῆς ἀλόχου, παρακαίρια ῥέζων,

versteht Hr. G. nach Art der heiligen Schrift unter dem Bruder den Nächsten. Daran ist nicht zu denken. Hesiodus hat es überall mit seinem Bruder zu thun, und wahrscheinlich treffen alle hier aufgehäuften Vorwürfe ganz besonders diesen Perses. Ferner soll ἕνεκα zu κρυπταδίης εὐνῆς verstanden werden, *quod admodum familiare est epicorum poetarum supplementum*. In solcher Construction möchte sich dazu nicht wohl ein Beispiel finden lassen. Warum sollte man nicht ganz natürlich construiren ἀνὰ δέμνια κρυπταδίης εὐνῆς ἀλόχου κασιγνήτοιο ἑοῦ? Nach V. 332. sollte übrigens ein Punkt stehen. Denn alles hängt von ἶσον V. 327. ab, und mit τῷ δ' ἤτοι V. 333. fängt ein neuer Satz an.

V. 338. sähe man lieber die den Epikern gewöhnliche Form σπονδῆς θυέεσσί τε, als die andere Lesart σπονδῇσι θύεσσί τε aufgenommen, wogegen, wie oben bemerkt wurde, V. 198. φάρεσσι wohl besser als φαρέεσσι wäre. Ein Versehen ist: *Pro* δὲ *Dind.* δή. Umgekehrt, nicht δή, sondern δὲ hat die Dindorfische Ausgabe, was das Richtige ist.

V. 341. Gut ist die Vermuthung, dass dieser hier unpassende Vers nach βιότου δὲ τεὴν πιμπλῇσι καλιήν V. 301. zu setzen sey.

V. 347. ἔμμορέ τοι τιμῆς, ὅστ' ἔμμορε γείτονος ἐσθλοῦ. Τιμή *est praemium a diis honoris causa datum*. Keineswegs, sondern Werth. Dazu passt, was Hr. G. aus dem Proklus anführt, dass Themistokles bei dem Feilbieten eines Grundstücks habe ausrufen lassen, es habe einen guten Nachbar.

V. 351. wird mit Unrecht Buttmanns Erklärung ἄρκιον als zu künstlich getadelt, da sie vielmehr ganz natürlich, nothwendig, und durch den Gebrauch bestätigt ist. Der Sinn der Stelle ist: „gieb dem Nachbar das

Geborgte richtig und reichlich wieder, damit dir das Borgen auch für die Zukunft, wenn du etwas nöthig hast, gesichert ist."

V. 357. war *δώῃ* aufzunehmen. Denn die beibehaltene Vulgata, so, wie Hr. G. mit der Spohnischen und Dindorfischen Ausgabe interpungirt hat: *ὃς μὲν γάρ κεν ἀνὴρ ἐθέλων, ὅγε κἂν μέγα δοίη.: χαίρει τῷ δώρῳ καὶ τέρπεται ὃν κατὰ θυμόν,* giebt den Sinn: „wer gern giebt, der giebt Grosses: er freut sich dieses Geschenkes." So nimmt es auch Hr. G., aber dann sollte *ὃ δὲ* geschrieben seyn. Und so mag wohl auch derjenige Dichter, der den folgenden Vers nicht setzte, geschrieben haben, dafern überhaupt angenommen werden kann, dass ein Dichter ihn nicht setzte, und *δοίη* schrieb. Wird aber dieser Vers gesetzt, so fehlt die Verbindungspartikel. Daher schrieb der Dichter, der ihn hinzufügte:

ὃς μὲν γάρ κεν ἀνὴρ ἐθέλων, ὅτε καὶ μέγα δώῃ,
χαίρει τῷ δώρῳ καὶ τέρπεται ὃν κατὰ θυμόν·
ὃς δέ κεν αὐτὸς ἕληται ἀναιδείηφι πιθήσας,
καί τε σμικρὸν ἐόν, τὸ δ᾽ ἐπάχνωσεν φίλον ἦτορ.

Zu *ὃς μὲν γάρ κεν ἀνὴρ ἐθέλων* ist aus dem folgenden *δώῃ* zu verstehen: „wer gern giebt, freut sich, auch
11 wenn er Grosses giebt, dieses Geschenkes: wer aber unverschämter Weise selbst nimmt, wenn es auch eine Wenigkeit ist, dem macht es böses Gewissen." So erklärte diese Stelle mit andern Interpreten ganz richtig auch Spohn. Daher musste die alte Interpunction beibehalten, das ungeschickte *ὅγε* mit der vorhandenen richtigen Lesart (s. Stobäus X. 16.) vertauscht, das nicht epische *κἂν* in *καὶ* verwandelt, und in dem letzten dieser Verse das unrichtige *τότ᾽* nicht mit ein Paar Büchern in *τόγ᾽* sondern in *τὸ δ᾽* verändert werden.

V. 361. Hier sollte statt der Optative geschrieben seyn:

εἰ γάρ κεν καὶ σμικρὸν ἐπὶ σμικρῷ καταθῆαι,

καὶ θάμα τοῦτ' ἔρδῃς, τάχα κεν μέγα καὶ τὸ γένοιτο·

dafern nicht der Dichter *εἰ γὰρ καὶ σμικρόν περ* schrieb, in welchem Falle die Optative *καταθεῖο* und *ἔρδοις* richtig sind.

V. 363. Ueber die hier zusammengestellten Lebensregeln scheint Hr. G. nicht richtig zu urtheilen: insbesondere kann nicht zugegeben werden, dass der Vers:

οἴκοι βέλτερον εἶναι, ἐπεὶ βλαβερὸν τὸ θύρηφι,

sich auf die Frauen beziehe. Nicht nur ist von diesen hier gar keine Andeutung zu finden, sondern das von Hrn. G. selbst angeführte Sprichwort: *οἴκοι μένειν δεῖ τὸν καλῶς εὐδαίμονα*, zeigt ja, dass der Sinn sey: „es ist besser zu Hause für das Seinige zu sorgen: denn das Umherschweifen ausser dem Hause bringt Schaden.“

V. 370. *μισθὸς δ' ἀνδρὶ φίλῳ εἰρημένος ἄρκιος ἔστω.* Auch hier widerspricht Hr. G. der Behauptung Buttmanns im Lexilogus II. p. 36. ganz mit Unrecht. Es ist unmöglich, dass dieser Vers bedeuten könne, was er angiebt: ***Amicus contentus esto cum capite, de quo convenit, nolit praeterea etiam usuras flagitare.*** Denn *μισθὸς εἰρημένος* kann nichts anderes heissen, als „der festgesetzte Lohn.“ Nur scheint Buttmann *ἄρκιος* von dem Festmachen zu verstehen: aber der Sinn ist vielmehr: „der ausgemachte Lohn werde sicher ausgezahlt.“

V. 383. In diesem Verse, in dem so viele Schriftsteller, die ihn anführen, die hergebrachte Form *Ἀτλαγενέων* bestätigen, hat Hr. G. aus einem einzigen Ambrosianischen Codex, nicht, wie er angiebt, aus Med. 5., welches die älteste Handschrift ist, *Ἀτλαγγενέων* aufgenommen, und hält diese Schreibart für so begründet, dass er überall diesen Namen so schreibt. ***Nam flexisse Graecos** "Ἄτλας, "Ἄτλα,* sagt er, ***quod Tzetza voluit non potest demonstrari nisi vocativo** "Ἄτλα. **Atque ita exspectasses** Ἀτλη γενέων.* Nun *Ἀτληγενέων* konnte er bei dem Scholiasten zu Iliad. XVIII.

lich ist auch irrig, und selbst den Worten des Dichters widersprechend, dass das αὐτόγυον V. 427. γύης genannt sey. Vielmehr ist ganz bestimmt und in eigentlicher Bedeutung mit γύης, wie eben aus den darauf folgenden Worten erhellt, der Krümmel allein gemeint, der in das ἔλυμα, den Scharbaum, eingefügt werden soll. Mithin vernichtet sich auch die aufgestellte Vermuthung, dass der Dichter statt δρυὸς ἔλυμα, γύης πρίνου geschrieben habe: πρίνου ἔλυμα, δρυὸς δὲ γύην. Denn auf diese Weise würde er hier das Gegentheil des so eben Gesagten lehren. Das Argument, das Hr. G. von ἔνδρυον hernimmt, hält ebenfalls nicht Stand, indem es auf einer erdachten Bedeutung beruht, nach welcher dieses Wort eine Deichsel bezeichnen soll, da es doch nur einen Pflock bedeutet.

V. 438. Diesen Vers hat Hr. G. eingeklammert, unstreitig, weil er ihm eben dasselbe, was der vorhergehende Vers, zu sagen schien. Er bemerkt, dass er bei Suidas in ζυγομαχεῖν fehle. Er fehlt auch im Etym. Gud. p. 232, 45. Dagegen führt die ersten Worte der Scholiast zu Iliad. XIII. 484. an. Wegbleiben konnte er zwar: keineswegs aber ist er desshalb für unächt zu halten. Denn was in den Büchern geschrieben ist, τὼ ἐργάζεσθαι ἀρίστω, konnte offenbar nicht von Hesiodus kommen: s. oben zu V. 314. Indessen bedarf es nur einiger Aufmerksamkeit, um einzusehen, dass die Stelle so lautete:

βόε δ' ἐνναετήρω
ἄρσενε κεκτῆσθαι, τῶν γὰρ σθένος οὐκ ἀλαπαδνόν,
ἥβης μέτρον ἔχοντε, τὸ ἐργάζεσθαι ἄριστον.

14 V. 439. 443. Es dürfte nicht überflüssig gewesen seyn, wenn bei der Variante ἐρίσαντε ἐν αὔλακι in dem erstern dieser Verse, und bei dem vielleicht Manchem anstössigen Trochäus ἰθεῖαν αὔλακ' ἐλαύνοι in dem letztern, angemerkt worden wäre, dass αὖλαξ in der alten Sprache digammirt gewesen sey: woher auch

κατὰ ὦλκα und εἰ ὦλκα bei Homer. Daraus lässt sich abnehmen, dass es eines Stammes mit βῶλος, und ἐριβῶλαξ so viel als ἐριαῦλαξ ist. Folglich sollte V. 439. ἐρίσαντ' ἐν αὔλακι stehen.

V. 448. ist nicht bemerkt, dass bei dem Scholiasten des Aratus zu V. 1010. γεράνων φωνῆς, und bald darauf ὀμβρινοῦ steht.

V. 456. sollte οὐδὲ τὸ οἶδ' auch gegen alle Codices statt οὐδέ τόγ' οἶδ' geschrieben seyn. Die Elision ist in der epischen Sprache hier selbst nach dem Verlöschen des Digamma anstössig.

V. 458. ist εὖτ' ἂν φανείη ein Solöcismus. Richtig setzte Spohn den Conjunctiv: ob dieser φανείη oder φανήῃ zu schreiben sey, mag gestritten werden. Hrn. G. findet man in diesem Punkte ungenau und inconsequent. Er hat θείη V. 556. gegeben, hier aber und V. 680. an φανείη, so wie V. 693. an ἀμαυρωθείη keinen Anstoss genommen (s. oben zu V. 361.), eben so wenig, wie an εἴη V. 501. 577. 606.

V. 463. ist nichts über ἔτι κουφίζουσαν ἄρουραν bemerkt, das die Ausleger in neutraler Bedeutung nehmen. Κουφίζειν kommt bei dem Homer gar nicht, bei dem Hesiodus bloss hier vor: höchst unwahrscheinlich aber ist die neutrale Bedeutung, da sonst überall nur die active gefunden wird. Sollte daher nicht der Dichter gesagt haben:

νειὸν δὲ σπείρειν ἐπικουφίζουσαν ἄρουραν·

wobei die active Bedeutung bleibt, und der Sache nach dasselbe gesagt wird, indem der Accusativ τὸ σπείρειν zu verstehen ist.

V. 476. ist mit Andern auf Bruncks Vorgang βιότου αἱρεύμενον aus dem Etym. M. p. 38, 12. aufgenommen, eine Lesart, die, wenn sie überhaupt vertheidigt werden kann, doch an dem Etymologicum eine sehr unsichere Stütze hat, und einen erbärmlich matten Sinn giebt. Allerdings giebt die Vulgata βιότοιο ἐρεύμενον ein ganz unbekanntes Wort: indessen die Glosse ἐρευγό-

μενον, und die Lesart einiger Handschriften *βιότου* hätte auf *ἠρευγμένον* führen sollen. Der Glossator las *ἐρεύγμενον*, und so auch Tzetzes, dessen Anmerkung in dem Münchner Codex so lautet: *ἐρεύμενον. ἀντὶ τοῦ ἐρευγόμενον. ἀπὸ τῆς ἐρυγῆς τὴν ἀφθονίαν* (der Codex hat *ἀφωνίαν*) *τοῦ πλούτου ἐδήλωσε κατὰ μεταφορὰν ἀπὸ τοῦ στομάχου, ὃς ὅταν πολλῶν βρωμάτων πλησθῇ τὰς ἐρυγὰς ἐργάζεται.*

V. 479. Die Form *ἀρόῃς* ist anstössig. Richtig würde *ἀρόσῃς* seyn, wie V. 485. Bemerkenswerth ist die Lesart des Wittenberger Codex *ἀρόως* mit darüber geschriebenem *η.* Sie enthält das Wahre, den Optativ *ἀρόῳς*, der hier richtig gesetzt ist, weil nicht vorausgesetzt wird, dass jemand zu der angegebenen Zeit ackern werde.

V. 480. Was heisst *ὀλίγον περὶ χειρὸς ἐέργων*? Hr. G. schweigt, wie alle Ausleger, ausser Tzetzes, dessen einfältige Erklärung *περὶ χειρός· διὰ χειρός*, das Fehlerhafte nur erst recht hervorhebt. Eben so was er in der Gaisfordischen Ausgabe sagt: *μικρὸν χειρόβολον τῶν σταχύων τῇ σῇ χειρὶ κρατῶν.* Wenn nicht ein anderer Fehler verborgen liegt, muss *πέρι χειρὶ* (oder *χερσὶν*) *ἐέργων* gelesen werden.

V. 491. Es wäre seltsam, wenn die Dichter des Verses wegen als Wunsch hätten ausdrücken müssen, was Vorschrift ist. Der Optativ *μηδέ σε λήθοι* scheint hier sehr unschicklich. Der Wittenberger Codex vereinigt ihn mit dem Conjunctiv so *λήθηοι.* Der Conjunctiv des Präsens scheint richtig zu seyn, da von einer stets Statt habenden Sache die Rede ist. Nicht gut würde den vermeintlichen Solöcismus wegbringen, wer *μηδὲ λάθῃ σε* schreiben wollte. Der Optativ lässt sich nicht mit *ἐκ δ' ἀγγέων ἐλάσειας ἀράχνια* V. 475. vertheidigen, was vielleicht Hr. G. zu thun geneigt scheinen könnte, da er dort vor diesen Worten die volle Interpunction gesetzt hat. Aber *ἐλάσειας* gehört zu *ὧδέ κεν νεύοιεν* als Fortsetzung dieser Construction.

V. 493. hat Hr. G. accentuirt: *πὰρ δ' ἴθι χάλ-*

χειον θῶκον καὶ ἔπ' ἀλέα λέσχην. Er sagt: ἔπι *hic est praeterea, insuper, prae ceteris.* "Επι, so gestellt, ist in dieser Bedeutung gänzlich ungriechisch, und selbst, wenn es das bedeuten könnte, würde es ein ganz matter und lästiger Zusatz seyn. Folglich, wenn auch die meisten Handschriften ἐπ' ἀλέα haben, und so auch bei dem Aristides steht, und gar ἐπ' ἀλέᾳ bei dem Eustathius p. 1849, 3., muss doch ἐπαλέα die richtige Lesart seyn, dafern nicht eine andere nachgewiesen werden kann. So würde z. B. dem Sinne πάρα δ' ἀλέα λέσχην angemessen seyn.

V. 494. ist ἀνέρα statt ἀνέρας zu schreiben, eine Lesart des Leidner Etym. M., die aus Gaisfords Anmerkung zum Scholiasten zu entnehmen war.

V. 495. sagt Hr. G.: *Pro* ὀφέλλῃ *A., Med.* 5., *Vat. G.* ὀφέλλει. *Striblíginem non habet Ven. c. al.* Aber ἔνθα κ' ἄοκνος ἀνὴρ μέγα οἶκον ὀφέλλῃ, wie er mit den Handschriften liest, ist ja auch eine *striblígo.* Mit Recht nahm Gaisford von Brunck den Optativ an.

V. 519—521. *Haec omnia digniora sunt sophistico aliquo poeta quam Hesiodo.* Da in diesen Versen durchaus nichts Witziges liegt, und sie vielmehr 16
auch ganz besonders in den Worten καὶ διὰ παρθενικῆς ἁπαλόχροος οὐ διάησιν u. s. w., die nicht von einer erwachsenen Jungfrau, sondern von einem Mädchen, das noch Kind ist, zu verstehen sind, eine grosse Naivität verrathen: so scheinen sie vielmehr ein Zeichen sehr hohen Alterthums zu seyn. Ueberhaupt trägt diese höchst malerische Beschreibung der Winterkälte dieses Gepräge. Betrachtet man, wie überall die treffendsten Merkmale herausgehoben sind, so fällt das νυχίη καταλέξεται ἔνδοθι οἴκου ἤματι χειμερίῳ auf, weniger wegen der Verbindung von νυχίη und ἤματι, die sich rechtfertigen liesse, als weil ἔνδοθι οἴκου ziemlich müssiger Zusatz ist, da schon δόμων ἔντοσθε vorausgeschickt werden. Daher ist nicht zu zweifeln, dass die andere Lesart, μυχίη, die richtige ist, wodurch sich

nicht nur beide Anstösse von selbst heben, sondern auch die Sicherheit vor der Kälte noch charakteristischer bezeichnet wird. Uebrigens zeigt *καταλέξεται*, was Conjunctiv ist, dass, wenn diese Verse und V. 520. von demselben Dichter sind, dort *μίμνῃ* zu schreiben ist, dafern überhaupt das Verbum gesetzt worden. Denn da der Wittenberger Codex *ἥτε δόμων ἔντοσθεν μίμνει παρὰ μητέρι κεδνῇ* giebt, so hat es vielleicht ohne Verbum geheissen: *ἥτε δόμων ἔντοσθε φίλῃ παρὰ μητέρι κεδνῇ.*

V. 522. ist im Texte *εὖ τε* statt *εὖτε* gesetzt, hoffentlich ein Druckfehler, da nichts darüber gesagt worden, obgleich einige Interpreten es *beneque* übersetzt haben, wodurch Spohn veranlasst wurde, davor zu warnen.

V. 526. *Correpta γὰρ syllaba ante οἱ, quod habet digamma, indicium est serioris aetatis; v. Herm. Orph. p.* 780. Das ist nie des Rec. Meinung gewesen: vielmehr hat er dort erinnert, dass *οὐδέ. οἱ* zu lesen, und die Worte mit den vorhergehenden zu verbinden sind, wodurch zugleich gewonnen wird, dass *δείκνυ* von *ὅτε* abhängt, und man nicht nöthig hat, dieses mit Hrn. G. als Präsens anzunehmen, was eine ganz ungebräuchliche Form seyn würde.

V. 527. *κυανέων ἀνδρῶν δῆμόν τε πόλιν τε. Meroen innuit, Aethiopum metropolin, v. Herodot. II.* 29., *de qua nihil apud Homerum.* Hesiodus wusste wohl eben so wenig von Meroe etwas, als Homer. Die Griechen tragen ihre Einrichtungen auch auf fremde Völker über, und die hier gebrauchte Formel gehört zu den stehenden Redensarten. Kann jemand sagen, wie die Stadt der Cimmerier beim Homer geheissen habe, von der er sagt: *Κιμμερίων δῆμός τε πόλις τε?*

V. 532. Brunck hatte Recht, wenn er an *καὶ πᾶσιν ἐνὶ φρεσὶ τοῦτο μέμηλεν, οἳ σκέπα μαιόμενοι πυκινοὺς κευθμῶνας ἔχουσιν* Anstoss nahm: aber er hätte

17 sich begnügen sollen, *οἱ* vorzuschlagen, und nicht *ἕλω-*

σιν hinzuzufügen. Mit bekannter Attraction ist οἶ gesagt für ἐκεῖσε, οὗ κευθμῶνας ἔχουσιν.

V. 533. 535. Nicht bloss Spohn, den Hr. G. nennt, sondern auch die alten Erklärer haben φοιτῶσιν auf die Thiere bezogen: und wenn die hergebrachte Lesart beibehalten wird, so ist das auch schlechterdings nothwendig. Nun aber hat allerdings Hr. G. Recht, wenn er die Vergleichung τρίποδι βροτῷ ἶσοι abgeschmackt findet. Aber entweder musste er diese Abgeschmacktheit dem Dichter lassen, oder den Text corrigiren, wenn er wollte, dass von den Menschen die Rede wäre. Vossens Uebersetzung: „Gleich sind auch die Menschen dem Dreifuss, dem sich der Rücken verbog und das Haupt zum Boden herabschaut,“ hat er missverstanden, wenn er glaubte, Voss hätte an einen leblosen Dreifuss gedacht. Wahrscheinlich las Voss βροτοί, und nahm τρίποδι für eine Benennung des am Stabe sich forthelfenden Greises, was Hrn. G. theils wegen der Bemerkungen, die er über diese, besonders in Böotien einheimische Metapher macht, theils wegen anderer, ähnlicher Bilder, die er in der Vorrede S. 15. zusammenstellt, am wenigsten hätte befremden sollen. Nun aber ist Vossens Emendation, wenn er, wie zu vermuthen ist, βροτοὶ gelesen hat, ganz richtig, genügt aber noch nicht. Denn es leuchtet ein, dass die Menschen hier nicht bloss genannt, sondern auch den Thieren entgegengesetzt werden müssen. Daher ist zu schreiben τοὶ δὲ τρίποδι βροτοὶ ἶσοι u. s. w.

V. 547. Βορέαο πεσόντος, *i. e.* ἐμπεσόντος, *non: cessante Borea, quod voluit Spohnius.* Spohn hatte Recht: denn πίπτειν kann nicht ἐμπίπτειν bedeuten, sondern πίπτει ὁ ἄνεμος heisst, „der Wind legt sich:“ s. Odyss. XIX. 202. Die ganze Stelle hat den alten und neuen Erklärern viel Noth gemacht. Hr. G. scheint die Schwierigkeiten gar nicht bemerkt zu haben, und wenn er ἀὴρ πυροφόρος *nubes fecunda, quae triticum procreat* übersetzt, so hätte ihn diese ganz ungewöhnliche Metapher bedenklich machen sollen;

wenn er aber hinzufügt: *Ἀὴρ hic pro αὔρᾳ*, so widerspricht es, dass dasselbe Wort zugleich eine Wolke und auch Luft bedeuten soll. Die Unrichtigkeiten der Stelle sind folgende. Erstens, da *Βορέαο πεσόντος* nur heissen kann: „wenn der Nordwind sich legt," so ist der Satz falsch, dass da der Morgen kalt sey: vielmehr ist er weniger kalt. Zweitens kann der Nebel (denn das ist *ἀήρ*) nicht *πυροφόρος* heissen. Drittens ist auch *ἄλλοτε μὲν ὕει, ἄλλοτ' ἄησι* falsch: denn der Nebel kann sich wohl in Regen ergiessen, aber er wehet nicht. Viertens endlich ist die Rede am Ende mangelhaft, weil dem *ὕει ποτὶ ἕσπερον* der
18 Gegensatz fehlt, was am Morgen geschehe. Dieser Gegensatz ist aber vorhanden, wiewohl nicht an der rechten Stelle, V. 548. Aus allem diesen folgt, dass dieser Vers an den gehörigen Ort gestellt, und das Ganze so gelesen werden müsse:

> ψυχρὴ γάρ τ' ἠὼς πέλεται. Βορέω δὲ πεσόντος
> ἀὴρ πυροφόροις τέταται μακάρων ἐπὶ ἔργοις,
> ὅςτε ἀρυσσάμενος ποταμῶν ἀπὸ ἀεναόντων,
> ὑψοῦ ὑπὲρ γαίης ἀρθεὶς ἀνέμοιο θυέλλῃ,
> ἄλλοτε μέν θ' ὕει ποτὶ ἕσπερον, ἄλλοτε δ' εἶσιν
> ἠῷος γ' ἐπὶ γαῖαν ἀπ' οὐρανοῦ ἀστερόεντος.

„Wenn der Nordwind sich legt, verbreitet sich Nebel über die fruchttragenden Felder der Wohlhabenden, der aus den Flüssen schöpfend und vom Sturme emporgetragen bald am Abend sich in Regen auflöst, bald wenigstens gegen Morgen auf die Erde vom Himmel herniedersteigt." Der nicht hierher gehörige 553. Vers ist wohl eine Variation des 547. Verses, der, in Verbindung mit diesem gesetzt, etwa so gelautet haben mag: *ψυχρὴ γάρ τ' ἠὼς πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσιν πυκνὰ Θρηϊκίου Βορέω νέφεα κλονέοντος.*

V. 559. bedarf die rhythmisch harte, dem Sinne nicht angemessene, und noch überdiess unsichere Lesart einer Verbesserung. Es ist zu lesen:

τῆμος θὤμισυ βουσίν, ἐπ' ἀνέρι δὲ πλέον εἴη ἁρμαλιῆς.

V. 561—563. sind, wie in andern Ausgaben, nach Plutarchs Urtheil als unächt eingeklammert. Ein zureichender Grund für dieses Urtheil scheint nicht vorhanden zu seyn. Denn an dem Sinne ist nichts auszusetzen, wenn der Dichter, nachdem er im Winter das Futter zu beschränken gerathen, hinzusetzt: „so wirst du die Tage des ganzen Jahres ausgleichen," d. h. so kommt im Ganzen auf einen Tag des Jahres so viel Fütterung, als auf den andern. Ja wer die Verse noch mehr sichern wollte, könnte vermuthen, sie hätten ehemals mit den vorhergehenden eng zusammengehangen, wozu es nur der Hinzufügung eines einzigen Buchstabens bedürfte: *μακραὶ γὰρ ἐπίῤῥοθοι εὐφρόναι εἰσὶ ταῦτα φυλασσομένοις, — ἰσοῦσθαι νύκτας τε καὶ ἤματα.*

V. 590. ist in der Note aus Versehen *μᾶζάν γε μεμαχότος* statt *μεμαχὼς* aus Suidas angegeben. Es kann kein Zweifel seyn, dass das *α* kurz ist.

V. 591—595. hält Hr. G. für Verse eines andern Dichters. Aber da bloss die Worte *ἔπι δ' αἴθοπα πινέμεν οἶνον ἐν σκιῇ ἑζόμενον,* weil sie das schon Gesagte enthalten, zu Vermuthung einer Interpolation Anlass geben können, so hätte Hr. G. seine Verdächtigung bloss auf diese Worte beschränken sollen. Denn lässt man sie weg, und setzt in den folgenden Ver- 19
sen die Dative *κεκορημένῳ* und *τρέψαντι* statt der Accusative, so ist nichts dagegen, dass die ganze Stelle vom Hesiodus sey. Der Rhapsode aber, welcher die angegebenen Worte einschob, fand wahrscheinlich das harte *πετραίη τε σκιὴ* anstössig, und setzte daher V. 588. *ἀλλὰ τότ' εἴη*, schaltete den Gedanken des weggelassenen 589. Verses nach *ἐρίφων* ein, und verwandelte die Dative und Accusative.

V. 596. hat Hr. G. zwar mit Recht das *δ'* weggelassen: er hätte noch bemerken können, dass es auch in den Handschriften und bei den Schriftstellern, die die-

sen Vers anführen, fehlt: aber befangen in seiner Meinung von einzelnen Sprichwörtern und Lebensregeln, die in dem Hesiodischen Werke zusammengehäuft seyen, benutzte er diese Lesart nicht richtig. Der vorhergehende Vers:

κρήνης τ' ἀενάου καὶ ἀποῤῥύτου, ἥτ' ἀθόλωτος,

würde sehr Ueberflüssiges enthalten, wenn er bloss auf das Anschauen des Quelles bezogen würde. Vielmehr bezieht er sich auf den Gebrauch des Wassers, das rein seyn soll der Gesundheit wegen; und so verstanden die Worte Plutarch, Porphyrius, Athenäus. Der letztere XI. p. 782. A. führt sogar diesen Vers in Verbindung mit dem folgenden an, und Casaubonus las hier richtig, so wie die Vulgata in einer andern Stelle des Athenäus ist, *τρεῖς*, wodurch zugleich die metrische Unrichtigkeit beseitigt wird. *Τρεῖς*, nämlich *μοίρας*. Das *τρὶς* ist ein alter Irrthum, der sich auch in die Schriftsteller, welche den Vers citiren, verbreitet hat. Nun ist der Sinn richtig, und von *εἴη* hängen die verbundenen Verse ab:

κρήνης τ' ἀενάου καὶ ἀποῤῥύτου, ἥτ' ἀθόλωτος,
τρεῖς ὕδατος προχέειν, τὸ δὲ τέτρατον ἱέμεν οἴνου.

Ὕδατος ist wegen *οἴνου* hinzugesetzt: „aus einem reinen Quell drei Theile Wasser und den vierten Theil Wein."

V. 600. Die Anmerkung zu *ἐν ἄγγεσιν, De ἐν pro εἰς apud Aeoles v. animadvers. ad Theog.* 487., passt nicht. Dort ist von dem Aeolischen *ἐν* mit dem Accusativ die Rede: wo aber ist hier ein Accusativ? wo überhaupt etwas Aeolisches?

V. 607. Hier konnte bemerkt seyn, dass *ἐπηετανὸς* viersylbig auch in dem Homerischen Hymnus des Merkur V. 113. vorkommt: bei dem Hesiodus es aber auch könne ursprünglich *ἐπηετάν'* geheissen haben.

V. 617. möchte schwerlich zu verdammen seyn. Wenn πλειών von den Alexandrinern öfters gebraucht worden, so beweist das nicht, dass das Wort neu, sondern nur, dass es ein bei den Alten selten vorkommendes Wort ist.

V. 623. Auch diesen Vers für untergeschoben zu halten, damit er als Verbindung diene, ist nicht der mindeste Grund vorhanden. Ja er dient nicht einmal zu irgend einer Verbindung, so dass man fast vermuthen möchte, die ganze Anmerkung solle nicht zu diesem, sondern zu V. 618. gehören: εἰ δέ σε ναυτιλίης δυςπεμφέλου ἵμερος αἱρεῖ.

V. 624. hat sich Hr. G. sehr geirrt, wenn er zu λίθοισι sagt: εὐναῖς *apud Homerum dictis.* Homer nennt ja εὐνὰς Ankersteine, die statt des Ankers dienen, wenn das Schiff in See steht; Hesiodus aber spricht von Steinen, die um das auf das Trockene gezogene Schiff ringsher gelegt werden sollen, damit es vom Winde nicht umgerissen werde. Es ist zu verwundern, wie Hr. G. die klaren Worte νῆα δ᾽ ἐπ᾽ ἠπείρου ἐρύσαι übersehen konnte. Auch Herrn Wachsmuth geschieht in dieser Note Unrecht, der nicht sagte, noch sagen wollte, dass Homer das Wort ἄγκυρα, sondern nur, dass er die Sache, die bei ihm εὐναὶ heisse, gekannt habe.

V. 640. Hier spricht Hr. G. von Hesiodus als sicherem Verfasser dieser Stelle: gleichwohl hält er zu V. 633. von dort an alles bis V. 642., auf Herrn Twesten sich berufend, für untergeschoben. Warum sollen aber diese Verse von einem Böotier seyn, der den Hesiodus zu einem Askräer machen wollte? Da müsste man doch ganz gewiss wissen, dass Hesiodus nicht in Böotien geboren wäre. Und gleichwohl hält Hr. G. selbst in der Vorrede den Hesiodus für einen in Askra gebornen Böotier.

V. 646—662., welche Herr Twesten mit Ausnahme der beiden ersten für unächt erklärte, verwirft auch Hr. G. Wenn er aber sagt: *Non esse Hesiodi persuasum erat Pausan. IX. 31. 3., ut ex eius*

verbis patet: so folgt das aus den Worten des Pausanias keineswegs, welche so lauten: *ἐν δὲ τῷ Ἑλικῶνι καὶ ἄλλοι τρίποδες κεῖνται, καὶ ἀρχαιότατος, ὃν ἐν Χαλκίδι λαβεῖν τῇ ἐπ' Εὐρίπῳ λέγουσιν Ἡσίοδον νικήσαντα ᾠδῇ.* Daraus kann doch nur geschlossen werden, dass Pausanias den alten Dreifuss, den man vorzeigte, nicht ausgemacht für den von Hesiodus geschenkten hielt; nicht aber, dass ihm die jener Sage zum Grunde liegenden Verse, in denen der Dichter einen Dreifuss geweihet zu haben versichert, unächt geschienen haben. Damit soll jedoch nicht behauptet werden, dass diese Stelle, und namentlich, was von der Schenkung des Dreifusses gesagt wird, von Hesiodus sey. Ferner kann nicht zugegeben werden, dass die Worte V. 683. *οὐ γὰρ ἐμῷ θυμῷ κεχαρισμένον ἐστίν* mit V. 650. f. in Widerspruch stehen, weil sie beweisen, dass der Verfasser mehr-
21 mals das Meer befahren habe. Sie beweisen das gar nicht. Denn erstens kann auch einer, der nur einmal zur See gewesen ist, besonders auf dem stürmischen Euripus, dadurch einen Widerwillen gegen Seefahrten bekommen; und zweitens sagt ja die Stelle etwas ganz anderes: sie sagt: „mir gefällt das zur See gehen im Frühjahre nicht: es ist eine gefährliche Sache."

V. 647. Wenn *δέ*, weil es durch die Bücher gesichert ist, beibehalten wurde, so hätte doch entweder angemerkt werden sollen, man müsste in den Worten *βούληαι δὲ χρέα τε προφυγεῖν* das *βούληαι* in zwei Sylben zusammenziehen; oder es war *τε* wegzustreichen, was das Bessere war.

V. 656. *παῖδες μεγαλήτορες. V. praefat.* In der Vorrede kann Rec. nichts finden, was hierher gehörte. Man erwartet etwas über dieses nackte *παῖδες μεγαλήτορες*, was sehr den Verdacht der Interpolation anregt. Hesiodus sagte wohl *παῖδες μεγαλήτορος Ἀμφιδάμαντος.* Ein späterer Dichter mag das geändert, und die Sage von dem Siege hineingeflochten haben.

V. 682. muss man sich wundern, dass auch Hr.

G., wie andere Erklärer, die höchst anstössige Stelle mit Stillschweigen übergeht. Man liest hier:

εἰαρινὸς δ' οὗτος πέλεται πλόος οὔ μιν ἔγωγε
αἴνημ'· οὐ γὰρ ἐμῷ θυμῷ κεχαρισμένος ἐστίν,
ἁρπακτός· χαλεπῶς κε φύγοις κακόν· ἀλλά νυ καὶ τὰ
ἄνθρωποι ῥέζουσιν ἀϊδρείῃσι νόοιο.
χρήματα γὰρ ψυχὴ πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσι.

Erst V. 678. hatte der Dichter gesagt: *ἄλλος δ' εἰαρινὸς πέλεται πλόος ἀνθρώποισιν.* Wie abgeschmackt ist es daher, dass er nun hinzufügt: *εἰαρινὸς δ' οὗτος πέλεται πλόος.* Auch die folgenden abgebrochenen Sätze, und das allein dastehende, unklare *ἁρπακτὸς* geben keine gehörig zusammenhängende und verständliche Rede. Nun muss aber sogleich einleuchten, dass Vers 682. 683. nur Variation von V. 678. sind, in welchen ein Ordner, der die Verse nicht weglassen wollte, das einfältige *οὗτος* setzte, weil er, da *ἄλλος* schon V. 678. stand, nicht *εἰαρινὸς δ' ἄλλος πέλεται πλόος* beibehalten konnte. Eben so ist V. 687. *δεινὸν δ' ἐστὶ θανεῖν μετὰ κύμασιν* Variation von V. 691.: *δεινὸν γὰρ πόντου μετὰ κύμασι πήματι κῦρσαι,* und man kann nicht zweifeln, dass hier Verse verschiedener Dichter in anderer Ordnung zusammengefügt sind, als sie stehen würden, wenn wir jedes dieser Gedichte besonders besässen. So mögen V. 687. 688. wohl nach V. 677. gestanden haben. Es lassen sich aber der Möglichkeiten mehrere denken, und es dürfte schwerlich je mit voller Sicherheit das Zusammengehörige ausgemittelt werden können. Es lassen sich z. B. V. 674—677., wie sie dastehen, wohl vertheidigen: dennoch aber kann die in ihnen enthaltene 22
Wiederholung auf die Vermuthung führen, einer der Dichter habe die Worte *νέον καὶ ὀπωρινὸν ὄμβρον καὶ χειμῶν' ἐπιόντα,* ein anderer den 677. oder auch zugleich den 676. Vers weggelassen. Das aber scheint klar, dass V. 684. zu lesen sey: *ἁρπακτὸν χαλεπῶς κε φύγοις κακόν.* „Muthwillig zugezogenem Uebel wirst du schwer entkommen."

V. 709. ist zu schreiben *εἰ δέ σ' ὅγ' ἄρχῃ* oder *εἰ δέ κέ σ' ἄρχῃ*.

V. 714. *σὲ δὲ μή τι νόον κατελεγχέτω εἶδος.* Sensus: *noli tamen externam hominum speciem maioris habere quam animum et pectus.* Diesen Sinn können die Worte nicht haben. Alle Erklärer hatten längst die Stelle richtig verstanden.

V. 727. werden folgende Vorschriften gegeben:

μηδ' ἀντ' ἠελίου τετραμμένος ὀρθὸς ὀμιχεῖν·
αὐτὰρ ἐπεί κε δύῃ, μεμνημένος, ἔς τ' ἀνιόντα.
Μήτ' ἐν ὁδῷ μήτ' ἐκτὸς ὁδοῦ προβάδην οὐρήσῃς,
μηδ' ἀπογυμνωθείς· μακάρων τοι νύκτες ἔασιν·
ἑζόμενος δ' ὅγε θεῖος ἀνήρ, πεπνυμένα εἰδώς,
ἢ ὅγε πρὸς τοῖχον πελάσας εὐερκέος αὐλῆς.

Wie die Interpunction zeigt, nahm Hr. G. wohl an, was Guyetus sagt: *ab occasu ad ortum rectum meiere licet.* Aber abgesehen, dass das Stehen hier nur Nebensache ist, und der ganze Vers, so erklärt, einen unnöthigen und fast lächerlichen Satz enthält, konnte auch gar nicht so geredet werden, weil *αὐτὰρ* nicht so viel ist, wie *ἀλλά*. Die Hälfte der Handschriften hat *ἀνιόντος*. Der Wittenberger Codex: *αὐτὰρ ἐπῆν κε σὺ μεμνημένος ὅτ' ἀνυόντος.* Proklus schreibt: *μήτ' οὖν ἀπεναντίας ἡλίου μήτ' ἀνιόντος, ὅ ἐστι πρὸ μεσημβρίας, μήτε εἰς δύσιν ἰόντος, ὅ ἐστι μετὰ μεσημβρίαν οὐρεῖν.* Er scheint also gelesen zu haben: *εἴτ' ἄρ' ἐπήν κε δύῃ μεμνημένος, εἴτ' ἀνιόντος.* Aber auch das ist nicht nur ein ganz überflüssiger, sondern auch nicht richtig ausgedrückter Gedanke, indem es vielmehr *ὅταν δύῃ* heissen sollte. Hierzu kommt, dass dann ganz unbegreiflich ist, was das *μακάρων τοι νύκτες ἔασιν* solle. Grävius verstand die Stelle richtig, indem er die Interpunction nach *ἀνιόντα* aufhob, und den Sinn so ausdrückte: *sed etiam postquam occidit, memor eius rei, adversus orientem neque in via, neque inter eundum extra viam meias.* Hieraus folgt, dass in zwei

verschiedenen Recensionen, in einer *ἀντ᾽ ἀνιόντος*, in der andern *εἰς ἀνιόντα* stand, beides richtig, und eins davon aufzunehmen. Ferner wundert sich Hr. G. mit andern Erklärern, dass die Männer niedergekauert ihr Wasser abschlagen sollen, was dem Herodot als eine seltsame Gewohnheit der Aegypter aufgefallen war. Hesiodus hat wohl nicht daran gedacht, eine solche Vorschrift zu geben. Denn erstens war es ja natürlich, ja 23
sogar nothwendig, auch die Entäusserung der festen Excremente zu erwähnen: wie denn diess auch bei einer andern Gelegenheit V. 759. geschieht; und zweitens sind die Worte offenbar verdorben: denn was soll das erste *ὅγε*? und *θεῖος ἀνὴρ* ist hier geradezu lächerlich: das zweite *ὅγε* aber weist auf einen Gegensatz von *πρὸς τοῖχον* hin, dergleichen hier doch nicht zu finden ist. Da die unsaubere Sache doch nicht mit den gemeinen Ausdrücken genannt werden konnte, sondern auf eine anständige Weise angedeutet werden musste: so ist leicht zu erachten, dass erstens die Lesart, *μηδ᾽ ἀπογυμνωθῆς*, vorzuziehen, und in dieser Beziehung zu verstehen sey; ferner aber muss auch der erforderliche Gegensatz zu *πρὸς τοῖχον* gefunden und hergestellt werden, indem zugleich der *θεῖος ἀνὴρ* beseitigt wird. Das scheint am leichtesten so geschehen zu können:

ἑζόμενος δ᾽ ὄνθειος, ἀνὴρ πεπνυμένα εἰδώς,
ἢ ὅγε πρὸς τοῖχον πελάσας εὐερκέος αὐλῆς.

„sondern wer sich auf den Misthaufen oder an die Wand des Hofes setzt, ist ein verständiger Mensch."

V. 746. 748. Hr. G. sucht hier zu beweisen, dass V. 746. *ἀνεπίῤῥεκτον*, wie nach Versicherung der Scholiasten Einige gelesen haben, das Richtige sey; V. 748. hingegen *ἀνεπιξέστων* statt *ἀνεπιῤῥέκτων* geschrieben werden sollte, und *χυτρόποδες* die Füsse des Kessels, nicht den Kessel selbst bedeuten. Die Gründe, die er dafür anführt, sind, dass es nicht wohl erklärlich sey, warum man ein Haus nicht unabgeputzt lassen solle, damit nicht eine Krähe darauf ihre Stimme hören lasse;

ferner, dass Pythagoras vorgeschrieben habe, die Spur des Kessels in der Asche zu vertilgen: denn aus der Asche habe man geweissagt: V. Soph. O. R. 21. (ein höchst seltsamer Beweis aus den ganz etwas anderes sagenden Worten ἐπ' Ἰσμηνοῦ τε μαντείᾳ σποδῷ), und der Sinn der Regel sey, was in der Küche, d. h. im Innern des Hauses, vorgehe, sei nicht Anderen zu verrathen. Man kann nun zwar allenfalls die Möglichkeit der Vertauschung jener beiden Wörter zugeben: gegen alles andere aber lassen sich sehr gegründete Einwendungen machen. Erstens hätte doch bemerkt werden sollen, dass χυτροπόδων ἀνεπιῤῥέκτων durch Pollux X. 99. und Plutarch Q. Sympos. p. 703. D. geschützt wird. Sodann ist χυτρόπους, ganz wie τρίπους, ein Wort, das den mit Füssen versehenen Kessel bedeutet. Ferner ist an die symbolische Auslegung, die Hr. G. giebt, ganz und gar nicht zu denken, indem die hier gegebenen Regeln offenbar auf allerlei Aberglauben, den die Griechen hatten, gegründet sind. Endlich lässt sich auch die hergebrachte Lesart in beiden Versen sehr leicht erklären.

24 Das Haus soll man nicht unabgeputzt lassen, weil, wenn eine Krähe sich darauf setzt, und ihr Gekrächz hören lässt, diess eine der Vollendung der Geschäfte ungünstige Vorbedeutung sey. Was den Kessel anlangt, so ist zu bedenken, dass ἀνεπίῤῥεκτοι χυτρόποδες Kessel sind, die noch nicht zu einem heiligen Gebrauche genommen, und dadurch geweihet sind. In solchen Kesseln soll man nicht nur keine Speisen kochen, sondern, was Hrn. G. umsonst in Verlegenheit gesetzt hat, auch kein Badewasser warm machen: natürlich weil aus einem ungeweihten Geschirr beides dem Menschen nicht bekommen werde. Bemerkenswerth ist die Lesart des Wittenberger Codex: εὔειν μηδὲ λόεσθαι.

V. 750. 753. Sehr befremdlich ist, dass Hr. G. glauben konnte, das Verbot, einen zwölftägigen Knaben auf ἀκίνητα zu setzen, weil das ihm die Mannskraft entziehe (ὅ τ' ἀνέρ' ἀνήνορα ποιεῖ) bedeute, man solle für die nöthige Bewegung der Kinder sorgen. Das be-

durfte bei einem alten Griechen nicht erst einer Vorschrift. Aber mit dem zwölften Tage nach der Geburt kann man doch nicht schon an Gymnastik denken. Die Kälte steinerner Denkmäler mag wohl zu der Meinung von Lähmung der Zeugungskraft Veranlassung gewesen, und der Aberglaube durch die unheilvolle Vorstellung, die das Wort *ἀκίνητα* mit sich führt, noch verstärkt worden seyn. Der folgende Vers, der dieses Verbot auf einen Knaben von zwölf Monden anwendet, bedarf wegen des kurzen *ι* in *ἴσον* keiner Emendation, sondern verräth sich dadurch als neuern Zusatz. Das Hr. G. *γυναικεῖον λουτρὸν* von warmen Bädern versteht, kann auch nicht gebilligt werden. Dass warme Bäder nicht für schwächend gehalten wurden, und keineswegs den Männern untersagt waren, ist sattsam schon aus Homer und Pindar bekannt.

V. 764. hätte unbedenklich das durch Handschriften gesicherte *φημίξωσι* dem Futurum vorgezogen werden sollen.

V. 768. *εὖτ' ἂν ἀληθείην λαοὶ κρίνοντες ἄγωσιν.* Hr. G. drückt den Sinn dieser Worte so aus: *eo die quo populi lites diiudicantes festa agunt.* Aber *ἄγειν* für sich allein kann nicht *festa agere* bedeuten, und *ἀληθείην κρίνειν* heisst nicht *lites diiudicare*, sondern diess würde ein Grieche *δίκας κρίνειν* genannt haben. Auch müsste *ἄγειν* den Worten nach auf *ἀληθείην* bezogen werden, und man könnte nicht etwa *τριηκάδα* aus dem Vorhergehenden dazu verstehen. Mit Unrecht werden Lanzi und Ideler getadelt, welche den Sinn so fassten: „wenn der wirkliche dreissigste Tag (nicht der neun und zwanzigste, der mehrere Monate beschliesst) begangen wird.“ So haben es schon die Scholiasten verstanden, aus denen Hr. G. deutlich hätte sehen können, dass sie *ἀληθείῃ* lasen. Dieses ist augenscheinlich das Richtige, und dadurch wird die Beziehung von *ἄγειν* 25 und *κρίνοντες* auf *τριηκάδα* möglich. Jene Erklärung von *τριηκὰς* bestätigt sich auch durch V. 770.: *πρῶτον ἔνη τετράς τε καὶ ἑβδόμη ἱερὸν ἦμαρ.* Hr. G.

will ἔνη hier von dem letzten Tage des Monats, nicht, wie Scaliger, von dem ersten Tage des neuen Monats verstanden wissen. Aber es ist nicht nur unnatürlich, dass der Dichter hier, wo eigentlich die Beschreibung der Tage anhebt, mit dem letzten Tage des Monats anfangen sollte, sondern er würde auch ungeschickt reden, wenn er, nachdem er so eben von dem letzten Tage des abgelaufenen Monats gesprochen hatte, mit πρῶτον ἔνη fortführe, und so die τριηκὰς mit einem andern Namen bezeichnete. Vielmehr ist ἔνη hier so viel, wie bei den Komikern und Prosaikern ἔνη καὶ νέα, also uch der auf einen Monat von 29 Tagen folgende erste Tag des neuen Monats, der eben desswegen ἔνη genannt wird, weil er nicht lediglich der auf den dreissigsten folgende erste ist. Hr. G. gründet seine Behauptung auf die zu V. 410. gegebene, zwar in der Hauptsache wahre, aber in der Ausführung zu sehr gekünstelte Erklärung von ἔνος. Er leitet diess von ἐν her, und vergleicht es mit *imus*, das aus *inimus* entstanden sey, welches den Innersten oder Untersten in einer verticalen Abstufung bedeute, folglich den dritten, da die Reihe aus Anfang, Mittel und Ende bestehe. So sey denn auch ἔνη *qui dies est in tribus ternionibus novissimus, i. e. tricesimus.* So werden nun auch ferner die andern Bedeutungen von ἔνος entwickelt. Die Ableitung von ἐν nun ist wohl richtig: alles übrige aber scheint zu weit hergeholt. Ursprünglich sind ἔνον und νέον (von νέομαι) einander entgegengesetzt, und bedeuten eigentlich, was innen in einer Sache ist, und was noch hinzukommt: alt und neu, vorjährig und heurig, gestrig und heutig. Daraus lässt sich nun einsehen, wie ἔνη auch den übermorgenden Tag bezeichnen kann. Denn εἰς ἔνην wird in Beziehung auf εἰς αὔριον gesagt, und stellt also den morgenden Tag als schon abgelaufen dar. So ist auch ἔνη καὶ νέα σελήνη der eben abgelaufene und der jetzt angehende Mond; und so bezeichnet Hesiodus durch das blosse ἔνη den mit dem ablaufenden Monde anfangenden ersten Tag des neuen Monats. Was Hr.

G. sagt, dass ἕνος *a medio posterior* sey, darüber solle man Ruhnkenius zum Timäus p. 103. nachsehen, ist irrig. Davon steht bei Ruhnkenius nichts.

V. 772. Hier ist stillschweigend der herkömmliche Mangel der Interpunction beibehalten, und ὀγδοάτη τ' ἐνάτη τε δύω γε μὲν ἤματα μηνὸς ἔξοχ' u. s. w. laufen in einem Zuge fort. Aber das nachgestellte γε μὲν ist doch gar sehr befremdlich, hier und eben so V. 774. Denn die Worte sollten so stehen: δύω γε μὲν ἤματα μηνός, ὀγδοάτη τ' ἐνάτη τε. Daher ist es 26
auch gekommen, dass Zonaras p. 433. und Favorinus die Glosse haben: γέμεν· ἐγένοντο. Ἡσίοδος, ὀγδοάτη τ' ἐνάτη τε δύω γέμεν ἤματα μηνός. Denn dafern nicht eine andere Lesart anzunehmen ist, was wohl γέγον' seyn müsste, sieht man, dass die Grammatiker γεμεν in dieser Stellung gar nicht glaubten für die Partikeln ansehen zu können, sondern ein Verbum darin erblickten. Es scheint aber in dieser ganzen Stelle keiner andern Verbesserung, als einer richtigen Interpunction zu bedürfen:

πρῶτον ἔνη τετράς τε καὶ ἑβδόμη ἱερὸν ἦμαρ,
τῇ γὰρ Ἀπόλλωνα χρυσάορα γείνατο Λητώ,
ὀγδοάτη τ' ἐνάτη τε· δύω γε μὲν ἤματα μηνὸς
ἔξοχ' ἀεξομένοιο βροτήσια ἔργα πένεσθαι,
ἑνδεκάτη τε δυωδεκάτη τ'· ἄμφω γε μὲν ἐσθλαί,
ἡ μὲν ὄϊς πείκειν, ἡ δ' εὔφρονα καρπὸν ἀμᾶσθαι·
ἡ δὲ δυωδεκάτη τῆς ἑνδεκάτης μέγ' ἀμείνων.

V. 780. Die Bemerkung, dass μὴν ἱστάμενος eigentlich die erste Dekas des Monats sey, was hier ungewöhnlicher Weise auch die zweite mit begreife, ist, wenigstens in Beziehung auf den Hesiodus, nicht gegründet. Dieser nennt, wie Homer, bloss den ἱστάμενον μῆνα und den φθίνοντα, und theilt also den Monat in zwei Hälften, ohne den μεσοῦντα, den Hr. G. zu V. 765. hinzugedichtet hat. Denn dass der Dichter mehrmals μέσση gebraucht, geschieht bloss in Beziehung auf

eine dreimal vorkommende Zahl, wie z. B. *μέσση τετρὰς* 14 ist, weil die erste 4, die dritte 24 ist.

V. 792. *εἰκάδι δ' ἐν μεγάλῃ, πλέῳ ἤματι, ἴστορα φῶτα γείνασθαι.* Der Sinn dieser Worte ist nicht: *eo die catum virum decet progignere pueros*, sondern, „an diesem Tage erzeugt man einen verständigen Mann.“ Das zeigt nicht nur der ganze Zusammenhang der Stelle, sondern auch was folgt: *ἐσθλὴ δ' ἀνδρογόνος δεκάτη*, und noch mehr das *μάλα γάρ τε νόον πεπυκασμένος ἐστίν*, das offenbar auf den an diesem Tage Erzeugten geht. Vergl. V. 788.

V. 797. Die verzweifelte und lästige Construction: *πεφύλαξο δὲ θυμῷ τετράδ' ἀλεύασθαι φθίνοντός θ' ἱσταμένου τε ἄλγεα θυμοβορεῖν*, wird sehr gut durch die, in dem Wittenberger Codex erhaltene ächte Lesart beseitigt: *πεφύλαξο δὲ θυμόν.* Diese Worte gehören zu den vorhergehenden, und warnen, dass man sich bei dem Zähmen der Thiere vor ihrem Zorne hüte. So wird in dem Folgenden *θυμοβορεῖν* von *ἀλεύασθαι* abhängig. Vergl. V. 780.

V. 808. 809. stehen in dem Wittenberger Codex in umgekehrter Ordnung.

27 V. 815. *καὶ ἐπὶ ζυγὸν αὔχένα θεῖναι.* Diese Redensart ist zwar grammatikalisch nicht falsch: gleichwohl fällt sie als nicht episch auf, so dass, wenn der Dichter *αὔχένα* setzte, es *ἐπίζυγον* heissen sollte. Sicher aber zog er vor: *καὶ ἔπι ζυγὸν αὐχένι θεῖναι.* S. V. 581. Uebrigens hat Hr. G. zwar richtig die Lesarten zweier Recensionen unterschieden, deren die eine V. 814—816., die andere V. 814, 817, 818. gehabt habe. Aber er hätte weiter gehen sollen. Denn so bleiben die Worte: *παῦροι δέ τ' ἀληθέα κικλήσκουσιν*, völlig unverständlich, an denen daher auch Guyetus anstiess; und zu *παῦροι δ' αὖτε μετ' εἰκάδα μηνὸς ἀρίστην* V. 820. (zu diesem Verse gehört die aus Versehen zu dem 824. gesetzte Anmerkung) kann man, da V. 819. dazwischen steht, unmöglich *κικλήσκουσιν* in Gedanken wiederholen. Die richtige Lesart ist *μέσσην*,

das nicht, wie in der Lösnerischen Ausgabe gesagt wird, in der Trincavellischen steht, sondern diese hat *μεσσήην*, das jedoch, so wie *μεσσήη* der Wittenberger und anderer Handschriften, auf *μέσσην* hinweist. Die Verse hingen so zusammen:

παῦροι δέ τ' ἀληθέα κικλήσκουσιν
μέσσην· παῦροι δ' αὖτε μετ' εἰκάδα μηνὸς ἀρίστην.

Dass der 819. Vers nicht hierher gehört, zeigt auch der Wittenberger Codex, in welchem er, obwohl mit derselben Hand, an das Ende des vorhergehenden Verses angehängt, nur die Worte *τετράδι δ' οἶγε πίθον* enthält, über welche geschrieben ist *περισσῶς ἐστίν*.

Wir kommen zu den Fragmenten. Schwerlich möchte es irgend einen Vorwand geben, mit dem sich die Flüchtigkeit und Unachtsamkeit entschuldigen liesse, durch die Hr. G., statt eine brauchbare Sammlung zu geben, vielmehr das Gegentheil bewirkt hat. Da unbedingte Vollständigkeit einer Fragmentensammlung etwas ganz Unmögliches ist: so muss, wer zweckmässig verfahren will, er mag die Bruchstücke ordnen oder nicht, dafür sorgen, dass man sogleich übersehen könne, welche Fragmente die Sammlung enthalte, und welche ihr fehlen. Das haben auch mehrere Gelehrte erkannt, und daher ihren Sammlungen entweder ein vollständiges Wortregister oder ein Verzeichniss der Schriftsteller, aus denen die Fragmente entnommen sind, beigegeben. Keines von beiden findet man hier. Ferner, wenn bereits eine Fragmentensammlung vorhanden ist, und man dieselbe nicht durch eine neue völlig überflüssig machen kann oder will, muss man entweder die Ordnung der ersten Sammlung beibehalten und die gefundenen Vermehrungen am Ende anhängen, oder, wenn man die Ordnung ändert, muss man zwei vergleichende Verzeichnisse zum 28
Behuf des Auffindens in der einen oder der andern Samm-

lung beifügen, oder doch allerwenigstens in seiner Sammlung bei jedem Fragmente die Zahl oder den Ort, den es in der andern Sammlung hat, angeben. Auch davon hat Hr. G. nichts gethan. Doch möchte auch das noch hingehen, wenn er es nicht noch schlimmer gemacht hätte. Er wollte die Fragmente nach einem Plane ordnen, und so finden wir sie durch die Ueberschriften abgesondert in *Αἰγίμιος, Ἀστρονομία, Κατάλογοι ἢ Ἠοῖαι, Μελαμποδία, Χείρωνος ὑποθῆκαι*, und ***Fragmenta incertae sedis***. Wäre aber dabei doch nur ein Princip oder eine Regel befolgt: aber alles ist bunt durch einander geworfen; was zusammengehört, weit getrennt; Fragmente, die keine sind, als solche ausgegeben; die bei mehreren Schriftstellern vorkommen, nicht aus allen, sondern nur aus einem oder dem andern angeführt; bald nach dieser, bald nach jener Ausgabe, ohne sie zu nennen, citirt, z. B. Eustathius bald nach der Basler, bald nach der römischen; abgeschrieben, was in der Gaisfordischen oder Dindorfischen Ausgabe steht, ohne es nachgeschlagen zu haben; bald vollständig abgeschrieben, bald mit Weglassungen, auch des Wichtigen und Nothwendigen. Selbst die Vermehrungen zum Theil nur scheinbar, indem oft, was in der Gaisfordischen und Dindorfischen Ausgabe unter eine Nummer gebracht ist, in mehrere, oft weit von einander entfernte Nummern gesondert worden. Daher darf man nicht glauben, dass, wenn Gaisford nur 88 Nummern, Dindorf 101, Hr. G. aber 165 zählt, seine Sammlung 77 Fragmente mehr, als die Gaisfordische, und 64 mehr als die Dindorfische enthalte. Endlich, wenn jede bedachtsam eingerichtete Fragmentensammlung eine besondere Rubrik für die unsichern und die dem Schriftsteller fälschlich beigelegten Fragmente haben sollte, ist auch darauf keine Rücksicht genommen worden, sondern, was Ruhnkenius mit Recht oder Unrecht dem Hesiodus absprach, stillschweigend weggelassen, das Uebrige aber mitten unter die ächten Bruchstücke gestellt. Wir wollen nun zuvörderst diese Sammlung mit einigen Anmerkungen begleiten.

III. Da eben τὴν πρὶν Ἀβαντίδα κίκλησκον θεοὶ vorausgegangen, kann nicht gleich wieder τὴν in dem auch übrigens unrhythmischen Verse τὴν τότ' ἐπώνυμον Εὔβοιαν βοὸς ὠνόμασεν Ζεὺς folgen, sondern der Vers wird wohl so gelautet haben:

Εὔβοιαν δὲ βοὸς τότ' ἐπώνυμον ὠνόμασε Ζεύς.

IV. Dieses Fragment steht auch bei Tzetzes Exeg. Iliad. p. 153, 21.

V. Hierher gehört Fr. CXLII. und zu dem Verfolg die in allen drei Sammlungen fehlenden Verse des 29
Hesiodus selbst, bei dem Scholiasten zu Platos Gastmahl S. 45. (374. Bekker):

ἐκ τοῦ δ' ὅρκον ἔθηκεν ἀμείνονα ἀνθρώποισιν
νοσφιδίων ἔργων περὶ Κύπριδος.

Das Wort, welches folgt, ἀφροδισίων, hat Bekker mit Recht als eine Erklärung weggelassen. Sehr verunglückt war die Conjectur eines Recensenten in der Jenaischen A. L. Z. 1820. No. 35. S. 276. Aber statt ἀμείνονα ist ἀπήμονα zu lesen. Noch gehört hierher Hesychius in Ἀφροδίσιος ὅρκος: πρῶτος δὲ Ἡσίοδος ἔπλασε τοὺς περὶ τὸν Δία καὶ τὴν Ἰὼ ὀμόσαι.

X. Zwar steht auch bei dem Athenäus τάςδε βροτοὶ καλέουσι Πελειάδας: aber das Richtige ist τὰς δέ.

XII. Dass die monströsen Conjecturen des Herrn Grasshof in der Schulzeitung 1831. II. No. 69. S. 548. ff. nicht erwähnt sind, ist gut: aber die von Fabricius Bibl. Gr. vol. I. p. 612. angeführten Conjecturen, und Herrn Ritschls Versuch in den *Schedis criticis p.* 35. sollten bemerkt seyn. Das Richtige hat wohl Hr. Jacobs aus dem Gothaischen Codex herausgefunden, woraus zu erhellen scheint, dass, wenn anders das Fragment vom Hesiodus ist, der Hexameter halb in Prosa verwandelt worden: καλῶς wenigstens rührt gewiss nicht vom Hesiodus her. Hr. G. aber hätte, ehe er εὐλάκτων vorbrachte, doch fragen sollen, ob das auch ein griechisches Wort wäre. Προῖτος soll nach Fulgentius pamphylisch

seyn, und *sordidus* bedeuten. Auch das sieht nicht sehr wahrscheinlich aus. [Der Recensent von Herrn Ritschl in der Schulzeitung 1832. H. Oct. No. 118. führt noch den Hr. v. Leutsch in der Hallischen A. L. Z. Oct. 1831. No. 219. an, und viel hat auch Herr Welcker in dem Rheinischen Museum für Philologie I. 3. Heft, S. 422. ff. darüber gesprochen, der an Heringa Observ. p. 21. und 302. (nicht 203.) erinnert. Heringa sah an der letztern Stelle wohl das Wahre: *sed vereor ne frustra in hoc luto haereamus, et fraudem nobis faciant homines barbari; quod suspicabatur Seriverius etiam, notante Munckero. In Aspide sub Hesiodi nomine vulgata vs.* 300. *ita habet:* *βριθόμενος σταφυλῇσι· μελάνθησάν γε μὲν αἵδε, quorum vestigia in Fulgentianis istis apparent: an igitur ex hoc versu suum effinxit?* Uebrigens spricht Herr Welcker a. a. O. weitläuftig über den Gehalt des verlorenen Gedichts vom Landbau].

XVIII. Hier war *μύλης ἔπι* zu schreiben.

XXIII. Hier fehlt Tzetzes Exeg. p. 63, 5. 13.

XXV. Hier ist nicht angegeben, dass Gemistus Pletho *Δευκαλίωνι* hat, was andere Gelehrte, wie natürlich, von selbst als das Wahre erkannten. *Ἐκ γαίης Δευκαλίωνος* zu verbinden, hätte Hrn. G. gar nicht einfallen sollen.

[XXVI. Hr. Creuzer in den Wiener Jahrbüchern B. LXI. 1833. S. 184. „Zu den Fragmenten des Hesiodus, um welche sich Herr Göttling sehr verdient gemacht hat, muss noch bei No. 26. folgendes aus Herodian über den Solöcismus bei Valckenär und Boissonade [Anecd. Gr. T. III. No. 9.] angefügt, bei Herrn K. O. Müller aber, dem Apollodor. I. 9, 6. zufolge, so geschrieben werden: *Μάγνης δ' αὖ Δίκτυν τε καὶ ἀντίθεον Πολυδευκέα.*" Das hat auch Hr. Lehmann Fr. 19. bemerkt, und zuletzt Hr. Osann in Jahns Annalen 1833. IX. B. 3. Heft, S. 255.]

XXVII. Es fehlt Etym. M. p. 523, 8.

XXVIII. Es fehlt Eustathius p. 1337, 34.

XXX. Das *lege* δείξασα muss der Leser für eine Emendation des Herausgebers halten: es ist aber, wie das Uebrige, aus Ruhnkenius abgeschrieben, und dabei wieder Anderes weggelassen, das nicht hätte wegbleiben sollen, namentlich Eustathius p. 1685, 61. Schol. min. ad Odyss. III. 68. und XI. 285. Eudocia p. 333.

XXXII. Diess wird auch vom Eustathius zum Dionysius V. 927. berührt.

XXXVI. und XLV. sind keine Fragmente, sondern beide Stellen beziehen sich auf den Anfang vom *Scutum Herculis*.

XXXIX. Diess hätte zuversichtlicher können dem 30
Stesichorus beigelegt werden, und gehört daher wohl zu den fälschlich dem Hesiodus beigelegten Fragmenten.

XL. Hier sollte die dazu gehörige verdorbene Stelle des Eustathius p. 1623, 45. angeführt und verbessert seyn.

XLIV. Hier sind die Stellen des Strabo I. p. 43. VII. p. 299. D. Casaub. unbemerkt geblieben; die erstere aber Nr. CXXVI. als ein besonderes Fragment gesetzt, bei dem jedoch hierher verwiesen wird.

XLVI. Eben dasselbe erzählt der Scholiast des Aratus zu V. 322., aus welchem der Scholiast des Nicander zu verbessern ist.

XLIX. *Τοῖς δ'* ist wohl Druckfehler statt τοῖσδ'.

L. Hier fehlt Strabo XIV. p. 647=958. und Stephanus Byz. in Ἄμυρος, [ingleichen dessen Fragment in der Bibl. Coislin. p. 290. vergl. *Ritschl de Oro et Orione p. 59. seq.*]

LI. Hier fehlen Eustathius p. 101, 19. 277, 2. 650, 48. 1018, 59. Der Scholiast zu Iliad. I. 264. Der Scholiast des Pindar zu Ol. IX. 167. Das Etym. M. p. 346, 41. Tzetzes Exeg. p. 126. f.

LII. Hier fehlt Eustathius p. 265, 5.

LIV. *Τὴν δὲ Ζεὺς ἐφίλησε καὶ ὃν χρηστήριον εἶναι τίμιον ἀνθρώποις, ναῖον δ' ἐν πυθμένι φηγοῦ.* Was Hr. G. verlangt, dass *ναῖον* Participium seyn, und auf *χρηστήριον* gehen solle, kann nicht Statt

finden. Es ist offenbar ein Vers, wo nicht mehr als einer, ausgefallen. *Ναῖον* muss auf die Dodonischen Tauben gehen, die in dem, was fehlt, genannt waren.

LXVII. Die wichtige Variante des Göttinger Codex, *ἐπὶ* statt *νεώς*, ist nicht erwähnt; eben so auch nicht Herrn Böckhs vier Conjecturen, von denen freilich die zweite und dritte gar nicht hätten gemacht werden sollen: aber auch die beiden andern, die an sich nicht zu tadeln sind, dürften das Wahre nicht getroffen haben, das wohl eher Folgendes seyn möchte:

πρῶτοι δ' ἱστία θέσσαν ἔπι πτερὰ ποντοπορούσαις,

oder auch *ποντοπορῆσαι:*

LXX. Hier konnte Niebuhrs Andeutung bemerkt seyn in der Römischen Geschichte, I. Band, dritte Ausgabe, S. 50. in der Note.

LXX. Hierzu gehören noch der Scholiast zu Iliad. XI. 749. Eustathius p. 882, 27. 1321, 22. Apollonius Lex. Hom. in *Μολίονε;* Plutarch *περὶ τῶν κοινῶν ἐννοιῶν* p. 1083. C.

LXXX. Hierzu gehörte Eustathius p. 21, 14.

LXXXI. Entweder hätte geradezu *Ἀθηνάων* geschrieben, oder doch *Ἀθηναίων* als fehlerhaft bemerkt seyn sollen, damit man es nicht für einen Druckfehler ansähe.

31 XC. Hr. G. scheint den Scholiasten des Pindar zu Pyth. III. 14., aus dem dieses Fragment ist, gar nicht nachgesehen zu haben: sonst hätte er finden müssen, dass nach Herrn Böckhs Vermuthung auch folgende, von dem Asklepiades bei dem Scholiasten angeführte Verse vom Hesiodus sind:

ἣ δ' ἔτεκ' ἐν μεγάροις Ἀσκληπιόν, ὄρχαμον ἀνδρῶν,
Φοίβῳ ὑποδμηθεῖσα, ἐϋπλόκαμόν τ' Ἐριῶπιν.

Ja man kann mit Zuversicht noch weiter gehen, und, was bei dem Scholiasten unmittelbar auf diese Verse

folgt: καὶ Ἀρσινόης ὁμοίως, worin Hr. Böckh den Namen eines Dichters verborgen glaubte, so corrigiren: καὶ περὶ Ἀρσινόης ὁμοίως·

> Ἀρσινόη δὲ μιγεῖσα Διὸς καὶ Λητοῦς υἱῷ
> τίκτ' Ἀσκληπιὸν υἱὸν ἀμύμονά τε κρατερόν τε.

So erhalten wir vier Verse des Hesiodus, die jedoch in offenbarem Widerspruche mit dem von eben diesem Scholiasten dort angeführten Fragmente stehen, das Hr. G., wie seine Vorgänger, allein aus jener Stelle aufnahm. Aber dieser Widerspruch würde längst völlig gehoben, und zugleich Hrn. Böckhs Vermuthung vollkommen bestätigt worden seyn, wenn man nicht die für dieses Fragment höchst wichtige Stelle des Pausanias übersehen hätte, der die ἐν τοῖς εἰς Ἡσίοδον ἀναφερομένοις ἔπεσι stehenden Verse, in welchen Koronis für die Mutter des Aesculap ausgegeben wird, gar nicht als Hesiodisch, sondern vielmehr jene anderen Verse als dem Hesiodus beigelegt kannte. Er sagt II. 26, 7., nachdem er die Messenische Sage, welche die Arsinoe zur Mutter des Aesculap machte, und ein Orakel, das auf die Frage nach der wahren Mutter die Koronis nennt, angeführt hat: οὗτος ὁ χρησμὸς δηλοῖ μάλιστα οὐκ ὄντα Ἀσκληπιὸν Ἀρσινόης, ἀλλὰ Ἡσίοδον ἢ τῶν τινὰ ἐμπεποιηκότων ἐς τὰ Ἡσιόδου τὰ ἔπη συνθέντα ἐς τὴν Μεσσηνίων χάριν.

XCI. Wer kann errathen, dass mit *vide infra* das 149. Fragment gemeint ist, zumal da dort aus einer andern Ausgabe des Strabo eine andere Seitenzahl als hier angegeben ist?

XCII. Es wäre eine leichte Mühe gewesen, auf Veranlassung des Scholiasten den Eustathius nachzuschlagen, der p. 1324, 16. gerade die von dem Scholiasten nicht berührte Hauptsache enthält, dass von dem Ringen des Hippomenes mit der Atalanta die Rede war: woraus sich würde ergeben haben, dass das Bruchstück wohl näher mit dem 75. zu verbinden gewesen wäre.

XCVII. Hier ist nicht angegeben, dass diese Verse auch Eudocia p. 278. und Eustathius p. 1163, 61. haben.

XCVIII. Hier ist *παντοίης σοφίης δεδαηκότα* zu schreiben.

XCIX. Anstatt *τέκε τῇ Μελιβοίᾳ* möchte wohl *τέκετο κλειτὴ Μελίβοια* Hesiodischer seyn, als was Hr. G., ohne den Sinn der Worte zu bedenken, vermuthete: *τέκε τηλεκλυτῇ Μελιβοίῃ*.

32 CIV. Wenn man mit Hrn. G. *ἢ καὶ Παιήων, ὃς πάντα τε φάρμακα οἶδεν* schreibt, muss man annehmen, dass das durch *τε* angekündigte folgende Glied des Satzes weggelassen sey; und das ist sehr wahrscheinlich, da dieses Glied gewiss auch sein eigenes Verbum gehabt hat. Indessen bleibt doch einiger Zweifel übrig, da man auch *πάντων* statt *πάντα τε* geschrieben findet. Hr. G. sezt nun alles her, was Hr. Dindorf giebt, der mit allzu lakonischer Kürze den Leser in einige Verlegenheit setzt. Denn weder ist angegeben, woher die Note von Hemsterhuys sey (sie ist eine von Gaisford in den *Addendis* mitgetheilte handschriftliche Anmerkung in einem Exemplare der Lösnerischen Ausgabe), noch erfährt man, wie Barnes lese, dessen Conjectur wenigstens weit besser, als die Hemsterhuysische sey (Barnes liest, schlecht genug, *ἢ αὐτὸς Παίων, ὃς ἁπάντων φάρμακα οἶδεν*); noch lässt sich endlich erkennen, was Hr. Dindorf selbst billige, wenn er sagt: *sed omnium optima haud dubie est librorum scriptura, modo οἶδεν ex Eustathio recipiatur.* Denn es giebt hier mehr als eine *librorum scriptura*, und keine taugt etwas. Selbst wenn jemand *ἢ καὶ Παιήων, παντοῖ᾽ ὃς φάρμακα οἶδεν* lesen wollte, würde das nicht eben sehr zu loben seyn.

CVI. Hier hat Hr. G. alles was Gaisford aus Ruhnkenius gab, und den Zusatz von Herrn Dindorf weggelassen, so dass der Leser weder von Ausonius Idyll. XVIII., Plinius H. N. VII. 48., dem Etym. M. p. 13, 36., dem Scholiasten zu Aristophanes Vögeln 610., dem Tzetzes Exeg. p. 149., noch von der Verschiedenheit

der Lesart etwas erfährt. Aber nicht einmal die Stelle des Plutarch, aus der er das Fragment giebt, scheint er nachgeschlagen zu haben: sonst hätte er doch wohl angeführt, was dort über die Verschiedenheit der Lesart, ἡβώντων und γηρώντων gesagt ist, wovon das letztere durch den Ausonius, das Etymologicum, den Tzetzes bestätigt wird. Uebrigens gehört zu diesem Fragmente noch Plutarch im Gryllus p. 989. A. und Tzetzes zum Lycophron V. 794.

CXI. Die von Müller zum Tzetzes angeführten Varianten scheint Hr. G. ebenfalls nicht nachgesehen zu haben: sonst hätte er wohl eine andere Conjectur gemacht, als εἴθε μοι εἴθ' ἥσσω αἰῶνα βίοιο. Die ersten Verse sind so zu verbessern:

Ζεῦ πάτερ, εἴθ' ἥσσω μοι ἔχειν αἰῶνα βίοιο
ὤφειλες δοῦναι καὶ μήδεα ἴδμεναι ἶσα
θνητοῖς ἀνθρώποις.

Was Hr. G. von dem letzten Verse sagt: *pro* ἑπτά μ' 33 *scribe* ἑπτὰ δ'., ist der Sprache zuwider. Ἑπτά μ'. ist ganz richtig; aber was soll ἔτι, das zwar einige Handschriften, aber eben so unpassend, als die andere Lesart ἔτη geben? Es ist zu schreiben: ἑπτά μ' ἐπὶ ζώειν γενεάς.

CXIII. Den zweiten Vers führt auch Eustathius an p. 900, 17. 1775, 17.

CXV. Hier steht am Ende GAISF. statt DIND.

CXIX. Diess wird auch vom Scholiasten des Aratus zu V. 102. angeführt, wo ξυνοὶ δ' αὖ θῶκοι steht.

CXXII. Es ist kein Grund vorhanden, lieber τ' ἠδὲ als τε ἰδὲ zu schreiben.

CXXX. Diess ist, wie Hr. G. selbst gesteht, ein Fragment des Empedokles. Warum steht es also mitten unter den Hesiodischen?

CXXXII. Bei dem Strabo steht nicht, wie Hr. G., der Gaisfordischen oder Dindorfischen Ausabe folgend, angiebt, καί τε, sondern καὶ δέ. Diess hätte er sehr gut zu seiner Conjectur ὅς παρὰ μὲν Πανοπῆα ῥέει brau-

chen können, einer Conjectur, die allerdings manches für sich hat. Da jedoch bei dem Strabo bloss *Πανοπίδα* ohne *ῥέει* steht; ferner da die Rede vom Cephissus ist, von welchem Hesiodus (Fr. CLIII.) sagte: *ὅςτε Λιλαιῆθεν προχέει καλλίῤῥοον ὕδωρ;* endlich da Strabo eben erst von dem Ursprunge dieses Flusses bei Liläa gesprochen hat: ist es höchst wahrscheinlich, dass er das *ὅς* aus dem eben genannten Verse nahm, und nur das Epitheton zu *Πανοπίδα* wegliess; mithin die beiden Fragmente so zusammenhingen:

> *ὅςτε Λιλαίηθεν προχέει καλλίῤῥοον ὕδωρ*
> *καὶ παρὰ Πανοπίδα . . . Γλήχωνά τ' ἐρυμνήν,*
> *καί τε δι' Ὀρχομενοῦ εἰλιγμένος εἶσι δράκων ὥς.*

Ebenfalls ist unbemerkt geblieben, dass der mediceische Codex nicht *Γλήκωνα*, sondern, was wohl das Richtige ist, *Γλήχωνα* hat. Uebrigens kann gefragt werden, ob nicht zu diesem Fragmente gehöre, was als Fr. CXXXIII. davon gesondert ist, bei dem Scholiasten des Pindar zu Ol. XIV. arg. *ταύταις γὰρ Ἐτέοκλος ὁ Κηφισσοῦ τοῦ ποταμοῦ πρῶτος ἔθυσεν, ὥς φησιν Ἡσίοδος· διὰ δὲ τοῦ Ὀρχομενοῦ ὁ Κηφισσὸς ῥεῖ.* Denn es scheint, dass die Worte *ὥς φησιν Ἡσίοδος* nicht an der rechten Stelle stehen; mithin nicht was vom Eteoclus erzählt wird, sondern dass der Cephissus durch Orchomenus fliesse, mit dem Zeugnisse des Hesiodus bewiesen ist. Ein ähnlicher Irrthum der Abschreiber findet sich Fr. CXXXVIII., welches auch zu den fälschlich dem Hesiodus beigelegten Fragmenten gehört.

34 CXL. Hierzu gehören die Scholien zu Iliad. XII. 292., wovon das zweite ausführlichere Auskunft giebt.

CXLV. Hier hätte die unbedachtsame Emendation von Ruhnkenius nicht ohne Rüge wiederholt werden sollen.

CXLVI. Hier war leicht zu sehen, dass, was von den Harpyien gesagt wird, *ἢ εἰς τὰς πνοὰς ἔτρεχον, ὥς Ἡσίοδός φησιν,* so zu verbessern ist: *ἢ ἶσα ταῖς πνοαῖς ἔτρεχον*: woraus sich ergiebt, dass die Stelle nicht un-

ter die Fragmente zu setzen war, indem sie sich auf Theogon. 268. bezieht:

αἵ ῥ' ἀνέμων πνοιῇσι καὶ οἰωνοῖσιν ἕπονται
ὠκείῃς πτερύγεσσι.

CLI. Bei den Worten des Scholiasten zu Iliad. XXI. 528.: ὅθεν ἄφυζαν τὸν λέοντα Ἡσίοδός φησιν, hätte noch das andere Scholion, wodurch dieses Citat zweifelhaft wird, hinzugefügt werden sollen: ὅθεν ἄφυζαν Ἴωνες ἐκάλουν τὸν λέοντα. Uebrigens fehlt dieses Wort in dem an Unnützem überreichen Londoner Thesaurus des Stephanus.

CXLIX. Hierzu gehört noch Eustathius p. 882, 64.

CLII. Hier ist Buttmanns von dem neuen Herausgeber des Clemens aufgenommene Emendation in der Grammatik I. S. 335. übersehen: ἀθανάτων τέ οἱ οὔτις ἐρήρισται κράτος ἄλλος.

CLIII. S. oben zu CXXXII. Unverzeihlich ist es, dass Hr. G. hier den Hesiodischen Vers bloss aus dem Scholiasten des Homer mit der Lesart Λιλαίησι προϊεῖ (προΐει steht dort) anführte, und sagte, in dem Homerischen Hymnus des Apollo, wo derselbe Vers vorkomme, sey Λιλαίηθεν προχέει geschrieben; nicht aber hinzusetzte, was er doch in der Gaisfordischen und Dindorfischen Ausgabe vor Augen hatte, dass Eustathius p. 275, 16. diesen Vers ganz so, wie er in dem Hymnus steht, aus dem Hesiodus anführt.

CLV. Dieses Fragment wird von dem Eustathius auch noch p. 126, 10. und 797, 45. erwähnt. Vermuthlich hingen die Worte zusammen: Φυλῆα φίλον μακάρεσσι θεοῖσιν.

CLVI. Auch hier sind die bereits von Ruhnkenius angeführten Stellen des Eustathius p. 1206, 8. 1689, 2. und des Schol. min. zu Odyss. XI. 325. nicht bemerkt. Hinzuzusetzen ist der Scholiast zu Iliad. XX. 227. und der des Apollonius zu I. 45.

CLVII. Die Stelle des Nicolaus und die Verse des Hesiodus sind hier aus der Gaisfordischen oder Din-

derfischen Ausgabe mit dem zweimaligen alten Schreibfehler *Ἀμυϑαονιδῶν* und *Ἀμαϑαονίδαις* wiederholt, und, weil Gaisford blos sagt; *Kustero citatus ad Suidam v. Ἀλκή*, ist Suidas, den Hr. G. gewiss nicht nachschlug, nicht einmal erwähnt, bei dem doch das Fragment ebenfalls steht, und zwar richtig geschrieben, bis auf *δέ περ*, wofür *pro περ lege πόρ᾽ cum Reizio* den Gebrüdern Dindorf nachgeschrieben ist. Reiz emendirte den Sinn, nicht auch den Rythmus, der *δ᾽ ἔπορ᾽* verlangt.

CLVIII. Auch dieses Fragment findet sich noch bei dem Suidas in *δαῖτας*.

CLIX. Diess gehört, wie aus dem Clemens geschlossen werden kann, zu einer andern Recension der *Ἡμέραι*, als die ist, welche wir besitzen.

CLX. Hier oder oben zu Fr. LV. sollte doch der, wenn auch unvorsichtigen Conjectur von Ruhnkenius Erwähnung gethan seyn, dass *Χαρίτων ἀμαρύγματ᾽ ἔχουσα* dort statt *Χαρίτων ἄπο κάλλος ἔχουσα* zu setzen sey.

CLXI. Diess Fragment, das, wie Hr. G. selbst bemerkt, Worte des Pindar enthält, sollte auch nicht mitten unter Hesiodischen stehen.

CLXIII. Hier ist Eustathius p. 6, 14. nicht angegeben.

CLXIV. Hierzu gehört noch Eustathius p. 1710, 39.: *ἐνταῦϑα δέ φασιν οἱ παλαιοὶ ὡς ἐντεῦϑεν λαβὼν Ἡσίοδος ἐμυϑεύσατο ὑπὸ Σειρήνων καὶ τοὺς ἀνέμους ϑέλγεσϑαι.* Uebrigens sollte dieses Fragment mit CXXVIII., in welchem von den Sirenen die Rede ist, zusammengestellt seyn. Auch ist der Scholiast zu Odyss. XII. 169. statt 168. citirt.

Wir wollen nun diese Sammlung mit einer Nachlese unbemerkt gebliebener Fragmente in fortlaufender Zählung bereichern.

CLXVI. Athenäus XIII. p. 609. E.: *Ἡσίοδος δ᾽ ἐν τρίτῳ Μελαμποδίας τὴν ἐν Εὐβοίᾳ Χαλκίδα καλλιγύναικα εἶπεν.* Diess wiederholt Eustathius p. 875, 52.

CLXVII. Etym. M. p. 60, 41. Es wird gezeigt, dass die Mutter des Tityus nicht *Ἀλέρα*, sondern *Ἐλάρα* geheissen habe: *πίστις τούτου· ἐκ τοῦ παρ' Ἡσιόδῳ μετὰ προςθήκης τοῦ ι λέγεσθαι τὸ πατρωνυμικόν· Ἐλλαριάδην· γάρ φησι Τιτυόν.* Es ist *Ἐλλαρίδην* zu schreiben, nicht, wie Hr. Böckh zum Pindar. Fragm. 138. will, *Ἐλλαράδην.* Auch Chiron heisst ja *Φιλυρίδης*, nicht *Φιλυράδης.*

CLXVIII. Etym. M. p. 133, 34. 183, 24. *ἀπτερέως.* Schwerlich möchte Ruhnkenius mit Recht behauptet haben, dieses Wort gehöre nicht dem Hesiodus, sondern dem Apollonius. Doch haben es die Fragmentensammler, ihm folgend, weggelassen.

CLXIX. Etym. M. p. 215, 37. *Βροτός. — ὁ δὲ Ἡσίοδος ἀπὸ Βροτοῦ τοῦ Αἰθέρας καὶ Ἡμέρας.*

CLXX. Etym. M. p. 430, 56. *Ἠμύω· ἐκ τοῦ μύω, πλεονασμῷ τοῦ η. ὁ δὲ Ἡσίοδος ἀμύοντα χαμάζε εἶπε διὰ τοῦ α.*

CLXXI. Etym. M. p. 796, 57. *Φοῖβος — ἢ* 36
ἀπὸ Φοίβης μαμμωνυμικῶς (so hat man verbessert) *ὡς Ἡσίοδος.* Der Scholiast zu Iliad. I. 43. *ἢ ἀπὸ Φοίβης μαμμωνυμικόν, ὡς καὶ Ἡσίοδος.*

CLXXII. Harpocration in *Μελίτῃ· κεκλῆσθαι δέ φησι τὸν δῆμον Φιλόχορός ἐν τρίτῃ ἀπὸ Μελίτης θυγατρὸς κατὰ μὲν Ἡσίοδον Μύρμηκος, κατὰ δὲ Μουσαῖον Δίου τοῦ Ἀπόλλωνος.* Eben dasselbe erzählt Suidas in *Μελίτῃ.*

CLXXIII. Harpocration und Suidas: *Ὑπὸ γῆν οἰκοῦντας λέγοι ἂν τοὺς ὑπὸ Σκύλακος ἐν τῷ Περίπλῳ λεγομένους Τρωγλοδύτας, καὶ τοὺς ὑπὸ Ἡσιόδου ἐν τρίτῳ Καταλόγου Κατουδαίους ὀνομαζομένους.* Vielleicht hat eben daher auch Hesychius *Κατουδαῖοι.*

CLXXIV. Apollonius Lex. Hom. *Αἰπύτιον. — ἔστι δὲ οὗτος τῶν Ἀρκαδικῶν ἡρώων, περὶ οὗ φησιν Ἡσίοδος·*

Αἴπυτος αὖ τέκετο Τλησήνορα Πειρίθοόν τε.

CLXXV. Suidas in *ἀγάλματα*: *καὶ Ἡσίοδος τὸν ὅρμον ἄγαλμα καλεῖ.*

CLXXVI. Diodor von Sicilien IV.: 85. *Ἡσίοδος δὲ ὁ ποιητὴς φησὶ τοὐναντίον ἀναπεπταμένου τοῦ πελάγους, Ὠρίωνα προςχῶσαι τὸ κατὰ τὴν Πελωρίδα κείμενον ἀκρωτήριον, καὶ τὸ τέμενος τοῦ Ποσειδῶνος κατασκευάσαι, τιμώμενον ὑπὸ τῶν ἐγχωρίων διαφερόντως· ταῦτα δὲ διαπραξάμενον εἰς Εὔβοιαν μεταστῆναι κἀκεῖ κατοικῆσαι· διὰ δὲ τὴν δόξαν ἐν τοῖς κατ' οὐρανὸν ἄστροις καταριθμηθέντα τυχεῖν ἀθανάτου μνήμης.*

CLXXVII. Der Scholiast zu Iliad. IV. 195.: *Μαχάων δὲ οὗτος υἱὸς Ἀσκληπιοῦ καὶ Ἀρσινόης ἢ Κορωνίδος, κατὰ δὲ τινὰς Ἠπιόνης τῆς Μέροπος, κατὰ δὲ Ἡσίοδον Ξάνθης.* Der Scholiastes minor hat *Ξανθινόης.*

CLXXVIII. Der Scholiast zu Iliad. XI. 155. über *ἄξυλον*: *οἱ μὲν τὴν θρυώδη ἀποδεδώκασιν, οἱ δὲ τὴν πολύξυλον· βέλτιον δέ, ἀφ' ἧς οὐδεὶς ἐξυλίσατο, ὡς Ἡσίοδος.*

τῆλε γὰρ ἀξυλίῃ κατεπύθετο χείλεα νηῶν.

So ist zu corrigiren. Was geschrieben steht, *κήλεα*, das von Schneider und Passow für eine andere Form von *κῆλα* ausgegeben wird, ist barbarisch. Auch *τῆλε* ist vielleicht nicht richtig, sondern könnte wohl *τῇδε* geheissen haben, was jedoch nicht mit *ἀξυλίῃ* zu construiren, sondern für dort zu nehmen seyn würde.

CLXXIX. Die Scholiasten zu Odyss. XII. 68. *Αἴσονες δὲ καὶ Πολυμήλας καθ' Ἡσίοδον γίνεται Ἰάσων.* Es ist kein überzeugender Grund vorhanden, mit Ruhnkenius *Πολυφήμης* und *Ἡρόδωρος* zu schreiben, weil der Scholiast des Apollonius zu I. 46. sagt: *Ἡρόδωρος δὲ Πολυφήμην φησὶν εἶναι τὴν Ἰάσονος μητέρα.* Noch hatte *Αἴσονος* vielleicht Stephanus Byz. in *Αἴσων* im Sinne.

37 **CLXXX.** Athenäus II. p. 49. B. *ὅτι Ἡσίοδος ἐν Κήϋκος γάμῳ, κἂν γὰρ γραμματικῶν παῖδες ἀποξε-*

νῶσι τοῦ ποιητοῦ τὰ ἔπη ταῦτα, ἀλλ' ἐμοὶ δοκεῖ ἀρχαῖα εἶναι, τρίποδας τὰς τραπέζας φησί. Pollux VI. 83. ἦσαν δέ τινες πρῶται τράπεζαι, καὶ δεύτεραι, καὶ τρίται, καὶ τρίποδες μέν, ἐφ' ὧν ἔκειντο. καὶ ἔστι τοὔνομα παρ' Ἡσιόδῳ καὶ ἐν Τελμησσεῦσιν Ἀριστοφάνους.

CLXXXI. Strabo VIII. p. 364. Casaub. 560. Alm. Ἡσιόδου δέ, ὅτι τὸ βριθὺ τὸ βριαρὸν βρῖ λέγει. Wiederholt von Eustathius p. 295, 4.

CLXXXII. Strabo VIII. p. 370 = 568. Ἡσίοδον μέντοι καὶ Ἀρχίλοχον ἤδη εἰδέναι καὶ Ἕλληνας λεγομένους τοὺς σύμπαντας καὶ Πανέλληνας· τὸν μὲν περὶ τῶν Προιτίδων λέγοντα ὡς Πανέλληνες ἐμνήστευον αὐτάς, τὸν δὲ ὡς Πανελλήνων ὀϊζὺς ἐς Θάσον συνέδραμεν.

CLXXXIII. Strabo XIII. p. 588 = 879. οὐδὲ γὰρ Ἡσίοδος οἶδε Πρίαπον.

CLXXXIV. Strabo XIV. p. 676 = 994. Ἡσίοδος δ' ἐν Σόλοις ὑπὸ Ἀπόλλωνος ἀναιρεθῆναι τὸν Ἀμφίλοχόν φησιν.

CLXXXV. Der Scholiast zu Sophocles Oed. Tyr. arg. οὔτε γὰρ Ὅμηρος οὔτε Ἡσίοδος οὔτε ἄλλος οὐδεὶς τῶν παλαιῶν τύραννον ἐν τοῖς ποιήμασιν ὀνομάζει.

CLXXXVI. Eustathius p. 112. am Ende: ἰστέον δὲ ὅτι τὸν Πάτροκλον ἡ παλαιὰ ἱστορία καὶ συγγενῆ τῷ Ἀχιλλεῖ παραδίδωσι, λέγουσα ὅτι Ἡσίοδός φησι Μενοίτιον τὸν Πατρόκλου πατέρα Πηλέως εἶναι ἀδελφόν, ὡς εἶναι αὐτανεψιοὺς οὕτως ἀμφοτέρους ἀλλήλοις.

CLXXXVII. Den ganzen Inhalt der Melampodie erzählt der Scholiast des Apollonius zu I. 118.: ἐν δὲ ταῖς καλουμέναις μεγάλαις Ἠοίαις λέγεται u. s. w.

CLXXXVIII. Der Scholiast des Theocrit zu XVI. 49. vom Cycnus, dem Sohne des Neptun und der Calyce; Ἡσίοδος δέ φησιν αὐτὸν τὴν κεφαλὴν ἔχειν λευκήν· διὸ καὶ ταύτης τῆς κλήσεως ἔτυχεν.

CLXXXIX. Pausanias I. 43, 1. ἐγὼ δὲ ἤκουσα μὲν καὶ ἄλλον ἐς Ἰφιγένειαν λόγον ὑπὸ Ἀρκάδων

λεγόμενον, οἶδα δὲ Ἡσίοδον ποιήσαντα ἐν Καταλόγῳ γυναικῶν Ἰφιγένειαν οὐκ ἀποθανεῖν, γνώμῃ δὲ Ἀρτέμιδος Ἑκάτην εἶναι.

CXC. Antoninus Liberalis in der Ueberschrift des 26. Kapitels, das vom Battus handelt: ἱστορεῖ Νίκανδρος Ἑτεροιουμένων ά, καὶ Ἡσίοδος ἐν μεγάλαις Ἠοίαις u. s. w.

CXCI. Die Geschichte der Helice, der Tochter Lycaons, erzählt weitläufig aus dem Hesiodus der Scholiast des Aratus zu V. 27.

38 CXCII. Wahrscheinlich gehört dem Hesiodus Folgendes bei dem Eustathius p. 272, 18. Ὀρχομενοῦ γάρ φασιν υἱοί·

Ἀσπληδὼν Κλύμενός τε καὶ Ἀμφίδοκος θεοειδής.

CXCIII. Eustathius p. 1318, 8. ὑπερβασία, ἧς καὶ παρ' Ἡσιόδῳ χρῆσις ἐν τῷ

ὑπερβασίαι δ' ἀλεγειναί

Diess war schon von Gaisford zu dem letzten Verse der Ἔργα bemerkt.

CXCIV. Eustathius p. 1424, 6. ὅτι δ' ἐντεῦθεν λαβὼν Ἡσίοδος καὶ τὰ Μέγαρα τὴν χώραν σκιόεντα ἔφη, ὁ Πορφύριος δηλοῖ.

CXCV. Porphyrius *de abstin.* II. 18. p. 134. καὶ τὸν Ἡσίοδον οὖν εἰκότως τὸν τῶν ἀρχαίων θυσιῶν νόμον ἐπαινοῦντα εἰπεῖν:

ὥς κε πόλις ῥέζῃσι· νόμος δ' ἀρχαῖος ἄριστος.

Dieses Fragment war schon in den Sammlungen von Gaisford, in der Lösnerischen Ausgabe V. 189. aber irrig aus der Schrift *de antro nympharum* citirt.

CXCVI. Der Victorianische Scholiast zu Iliad. XVI. 174. Ζηνόδοτος δὲ Κλεοδώρην φησίν, Ἡσιόδου καὶ τῶν ἄλλων Πολυδώρην αὐτὴν καλούντων. Gaisford zu dem 78. Fragmente seiner Sammlung meint, es sey Ἡλιοδώρου zu schreiben.

CXCVII. Pollux X. 85. τὰ δὲ κάναστρα τοῦ ποιήσαντος τοὺς Κεραμέας, οὓς τινὲς (so ist statt οὕςτινας zu lesen) Ἡσιόδῳ προςνέμουσι· λέγει γοῦν·

εὖ δὲ περανθεῖεν κότυλοι καὶ πάντα κάναστρα.

Diess ist der dritte Vers dieses unter den kleinen Homerischen befindlichen Gedichtes.

CXCVIII. Suidas: κομιδή, ἡ ἀνάσωσις. Ἡρόδοτος· λέγεται δὲ καὶ ἡ ἄφιξις. Ἡσίοδος. Πολύβιος. Küster hat Ἡσίοδος weggelassen. Auch ist dieses Citat allerdings verdächtig.

Hierzu mögen nun nachfolgende, irrig dem Hesiodus beigelegte Stellen kommen.

CXCIX. Hesychius in ἀμφὸνδις: wo Ἡρωδιανὸς zu lesen. Die Glosse gehört zu Odyss. XVII. 237.

CC. Etym. M. p. 300, 2. ἄνεμος δὲ φλόγ' εἰλυφάζων, was wahrscheinlich aus dem Gedächtniss statt ἄνεμος φλόγα εἰλυφάζει citirt ist, das sich Iliad. XX. 492. findet.

CCI. Eustathius führt die Homerische Sentenz, dass wenige Söhne ihren Vätern gleichen, p. 124, 37. 447, 27. als Worte des Hesiodus an, hat aber wohl nachher den Irrthum erkannt, da er p. 1035, 43. dieselben Worte, ohne den Hesiodus zu nennen, berührt. Die Verse stehen Odyss. II. 276. f.

CCIII. Der Scholiast zu den Flügeln des Simmias: 39 s. Jacobs zu der Anthologie I. P. II. p. 8. Ἀκμονίδαν δὲ τὸν οὐρανόν. Ἡσίοδος· Γαῖα μὲν Ἄκμονα ἔτικτεν· ἀπὸ δ' Ἄκμονος Οὐρανός. Dieses weicht so sehr von der überall im Alterthume als Hesiodisch anerkannten Meinung ab, dass man es nicht einmal einem spätern Umarbeiter der Theogonie zutrauen kann. Betrachtet man aber, was Eustathius p. 1154, 25. sagt: ὡς δὲ Ἄκμονος ὁ Οὐρανός, ὁ Ἀλκμὰν φασὶν ἱστορεῖ, so kann man wohl mit ziemlicher Sicherheit vermuthen, dass jene Worte aus daktylischen Versen des Alkman sind:

Γαῖα μὲν Ἄκμον' ἔτικτ'· ἀπὸ δ' Ἄκμονος Οὐρανός.

[CCIII. Zonaras S. 948. f. in *ζαὴν ἄνεμον: ὡς παρὰ τὸ πέτω γίνεται πετήν. Ἡσίοδος· αἰετὸν μὴ πετῆνα γενέσθαι.* Dass der Vers zweifelhaft, und gewiss verdorben sey, ist von Ritschl *de Oro et Orione* p. 75. bemerkt. Sicher ist Hesiodus statt eines Ionischen oder Aeolischen Lyrikers genannt Denn offenbar sind diese Worte ein daktylischer Vers mit der Basis, und so zu schreiben:

αἰετόν με πετῆνα γενέσθαι.

Es ist zu bedauern, dass Porson nicht das Scholion des Cod. Harl. zu Odyss. XII. 313. mitgetheilt hat, wo schwerlich, wie er meint, das Citat aus Choriamben des Anakreon, *αἰνοπαθῆ πατρίδ' ἐπόψομαι* sich auf die Lesart *ζαῆ* bezieht. Eher möchte man vermuthen, auch der Vers bei Zonaras sey vom Anakreon, und das Fragment habe so gelautet:

αἰετόν με πετῆνα γενέσθαι,
αἰνοπαθῆ ἵνα πατρίδ' ἐπόψομαι.]

Wir wollen nun, damit Herrn Göttlings Fragmentensammlung doch brauchbar werde, ein Verzeichniss der Schriftsteller geben, aus welchen diese Fragmente genommen sind. Die Zahl der Fragmente geben wir doppelt an, zuerst nach der Gaisfordischen und Dindorfischen, sodann, durch einen Strich getrennt, nach der Göttlingischen Zählung*). Ein beigesetztes Sternchen bedeutet, dass die Angabe eines Schriftstellers von Hrn. G. unterlassen, und in unsern Bemerkungen nachgetragen ist.

---

*) Es ist jetzt noch eine dritte Zahl hinzugekommen, welche sich auf die Zahl der Fragmente in der Sammlung bezieht, die Herr Karl Lehmann zu Berlin 1828. in der unter dem Titel: *De Hesiodi carminibus perditis particula prior* herausgekommenen Schrift gegeben hat. Dadurch ist zugleich diess Verzeichniss vollständiger geworden.

Achilles Tat. Isag. in Arat. p. 169		130	
Aelian. V. H. XII. 20	82	139	80
36			128
Ammonius ὄρθρος	45	82	
Antoninus Lib. 23			103
Apollodorus I. 8, 4, 1.	30	91	25
II. 1, 1, 7.	83	100	10
1, 3, 1. 2. 5.	83	5	
2, 2, 2.	83	29	
III. 5, 6, 2.	83	47	128
6, 7, 7.	56	112	
9, 2, 8.	70	76	58
14, 4, 2.	83		6
Apollonius Dysc. de pronom.	66	134	121
Apollonius Lex. Hom. *Αἰπύτιον*		174*	119
Μολίονε		74*	
Φοῖβος	78		
Aristoteles Eth. Nic. III. 3.	43	69	
V. 5.	69	150	
Aspasius ad Eth. N. p. 43.	43	69	116
Athenaeus II. p. 40 F.	46	109	
49 B.		180*	
VIII. p. 364 B.	43	68	137
X. p. 428 C.	43	68	136
XI. p. 491 C.	44	10	
498 A.	42	113	40
503 D.	47	6	
XIII. p. 557 A.	51	89	83
609 E.		166*	
Athenagoras Legat. p. 134.	59	34. 35	99
Ausonius Idyll. XVIII.	50	106*	
Choeroboscus in Bekk. Anecd. p. 1183.	99	79	75
Clemens Alex. Coh. p. 63. Pott.	53	152	
Strom. I. p. 330.	1	98	2
337.	54	141	
V. (p. 438. Sylb.)		159	
716.	53	152	

Clemens Strom. V. p. 727.	52	114	
VI. p. 751.	55	110	
Constantin. Porphyrog. de Themat. p. 82.	88	26	18
Diodorus Sic. IV. 85.		176*	
Diogenes Laert. VIII. 1, 26.		120	
Etymol. M. p. 13, 36.	50	106*	
21, 26.	61	71	30
60, 41.		167*	131
77, 31.	35	160	
133, 34.		168*	
183, 24.		168*	
215, 37.		169*	3
300, 2.		200*	
346, 41.	3	51*	
430, 56.		170*	
523, 8.	5	27*	110
557, 8.	26	145	
768, 25.	68	7	20
796, 57.		171*	
Etymolog. Ms. Ἰλεύς.	3	51	
Eudocia p. 23.			93
37.		63	21
77.		18	73
108.		21	14
148.	66	64*	121
278.	1	97*	1
286.		187*	107
314.			132
331.		186	40
333.	22	30*	31 — 33. 35
375.	61	71	30
394.	61	71	30
415.		61*	112
Eustathius p. 6.	34	163*	
13.			79
21.		80*	

Eustathius p.	101.	3	51*	
	112.		186*	40
	124.		201*	
	125.	8	155	23
	126.	8	155*	
	231.	22	31	35
	265.	4	92*	123
	272.		192	
	275.	6	153* 132*	41 125
	277.	3	51*	
	295.		181*	
	302.*)			13
	323.	2	156	
	447.		201*	
	461.	58	72	8
	650.	3	51*	74
	797.	8	155*	
	875.		166*	
	882.		74*	24
	882.	12	149*	
	900.	42	113*	
	1018.	3	51*	
	1163.	1	97*	1
	1206.	2	156*	
	1318.		193*	
	1321.		74*	24
	1324.		92*	60
	1337.	5	28*	109
	1424.		149*	
	1494.	89	104	
	1623.		40	
	1685.	22	50*	33
	1689.	2	156*	
	1710.		164*	68

*) Gehört zu Theog. 220.

Eustathius p. 1746.	5	27	110
1775.	42	113*	
1796.	7	103*	73
Eustathius ad Dionys. 927.	9	32*	4
Favorinus εὐφυής.	98	78	
Ἴφικλος.		156*	108
Fulgentius Myth. III. 1.	86	12	
Grammaticus in Bachm. An. I. 281.		138	
Grammaticus περὶ βαρβαρισμοῦ.			19
Gemistus Pletho epit. Strab.	11	25*	
Harpocration ἔργα νεῶν.	65	116	
μακροκέφαλοι.	94	44	52
Μελίτη.		172*	84
ὑπὸ γῆν οἰκοῦντας		173*	55
Herodianus περὶ μον. λέξ. p. 11.	90	99	76
17.	91	142	
18.	92	42	77
42.	93	43. 23.	—
		51.	16
Herodotus IV. 32.		129	54
Hesychius ἄμφουδις.		199*	
Ἀφροδίσιος ὅρκος.		5*	
δίψιον Ἄργος	58	72	8
42 ἐπ' Εὐρυγύῃ ἀγών.	45	81	82
κατουδαῖοι		172*	
Hyginus Fab. 154.		107	
Poet. A. p. 419. ed. Stav.		102	
c. 20.		58	
25.		11	
34.		46	
Laurentius Lydus de mens. c. 4.		20	17
Mich. Ephes. ad Arist. Eth. N. p. 67. 6.	69	150	
Nic. Damasc. in Exc. Vales. p. 445.	48	157	63
Origenes c. Cels. IV. 216.	67	119	
Palaephatus 42.			127
Pausanias I. 43.		189*	95
II. 2, 3.			86

Schol. Apollonii Rhodii I.	482.		— 63	— 21
43	787.	25	— 144	— 70
	824.	23	— 9	— 118
II.	178.		— 61	— 50. 112
	181.		— 62	
	276.		— 146	
	296.		— 147	
	297.	24	— 143	— 49
	1123.		— 65	
III.	311.		—	— 66
	587.		— 1	
	1086.		— 21	— 14
IV.	57.	66	— 64. 134	— 121
	259.		— 60	— 57
	266.		— 24	
	284.		— 59	
	816.		— 2	
	828.		— 66	— 113
	892.	27	— 128	— 67
	1396.		— 137	
Schol. Arati v.	27.		— 191*	
	45.	15	— 132	
	102.	67	— 119*	
	172.	60	— 70	
	322.		— 46*	
Schol. Aristoph. Av.	610.	50	— 106*	
Schol. Eurip. Orest.	249.	64	— 136	— 90
Phoen.	1123.	47	— 4	
Alcest.	1.	80	— 84	— 102
Rhes.	28.	101	— 140	— 5
Schol. Hesiodi Theog.	142.	95	— 33	— 101
Scut.		96	— 36. 45	— 31. 114
Schol. Hom. min. ad Iliad. II.	336.	22	— 30	— 33
XI.	135.		— 178*	
Odyss. III.	68.	22	— 30*	— 35
IV.	231.	89	— 104	

Schol. Hom. min. ad Odyss.	X. 2.		21	14
				16
	XI. 285.	22	30*	
	XII. 68.		179*	41
Ven. ad Iliad.	I. 7.			93
	264.	3	51*	
	II. 496 (Cat. 3).	4	52	123
	522 (Cat. 29).	6	153	125
	764 (Cat. 271).	70		59
	IV. 195.		177*	100
	IX. 246.			133
	XI. 155.		178*	
	749.		74*	24
	XII. 292.		140*	5
	XIV. 119.	72	154	
	200.	73	41	44 44
	XIX. 116.			120
	XX. 227.	2	156*	
	XXI. 528.	74	151	
	XXIII. 638.	75	74	24
	683.		92	60
Vict. ad Il.	VI. 164. ap. Valck. ad Amm. p. 242.			36
	XIV. 271 (T. VI. p. 654)			126
	XVI. 174 (T. VII. p. 784)	78	196*	39
	XIX. 240 (T. VII. p. 806)	84	38	91
Ambros. ad Odyss.	I. 85.			69
	98.	73	41	44
	IV. 231.		104	
	VII. 54.		77	71
	104.		18	72
	X. 2.		22	
	XI. 285.	22	30	
	325.	2	156	
	XII. 68.		179	41
	168.		164	
Harlei. ad Od.	IX. 199.	85	40	
Schol. Nicandri Ther.	15.	63	46	

Schol. Nicandri Ther. 452.	63	—	135		
Schol. Ovid. Met. 1.		—		—	15
Schol. Pindari Ol. VII. 42.		—	93	—	28
VIII. 27.	37	—	67	—	61
IX. 167.	3	—	51*	—	27. 74
X. 46.	30	—	91		
83.	38	—	95	—	85
XI. 79.		—	8	—	88
XIV. arg.	76	—	133. 132*	—	126
Pyth. III. 14.	29	—	90*	—	98
48.	19. 29	—	90	—	97
IV. 35.	36	—	53	—	130
181.	77	—	105	—	43
252.	28	—	23	—	16
VI. 19.	33	—	115		
IX. 6.	35	—	55	—	105
Nem. II. 1.	34	—	163		
III. 21.	37	—	67	—	61
92.	32	—	86	—	42
IV. 95.	31	—	85	—	37
X. 150.		—	37	—	89
Isth. V. 53.		—		—	115
Schol. Platonis ad Sympos.		—	5*		
Schol. ad Simmiae alas		—	202*		
Schol. Sophoclis Electr. 539.	40	—	96	—	94
Oed. T. arg.		—	185*		
Trach. 263.	41	—	48	—	29
1174.	39	—	54	—	135
45 Schol. Theocriti ad XI. 75.	62	—	118		
XVI. 49.		—	188*	—	122
Schol. Thucyd. I. 3.	28	—	23	—	16
Servius ad Georg. I. 14.		—	73	—	106
III. 283.		—	17		
ad Aen. VII. 268.		—	19		
VIII. 130.		—	8*	—	88
Stephanus Byz. Ἀβαντίς.	47	—	3		

Stephanus Byz.	*Αἰγαῖον πέλαγος.*				— 125	
	Ἄμυρος,			19	— 50*	— 96
	Γερηνία.			22	— 31	— 35
	Παλλάντιον.				—	— 12
	Τάβαι.				—	— 35
	Ὑρία.			4	— 52	— 123
	Ὤλενος.			12	— 149	— 26
Fragm. in Bibl. Coisl. p. 290.				19	— 50*	— 96
Strabo I.	23.	Cas. 42.	Alm.		— 127	— 65
	42.	72.		9	— 32	— 4
	43.	72.			— 126. 44*	— 52
	59.	103.			—	— 48
V.	221.	338.		10	— 101	— 11
VII.	299.	458.			— 44	— 52
	300.	460.		17	— 122	— 46
	302.	463.		16	— 121	— 45
	322.	496.		11	— 25	— 32
	327.	504.	18.	39	— 124	
	328.	505.		39	— 54	
VIII.	324.	526.	12.	30	— 149	— 26
	364.	560.			— 181*	
	370.	568.			— 182*	
	371.	570.		58	— 72	— 8
IX.	393.	603.			—	— 64
	424.	649.		15	— 132	— 124
	442.	674.		19	— 50	— 96
X.	471.	723.		13	— 94	— 9
XIII.	588.	879.			— 183*	
XIV.	642.	951.		14	— 108	
	647.	958.		19	— 50*	— 96
	676.	994.			— 184*	
Suidas	*ἀγάλματα.*				— 175*	
	ἀλκή.			48	— 157*	— 63
	δαῖτας.			49	— 158*	
	δῶρα θεοὺς πείθει.			87	— 117	
	ἐπιάλτην.			79	— 83	— 22
	κομιδή.				— 198*	

Suidas μαχλοσύνη.	5	28	109
ὑπὸ γῆν οἰκοῦντες.		173	55
Theo ad Arat. 45.	15	132	124
Theo progymn.			7
Tzetzes ad Lyc. proleg.	57	49	38
v. 176.	37	67	61
284.	28	23	16
46 344.	61	71	30
393.	3	51	74
682.	56	111	112
794.		106*	
1396.	81	138	78
Chiliad. XII. 171.	60	70	
Exeg. Iliad. p. 4.	3	51	74
63.		23*	16
68.	100	80	93
126.	3	51*	74
134.		23*	16
149.		111	
149.	50	106*	
153.		4*	
Zonaras ἐπιάλτην.	79	83	22
ζαῆν ἄνεμον.	203		

Es folgt das letzte Stück des Buches, das sogenannte *Certamen Hesiodi et Homeri.* Auch diese Schrift, die freilich nicht viel werth ist, hätte doch, wenn sie einmal wieder abgedruckt werden sollte, eine weniger flüchtige Behandlung verdient. Gleich nicht weit vom Anfang ist die alte Lesart stehen geblieben: Ὅμηρον δὲ πᾶσαι ὡς εἰπεῖν αἱ πόλεις καὶ οἱ ἔποικοι αὐτῶν παρ' ἑαυτοῖς γεγενῆσθαι λέγουσι. Wem aber springt nicht in die Augen, dass das καὶ οἱ ἄποικοι heissen muss? — V. 244, 31 ist κορέσθην beibehalten, was entweder κόρεσθεν zu schreiben, oder, wenn das möglich ist, zu vertheidigen war. Das Homerische μιάνθην würde jedoch dazu nicht viel helfen, da auch μίανθεν, obgleich

es einen scheinbaren Trochäen giebt, das Wahre seyn kann. — Unter diesen Versen, mit denen Hesiodus den Homer auf die Probe stellt, indem er ihm immer einen angefangenen Satz zu vollenden giebt, las man S. 245, 1. 2. vorher so:

ΗΣ. καὶ Φρύγες, οἳ πάντων ἀνδρῶν ἐπὶ νηυσὶν ἄριστοι
ΟΜ. ἀνδράσι ληϊστῆρσιν ἐπ' ἀκτῆς δόρπον ἑλέσθαι.

Hr. G. hat, ohne einen Grund anzugeben, beide Verse dem Hesiodus beigelegt, und lässt die Antwort des Homer, die er durch Striche bezeichnet hat, ausgefallen seyn. Es scheint aber nichts zu fehlen, und die alte Vertheilung richtig zu seyn. Die Aufgabe, die Hesiodus giebt, besteht darin, den paradoxen Satz, dass die Phrygier sich zu Schiffe vor allen Menschen auszeichnen, auf eine passende Weise zu ergänzen. Da nun ihre merkwürdigste That die Entführung der Helena war, ergänzt Homer den Satz so: „durch Räuber am Strande ein Mahl einzunehmen." Denn das ist ein Zeichen, dass ihre Tapferkeit nicht gross ist, indem sie bei dieser Maassregel sogleich wieder in See stechen können. — Auf derselben Seite Z. 8. liest man:

ΗΣ. οὔτ' ἄρα σοί γε πατὴρ ἐμίγη καὶ πότνια μήτηρ
ΟΜ. σῶμα τόγ ἐσπείραντο διὰ χρυσέην Ἀφροδίτην.

Die alte Lesart ist *οὔτ' ἄρ.* Hr. G. sagt: ***Fortasse Εὖτ' ἄρα σοί γε, ita ut σοι sit nominativus pluralis ad πατὴρ et μήτηρ pertinens.*** Zu dem zweiten Verse führt er die Conjectur von Boissonade an, *σῶμα τόγε σπείραντε.* Eben so corrigirte ein alter Besitzer eines Exemplars der Heinsiusischen Ausgabe, das jetzt dem Recensenten gehört, und in dem vorhergehenden Verse *σός*, was Herrn Göttlings sehr gesuchter Erklärung des *σοὶ* bei weitem vorzuziehen seyn würde, wenn

überhaupt die Verse den Sinn haben könnten, der in ihnen vermuthet worden ist. Aber *πατὴρ ἐμίγη καὶ μήτηρ* statt *ἐμίγησαν* ist so seltsam geredet, dass man das auch dem schlechtesten Scribenten kaum zutrauen kann. Wollte man aber auch Herrn Göttlings Conjectur und Erklärung gelten lassen, so wäre doch wieder das Medium *ἐσπείραντο* höchst auffallend, und überdiess müsste man doch auf jeden Fall *σῶμα τόδε* schreiben. Der Fehler liegt in der Negation und in dem elenden *τόγε*. Die Sentenz schliesst sich gewissermassen an die vorhergehenden Verse an, in denen von dem Sohne eines kräftigen Mannes und einer schwachen Frau die Rede ist. Sie sind daher wohl so zu lesen:

ΗΣ. ἦ τ' ἄρα σοί γε πατὴρ ἐμίγη καὶ πότνια μήτηρ,
ΟΜ. σῶμα τότε σπείραντε διὰ χρυσέην Ἀφροδίτην.

„Wahrlich in dir ist Vater und Mutter vermischt:" d. h. du bist kräftig, wie dein Vater, und feig, wie deine Mutter. — S. 246, 13. ff. sind so vertheilt:

ΗΣ. τοῖσιν δ' Ἀτρείδης μεγάλ' εὔχετο πᾶσιν ὀλέσθαι
ΟΜ. μηδέποτ' ἐν πόντῳ. καὶ φωνήσας ἔπος ηὔδα·
ΠΣ. ἐσθίετ', ὦ ξεῖνοι, καὶ πίνετε. μηδέ τις ὑμέων
οἴκαδε νοστήσειε φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν
ΟΜ. πημανθείς· ἀλλ' αὖτις ἀπήμονες οἴκαδ' ἵκοισθε.

Wären die beiden ersten Verse nicht da, so wäre gegen die letzten nichts einzuwenden. Falsch ist, was in der Anmerkung gesagt wird, der dritte und vierte dieser Verse werde *vulgo* dem Homer beigelegt. Das trifft bloss den dritten. Aber Homer kann nicht *καὶ φωνήσας ἔπος ηὔδα* sagen, weil er dann auch seinerseits den Hesiodus auf die Probe stellen würde, was sowohl der Absicht des ganzen Gesprächs, als den bald darauf fol-

genden Worten des Erzählers widerspricht: *πρὸς ταῦτα δὲ πάντα τοῦ Ὁμήρου καλῶς ἀπαντήσαντος.* Folglich tritt hier ein, was der Verfasser der Schrift oben gesagt hatte, bisweilen frage Hesiodus auch mit zwei Versen. Es sind daher die beiden ersten Verse dem Hesiodus, die drei letzten dem Homer beizulegen. — S. 647, 16. hätte *τετρακόσιοι καὶ πεντήκοντα*, was in den alten Ausgaben mit den Zahlzeichen *υν* geschrieben ist, eingeklammert werden sollen, wie von andern Herausgebern geschehen ist. Denn bis zu dieser Zahl ist die 48
Berechnung richtig, und weiter scheint der Schriftsteller nicht multiplicirt zu haben. Hätte er es aber gethan, und auch die letzte Zahl noch angegeben, welche 112,500,000, oder nach griechischer Abtheilung 1,1250,0000 ist: so würde es statt jener Worte oder Zeichen heissen müssen: *ἀνδρῶν δὲ διπλῆ μυριὰς μία, καὶ ἁπλαῖ χίλιαι διακόσιαι πεντήκοντα.* — S. 247, 25. *εἶναι Barn. Vulgo εἶναι.* Das hat Hr. G. aus der Angabe in der Lösnerischen Ausgabe *γρ. εἶναι* geschlossen, ohne andere Ausgaben nachzusehen: sonst hätte er *εἶναι* schon in der ersten von Stephanus 1573. und in der von Heinsius 1603. gefunden. — Auf derselben Seite Z. 28. ist *τῷ θυμῷ* statt *σῷ θυμῷ* ein sehr störender Druckfehler. — S. 248, 2—4. Auf die Frage, wie man am Besten in einem Staate lebe, antwortet Homer:

εἰ μὴ κερδαίνειν ἀπὸ τῶν αἰσχρῶν ἐθέλοιεν.
οἱ δ' ἀγαθοὶ τιμῷντο, δίκη δ' ἀδίκοισιν ἐπείη·
εὔχεσθαι δὲ θεοῖς ὅ τι πάντων ἐστὶν ἄριστον.

Der letzte dieser Verse hängt weder in der Construction mit den vorhergehenden zusammen, noch giebt er an sich einen passenden Sinn. Es ist aber leicht einzusehen, dass vor diesem Verse ein Vers ausgefallen ist, in welchem ein Optativ stand, von dem *εὔχεσθαι* abhing. Der Gedanke musste seyn: „und wenn sie nicht vorziehen, auf sich selbst zu vertrauen, sondern zu den Göt-

tern zu beten, was von allem das beste ist." Der letzte Vers ist daher so zu lesen:

εὔχεσθαι δὲ θεοῖσι· τὸ πάντων ἐστὶν ἄριστον.

— S. 251, 16. und 18. sollte nicht ζ', sondern ͵ζ geschrieben seyn, da nicht 7, sondern 7000 Verse gemeint sind. Oder sollte sich Hr. G., wie Herr K. W. Müller *de Cyclo Graecorum epico*, p. 68., durch die lateinische Uebersetzung haben täuschen lassen, die aus ἔπη ζ *septem libros* gemacht hat? Doch das lässt sich nicht glauben, da er S. 252, 3. 4. bei der Angabe der Länge der Ilias und Odyssee die Zählung nach Versen beibehielt, die vorher aus Unwissenheit in κδ' abgeändert worden war. Ueberhaupt geben die Alten die Länge eines Gedichts nach der Verszahl an: z. B. Suidas in *Πανύασις*, und die Marmortafel bei Heeren in der Bibliothek der alten Kunst und Literatur, viertes Stück, S. 43. ff. — S. 251, 29. ist stillschweigend *λαμπρὴ* statt *λαμπρὰ* gesetzt. S. oben zu Theog. 18. — S. 252. ist das sinnlose *νῆσόν τ' Αἴγινάν τε Μάσητά τε* beibehalten. Aber nach Iliad. II. 562., woher der Vers genommen ist, hätte das zweite *τε* entfernt werden sollen. — S. 252, 8—10. ist ebenfalls die fehlerhafte Lesart beibehalten worden, *ἐψηφίσαντο θυσίαν*
49*ἐπιτελεῖν Ὁμήρῳ καθ' ἡμέραν καὶ κατὰ μῆνα καὶ κατ' ἐνιαυτόν, ἄλλην θυσίαν πενταετηρίδα ἐς Χίον ἀποστέλλειν.* Offenbar fehlt zu dem letzten Satze *καὶ* oder *δέ*. — S. 253, 10. war *ποινὴν* von Barnes anzunehmen. — S. 254, 1. ist die Conjectur *ὅσα δ'* unnöthig.

Es kann den Lesern unserer Bemerkungen nicht entgangen seyn, wie der grösste Theil derselben nur durch die unverkennbare Eilfertigkeit und Flüchtigkeit veranlasst worden ist, die sich in Herrn Göttlings Arbeit zeigt. Wenn man daher kaum zweifeln kann, er habe, mit andern Arbeiten beschäftigt, nur Nebenstunden auf die Herausgabe dieses Buches verwenden können: so hat man freilich Ursache, das zu bedauern, und muss

wünschen, dass er den Callimachus, den er, wie sich aus einigen Andeutungen schliessen lässt, ebenfalls herausgeben wird, nicht auf ähnliche Weise beeile, besonders da sich hier leicht zwei vom Kopf bis zum Fusse geharnischte Mitbewerber um den Preis finden dürften. Herrn Göttling, der ein gelehrter, scharfsinniger, geistreicher und überhaupt kräftiger Mann ist, kann es nicht schwer werden, sobald er nur will, etwas Ausgezeichnetes ins Werk zu richten. Möge er sich dazu die nöthige Zeit und Musse nehmen, und eingedenk der Kraft, die er besitzt, den Kranz, der den Starken gebührt, nicht andern überlassen.

MERKWÜRDIGE ART VON LOGIK.

Wenn man bei einigen Philologen, besonders solchen, die sich bloss mit der Sprache beschäftigen, oft gar keine Logik findet, so trifft man dagegen bei andern, und namentlich bei denen, die eine unmittelbare oder aus dem Innern hervorgegangene Anschauung des Alterthums zu besitzen meinen, auf eine ganz besondere, von der gewöhnlichen verschiedene Art von Logik. Da ich gegen beide mich der hergebrachten Logik bedient habe, so hat das freilich grossen Zorn erregt, und ich bin nicht nur auf mannichfache Weise, durch Gift, durch schweres Geschütz, durch Kleingewehrfeuer, durch Wurfgeschosse aller Art vertödtet worden, sondern man hat mir auch bereits in verschiedenen Sprachen Grabschriften gesetzt. Durch so viele Todesarten abgehärtet, kommt es mir auf einige Cenotaphien mehr oder weniger nicht an, sondern ich werde, so lange ich noch nicht wirklich gestorben bin, sowohl dem unlogischen als dem neulogischen Verfahren, wo ich auf meinem Wege darauf treffe, mit der alten Logik begegnen. Allein wenn ich auch weit entfernt bin, darauf besonders auszugehen, was leicht Stoff zu einem dicken Folianten geben würde, so kann ich doch dem Reize nicht widerstehen, ein Beispiel auszuheben, das gar zu eigen ist, als dass es nicht einer besondern Aufmerksamkeit werth wäre.

Den Anfang der sechsten Pythischen Ode des Pindar geben die Bücher so:

Ἀκούσατ᾽· ἦ γὰρ ἑλικώπιδος Ἀφροδίτας
ἄρουραν ἢ Χαρίτων
ἀναπολίζομεν, ὀμφαλὸν ἐριβρόμου
χθονὸς ἐς ναὸν προσοιχόμενοι.

Da die Worte ἐς ναὸν sich nicht mit dem Versmaasse vertragen, hatte ich im Jahre 1798. vorgeschlagen, statt derselben ἀέννaον zu schreiben, indem ich keinen Zweifel in die Richtigkeit dieser Form setzte. Herr Böckh nahm diese Conjectur auf, und ihm folgte, wie er zu thun pflegt, Herr Dissen. Später erkannte ich, dass ich mich geirrt hatte, und nur ἀέναος, nie ἀέννaος gesagt worden ist. Ich nahm daher zu dem Ion des Euripides V. 117., wo ich davon sprach, jene Conjectur zurück, und schlug nun vor ὀμφαλὸν ἐριβρόμου χθονὸς ἐς νάϊον zu schreiben. Herr Dissen sagt nun in der Note unter dem Texte: *Lectio est* ἐς ναὸν *contra metrum. Boeckhius reposuit, quod emendavit olim Hermannus*, ἀέννaον. *Nuper Hermannus* ὀμφαλὸν ἐς νάϊον *coniecit, quod refutavi in Commentario, ubi vide.* Als ich dieses las, erwartete ich natürlich, Herr Dissen würde in dem Commentare gezeigt haben, erstens, warum ἐς νάϊον irrig sey; zweitens, dass die Form ἀέννaος auf sichern Stellen beruhe. Allein was den zweiten Theil der erwarteten Widerlegung anlangt, so lautet dieser in dem Commentare S. 271. so: *De voce* ἀέννaον *cf. Boeckh. Nott. critt. Nuper Hermannus ad Eurip. Ion.* 117. *unam tantum formam* ἀέναος *statuit, et* ἀέννaος *plane damnat.* Man erwartet nun wieder, die Form ἀέννaος von Herrn Böckh gerechtfertigt zu finden. Dieser aber sagt folgendes: *Egregie emendavit Hermannus* ἀέννaον; *obloquente Bothio, qui* ἀέναον *primam longam habere dicit, non* ἀέννaον. *Sane epico usu* ἀέναος *potissimum longam habet primam, non dubito tamen etiam* ἀέννaον *prima longa dici posse, praesertim ob similitudinem vo-*

cis αἰεί, quae apud Atticos vel simplici α scripta priorem producit. Da Herr Böckh, als er dieses schrieb, eben so wenig, wie ich, als ich ἀέννaον vorschlug, an der Richtigkeit dieser Form zweifelte, sondern bloss über das Maass der ersten Sylbe gegen Bothe sprach, die zweite Sylbe aber, gegen welche meine Bemerkung zum Ion gerichtet ist, unberührt liess: so sagte er ja nur, was ich schon, als ich ἀέννaον lesen wollte, voraussetzte, dass die erste Sylbe *anceps* wäre. Mithin konnte er gar nicht angeführt werden wegen einer Sache, die er weder gesagt hat, noch sagen wollte, dass die zweite Sylbe lang seyn könnte. Folglich fehlt von Hrn. Dissens Wiederlegung der ganze zweite Theil.

Höchst merkwürdig aber ist der erste Theil, die Widerlegung des ἐς νάϊον. Dieser lautet so: *At enim Pindarus, quum terra* ἐρίβρομος *sit, concussa motibus et tonitribus subterraneis, umbilicum aeternum dicit et inconcussum, quod non animadvertit Hermannus. Nunc* ὀμφαλὸς νάϊος, *per se male dictus, notionem templi infert plane alienam, quum vere notante Boeckhio carmen non cantatum sit in templo, in quo nulla invocatio Apollinis, epitheton* ἐρίβρομος *autem ineptum redditur, quippe manifesto positum propter* ἀέννaον. Hier ist nun erstens das ganz irrig, dass der ὀμφαλός, der doch in dem Tempel ist, nicht wohl νάϊος genannt werden könne, weil das Gedicht nicht in dem Tempel gesungen worden sey. Da Herr Böckh bemerkt, dass die Worte nicht eigentlich zu verstehen seyen, sondern Pindar bloss sage, er begebe sich im Geiste nach Pytho, so ist es wahrhaftig einerlei, ob, wenn er einmal den ὀμφαλὸς nennt, er das Epitheton noch hinzusetzt oder weglässt. Zweitens ist das, was ich nicht gesehen haben soll, etwas, das ich auch nicht einmal sehen möchte, weil es gar nicht vorhanden ist, und auch nicht vorhanden seyn kann, dass ἐρίβρομος als *concussus* und ἀέναος als *inconcussus* einander entgegengesetzt seyen, da in keinem der beiden Worte die angegebenen Begriffe enthalten sind. Drittens

endlich, und das ist wirklich der Triumph der neuen Logik, soll ἐρίβρομος *ineptum* seyn, wenn es nicht wegen ἀένναος gesetzt ist. Da Pindars Ode im dritten Jahre der 71. Olympiade, mithin 494 Jahre vor Christi Geburt geschrieben ist, so heisst dieses Argument nun so: ἀένναος ist die richtige Lesart, weil Pindar 494 Jahre vor Christi Geburt wegen dieses von Gottfried Hermann im Jahre nach Christi Geburt 1798. gesetzten ἀέν-ναον, 2292 Jahre vorher ἐριβρόμον schrieb. Ich sollte denken, Herr Dissen müsste sich selbst über diese Logik wundern.

GRIECHISCHES

WORTVERZEICHNISS.

Α.

Γ.

Δ.

LATEINISCHE WÖRTER.

SACHVERZEICHNISS.

VERZEICHNISS DER SCHRIFTSTELLER.

GODOFREDI HERMANNI

O P V S C V L A.

VOL. VI. PARS II.

Vorrede.

Was ich am Schlusse der Recension von Herrn Müllers Eumeniden gesagt habe, dass das neue Geschlecht, welches tiefere Fragen als die Notengelehrsamkeit an das Alterthum zu richten vorgiebt, wenn ihm widersprochen wird, zu einer in Gesinnung und Ton gemeinen Wehr greifen müsse, die man sicher zu erwarten, nicht aber nöthig habe, dagegen zu protestiren: das hat Herr Müller in dem neulich herausgekommenen Anhange zu seinem Buche vollkommen bestätigt. Ich kann daher in den Zusätzen zu meiner Recension bloss über den wissenschaftlichen Gehalt dieses Anhangs, in wiefern sich derselbe auf meine Beurtheilung bezieht, zu denen sprechen, denen es um die Sachen zu thun ist. Vorher muss ich jedoch etwas über Herrn Fritzschens Schrift, ingleichen über die Entstehung meiner Recension sagen.

Herr Fritzsche ist wegen des Tones, den er sich in seiner Schrift erlaubt hat, sehr hart getadelt worden, und sogar seinen Charakter hat man angegriffen. Jenen Ton heisst er jetzt wohl selbst nicht mehr gut, so wie derselbe allerdings nicht gebilligt werden kann. Aber Herrn Fritzsche muss man persönlich kennen, wenn man ihn richtig beurtheilen will. Er besitzt das beste, redlichste, wahrheitliebendste, wohlwollendste Herz von der Welt: allein seine ausserordentliche Lebhaftigkeit und sein überall in helle Flamme auflodernder Eifer reissen ihn nur zu leicht über die Grenzen hinaus. Alles macht auf ihn die stärksten Eindrücke: er lobt daher ungemessen und tadelt ungemessen, beides aus Herzensgrunde, und frei von kleinlichen und unwürdigen Absichten. Entzückt vor Freude, wenn er etwas Gutes gefunden zu haben glaubt, ist er auch wiederum, wenn er entdeckt geirrt zu haben, eben so schonungslos gegen sich selbst, wie gegen andere. Daher verdient und erhält er Liebe und Achtung von jedem, der ihn kennt. Denn Wahrheitsliebe ist die Quelle, aus der diese Heftigkeit entspringt. Bei einem solchen Gemüthe war es natürlich, über ein Buch, wie Herrn Müllers Eumeniden, das bei solcher Anmaassung solche Resultate giebt, entrüstet zu werden. Offenbar hat er seine Schrift in der ersten Anfwallung des Unwillens niedergeschrieben, wovon nicht

nur der Ton, sondern auch manche handgreifliche Uebereilungen den sichern Beweis geben. Da Herr Müller ganz in demselben Tone, obwohl mit anderer Gesinnung spricht, so kann ich wohl sicher seyn, dass, wie die übrigen Professoren in Göttingen es verbitten würden, wenn man von der Denkart und Sprache ihres Collegen auf die ihrige schliessen wollte, so auch niemand von Herrn Fritzschens Ton auf meine Schule überhaupt einen Schluss machen, und an eine Partei glauben werde, an deren Spitze ich stehen soll, da doch, während man mich mit vereinigten Kräften angefallen hat, von mir auch nicht einer meiner Schüler oder Freunde veranlasst worden ist, zu diesen unwürdigen Angriffen ein Wort zu sagen.

Was meine Recension von Herrn Müllers Buch anlangt, so entstand sie auf folgende Weise. Ich hatte für das Sommerhalbjahr 1833. Vorlesungen über die Eumeniden angekündigt, als ich in dem Messkataloge Herrn Müllers Ausgabe angezeigt fand. Diess konnte mir nicht anders als sehr willkommen seyn, da ich glaubte, in diesem Buche, besonders in antiquarischer und archäologischer Hinsicht, lehrreichen Erörterungen entgegensehen zu dürfen. Als ich das Buch erhalten und die Vorrede gelesen hatte, liess ich mich, bekannt mit Herrn

Müllers Ton, nicht abschrecken die gefasste Hoffnung festzuhalten, sondern in dem guten Glauben nun doch den Aeschylus, dessen Verständniss mir zusammt dem Verständniss aller alten Dichter überhaupt abgesprochen war, wirklich verstehen zu lernen, beschloss ich diese Ausgabe nach Karlsbad, wohin ich vor dem Anfange der Vorlesungen mich zu begeben im Begriff war, mitzunehmen, und da das Buch recht mit Musse zu studiren; vielleicht auch, wenn ich einigen Stoff dazu fände, eine Recension, obwohl von ganz anderer Art, zu schreiben, indem ich erwartete, die angekündigten tieferen Fragen an das Alterthum befriedigend beantwortet zu sehen. Als ich dort angekommen war, las ich das Buch durch; fand mich aber in meinen Erwartungen so getäuscht, dass ich es mismuthig weglegte, und den Gedanken an eine Recension aufgab. Indessen, da eine andere Arbeit, die ebenfalls für den Aufenthalt in Karlsbad bestimmt war, früher beendigt wurde, als ich gedacht hatte, führten mich Ueberfluss an Zeit und Mangel an Beschäftigung wieder zu den Eumeniden, und veranlassten mich den Gedanken an eine Recension wieder aufzunehmen. So wurde der grösste Theil dieser Recension, das heisst, alles, wozu es keines Nachschlagens von Büchern bedurfte, in Karlsbad geschrieben: denn ich hatte bloss Wellauers Ausgabe und zwei Tex-

tesabdrücke mit beigeschriebenen Anmerkungen nebst einem in früherer Zeit niedergeschriebenem Hefte mitgenommen; was hingegen Nachschlagen erforderte, wurde für die Zeit nach der Rückkehr aufgehoben, in welcher ich dann auch dieses vollendete. Nachdem die Recension nach Wien geschickt war, und während sie gedruckt wurde, fanden sich, besonders auch durch Herrn Fritzschens Schrift, manche Veranlassungen zu Zusätzen, zu denen jetzt wiederum neue Zusätze gekommen sind, nachdem Herrn Müllers Anhang erschienen ist. Beide Arten von Zusätzen sind durch Klammern, die letztern noch durch ein hinzugefügtes Sternchen bemerklich gemacht.

Diese Erzählung wird bestätigen, was ohnediess jedermann sieht, dass ich, was mir niemand wehren kann, bloss mein Urtheil über die Art, wie Herr Müller das Alterthum behandelt, ausgesprochen, mit Herrn Müller selbst aber nichts zu verkehren habe. Grosssprecherisches Aufstellen leichtsinnig erdichteter Dinge, unredliches Verdrehen und höhnisches Abwehren jedes Widerspruchs, überall sichtbares Bestreben in Verbindung mit einer gegenseitig auch das nichtlobenswerthe lobenden und die nichteinstimmenden gemeinschaftlich schmähenden Partei sich den Schein ausschliesslicher Competenz zu verschaffen, sind Künste, durch die selbst Leichtgläubige, Un-

wissende, und Furchtsame nur eine Weile geblendet und erschreckt werden; jeder andere aber wendet mit Widerwillen den Blick ab, wo eine Denkart hervortritt, die auf die eigne Achtung verzichtet hat.

AESCHYLOS EUMENIDEN,

Griechisch und Deutsch
MIT ERLÄUTERNDEN ABHANDLUNGEN
UEBER DIE

AEUSSERE DARSTELLUNG UND UEBER DEN INHALT UND DIE COMPOSITION DIESER TRAGOEDIE

VON

K. O. MÜLLER.

Göttingen, im Verlage der Dietrichschen Buchhandlung 1833.
VI und 203 S. gr. 4.*)

Wie das Gehen durch wechselseitiges Vorsetzen eines Fusses vor den andern bewerkstelligt wird, so pflegen auch die Wissenschaften theilweise abwechselnd fortzuschreiten. Hätte jeder Fuss sein besonderes Bewusstseyn, so wäre es lächerlich, wenn der jedesmal vorausgeschrittene sich darauf etwas einbilden, und den zurückgebliebenen verachten wollte, auf den er sich doch stützen musste um voraus zu kommen, und der sogleich wieder ihm voraus seyn wird; noch lächerlicher aber, wenn er, ausgestreckt ohne Boden unter sich zu haben, sich seines Vorgeschrittenseyns rühmte. Die Gelehrten vergessen es manchmal, dass sie gleichsam die Füsse sind, auf

*) Aus den Wiener Jahrbüchern. Band LXIV.

denen die Wissenschaft fortschreitet. In der Philologie war in den neuern Zeiten eine Weile die holländische Schule vorherrschend gewesen, die bei der Erklärung der alten Schriftsteller, und besonders der Dichter, fast bloss Wort- und Sprachgebrauch erörterte und Parallelstellen verglich. In Deutschland fing man an das Unzureichende und Unzweckmässige dieser Methode zu fühlen, und vorzüglich war Heyne bemüht, die Philologie auf einen höhern Standpunkt zu erheben, und Geschichte, Alterthümer, Mythen, Philosopheme, das gesammte Leben der Alten zur Anschauung zu bringen. Man müsste sehr ungerecht seyn, wenn man dieses Verdienst verkennen, und ihm zum Vorwurf machen wollte, dass die vielen Richtungen, nach denen er sich ausbreitete, nicht sogleich mit der Sicherheit, die nur eine Folge langer und mühsamer Uebung seyn kann, verfolgt werden konnten; ingleichen, dass tiefere Sprachforschung und scharfe Kritik einstweilen etwas zurückbleiben mussten. Dennoch haben diess einige selbstsüchtige Gemüther gethan, und haben, ohne zu erwägen, dass, wer zuerst in unwegsamer Gegend die Bahn bricht, nicht auch den ganzen Weg ebnen und glätten und die sämmtlichen Umgebungen anbauen könne, sein Verdienst auf eine widrige Weise herabzuwürdigen gesucht. Als man nun anfing einzuse-
204 hen, dass alle Kenntniss des Alterthums zuletzt auf dem Verständniss der Schriften, die uns übrig sind, beruht, und folglich grammatische Genauigkeit und kritische Berichtigung der Texte allem vorausgehen muss, wandte sich die Philologie wieder nach dieser Seite mit vorzüglichem Eifer, und besonders erwarben sich die Engländer ein bedeutendes Verdienst um Erforschung der Sprachgesetze, vornehmlich der Attischen Schriftsteller. Ihnen folgten die Deutschen, und brachten durch philosophische Betrachtung der Sprache, die bisweilen jedoch sich zu weit verstieg, Licht in die vorher meistens bloss empirisch angesehene Sache. Nachdem man hier das Feld für hinlänglich gereinigt hielt, ging man wieder zu der Geschichte und den Alterthümern mit dem, was dazu ge-

hört, über, auch hier aber wieder oft einseitig, und theils aus Vernachlässigung der grammatischen Studien, theils durch ein unlogisches Spiel einer zügellosen Phantasie mit unklaren Begriffen das Ziel verfehlend. Herr Hofrath Müller, ein Mann, dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit, dessen ausgezeichnete Talente, und dessen grosse Verdienste um Geschichte, Mythologie und Archäologie allgemein gerühmt sind, gehört zu denen, die das Alterthum vornehmlich von dieser Seite betrachten.

Je mehr man ihm dafür dankbar zu seyn schuldig ist, desto mehr ist es zu bedauern, dass er sich nicht von der unfeinen Hoffärtigkeit frei gemacht hat, die sich in der Schule, welcher er angehört, zu zeigen pflegt. Diese Hoffärtigkeit kann dem, der sie besitzt, keine Achtung erwerben, und der Empfehlung seiner Sache ist sie vielmehr hinderlich als förderlich. Denn schon ihrer Natur nach kündigt sie sich als befangen an, und, da sie die Nachweisung eines Irrthums, vor dem doch niemand sicher ist, nicht ertragen will, wird sie es durch Leidenschaft noch mehr, und greift zu Vertheidigungsmitteln, die der, dem es um Wahrheit zu thun ist, für unwürdig hält. Wenn Herr Müller in der Vorrede die Philologen von Profession, die er als von sich und denen, die seinen Weg betreten, verschieden bezeichnet, mit Geringschätzung ansieht, und sagt, es gebe wohl auch schon jetzt ein anderes Geschlecht, welches tiefere Fragen an das Alterthum richte, als Notengelehrsamkeit beantworten könne: so liegt darin, neben einem unfreiwillig entschlüpften Geständniss der schwachen Seite, erstens ein Irrthum, und zweitens eine grosse Anmaassung. Ein Irrthum: denn dem Philologen von Profession setzt Herr Müller offenbar den Archäologen gegenüber: richtig aber kann man ihm bloss einen Dilettanten entgegenstellen, und dilettantisches Behandeln der Schriften des Alterthums ist es, was die Philologen von Profession meistens den Archäologen, Herrn Müller nicht ausgenommen, zum Vorwurf zu machen genöthigt sind. Anmaassung aber ist es, 205
die Notengelehrsamkeiten der Beantwortung jener tiefern

Fragen für unfähig zu erklären, da eine wirkliche Beantwortung solcher Fragen dieser Notengelehrsamkeit so sehr bedürftig ist, dass sie ohne dieselbe zu einem leeren Gerede wird. Die archäologische Schule sucht das Verstehen der Schriftsteller fast allein in der Erörterung der geschichtlichen, antiquarischen, mythologischen und artistischen Beziehungen; das aber, worin doch gewiss jeder Unbefangene zuerst dieses Verstehen setzen wird, das Verständniss der Worte, des Sinnes, des Zusammenhanges der Gedanken, stellt sie nach, obwohl sie sich den Schein vom Gegentheile zu geben bemüht ist, einen Schein, mit dem sie sich und ihre Anhänger, nicht aber die, welche der Sache auf den Grund gehen, täuschen kann. Das ist denn aber augenscheinlich eine nicht geringere Einseitigkeit, als die der blossen Sprachgelehrten, welche alles, ausser was zur Sprache gehört, unberücksichtigt lassen. Nur beides zusammen, mit gleicher Gründlichkeit und Vorsicht behandelt, und frei gehalten von Beimischung grundloser Hypothesen und nicht zur Sache gehöriger Dinge, kann eine wirklich richtige Erklärung und wahres Verständniss einer alten Schrift geben; insbesondere aber erscheinen archäologische Erklärungen als leere Träume, wenn sie mit den richtig verstandenen Worten der Schrift nicht in Zusammenhang oder gar in Widerspruch stehen. Bei Herrn Müllers Festhalten -r der Manier seiner Partei ist nicht befremdlich, .m Ende der Vorrede auf folgende Weise ausgedrückt ist: „Der Hoffnung indessen, zu erneuter Ueberlegung mancher Gegenstände den berühmten Philologen anzuregen, „von welchem nun schon so lange eine neue Bearbeitung „des Aeschylos erwartet wird, darf ich leider keinen „Raum geben, da dieser Gelehrte im Voraus entschlossen scheint, über das, was die neuere Alterthumsforschung in gewissen Richtungen, die der seinigen fern „liegen, hervorbringt, den Stab zu brechen, und noch „ganz insbesondere, wenn es den Aeschylos betrifft. Ich „hege nicht die Einbildung, darin eine Ausnahme machen „zu können: aber dagegen, dass Hermann uns vor dem

„Publikum, wie ein um sein Urtheil gebetener Richter,
„mit dictatorischen Aussprüchen zurecht weist, ehe er
„uns noch im Geringsten überzeugt hat, dass er wirk-
„lich von einer Aeschyleischen Tragödie oder überhaupt
„einem Werke der alten Poesie das Verständniss des
„Gedankenzusammenhanges und Plans besitze, nach wel-
„chem, unserer Meinung zufolge, die heutige Philologie
„vor allen Dingen streben soll: dagegen lege ich schon
„im Voraus den entschiedensten Protest ein.“ Mit die-
ser Protestation scheint sich kein rechter Sinn verbinden
zu lassen. Protestiren heisst sein Recht gegen Eingriffe
verwahren. Nun hat aber Recensent weder Herrn Mül- 206
lers noch sonst jemandes Recht über den Aeschylus zu spre-
chen beeinträchtiget, sondern nur, da doch Herrn Mül-
lers Partei nicht ein Privilegium haben kann allein zu
sprechen, sein eigenes Urtheil über manches, was von
Andern behauptet worden, ausgesprochen. Einige der-
selben haben ihn wirklich um sein Urtheil gebeten; an-
dern mag ein Urtheil, das nicht nach ihren Wün-
schen war, wohl unerbeten und dictatorisch vorgekommen
seyn; denn alle negative Urtheile, wie auch das in obi-
ger Stelle von Herrn Müllers Vorrede enthaltene, sind
ihrer Natur nach von dictatorischem Charakter, indem
auch in wissenschaftlichen Dingen die juristische Regel
gilt: *affirmanti incumbit probatio*. Es ist daher un-
klar, was Herr Müller mit seiner Protestation sagen
wollte. Nur drei Fälle scheinen sich denken zu lassen.
Entweder protestirte er in Beziehung auf sich, und meinte,
er erkläre schon im Voraus das, was Recensent etwa
gegen ihn sagen würde, für unstatthaft. Das scheint et-
was voreilig, und ist kein Schutzmittel, dafern, was Re-
censent sagen wird, nicht wirklich unstatthaft ist. Oder
er protestirte in Beziehung auf die, die er mit dem Plu-
ral uns bezeichnet, in Folge des Schutz- und Trutz-
bündnisses der Partei, zu der er sich bekennt. Und aller-
dings hat diese Partei gezeigt, dass sie kein Mittel verachtet,
ihre Behauptungen für wahr geltend zu machen, selbst,
wie dem Recensenten versichert worden, den Versuch

nicht, das Erscheinen einer Recension, von der sie starken Widerspruch gegen einen von ihr begünstigten Gelehrten voraussieht, zu verhindern. Dadurch aber kann doch weder wahr werden, was unwahr, noch unwahr, was wahr ist. Oder endlich protestirte Herr Müller in Beziehung auf den Recensenten selbst. In welcher Absicht das auch geschehen seyn möchte, so war es vergeblich, da Recensent, dem es bloss darum zu thun ist, zu finden, was auch für künftige Zeiten wahr bleibe, die literarische Demagogie denen überlässt, die ihrer benöthiget sind, und nur für diejenigen schreibt, die, ohne schon vor der Prüfung entschieden zu haben, unbefangen urtheilen können und wollen. Doch vielleicht ist diese ganze Protestation nur ein Stück der akademischen Vorlesungen, die den eigentlichen Inhalt von Herrn Müllers Buch ausmachen. Ob es gut war, diese Vorlesungen, bei deren Anhörung doch wohl ein und der andere Zuhörer etwas von Ungläubigkeit empfand, mit sorgloser Selbstzufriedenheit in aller ihrer Breite zur Belehrung auch des Publikums drucken zu lassen, möchte sehr zu bezweifeln seyn. Der Zuhörer hat nicht viel Zeit zum Nachdenken; und Nachschlagen kann er während des Vortrags gar nicht. Der Leser dagegen hat zu beidem Musse, und lässt sich daher nicht so leicht täuschen, dafern er nur überhaupt mit eigenen Augen zu sehen im Stande ist.

207 Herrn Müllers Buch enthält den Text, und ihm gegenüber eine Uebersetzung in denselben Versmaassen; darauf folgt ein Verzeichniss der Lesarten, in welchen der Text von der zum Grunde gelegten Wellauerschen Ausgabe abweicht; sodann zwei Abhandlungen in fortlaufenden Paragraphen, deren Inhalt gleich nach der Vorrede ausführlich angegeben ist. Den Schluss macht ein Register.

Der Uebersetzung, die mit vielem Fleisse ausgearbeitet ist, gebührt, obwohl sie viele Härten hat, und oft den Sinn, noch öfter den Ton verfehlt, doch im Ganzen das Lob der Treue, und sehr richtig sind die Bemerkungen, die Hr. Müller in der Vorrede über die Art, wie griechische Dichter im Deutschen nachzubilden sind,

macht. Einzelnes wird man freilich überall, wie wohl an jeder Uebersetzung, ausstellen können: allein man muss auch die Schwierigkeit in Betrachtung ziehen, die es hat, den Sinn zugleich mit dem Versmaasse wieder zu geben. Wo jedoch ohne Nachtheil beider etwas dem Originale nicht genau entspricht, oder der tragischen Rede minder angemessen ist, könnte man wohl etwas anderes wünschen. So fällt z. B. V. 26. das Deminutivum unangenehm auf:

„*Pentheus dem Häslein gleich im Todesgarne fing.*“

Noch fügt Recensent die Bemerkung hinzu, dass auch wohl in dem deutschen Trimeter die lange Endsylbe im Anfange des fünften Fusses nur in den Fällen, wo sie auch bei den Griechen gestattet ist, zugelassen werden sollte. Denn Verse, wie 1. und 20. erhalten dadurch eine ziemliche Härte:

„*Zuerst von allen Göttern lobpreist diess Gebet.*“
„*Diess sind die Götter, welche anruft mein Gebet.*“

Doch von der Uebersetzung wird Recensent nur in sofern sprechen, als sie für Erklärung des Textes anzusehen ist. Denn mit Recht meint Herr Müller, dass eine Uebersetzung nothwendig schon selbst Interpretation sey, und daher einzelne Anmerkungen meist überflüssig mache. Ja gerade bei Dichtern ist eine gute Uebersetzung am meisten wünschenswerth, und es würde gar manche nicht bloss unnütze, sondern auch irrige Anmerkung von den Philologen nicht gemacht worden seyn, wenn sie vorher die Stellen gehörig übersetzt gehabt hätten, was sie auf vieles würde aufmerksam gemacht haben, das sie, mit einzelnen Sachen, Worten und Ausdrücken beschäftigt, übersahen. Da eine Uebersetzung, die zugleich als Interpretation gelten soll, natürlich auch einen bestimmten Text des Originals voraussetzt: so war es zweckmässig, dass Herr Müller das Original zur Seite

208 setzte in dem Maasse verbessert, wie es erforderlich wurde, damit die Uebersetzung zu ihm passte. Er hatte, wie er ausdrücklich erklärt, nicht die Absicht eine neue Recension zu geben, sondern begnügte sich, der Wellauerischen Ausgabe zu folgen, und änderte nur, wo es ihm des Sinnes oder des Versmaasses wegen nöthig schien, bald nach alten Büchern, bald nach eignen oder anderer Gelehrten Vermuthungen. Die Worte, die er ohne hinlängliche äussere Probabilität in den Text aufnahm, bloss um ihn überhaupt lesbar zu machen, hat er mit einem † bezeichnet. Gegen dieses Verfahren lässt sich im Ganzen nichts einwenden: doch ist nicht zu verkennen, dass Hr. Müller, zu sehr der archäologischen Auffassung ergeben, den Text mit weniger Sorgfalt, als es nöthig war, berücksichtigte, besonders da er doch auf eine Interpretation ausging, die sich von der gewöhnlichen Art zu interpretiren auszeichnen sollte. Dieser Mangel an Sorgfalt zeigt sich selbst darin, dass in dem sonst correct gedruckten Buche doch ausser beibehaltenen fehlerhaften Accenten der Wellauerischen Ausgabe, wie V. 701. 868. und nicht mit der Uebersetzung übereinstimmender Interpunction, wie V. 114. 526. auch neue Druckfehler hinzugekommen sind, wie V. 336. *διομέναι*, und V. 917. wo *τ᾽* nach *νεανίδων* fehlt, ja zwei Mal ganze Wörter vermisst werden, V. 503. *θεὸς*, und V. 630. *ξένῳ*. Von diesen Fehlern ist bloss der falsche Accent V. 701. in der Anzeige der Druckfehler verbessert. Hierzu kommt noch, dass man V. 334. ff. und V. 345. ff., ingleichen V. 887. und 957. ff. auch die Verse der Antistrophe anders als die der Strophe abgetheilt findet. Aber auch die kritische Behandlung des Textes zeigt geringere Sorgfalt, als zum Behuf einer richtigen Interpretation erfordert wurde. Theils findet man die alten Bücher und die Scholien zu wenig beachtet; theils hat sich Herr Müller sichtbar zu leicht mit unhaltbaren Vermuthungen der Kritiker begnügt; theils verrathen auch seine eignen Conjecturen kein eindringendes Studium der Tragiker. Keine derselben ist von Bedeutung; die mei-

ten geben einen matten Sinn; andere entbehren der kritischen Haltbarkeit; einige sind auch völlig ungriechisch. Wenn daher das in der Vorrede besprochene Verstehen des Dichters erzielt werden sollte, so leuchtet ein, dass dieses in mancher Rücksicht mangelhaft bleiben musste. Aber auch dessen, was ganz archäologisch ist, ist manches unberührt geblieben, wogegen vieles, was ferner lag, weitläuftige Erörterung gefunden hat, anderes aber in unhaltbaren Vermuthungen besteht, manches auch Unkenntniss der Sache verräth. Recensent wird der Ordnung des Buches folgen, und zuvörderst den Text durchgehen, wobei er, was unbedeutend und ohne Einfluss auf richtiges Verständniss ist, unberücksichtigt lassen wird.

V. 21. ist Παλλὰς προναία beibehalten worden, 209
und auch S. 101. erwähnt Herr Müller die zu Delphi verehrte Pallas Pronäa. Wäre dieser Name überhaupt richtig, so müsste er nach der heutigen Art zu schreiben προνᾴα geschrieben werden: allein längst hatte schon Lennep zum Phalaris S. 143. ff. mit unwidersprechlichen Gründen gezeigt, dass diese Pallas Πρόνοια hiess. [*Herr Müller schreibt im Anhange S. 14. „V. 21. „verlangt Herr H. dass für Παλλας Προναία (wofür „Προνᾴα richtiger, aber bis jetzt nicht gebräuchlich ist) „Π. Πρόνοια geschrieben werde, und beruft sich auf „Lenneps bekannte Auseinandersetzung. Aber diese be„weist nur, dass vom Zeitalter der Redner an (wenn „nämlich die erste Rede gegen Aristogeiton diesem Zeit„alter wirklich angehört) die Delpher diese Göttin durch „eine kleine Umbiegung des Namens, die einer höhern „Bedeutung Platz verschaffte, Πρόνοια nannten. Bei „den Aeltern aber, namentlich bei Herodot, wo Προνηΐη „I, 92. ohne Variante steht, VIII, 37. aber durch Har„pokrations Zeugniss festgestellt wird, und nur geringere „Quellen Προνοίης haben (vgl. Schweighäusser T. IV. „P. II. p. 19.), Πρόνοια oder Προνοίη zu corrigiren, „wäre höchst verwegen, besonders weil der Tempel die„ser Pallas, dessen Local genau bekannt ist, für alle „Griechen, die aus Böotien, Attika, dem Peloponnes

„u. s. w. kommen, wirklich vor dem Pythischen Heilig-
„thume lag. Die alten Grammatiker zeigen durch ihre „Erklärungen, dass ihnen beide Formen Προναία und „Πρόνοια vorlagen; der Scholiast an unserer Stelle aber „unterstützt die erste, welche bei Aeschylos durch keine „Variante zweifelhaft wird, auch durch Kallimachos: χ' „ἡ Παλλὰς, Δελφοί νιν ὅθ' ἱδρύοντο Προναίην, wo „auf die Verbindung der beiden letzten Worte sehr zu „achten ist. Wie ein nachdenkender und sinnvoller My- „tholog heut zu Tage sich über diese vielbesprochene „Frage entscheidet, kann Herr H. in dem Buche: Der „Dienst der Athena, von E. Rückert S. 78., nachse- „hen.“ Herr Müller nennt hier Lenneps Auseinandersetzung bekannt, was sie allerdings ist; um so nöthiger war es, dass er in seiner Ausgabe die durch diesen bekannten bündigen Beweis sich im Irrthum befindenden Leser des Aeschylus auf den rechten Weg zurückführte. Das hat er jedoch unterlassen. Er bringt diess nun jetzt ein, indem er berichtet, von wem und wenn die Προναία in Πρόνοια umgetauft worden. Und weil ihm das nun nicht zu bezweifeln scheint, wird auch gleich S. 17. über die Unwissenheit derer, die so etwas nicht wissen, gespottet. Da nun niemand gern unwissend erscheinen will, werden auch in Deutschland die, welche eines Glaubens sind, und einige andere das glauben; viele aber auch nicht; in England aber, wo man die Zeugen streng verhört, niemand; und auch in Frankreich nicht, wo es Männer, wie den gelehrten und besonnenen Würdiger unhaltbarer Archäologie Letronne giebt: sondern man wird fragen, welcher Delpher Herrn Müller diese Nachricht mitgetheilt habe, und, wenn er das nicht angeben kann, wird man seiner Versicherung keinen Glauben schenken. Denn die übrigen Stützen wird niemand für Stützen erkennen, der Lenneps Note gelesen hat, ja man wird sich eher über die Προναία wundern, da πρόναοι die Götter genannt zu werden pflegen, von denen bloss Statuen vor dem Tempel einer andern Gottheit stehen. Das Citat Rückerts endlich ist Herrn Müller nur nachtheilig.

Einmal sieht man daraus, wo er geschöpft hat, und dann klingt es auch ganz anders. Rückerts Worte sind: „Diese Delphische Athena wird aber auch häufig Pronöa „genannt, und an verschiedenen Stellen, wo von ihr die „Rede ist, schwanken die Lesarten zwischen Pronaia und „Pronöa. Es lässt sich schwerlich bestimmen, welches „das Ursprüngliche, und welches das Abgeleitete sei, doch „möchte wohl die delphisch-delische Athena zuerst Pro-„naia geheissen haben, woraus dann später das geistigere „Pronöa wurde.“ Das ist die Rede eines verständigen Mannes, der eine Vermuthung vorträgt, nicht aber diese Vermuthung für eine Thatsache ausgiebt, und dann über die spottet, die von einer solchen Thatsache nichts wissen.] Was übrigens Hr. Müller sagt, ein Hauptgrund, dass die Priesterin offenbar an einem Altar, der wahrscheinlich den grossen Altar von Delphi darstellte, gebetet habe, dessen vom Euripides im Ion V. 1403. erwähnte ξόανα Gäa, Themis, Phöbe, Phöbos gewesen seyen, liege in den Worten der Pythias selbst, welche auf das bestimmteste ihr Gebet zu jenen vier Gottheiten, als unmittelbar gegenwärtigen, von der ehrenvollen Nennung der übrigen dort verehrten Götter unterscheide: das darf man füglich zu den Dingen rechnen, die ein archäologischer Interpret leichter sich einbilden, als erweisen kann. Von einem solchen Altar mit den Bildern jener vier Gottheiten sagt der Dichter nicht nur nichts, sondern es berechtigt auch sonst nichts, einen solchen Altar anzunehmen. Denn dass die Priesterin, indem sie die Orakelsprüche zu empfangen sich anschickt, zuerst und vorzüglich zu den Göttern bete, denen das Orakel von seinem Ursprunge an bis jetzt gehört hat, dann aber erst sich auch an die andern Götter in der Nähe wende, liegt in der Natur der Sache, es mag ein Altar mit jenen Bildern da seyn oder nicht.

Vor V. 50. haben mehrere Kritiker eine Lücke angenommen. Herrn Müller ist das mit dem Vorhergehenden gar nicht zusammenhängende εἶδόν ποτ' ἤδη Φινέως γεγραμμένας δεῖπνον φερούσας nicht anstössig. Er meint S. 185. die Priesterin erinnere sich wieder an

ein Kunstwerk, und, indem sie nur den Anblick im Geiste sich erneuere, setze sie nicht erst den Namen der Harpyien hinzu, den jeder Hörer von selbst ergänzt habe. Dass sie sich an ein Kunstwerk erinnere, erhellt aus ihren Worten: aber weder in einer andern Sprache noch im Griechischen würde jemand in dieser Gedankenverbindung, die hier Statt hat, so sprechen, dass er den Gegenstand, auch wenn ihn jeder nicht Unwissende errathen könnte, nicht durch irgend einen Subjectsbegriff bezeichnete. Herr Müller selbst fühlte, dass niemand so reden würde, wie er, um seiner Meinung einen Anstrich zu geben, diesen Satz ausdrückte: „ich sah auch schon einmal des Phineus Mahlzeit Raubende.“ Denn in der Uebersetzung ergänzte er das fehlende Subject:

„Wohl sah ich Unholdinnen irgendwo gemahlt
Die Kost des Phineus rauben.“

Wer auf die Gesetze der Rede und den Gang der Gedanken achtet, kann durchaus nicht zweifeln, dass hier 210 einige Verse fehlen, und die Priesterin, wie sie angiebt, warum sie die Schreckgestalten nicht für Harpyien halte, so auch gesagt habe, warum dieselben nicht Gorgonen seyn können, dann mag sie etwa so fortgefahren haben:

ἀλλ᾽ οὐδ᾽ ἂν Ἁρπυίαις προσεικάσαιμί νιν.
εἶδόν ποτ᾽ ἤδη Φινέως γεγραμμένας
δεῖπνον φερούσας.

Denn wie in unsern Büchern das *εἶδόν ποτ᾽ ἤδη* unmittelbar auf *οὐδ᾽ αὖτε Γοργείοισιν εἰκάσω τύποις* folgt, kann es schon desswegen nicht gefolgt seyn, weil alsdann nach den Gesetzen einer vernünftigen Rede *γεγραμμένας* auf die Gorgonen bezogen werden müsste. [*Den von mir problematisch vorgeschlagenen Vers nennt Herr Müller S. 26. des Anhangs „in grammatischer Hin„sicht bedenklich, dem Gedanken nach aber ganz falsch, „weil die Pythias nicht den Vergleich mit den Harpyien „wegwerfen kann, ehe sie sich ihr Bild durch Erinne„rung an ein Gemälde erneuert hat. Denn wenn sie

„das Erste schon gethan hat, ist das Zweite völlig un-„nütz.“ Freilich kann man ein Bild nicht wegwerfen, an das man gar nicht gedacht hat: aber dass man ein Bild, indem man daran denkt, wegwerfen, und dann den Grund, warum man es wegwerfe, angeben könne, wird sich niemand von Herrn Müller ausreden lassen. Er fährt fort: „Aber die Hauptsache ist, dass „Herr H. sich doch an den, von ihm erst neulich „herausgegebenen Ion des Euripides hätte erinnern sol-„len, wo die die Metopen des Delphischen Tempels be-„trachtenden Frauen sich gerade eben so ausdrücken, „wo es nämlich darauf ankommt, bloss das Gesehene, „die Figur, anzugeben, ohne die Erklärung beizufügen. „*Λεύσσεις οὖν ἐπ᾽ Ἐγκελάδῳ γοργωπὸν πάλλουσαν* „*ἴτυν*, sagt die eine dieser Frauen; Schaust du wohl „die gegen Enkelados ihr Gorgonenschild schwingende; „worauf die zweite antwortet: Ich schaue Pallas meine „Göttin. Dass *γοργωπὸν ἴτυν* auf besagte Weise zu „verbinden ist, versteht sich von selbst; zum Ueberfluss „könnte aus Euripides Elektra V. 1267. *γοργῶπ᾽ ὑπερ-„τείνουσά σου κάρα κύκλον* verglichen werden. Aehn-„lich sagt Iuvenal XII. 4. *Par vellus dabitur pu-„gnanti Gorgone Maura.*“ Wenn das die Hauptsache ist, so hätte Herr Müller kein unglücklicheres Beispiel finden können, als dieses, in welchem er nicht nöthig hatte so sorgsam vorzubauen, dass nicht jemand *γοργωπὸν* für die Benennung der Göttin nähme. Hätte er die griechische Antwort, *λεύσσω Παλλάδ᾽ ἐμὰν θεόν* hinzugefügt, so müsste gleich jedermann sehen, dass die zweite Person der ersten in die Rede fällt, und, was diese eben sagen wollte, *Παλλάδα*, ihr aus dem Munde nimmt.]

V. 57. übersetzt Hr. Müller die Worte, *τὸ φῦλον οὐκ ὄπωπα τῆσδ᾽ ὁμιλίας* so:

„*Kein Volk noch sah ich, das Verkehr mit ihnen pflegt.*“

Dieser Sinn kann in den griechischen Worten, welche sagen, „die Art dieser Gesellschaft habe ich nicht gesehen,“ schon der Sprache wegen nicht liegen; aber

auch des Gedankens wegen nicht. Denn nach Hrn. Müllers Uebersetzung müssten die Furien der Priesterin schon bekannt seyn. Sie sagt ja aber weitläuftig, dass ihr diese Gestalten gänzlich fremd sind. [*Herr Müller sagt S. 15. des Anhangs: „Ὁμιλία heisst bei Aeschylus nie „Schwarm überhaupt, sondern steht immer in Beziehung „auf denjenigen, ᾧ τις ὁμιλεῖ. Die Erinnyen heissen „nie eine ὁμιλία überhaupt, sondern eine ὁμιλία χθο-„νός. Die Pythias sagt also: Ich kenne das Geschlecht „dieses Umgangs nicht, d. h. das Geschlecht der Men-„schen, die mit den Erinnyen verkehren möchten. Daran „schliesst sich trefflich: noch auch das Land, welches „die Erinnyen ohne Schmerzen hegen könnte.“ Hier liegt mehr als ein Irrthum. Erstens ist Aeschylus nicht der einzige Schriftsteller seines Zeitalters, dass die wenigen Stellen, in denen bei ihm ὁμιλία vorkommt, allen Gebrauch dieses Wortes umfassten. Zweitens heisst ὁμιλία Gesellschaft, und enthält also schon in sich den Begriff des ὁμιλεῖν τινί, nämlich ἀλλήλοις. Drittens, wo die Eumeniden ὁμιλία χθονὸς genannt werden, heissen sie so in Beziehung auf ihre Gegenwart zu Athen, weshalb sie, weil hier davon nicht die Rede ist, hier nicht so genannt werden konnten. Viertens endlich ist das Geschlecht dieses Umgangs auch im Deutschen ein Ausdruck, dessen Sinn niemand errathen würde, wenn Hr. Müller nicht gesagt hätte, was ihm diese Art zu reden bedeuten solle.] In dem folgenden Distichon,

οὐδ' ἥτις αἶα τοῦτ' ἐπεύχεται γένος
τρέφουσ' ἀνατεὶ μὴ μεταστένειν πόνων,

behielt der Herausgeber den fehlerhaften Genitiv πόνων bei, unerachtet schon von D'Arnaud πόνον verbessert worden war, vermuthlich auf Wellauers wenig bedachte Bemerkung, dass στένω auch mit dem Genitiv construirt werde. Wellauer war noch sehr schwach und ungeübt, als er den Aeschylus herausgab. Später sah er das ein, und hatte eine ganz andere Art von Bearbeitung im Sinne,

wie er dem Recensenten noch kurz vor seinem Tode schrieb. Diess zu Entschuldigung des Mannes, den Recensent noch mehrmals scharf zu tadeln Veranlassung haben wird. Wahrscheinlich würde er auch hierin späterhin eingesehen haben, dass, was in einigen Fällen richtig ist, in andern falsch seyn kann. Auch der Scholiast las *πόνον*, in dessen Erklärung, *τὸ τῆς ἀνατροφῆς*, *τὸν* zu schreiben ist. [*„Die Verbesserung *πόνον*,“ sagt Hr. Müller ebendaselbst, „kann ich auch jetzt noch „nicht für nöthig halten.“ Dadurch ist sie aber auch noch nicht widerlegt.]

V. 67. ff. giebt Hr. Müller aus eigner Conjectur so:

καὶ νῦν ἁλούσας τάσδε τὰς μάργους ὁρᾷς
ὕπνῳ· πονοῦσι † δ' αἱ κατάπτυστοι κόραι
γραῖαι, παλαιαὶ παῖδες.

Dieses *πονοῦσι* ist ganz matt, und an der Lesart der
Bücher *πεσοῦσαι* ist nichts auszusetzen. Das Partici-
pium steht, wie oft, besonders auch in dieser Tragödie,
statt des *verbi finiti*. Besser wäre es gewesen, mit 211
Valckenaer *Νυκτὸς* statt *γραῖαι* zu setzen, welches Wort
sehr einer Erklärung ähnlich sieht. [*Hr. Müller wünscht
in dem Anhange S. 15. ich hätte *πεσοῦσαι* übersetzt.
Nachdem, was ich gesagt habe, hielt ich für unnöthig
hinzuzusetzen, das hiesse s i e s i n d g e f a l l e n.]

V. 76. ist ebenfalls aus eigner Conjectur gesetzt:

βεβῶτ' ἁλατεὶ † τὴν πλανοστιβῆ χθόνα,

statt *βεβῶτ' ἂν αἰεί.* Hr. Müller sagt S. 64.: „Ich „habe gewagt, für *ΑΝΑΙΕΙ* zu setzen *ΑΛΑΤΕΙ*, da „ein solches *Adverbium verbale* von *ἀλάομαι* zwar „sonst nirgends vorkommt, aber doch sehr gut existiren „konnte (und *ἅπαξ λεγόμενα* sind aus Aeschylos sicher „am meisten und frühesten verdrängt worden).“ Dann sucht er noch das dorische *α* der mittlern Sylbe zu rechtfertigen. Wörter, die in den Wörterbüchern fehlen, liegen allerdings noch manche im Aeschylus verborgen; aber wer dergleichen herstellen will, muss nicht nur es

nicht ohne Noth thun, sondern darf auch nicht Wörter machen, die, wie dieses ἀλατεί, aller Analogie zuwiderlaufen, und daher nicht zu denen gehören, welche existiren konnten. Ueberdiess würde dieses Adverbium auch einen überflüssigen, schon in πλανοστιβῆ enthaltenen Begriff geben. Es bedurfte nur eines Blickes, um zu sehen, dass bloss ein Apostroph fehlt, und der Dichter schrieb βεβῶτ' ἀν' αἰεὶ τὴν πλανοστιβῆ χθόνα. [*Herr Müller im Anhange S. 15. „βεβῶτ' ἀλατεί. „Diese Lesart ist noch immer die, welche dem Sinne „allein zusagt, da ein immer in diesem Satze überhaupt „und besonders zwischen ἀνὰ und τὴν πλαν. χθόνα „ganz an unrechter Stelle stehen würde. Dass ἀλᾶσθαι „und πλανᾶσθαι ohne Pleonasmus zusammenstehen kön„nen, sollte bekannt seyn. Ἀλητὶ würde nach ἀμογητί, „ἀνουτητί u. dgl. ganz analog gebildet seyn.“ Warum ein immer hier an unrechter Stelle stehen solle, da doch von einer immer fortwährenden Verfolgung die Rede ist, wird schwerlich jemand begreifen. Was die Stellung von αἰεὶ zwischen der Präposition und dem Nomen anlangt, so scheint Herrn Müller unbekannt zu seyn, dass diese selbst in Prosa vorkommt. Plato Legg. VIII. p. 832. C. ἀλλ' ἀκόντων ἑκοῦσα ἄρχει σὺν ἀεί τινι βίᾳ. Dass ἀλᾶσθαι und πλανᾶσθαι zusammenstehen können, war nicht geleugnet worden, sondern nur gesagt, der eine dieser Begriffe sey überflüssig. Endlich scheint ἀλᾶσθαι für Herrn Müller ein mit dem α *privativo* zusammengesetztes Verbum zu seyn, da er die Analogie durch ἀμογητὶ und ἀνουτητὶ rechtfertigen will.]

[V. 78. findet man:

καὶ μὴ πρόκαμνε τόνδε βουκολούμενος
πόνον.

Und nicht zu früh ermatte, diese Schmerzenstrifft
Zu weiden.

Es springt in die Augen, dass Herr Müller die eigentlichen Bedeutungen von προκάμνειν und von dem Passi-

vom *βουκολούμενος* nicht kannte. Stanleys Uebersetzung hätte hier das Richtige zeigen können.]

[V. 85. liest man höchst Befremdliches:

ἄναξ Ἄπολλον, οἶσθα μὲν τὸ μὴ 'δικεῖν·
ἐπεὶ δ' ἐπίστᾳ, καὶ τὸ μὴ 'μελεῖν μάθε.
σθένος δὲ ποιεῖν εὖ φερέγγυον τὸ σόν.

O Fürst Apollon; dir ist Rechtthun eingeprägt.
Nun dirs bewusst ist, füge Wachsamkeit hinzu.
Denn dass du wohlthun kannst, verbürget deine Macht.

Den zweiten dieser Verse dürfte schwerlich jemand verstehen. Auch in diesen Versen konnte Stanleys Uebersetzung den richtigen Weg zeigen.]

V. 92. liest Hr. Müller mit Heath:

σέβει τοι Ζεὺς, τόδ' ἐκνέμων σέβας,
ὁρμώμενον βροτοῖσιν εὐπόμπῳ τύχῃ.

Werth hält Zeus, der diese Würd' ertheilt,
Den, welcher heilvoll mit Geleit den Menschen naht.

Heaths Conjectur *ἐκνέμων* statt der alten Lesart *ἐκνόμων* taugt nichts, nicht nur wegen des hier unpassenden seltenen Wortes *ἐκνέμειν*, sondern auch weil jeder Hörer *ὁρμώμενον* hier nicht für das Masculinum, sondern für das Neutrum nehmen musste, das sich auf *σέβας* bezieht. Das that auch der Scholiast. Es ist *ἐκνόμως* zu lesen, sehr, wie im Agamemnon V. 1482. s. Suidas in *ἐκνομίως* Der Sinn ist: „sehr hoch achtet Zeus diese Würde, wenn sie den Menschen mit glücklichem Geleite naht.“ [Im Anhange S. 15. heisst es: „*τόδ' ἐκνέμων σέβας* „ist immer noch bei weitem das Beste. Die *τιμὴ* des „*πομπαῖος θεὸς* ist für Hermes ein *ἐξαίρετον γέ*„*ρας*. Durch *ἐκνόμως*, welches im Agamemnon 1452. „sehr heissen soll (ich finde dort nur *ἐκνόμως*, fre„ventlich), könnte immer nur ein aus dem rechten Maasse

„heraustretendes Sehr bezeichnet werden.“ Dieses Beste ist aber durch diese Benennung noch nicht gegen die denselben entgegengestellten Einwürfe gerechtfertiget. Ἐκνόμως ist, wie ἐκνομίως bei dem Aristophanes und ἐξαίσιον in Odyss. XVII. 577. ein Ausdruck, der gleich unserm ausserordentlich weniger sagt, als er zu sagen scheint.

V. 96. ist ὡς μὲν ἔκτανον beibehalten worden. Tyrwhitt und Wakefield hatten richtig ὧν verbessert, und so las auch der Scholiast, ob er gleich nicht richtig construirte. Gemordet haben viele: hier aber kam es darauf an, wer ermordet worden war. [*Diess soll nach S. 8. des Anhangs eine recht einleuchtende Probe von Unfähigkeit den Zusammenhang wahrzunehmen seyn. Es heisst dort: „Wen Klytämnestra getödtet habe, davon „kann hier die Rede nicht seyn; und es kann durchaus „nicht in Klytämnestras Absicht liegen, dabei an Aga- „memnons Mord und dadurch an Orestes Rachepflicht „zu erinnern. Dass ich gemordet habe, sagt sie, „die Schande geht in der Unterwelt nicht aus; aber für „die von ihren Kindern schmachvoll hinge- „richtete Mutter hat keine Gottheit einen rächen- „den Groll (wobei der Nominativ παθοῦσα anakoluthisch „vorangestellt wird, um den Gegensatz gegen das auf „das Subject zurückgehende ὡς μὲν ἔκτανον recht zu „markiren.)“ Der erste dieser Sätze, dass hier nicht die Rede davon seyn könne, wen Klytämnestra getödtet habe, ist eine blosse Behauptung ohne Beweis. Dass sie grundlos ist, wird sich nach Betrachtung der andern Sätze zeigen. Der zweite Satz, die Absicht der Klytämnestra betreffend, ist in sofern wahr, als sie allerdings nicht die Absicht haben kann an des Orestes Rachepflicht zu erinnern. Aber an Agamemnons Mord, worin Herr Müller diese Erinnerung finden will, erinnert sie, auch wenn sie sagt, dass ich getödtet habe, indem man nicht tödten kann, ohne dass jemand getödtet wird; ausser dem Agamemnon aber (denn an die Kassandra denkt niemand) kein Ermordeter in Betracht kommen kann. Die Er-

klärung nun, die Herr Müller von den Texteswortten giebt, sagt, wenn ich sie recht verstehe, so viel: der Schande eine Mörderin zu seyn kann ich freilich nie entgehen, aber dass ich von meinen Kindern getödtet worden bin, dafür giebt es keine Rache. Dieser Gedanke aber ist nun erstens ungehörig: denn nichts kommt darauf an, dass Klytämnestra in der Unterwelt eine Mörderin heisst; zweitens ist er dem Charakter der Klytämnestra entgegen, die den begangenen Mord jetzt eben so wenig als im Agamemnon bereut; drittens ist er auch, wie schon in der Recension angedeutet worden, falsch, weil gemordet zu haben an sich keine Schande ist, und der Mörder sich viele in der Unterwelt befinden. Die Bemerkung über *παθοῦσα* aber trifft gar nicht, sondern spricht vielmehr für *ὧν*, indem, wie *ἔκτανον* und *παθοῦσα* einander entgegenstehen, so auch *ὧν* und *τῶν φιλτάτων* sich auf einander beziehen. Dass nun aber auch der erste der angeführten Sätze irrig ist, und Hr. Müller, indem er die folgenden Worte *αἰσχρῶς δ' ἀλῶμαι* nicht beachtete, die ganze Stelle misverstanden hat, ergiebt sich, wenn man die Worte *ὧν μὲν ἔκτανον ὄνειδος ἐν φθιτοῖσιν οὐκ ἐκλείπεται* richtig versteht. Klytämnestra sagt: der Vorwurf derer, die ich getödtet habe, verlässt mich unter den Todten nie, und schmählich irre ich umher. Sie beklagt sich, dass sie einsam und verachtet unter den Todten ist, nicht weil jemand von ihr getödtet worden, was viele gethan haben, sondern weil von ihr als der Mörderin ihres Gemals sich Agamemnon und die andern Schatten abwenden. Was Herr Müller übrigens noch hinzufügt, wird jeder Leser selbst zu würdigen wissen.]

V. 103. liest Hr. Müller:

ὁρᾷ δὲ πληγὰς τάσδε καρδία σέθεν.

Und doch erblickt die Wunden jetzo auch dein Herz.

So hat Aeschylus weder gedacht noch geredet. Die Lesart der Bücher ist: *ὅρα δὲ πληγὰς τάσδε καρδίας σέ-*

212 θεν und *καρδία σέθεν*. Offenbar aber ist, wie schon der Zusammenhang der Stelle zeigt, zu schreiben:

ὅρα δὲ πληγὰς τάςδε καρδίας ὅθεν.

Siehe diese Wunden meines Herzens, woher sie kommen.

[*Auch diess soll eine jener einleuchtenden Proben nicht verstandenen Zusammenhanges seyn. Zusammenhang ist ein Wort, das Hr. Müller immer im Munde führt. Fragt man sich, was es bedeute, so findet man, es sey damit ein dunkel geahndeter unerklärlicher Grund gemeint. Man müsse, meint Herr Müller im Anhange S. 9. der alten Psychologie wenig kundig seyn, wenn man daran Anstoss nehme, dass das Herz, der Sitz der φρένες, es sey, welches im Traume Erscheinungen sehe; für Aeschylus brauche nur an Agam. V. 172. erinnert zu werden: στάζει δ' ἔν θ' ὕπνῳ πρὸ καρδίας μνησιπήμων πόνος. Dass das Herz im Traume beängstigt werde, was die Stelle des Agamemnon sagt, dazu bedarf es keiner sonderlichen Kunde alter Psychologie: aber, was diese Stelle nicht sagt, dass καρδία ὁρᾷ von wirklichem Sehen im Traume richtig gesagt sey, das war zu beweisen. Sodann heisst es: „woher sie kommen, diese Wunden, „das können die Erinnyen an der Traumerscheinung un„möglich sehen, sondern nur aus früherem Wissen hin„zuthun.“ Allerdings: aber auch nach Hrn. Müllers Lesart können die Furien nur aus früherem Wissen von diesen Wunden Notiz nehmen. Denn eine Wunde bloss als Wunde kümmert sie nicht, sondern nur das kann sie anregen, dass sie wissen, die Wunden, die sie sehen, seyen der Mutter von ihrem Sohne geschlagen. „Ueber„diess ist Klytämnestra von ihrem Sohne nicht durch „eine Wunde im Herzen, sondern im Halse (Eum. 562.) „getödtet worden.“ Allerdings steht dort ξιφουλκῷ χειρὶ πρὸς δέρην τεμών. Wenn diese gerichtliche Angabe hier so streng genommen werden soll, dass das von oben eingedrungene Schwert nicht auch das Herz getroffen habe, so fragt man billig, warum, da dort nur

ein tödtlicher Streich bezeichnet wird, hier mehrere genannt werden.]

Die beiden folgenden Verse,

εὕδουσα γὰρ φρὴν ὄμμασιν λαμπρύνεται,
ἐν ἡμέρᾳ δὲ μοῖρ' ἀπρόσκοπος βροτῶν,

sind so übersetzt:

Denn schlafend schauet hellen Augs der Geist umher,
Ob auch das Tagslicht solche Vorschau nicht vergönnt.

Der zweite Vers ist in der Uebersetzung sehr matt gewendet, und würde, wenn die Lesart des Originals richtig ist, schwerlich anders verstanden werden können, als: „im Tageslicht kann das Schicksal der Menschen nicht vorhergesehen werden.“ Denn diess musste jedem Hörer eher einfallen, als μοῖρα βροτῶν für βροτοὶ zu nehmen. Die Erklärung des Scholiasten, die Stanley misverstanden hat, ἡ τῆς φρενὸς μοῖρα οὐ προορᾷ ἐν ἡμέρᾳ, weisst darauf hin, dass die alte Lesart φρενῶν statt βροτῶν war, und dann ist der Sinn klar und passend: „am Tage vor sich zu sehen ist dem Geiste nicht beschieden.“ [*Herr Müller sagt S. 9. des Anhangs, dass er meine Emendation φρενῶν sogleich annehmen würde, wenn sie diplomatisch wahrscheinlich, und wenn auch diess ausgemacht wäre, dass Aeschylus den φρένες, dem Sinne und Geiste, eben so gut eine μοῖρα zutheilen könne, wie den Menschen, Göttern, und bestimmten Einzelwesen. Vertauschen von Wörtern, die, weil sie in stetem Gebrauche sind, dem Abschreiber zur unrechten Zeit vorschweben, können keine diplomatische Begründung haben, weil ihre Veranlassung psychologisch ist. Die zweite Bedenklichkeit beruht auf einem zu engen Begriffe von μοῖρα. Μοῖρα ist Loos, und eine μοῖρα kann alles haben, dem ein Loos fallen kann, also auch dem Sinne und Geiste.]

[*V. 114. ist so interpungirt:

ἀκούσαθ', ὡς ἔλεξα τῆς ἐμῆς περὶ ψυχῆς.

Ich sprach um meine Seele, also höret mich.

Die Anmerkung S. 64. sagt: „Aeschylos Gedanke ist: „Περὶ ψυχῆς ὁ ἀγών ἐστιν· (wie die Redner sagen, „vgl. über περὶ ψυχῆς in diesem Sinne Odyss. 9, 423.); „in der Weise habe ich gesprochen, in der Weise hört „mich. Diesen Sinn soll die Interpunction deutlich ma- „chen.“ Den Sinn würde Hr. Müller in der Uebersetzung ziemlich getroffen haben, wenn er nicht also für auf diese Weise genommen wissen wollte. Denn seine Erklärung ist mit Recht von Herrn Fritzsche als ungriechisch getadelt worden. Zur Vertheidigung wiederholt er sie bloss im Anhange S. 15. ohne auch jetzt noch sich zu erinnern, dass ὡς so viel als denn, *nam*, ist.]

Ὄναρ γὰρ ὑμᾶς νῦν Κλυταιμνήστρα καλῶ.

Denn Klytämnestra rufet dich im Traum anizt.

So ist V. 116. übersetzt. Aber dieser Gedanke ist äusserst matt, und würde im Originale sogar falsch seyn, wo ὄναρ durch die Stellung des Worts als der Hauptbegriff hervorgehoben wird. Vielmehr kann ὄναρ hier nicht im Traume bedeuten, sondern bedeutet ein Traumbild, einen nichtigen Schatten. Denn das giebt ja Klytämnestra als Grund an, warum die Furien auf sie hören sollen, dass sie verachtet unter den Todten ist. [*Hiergegen sagt Herr Müller S. 10. des Anhangs: „wenn „von einer Traumerscheinung selbst die Rede ist, kann „diese Erscheinung, indem sie sich einen Traum nennt, „nicht sich dabei zugleich als nichtiges und verachtetes „Wesen bezeichnen. Denn — eine sehr wichtige Re- „gel für alle Auslegung — das unmittelbar Passende des „directen Sinnes schliesst alle metaphorische Uebertra- „gung aus.“ Diese Regel, die ich selbst anderwärts vorgetragen habe, ist durch die von ὄναρ gegebene Erklä-

rung keineswegs verletzt. Denn erstens erscheint Klytämnestra ja nicht als ein Traum, sondern sie ist der wirkliche Geist der Klytämnestra. Zweitens verletzt auch übrigens die Rede diese Regel nicht. Sie würde sie verletzen, wenn entweder der Chor sagte ὄναρ σε ὁρῶμεν, oder Klytämnestra ὄναρ ὑμῖν φαίνομαι, und damit ein nichtiger Schatten gemeint seyn sollte. So aber sagt die wirkliche Klytämnestra ὄναρ γάρ (οὖσα) ὑμᾶς νῦν Κλυταιμνήστρα καλῶ: ich, Klytämnestra, die jetzt ein Traumbild bin, rufe euch. Herr Müller fährt fort: „Was aber die Stellung von „ὄναρ betrifft, so erklärt sich diese, dünkt mich, auch „aus der wirklichen Bedeutung von ὄναρ hinlänglich. „Klytämnestra, welche die Erinnyen während ihres Le- „bens häufig angerufen, hebt es mit Emphase hervor, „dass sie ihnen jetzt im Traume, als Traumgesicht er- „scheine, was sie nicht thun würde, wenn sie in der „Unterwelt eine ruhige Stätte gefunden, wenn sie nicht „αἰσχρῶς ἀλᾶσθαι müsste.“ Woher muss Hr. Müller wissen, dass Klytämnestra die Erinnyen während ihres Lebens oft angerufen habe? Etwa aus dem Agamemnon V. 1407. f. μὰ τὴν τέλειον τῆς ἐμῆς παιδὸς Δίκην, Ἄτην, Ἐρινύν θ', αἷσι τόνδ' ἔσφαξ' ἐγώ? Das konnte sie doch nur wegen der Iphigenia. Denn wegen des an ihr selbst verübten Mordes konnte sie doch nicht ehe sie ermordet war, die Furien anrufen. An die Iphigenia denkt hier aber niemand, zumal da sie dieser wegen das Strafamt selbst ausgeübt hat. Die vermeintliche Emphase kann hier gar nicht stattfinden. Emphatisch steht ein Wort dann, wenn es eine Beziehung auf das Gegentheil enthält. Nun aber steht dem im Traume nur in der Wirklichkeit entgegen. Das passt aber hier gar nicht, da die ganze Handlung des Anrufens, auf die es hier ankommt, wirklich ist. Will man aber suppliren, was Hr. Müller thut, ich würde euch nicht erscheinen, wenn ich in der Unterwelt Ruhe gefunden hätte, so verschwindet nicht nur alle Emphase ganz und gar, sondern der Gedanke wird auch

absurd. Denn hätte Klytämnestra Ruhe gefunden, so würde sie die Furien weder im Traume noch wo sie wachen anrufen. Ueberhaupt beklagt sie sich nicht, dass die Furien den Orestes nicht bestrafen wollten, sondern dass sie ihr Geschäft nachlässig betreiben und sich dem Schlafe überlassen. Da sie nun wirklich schlafen, und mithin nicht wachend die Klytämnestra sehen können, so wäre es eine lächerliche Emphase, zu sagen: im Traume rufe ich euch; und vielmehr musste Klytämnestra, wenn sie emphatisch sprechen wollte, das Gegentheil sagen: nicht als Traum, sondern wirklich stehe ich vor euch, und rufe euch. Beiläufig kann es nicht schaden zu bemerken, dass ὄναρ auch an sich ein Gespenst bedeutet, Aesch. Suppl. 865.]

V. 118. ist die alte Lesart beibehalten worden:

φίλοις γάρ εἰσιν οὐκ ἐμοῖς προςίκτορες.

Denn Schützer finden sie, die meine Seele hasst.

Zwar sah Hr. Müller S. 147. ein, dass προςίκτορες passiv von denen, um deren Schutz gebeten wird, zu nehmen ist, im Uebrigen aber folgte er seinem Führer Wellauer. Allein wie kann φίλοις οὐκ ἐμοῖς heissen „die, die meine Seele hasst?“ Entweder muss mit Schütz gelesen werden φίλοι γάρ εἰσιν οὐκ ἐμοὶ προςίκτορες, oder, was wahrscheinlicher ist, φίλοις γάρ εἰσιν, οὐκ ἐμοί, προςίκτορες. „Meine Verwandten, nicht ich, haben Beschützer.“ [*„Hierin ist,“ sagt Hr. Müller S. 10. des Anhangs, „erstens Das gegen allen Gedankenzusammenhang des Stückes, dass Klytämnestra sich „προςίκτορας wünschen soll, d. h. Götter, zu denen „man sich schutzflehend wendet; weil der von Aesch. sehr „scharf gefasste Begriff des ἱκέτης auf einen Rache verlangenden Schatten nicht anwendbar ist.“ Warum aber ist der Begriff des ἱκέτης von Aeschylus, ja von allen Schriftstellern so scharf aufgefasst? Weil in der Regel nur lebendige Menschen um Schutz flehen, und es ein ganz ausserordentlicher Fall ist, dass auch einmal der

Schatten eines Todten etwas zu flehen hat, das nun freilich nicht Schutz seiner Person, indem diese schon todt ist, sondern nur seines Rechts seyn kann, welches Recht in dem gegenwärtigen Falle, wo ein solcher Schatten erscheint, die Rache ist. Scheinbarer ist das zweite Argument: „Eben „so sehr verstösst es gegen den Sprachgebrauch, φίλοι, „die Lieben, schlechtweg für Verwandte zu setzen, die in „diesem Augenblicke wahrhaftig nicht als Liebe aufge„fasst werden. Klytämnestra kann V. 100. sagen, sie „wäre von den Liebsten ermordet worden, d. h. von Kin„dern, gegen welche sie Mutterliebe empfand;“ (diese Erklärung ist nicht richtig; vielmehr von denen sie geliebt werden sollte) „sie kann (Agam. 1209.) ein Un„geheuer genannt werden, welches unversöhnlichen Streit „gegen die Lieben athmet: aber indem sie sich beklagt, „dass ihr Mörder Orestes Schutz finde, und also kein „Verhältniss von Mutter- und Verwandtenliebe berührt, „kann sie diesen nicht ihren Lieben nennen.“ Allerdings liegt in den meisten Stellen, in denen das Wort Verwandte bezeichnet, wenn etwas Feindliches genannt wird, eine Beziehung auf die Liebe, welche da seyn sollte, aber nicht da ist, zum Grunde. So in den Sieben gegen Theben V. 954. πρὸς φίλου ἐφθιτο. καὶ φίλον ἔκτανες· und in den Eumeniden V. 335. ὅταν Ἄρης τιθασὸς ὢν φίλον ἕλῃ. Allein keineswegs ist das nothwendig, und, wie φίλοι nicht selten ohne alle Beziehung auf Liebe die Verwandten bedeutet, so findet man bei dem Sophokles dieses Wort in einer ganz dem bestrittenen Verse ähnlichen Stelle, wo nichts weniger als an Liebe gedacht werden kann, in der Elektra V. 516.

ἀνειμένη μέν, ὡς ἔοικας, αὖ στρέφει.
οὐ γὰρ πάρεστ' Αἴγισθος, ὅς σ' ἐπεῖχ'. ἀεὶ
μή τοι θυραίαν γ' οὖσαν αἰσχύνειν φίλους.

Hr. Müller hätte mir noch einwenden können, dass Aeschylus auch das gerade Gegentheil, ἐχθροῖς, setzen konnte. Deshalb füge ich noch hinzu, dass, wenn er φίλοις geschrieben hat, der Gedanke der ist: meine Ver-

wandten zwar, aber ich, die ich doch auch zu diesem Geschlecht gehöre, habe nicht Götter, die mich schützten. Was Herr Müller nun sonst noch schilt, wird der Leser selbst zu würdigen wissen. Nur die Deutung, die er seiner Lesart giebt, mag noch betrachtet werden: „denn für Freunde, die nicht die meinigen sind, giebt „es schützende Gottheiten, d. h. denn für Leute, die zwar „wohl Anderer Freunde, aber nicht die meinigen sind, „giebt es u. s. w. Sie bezeichnet also den Orestes als „Freund, aber nicht von sich; sie deutet an, er habe „andere Freunde gefunden, nämlich Apollon und Hermes, „ohne sie nennen zu wollen, weil sie diese Gottheiten „entschieden anzuklagen sich scheut, was den Erinnyen „zukommt, aber nicht dem Schatten der Klytämnestra. „In der deutschen Uebersetzung ist meine Seele scharf „zu betonen.“ Wörtlich übersetzt wäre das: für die, die geliebt werden, nicht von mir, giebt es Beschützer. Diess ist aber nicht nur ein verschroben ausgedrückter Gedanke, sondern er enthält auch den gar nicht hierher gehörenden, und daher matten Zusatz nicht von mir, und daneben noch eine Art von Tautologie: für die, die von Apollo und Hermes geliebt werden, sind Apollo und Hermes Beschützer; ja er ist überhaupt ganz unnütz, da niemand einen beschützt, der ihm nicht lieb ist. Schwerlich wird daher diese Erklärung Beifall finden. Uebrigens wenn mir zum Vorwurfe gemacht wird, dass ich nicht gesagt habe, Hr. Müller habe die passive Bedeutung von προςίκτορες „nachgewiesen,“ sondern nur er habe sie „eingesehen:“ so gebührt der Ruhm des Nachweisens, wenn darauf so viel ankommt, Herrn Schwenk, der diess lange vorher gethan hatte.]

[V. 119. ist der Gedankenzusammenhang nicht getroffen:

ἄγαν ὑπνώσσεις, κοὐ κατοικτίζεις πάθος.
φονεὺς δ' Ὀρέστης τῆςδε μητρὸς οἴχεται.
Wie tief du schlummerst; nicht erbarmt der Jammer dich;

Orest, der Mörder seiner Mutter hier, ist fort.

Ausser dass schlummern hier nicht das rechte Wort ist, und der ganze Vers anders gewendet worden, ruft in der Uebersetzung des zweiten Verses Klytämnestra den Furien zu, Orestes sey fort. Bei dem Griechischen Dichter klagt sie nur schmerzlich für sich, dass Orestes entflohen ist.]

V. 121. liest Hr. Müller *ὤζεις ὑπνώσσουσ᾽;* statt *ὤζεις; ὑπνώσσεις;* nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Diess ist die beste von seinen Conjecturen, jedoch auch sie 213
nicht nöthig, zumal wenn man *ὤζεις* nicht fragend nimmt.

V. 125. geben die Bücher *λάβε, λάβε, λάβε, λάβε, φράζου.* Herr Müller meint S. 80., der metrische Scholiast habe gelesen:

μὺ μῦ, μὺ μῦ, μὺ μῦ, φράζου,
λάβε, λάβε, λάβε, λάβε, λάβε.

„Ich nehme," sagt er, „keinen Anstand, das: Pass auf „(*Φράζου*), gegen die gewöhnliche Ordnung, vor das: „Pack an (*Λάβε*) zu stellen, was auch der natürliche „Sinn der Stelle, in der die Erinnyen wie auf das Wild „anschlagende Doggen vorgestellt worden, sehr empfiehlt. „Nun aber ist gar kein Grund abzusehen, warum hier „der gewöhnliche Gang des iambischen Verses unterbro-„chen werden sollte, indem nach dem Brauche der Tra-„giker nur die unarticulirten Laute des Aechzens und „Stöhnens, *Μὺ μῦ*, ein Recht haben, ausserhalb des dia-„logischen Versmaasses zu stehen, keineswegs aber die „darauf folgenden Wörter gewöhnlicher Art." So macht er denn einen Trimeter:

Φράζου. Λάβε. Λάβε. Λάβε. Λάβε. Λάβε. Λάβε. Λάβε,

in welchem das erste Wort von dem Chorführer, jedes der sieben *Λάβε* aber von zwei Furien zugleich gesprochen werde. Allerdings möchte das grosse Wirkung gemacht haben. Dennoch kann diese Kritik durchaus nicht gebilligt werden. Der einzige Grund, der einigen

Schein für sich hat, ist, dass *φράζου* passender vor dem *λάβε* stehe. Allein es ist auch im Geringsten nichts dagegen, dass dieses *φράζου*, womit gewarnt wird, dass der Flüchtling nicht entkomme, auch nachgesetzt werde. Die übrigen Gründe sind nicht nur unstatthaft, sondern auch irrig. Den metrischen Scholiasten zu V. 1. hat Herr Müller nicht verstanden. Die Worte desselben sind: *μετὰ δὲ τὸν ρκδ' ἕτερα β' κῶλα, ὧν τὸ ἓν δίμετρον βραχυκατάληκτον· τὸ δὲ ἕτερον ἑφθημιμερὲς ἐκ τριβραχέων· εἰ δὲ τροχαϊκὰ τὰ κῶλα ταῦτα εἴποις, οὐκ ἂν ἁμάρτοις.* Der Scholiast las sicher in seinem Codex statt des ersten Verses dasselbe, was wir jetzt in den Handschriften und alten Ausgaben finden: *μυγμὸς διπλοῦς. ὀξύς*, d. i. er nahm die Laute *μὺ μῦ, μὺ μῦ* an, und schrieb also wohl *ἀκατάληκτον*. *Βραχυκατάληκτον* ist ein Versehen des Abschreibers, der dieses Wort aus der vorhergehenden Zeile nahm. Ferner las der Scholiast auch das folgende, wie wir es in den Büchern finden: denn die Worte geben das angezeigte *ἑφθημιμερές*:

⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ — | —
λάβε, λά | βε, λάβε, | λάβε, φρά | ζου.

Sodann ist nicht wahr, dass nur die unarticulirten Laute das Recht haben, ausserhalb des dialogischen Versmaas-
214ses zu stehen. Diess ist so bekannt, dass man sich wundern muss, so etwas behauptet zu sehen. Ueberdiess kann ja hier gar nicht von dialogischem Versmaasse die Rede seyn, da noch gar kein Dialog vorhanden ist. Wenn demnach die gemachte Veränderung schon desswegen nicht zulässig ist, weil sie auf irrigen Gründen beruht, so erscheint sie vollends ganz verwerflich, wenn man Folgendes in Erwägung zieht. Erstens reden die Furien noch im Traume, wie Klytämnestra selbst V. 126. sagt. Dazu passt der regelmässige Trimeter nicht, sondern es wird ein anderes, von der Rede Wachender verschiedenes Versmaass erfordert. Zweitens ist ein solches Versmaass auch um desswillen nöthig, weil, was die Furien

im Traume sprechen, epodisch ist. Denn sowohl der μυγμὸς als der ὠγμὸς sind ja offenbar antistrophisch, folglich besteht auch der doppelte μυγμὸς aus Strophe und Antistrophe, und der letzte Vers ist dazu die Epode. Drittens ist für den Traum auch die Personeneintheilung, zufolge welcher jedes λάβε von zwei Furien zugleich gesprochen werden soll, zu regelmässig. Hr. Müller hat hier, wie wir auch an andern Chorgesängen sehen werden, den Gedanken, alle funfzehn Personen des Chors sprechen zu lassen, ohne Princip aufgegriffen, und bringt ihn auch willkürlich ohne Princip in Anwendung. Viertens endlich ist der Effect, den seine Anordnung machen würde, hier zu stark, und vielmehr verlangt die Natur der Sache, dass das Erwachen allmälich vor sich gehe. Erst das volle Bewusstseyn lässt den Trimeter zu, in welchem Versmaasse die Führerin des Chors V. 135—137. spricht.

[V. 128. ist τί δρᾷς übersetzt: was schaffst du? Es bedurfte nur einiger Aufmerksamkeit auf den Sinn der Rede, um zu sehen, dass τὶ δρᾷς accentuirt werden müsse, und mit diesen Worten gesagt werde: machst du Anstalt? Auch μή σε νικάτω πόνος ist unrichtig übersetzt: keine Müh' besiege dich. Der Sinn ist: lass dich nicht von Ermüdung überwältigen.]

Von dem Chorgesange, welcher folgt, hat Hr. Müller eben so, wie Rec. Opusc. II. p. 136., in der ersten Strophe und Antistrophe den ersten und dritten Vers derselben Person gegeben. Den vierten und fünften giebt er in jeder dieser Strophen nur einer Person, der dritten und sechsten, und von den vier folgenden Strophen lässt er jede von zwei Personen zusammen singen, so dass die Zahl 14 herauskömmt, nachdem die funfzehnte die Iamben V. 135—137 gesprochen hatte. Er erklärt sich hierüber S. 84. f., wo er sagt, er könne nicht zugeben, dass man mit Herrn Bamberger vor πάρεστι γᾶς ὀμφαλὸν interpungiren könne. Rec. muss dieser Behauptung, so wie der ganzen Anordnung von V. 141.

zu widersprechen. An Vertheilung der Personen darf man nicht eher denken, als bis der Text gehörig emendirt, und der Zusammenhang der Worte richtig verstanden ist. Nun aber zeigen zuvörderst in der ersten Strophe die Verse:

ἐξ ἀρκύων πέπτωκεν, οἴχεταί θ' ὁ θήρ.
ὕπνῳ κρατηθεῖσ' ἄγραν ὤλεσα,

215 durch den Mangel aller Verbindung, dass sie nicht beide von einer Person, wie in Herrn Müllers Anordnung, sondern jeder von einer andern gesungen werde. Eben so verhält es sich mit den ihnen in der Antistrophe respondirenden Versen:

τὸν μητραλοίαν δ' ἐξέκλεψας ὢν θεός.
τί τῶνδ' ἐρεῖ τις δικαίως ἔχειν;

folglich vertheilt sich die erste Strophe mit ihrer Antistrophe nicht, wie Herr Müller angiebt, unter 6, sondern unter 8 Personen. In dem zweiten Strophenpaare weiset das gleichmässig hervorgehobene *πάρεστι* schon an sich selbst auf den Anfang einer neuen Rede hin. Ferner würde nach der von Herrn Müller befolgten Lesart die Interpunction in diesen Strophen verschieden ausfallen, indem er in der Strophe nach dem dritten, in der Antistrophe nach dem zweiten Verse interpungirt, was die Tragiker sorgfältig vermeiden. Die Ausnahme, die sich V. 334. und 345. zu zeigen scheint, wird weiter unten ihre Erledigung erhalten. Herr Müller hat diese Beobachtung auch V. 957. vernachlässiget. Sodann entsprechen einander auch die Worte *μεσολαβεῖ κέντρῳ* und *φονολιβῆ θρόνον* nicht mit der erforderlichen Genauigkeit des Maasses. Hierzu kommt, dass auch *περὶ πόδα, περὶ κάρα* Worte sind, welche ganz ungeschickt auf den Sitz, den Erdnabel, bezogen werden. Endlich fehlt offenbar in den Worten V. 150.: *ἐμοὶ δ' ὄνειδος ἐξ ὀνειράτων μολὸν ἔτυψεν δίκαν διφρηλάτου μεσολαβεῖ κέντρῳ*, der ganz unentbehrliche Accusativ. Hätte daher Herr Müller erst sich bemüht, die Worte des Dich-

tars richtig zu verstehen, ehe er an die Personenabtheilung dachte, so würde er gefunden haben, dass Wakefield richtig θρόμβον statt θρόνον verbesserte, aber unrichtig interpungirte. Diese beiden Strophen, welche von den Personen 9—12. gesungen werden, sind so zu schreiben:

9. ἐμοὶ δ' ὄνειδος ἐξ ὀνειράτων μολὸν
ἔτυψεν δίκαν διφρηλάτου
μεσολαβεῖ κέντρῳ
ὕπο φρένας, ὕπο λοβόν.
10. πάρεστι μαστίκτορος δαΐου δαμίου
βαρύ, τὸ περίβαρυ κρύος ἔχειν.
11. τοιαῦτα δρῶσιν οἱ νεώτεροι θεοί,
κρατοῦντες τὸ πᾶν δίκας πλέον
φονολιβῆ θρόμβον
περὶ πόδα, περὶ κάρα.
12. πάρεστι γᾶς ὀμφαλὸν προσδρακεῖν αἱμάτων
βλοσυρὸν ἀρόμενον ἄγος ἔχειν.

Darnach geben denn nun freilich beide Strophen einen ganz andern Sinn, als welchen Herrn Müllers Uebersetzung ausdrückt. [*S. 33. des Anhangs stellt Herr Müller eine andere Möglichkeit auf, wie die Personen in dem ersten Strophenpaare so vertheilt werden können, dass nur sechs derselben sprechen. Diese Möglichkeit findet allerdings Statt. Nun fährt er aber fort: „Man „mag indess diese Strophen sechs oder acht Personen „zutheilen, worüber ich nicht streiten will: so wird für „das Ganze der Hermannschen Ansicht dadurch Nichts „gewonnen. Denn dass es unmöglich ist das folgende „Strophenpaar auf die angegebene Weise zu vertheilen, „wenn man nicht den schönsten passendsten Gedanken „in Nonsens verwandeln will, ist oben S. 11. hinlänglich „nachgewiesen.“ Dort wird nun zuerst gesagt, die Bemerkung, dass die Interpunctionen in Strophe und Antistrophe einander respondiren, sey oft anwendbar, oft aber auch nicht. Dem ist nicht so, sondern nur selten sind die Interpunctionen ungleich; wo aber auch die übri-

ge Rede sehr merkliche Gleichheit zeigt, würde die Ungleichheit der Interpunction unstatthaft seyn. Ferner soll „bekanntlich" die Genauigkeit der Thesis der Dochmien und Kretiker (κέντρῳ und φθόνον) nicht durchgängig vorhanden seyn. Diese Behauptung kann denen imponiren, die mit der Strenge des Aeschylus nicht bekannt sind. Ja auch die andern Tragiker zeigen sich, je mehr die Sache untersucht wird, strenger als man ehemals glaubte. Endlich übersetzt Herr Müller zum Behufe seiner Einwürfe meine Lesart so: „Solches voll„bringen die jüngeren Götter, indem sie überall mehr, „als das Recht zulässt, an Haupt und Fuss über einen „bluttriefenden Klumpen Gewalt erlangen (oder Gewalt „ausüben)," und behauptet, die Furien halten sich in ihren Vorwürfen immer an das Vorliegende, Wirkliche. Was er sonst noch sagt, findet in dem Erröthen des Lesers seine Erledigung. Ein etwas artigerer Uebersetzer würde übersetzt haben; solches vollbringen die jungen Götter, die sich gegen alles Recht der Blutspur an Fuss und Haupt bemächtigen: d. h. die sich das Gericht über den an Haupt und Fuss mit Blut bespritzten Mörder anmaassen. Dass die Furien von nichts reden, als was sie vor Augen sehen, kann ich so wenig zugeben, als es wohl auch mancher andere zugeben wird. Ja, wer sich nicht überzeugen kann, dass diese ganze Scene innerhalb des Tempels vorgeht, wird einsehen, dass nach dieser Lehre die Furien auch den Erdnabel nicht erwähnen könnten.]

216 V. 166. bedeutet κἀμοί τε λυπρὸς nicht „ich werd' ihm gram," sondern „mich beleidigt er."

V. 181. liest man nach Erfurdts Vorgang:

ἀλλ' οὗ καρανιστῆρες, ὀφθαλμώρυχοι
δίκαι, σφαγαί τε, σπέρματός τ' ἀποφθορᾷ
παίδων κακοῦται χλοῦνις, ἠδ' ἀκρωνία
λευσμός τε, καὶ μύζουσιν οἰκτισμὸν πολὺν
ὑπὸ ῥάχιν παγέντες.

Die Bücher haben ἀποφθοραὶ und neben κακοῦται auch

κακοῦ τε und λευσμόν. Wenn die aufgenommene Emendation richtig ist, und χλοῦνις, wovon S. 65. gesprochen wird, üppige Fülle bedeutet: so würde doch, wenn man dabei stehen bleibt, der Fortgang der Rede sehr hart durch κακοῦται unterbrochen werden, weil ἀκρωνία und λευσμὸς nicht von diesem Verbum abhängen könnten. Ἀκρωνία hat Herr Müller sorglos mit andern Interpreten für ἀκρωτηριασμὸς genommen: aber diese Erklärung hat gar keine Auctorität. Vielmehr konnte der Scholiast in Vergleichung mit den auf die Stelle des Aeschylus bezüglichen Glossen der Grammatiker, des Hesychius in ἀκρώνια, des Etym. M. p. 53, 41., und des Lexikons in Bekkers Anecd. p. 372, 2. zeigen, dass σπέρματός τ' ἀποφθορᾷ παίδων κακοῦται χλοῦνις ἠδ' ἀκρωνία zusammengehörten. Dann ist die Rede richtig und λευσμόν, das von μύζουσιν abhängt, nicht zu ändern. Aber wenn Recensent sagt, die Rede sey richtig, so will er damit noch nicht gesagt haben, dass auch die Lesart richtig sey. Denn dazu wird erst erfordert, dass χλοῦνις als Substantivum erwiesen werde. [* Aber auch dann würde noch kein Grund vorhanden seyn, eine so gesuchte, gezwungene, und schwerfällige Redensart der weit leichtern und erklärlichern, σπέρματός τ' ἀπαφθοραὶ παίδων, κακοῦ τε χλοῦνις ἠδ' ἀκρωνία, vorzuziehen. Λευσμὸν darf aber auch da nicht geändert werden. Was Herr Müller S. 15. des Anhangs einwendet, dass auf diese Weise zwischen bestimmte Vorstellungen die allgemeine, ein Haufen Unglücks, komme, welche höchstens am Schlusse stehen könne, diess ist zwar gegründet, lässt sich aber beseitigen, wenn man diese allgemeine Vorstellung wirklich als Schluss betrachtet, und da stärker interpungirt, hernach aber noch einem Zusatz, λευσμόν τε u. s. w. folgen lässt. Denn sehr wohl kann, wer alles umfasst zu haben glaubte, dann noch etwas stärkeres, das ihm einfällt, hinzufügen. Man ist daher keineswegs genöthigt, anzunehmen, der Scholiast habe sich zu ἀκρωνία jene Erklärung aus Herodian angemerkt. In diesen ohnediess

sehr kurzen Scholien ist eine so gelehrte Anmerkung wohl kaum anders als für ein Excerpt aus ältern Scholien, welche hier Herodians Erklärung der Stelle anführten, zu nehmen.]

[V. 200. wundert man sich den ganz klaren Sinn so sehr verfehlt zu sehen:

τίς ἥδε τιμή; κόμπασον γέρας καλόν.

Was für ein Amt das? Rühm' ein schönres Ehrenamt.

Es wäre gut gewesen, Stanleys richtige Uebersetzung anzusehen: *quis hic honor? iacta praemium hoc amplum.*]

[V. 202. Auch hier würde es rathsamer gewesen seyn, sich Stanleys, als Wellauers Führung anzuvertrauen, während Herr Müller beiden und keinem von beiden folgt.

τί γάρ; γυναικός, ἥτις ἄνδρα νοσφίσῃ,
οὐκ ἂν γένοιθ' ὅμαιμος αὐθέντης φόνος;

Wie denn? das Weib soll, das den Ehmann umgebracht,
Nicht auch der Blutsfreund tödten mit der eignen Hand?

Es ist befremdlich, dass Herr Müller, der sich der Einsicht in den Gedankenzusammenhang des Stückes so oft rühmt, nicht nur gar keine Rücksicht auf die doch wenigstens einige Beachtung verdienende Personeneintheilung der Robortellischen Ausgabe und des Scholiasten nimmt, nach welcher der zweite dieser Verse dem Chor beigelegt wird, sondern auch den Hauptgedanken ganz aus den Augen verliert, dass die Ermordung des Ehegatten kein Mord unter Blutsverwandten sey, einen Gedanken, der um so mehr erwähnt werden musste, weil auf ihm das beruht, dass Klytämnestra von den Furien nicht verfolgt wird; ja einen Gedanken, der in dem Gerichte selbst von der grössten Wichtigkeit ist, und daher von den Eumeniden V. 575. ganz bestimmt ausgesprochen wird:

οὐκ ἦν ὅμαιμος φωτὸς, ὃν κατέκτανεν.]

[V. 204. Hier ist Herr Müller mit Unrecht von Herrn Fritzsche wegen Aufnahme von Bothes Conjectur ἀρκέσει getadelt worden in den Versen:

ἢ κάρτ' ἄτιμα, καὶ παρ' οὐδὲν ἀρκέσει
Ἥρας τελείας καὶ Διὸς πιστώματα.

Denn wenigstens kann Aeschylus so statt der Lesart der Bücher ἠρκέσω geschrieben haben, zumal da aus einer Handschrift auch ἀρκέσω angeführt wird. Von den beiden Conjecturen Wellauers ἠρέσω und ᾐδέσω, ist die letztere gut; die erstere aber, die Herr Fritzsche für das Wahre hielt, kann gar nicht Statt finden, da hier von einem ἀρέσασθαι θεοὺς gar nicht die Rede seyn kann.]

V. 208. kann über den Sinn und die Lesart gestritten werden. Herr Müller giebt:

εὐνὴ γὰρ ἀνδρὶ καὶ γυναικὶ μορσίμη
ὅρκου 'στὶ μείζων, τῇ Δίκῃ φρουρουμένη.

Das Bett, wo Schicksalswaltung Mann und Frau vereint,
Ist über Eidschwur, wenn das Recht die Wache hält.

Es war nicht nöthig, τῇ Δίκῃ mit grossem Anfangsbuchstaben zu schreiben; s. V. 417. Betrachtet man den Zusammenhang der Stelle, so ergiebt sich, dass das in der Uebersetzung schwerfällig ausgedrückte ἀνδρὶ καὶ γυναικὶ μορσίμη besser hervorgehoben seyn sollte, und der zu beweisende Satz, Κύπρις ἄτιμος τῷδ' ἀπέῤῥιπται λόγῳ, vielmehr die andere nicht unbegründete Lesart und Interpunction verlangt:

εὐνὴ γὰρ ἀνδρὶ καὶ γυναικὶ μορσίμη,
ὅρκου τε μείζων, τῇ δίκῃ φρουρουμένη.

Die Ehe, sagt der Dichter, ist den Menschen vom Schicksal bestimmt, und höher als der Eid, wenn sie treu bewahrt wird.

Es folgen die Verse:

εἰ τοῖσιν οὖν κτείνουσιν ἀλλήλους χαλᾷς,
τὸ μὴ πένεσθαι, μηδ' ἐποπτεύειν κότῳ.

Πένεσθαι statt γενέσθαι hat Herr Müller nach einer Conjectur des Recensenten, die sich nicht rechtfertigen lässt, aufgenommen. Das Wahre ist τίνεσθαι. S. Sophokles Oed. Col. 994. 996. [* Τίνεσθεαι fand auch Herr Fritzsche, und Herr Müller billigt es.]

[Auch hier wirft Herr Fritzsche mit Unrecht Hrn. Müller vor falsch construirt und ἐμφανῶς unrichtig übersetzt zu haben, indem ἐμφανῶς nicht offenbar bedeute, und τὰ ἐμφανῶς zu verbinden sey. Das erstere lässt sich durch zahlreiche Beispiele widerlegen; das zweite widerlegt sich dadurch, dass τὰ μὲν bloss den Gegensatz τὰ δὲ verlangt, τὰ ἐμφανῶς aber, wenn es überhaupt hier einen passenden Sinn gäbe, das entgegengesetzte Prädicat bei τὰ μὲν erfordern würde. Darin aber hat Herr Fritzsche recht, dass πράσσουσαν ἡσυχαιτέραν falsch übersetzt, und der Sinn nicht getroffen ist durch,

Das Andere trägst du offenbar weit ruhiger.]

V. 216. ist, wahrscheinlich auf Wellauers Auctorität, der Solöcismus οὔ τι μὴ λείπω ποτὲ beibehalten. Wellauer kannte den Unterschied zwischen dem Conjunctiv des Präsens und dem des Aorists in dieser Redensart nicht. Hierüber hat Rec. zur Medea V. 1120. und zum Oed. Col. V. 1028. gesprochen. [Im Anhange S. 16. wird gesagt: „V. 216. meine ich, dass οὔ τι μὴ „λίπω heissen würde: Es ist nicht zu denken, dass es „jemals vorfallen könnte, dass ich einmal von die-„sem Manne abliesse. Der Sinn fordert aber: Es ist „nicht zu denken, dass ich jemals von diesem Manne da-„von bleibe, ihn fortwährend unverfolgt lasse. Ich wüsste „nicht, auf welche Weise diess anders als durch das „Präsens bezeichnet werden könnte. Auch passen dazu „die bekannten Beispiele (Stallbaum ad Plat. de R. P. I. „p. 341.) von οὐ μὴ δύνηται und οὐ μὴ οἷός τ' ᾖς.“ Das Citat des Herrn Stallbaum steht nicht S. 341. son-

dern 51. und enthält nur die schon vorher von mir zum Sophokles angeführten Stellen. In dem was Herr Müller sagt, liegt ein zwiefacher Irrthum; denn *οὔ τι μὴ λίπω* kann nicht das Vorfallen können bedeuten, und was Herr Müller dann durch das deutsche Präsens, welches er in der Bedeutung des Futurs nimmt, ausgedrückt hat, ist *οὔ τι μὴ λίπω*, nicht *οὔ τι μὴ λείπω*.]

Ebenfalls mit Wellauer ist V. 221. f. nach der mediceischen Handschrift gegeben:

ἐγὼ δ', ἄγει γὰρ αἷμα μητρῷον, δίκας
μέτειμι τόνδε φῶτα κακκυνηγέτις.

Κατακυνηγετεῖν kommt nicht vor: auch scheint ein solches Compositum fast absurd zu seyn. Hätte sich der Dichter eines zusammengesetzten Wortes bedienen wollen, so ist glaublicher, dass er *ἀεικυνηγέτις* gesagt haben würde. Vermuthlich aber schrieb er *κἀκκυνηγετῶ*. Diess ist hier das passendste Verbum. Euripides im Ion V. 1422.: *ὦ Ζεῦ, τίς ἡμᾶς ἐκκυνηγετεῖ πότμος.* [*Diese Emendation findet Herr Müller sehr wahrscheinlich im Anhange S. 16.]

V. 229. nahm Herr Müller an dem schlecht gestellten *πρὸς* in den Versen:

ἀλλ' ἀμβλὺν ἤδη προστετριμμένον τε πρὸς
ἄλλοισιν οἴκοις καὶ πορεύμασιν βροτῶν,

so wenig Anstoss, dass er es sogar, wie auch V. 429. S. 150. für vor nahm, was ganz irrig ist. Auch scheint ihm weder das Unrichtige des Gedankens, noch der Mangel einer Verbindungspartikel in dem auf diese Verse folgenden Satze aufgefallen zu seyn. Der Scholiast, wie sich aus seinen Worten, *ἄλλοις προστριψάμενον τὸ μύσος*, vermuthen lässt, las *προστετριμμένον μύσος*. Diese, jedoch anders verstandene Lesart, giebt, wenn die Verse umgestellt, und ein einziger Buchstab geändert wird, in aller Rücksicht genügende Rede:

οὐ προστρόπαιον, οὐδ' ἀφοίβαντον χέρα

ἀλλοίοιν οἴκοις καὶ πορεύμασιν βροτῶν·
ἀλλ', ἀμβλὺς ἤδη προστετριμμένον μύσος,
ὅμοια χέρσον καὶ θάλασσαν ἐκπερῶν,

u. s. w. [*Herr Müller sagt im Anhange S. 16. dass er *πρὸς* adverbial genommen hat, zu welcher Stellung man doch Beispiele vermisst. In meiner Umstellung der Verse „müsse man über Vieles erstaunen, besonders wie „einer durch fremde Häuser und Wege gereinigt wer„den könne. Diess ist ein Ungedanke: dass aber ein „Gereinigter, wenn er sich viel in andern Häusern und „auf der Strasse des Volks herumgetrieben, dadurch noch „unschädlicher werde, ist ein ächter Gedanke des grie„chischen Alterthums.“ Diesen ächten Gedanken hätte Herr Müller belegen sollen. Den Ungedanken aber, den er tadelt, hat er erst, um ihn einen Ungedanken nennen zu können, selbst geschaffen, indem er *πορεύμασι* durch Wege übersetzte. Aeschylus drückt diesen Gedanken V. 429. so aus:

πάλαι πρὸς ἄλλοις ταῦτ' ἀφιερώμεθα
οἴκοισι καὶ βοτοῖσι καὶ ῥυτοῖς πόροις.]

Auf eine sehr merkliche Weise zeigt sich bei dem zunächst folgenden Chorgesange, wie wenig Halt archäologische Einfälle haben, wenn ihnen nicht die erforderliche Kritik und Erklärung der Worte vorausgegangen
218 ist. Hr. Müller schreibt S. 86. f. „Auch bei dem nun „folgenden Chorgesange tritt, wie bei dem vorigen, das „Abgebrochene, Kommatische, deutlich hervor; schon „das dochmische Versmaass eignet sich für vielstimmigen „Gesang sehr wenig; dann geschieht auch die Fortfüh„rung des Gedankens meist durch Gegensätze auf eine „ganz dialogische Weise. Ausserdem unterstützen bei „der Vertheilung der Stimmen die eingestreuten iambi„schen Verse, indem in diesem Gedichte keine Rede an„ders, als mit einem gewöhnlichen iambischen Verse an„fängt, von welchem sie alsdann bei steigender Bewe„gung in dochmische Weisen übergeht, aber zum Theil „auch, sich selbst beruhigend, wieder mit einem iambi-

„schen Verse schliesst. Aber eben so wenig glaub' ich „zweifeln zu dürfen, dass dieses Lied, den Vorgesang „(Προῳδός) abgerechnet, antistrophisch geordnet war, „indem die antistrophische Entgegnung in dem zwei- „ten Strophenpaare ganz bestimmt hervortritt, in dem „dritten wenigstens durchschimmert. Freilich hat, auch „nach unserer Textanordnung, jede der zwei Abtheilun- „gen, in welche die dritte Antistrophe nach den ver- „schiedenen Stimmen zerfällt, einen Dochmius mehr als „in der vorhergehenden Strophe gefunden wird; aber „wenn ich, mit dem Entsprechen im Uebrigen, zugleich „den besonders energischen Gedanken erwäge, der ge- „rade in diesen scheinbar überhängenden, das antistro- „phische Verhältniss störenden Stellen liegt, welche „in wenig Sylben wahre Blitzstrahlen gegen den Orestes „schleudern: so finde ich nichts wahrscheinlicher und an- „nehmlicher, als dass hier die Stimmen, welche die Stro- „phen sangen, auch in die Antistrophe einfielen, und mit „den gegenüberstehenden vereinigt, die in Rede stehen- „den überzähligen Worte: ἢ τοκέας φίλους, und wer „Aeltern schlug, und ἔνερθε χθονός, im Erdschlun- „de tief, sangen: obschon ich weiss, dass eine solche „Vereinigung von Stimmen — wie wohl noch vieles an- „dere, zur Technik der alten Tragödie Gehörige — bis „jetzt noch nirgends nachgewiesen worden ist. Nach dieser „Angabe vertheilt sich das Lied auf eine gewiss sehr „ungezwungene Weise unter vierzehn Personen; womit „indess nicht geläugnet werden soll, dass vielleicht auch „andere Vorstellungen ihr Empfehlendes haben können.“ Es ist gut, dass Hr. Müller die letzten Worte hinzuge- fügt hat: denn von dem, was er selbst aufstellt, kann nichts für wahr anerkannt werden, als der nicht von ihm herrührende Satz, dass die dochmischen Rhythmen sich nicht für vielstimmigen Gesang eignen. Wir wollen das Einzelne des Gedichtes durchgehen. Denn noch mehreres, als das hier angeführte, hält eben so wenig Stand. In der Pro- ode behält Herr Müller das aus der Robortellischen Aus- gabe stammende λεύσσετον bei, und liest mit Reisig

παντᾶ für *πάντα.* Der Dualis soll den Beweis geben,
219dass die Furien in zwei langgedehnten Reihen hereinkamen, und sich theils nach der rechten, theils nach der linken Seite wandten, wie es dem Begriffe von Suchenden, die Gegend nach Art von Jagdhunden Durchspürenden, vollkommen angemessen sey. Wenn das Hereinkommen von zwei Seiten in langen Reihen schon an sich nicht nöthig war, indem ja die Furien den Orestes, der sich keineswegs versteckt hat, sondern das Standbild der Göttin in dem Tempel umfasst hält, gleich beim Hereintreten erblicken müssen: so ist vollends der einzige Grund, auf den diese ganze Phantasie, und mit ihr die irrige, willkürlich angenommene Deutung des *σποράδην εἰςάγειν τὸν χορόν,* was nicht einzeln, sondern nur nicht in Gliedern und Reihen, bedeute, gebaut ist, so morsch, dass er bei der leisesten Berührung zusammenbricht. Die ursprüngliche Lesart der Handschriften ist: *ὅρα, ὅρα μάλ᾽ αὖ, λεῦσσε τὸν πάντα, μὴ λάθῃ φύγδα βὰς ὁ ματροφόνος ἀτίτας.* Es bedarf nur sehr geringer Uebung, um in diesen unrhythmischen Worten die klar vor Augen liegenden Dochmien zu entdecken, mit denen der Dualis, und folglich auch die auf denselben gestützten zwei langen Reihen von Furien verschwinden:

ὅρα, ὅρα μάλ᾽ αὖ, λεῦσσέ τε πάντα, μὴ
λάθῃ φύγδα βὰς ματροφόνος ἀτίτας.

Ferner soll in dem zweiten Strophenpaare (Herr Müller nennt das zweite und dritte statt des ersten und zweiten: denn es sind nur zwei Paare) die antistrophische Entgegnung ganz bestimmt hervortreten. Dass das aber irrig ist, sieht jeder, der mit den Gesetzen des Versbaus bekannt ist. Denn die Worte: *ὁ δ᾽ αὖτέ γ᾽ οὖν ἀλκὰν ἔχων περὶ βρέτει,* können wegen des dorischen *ἀλκὰν* und wegen der Production der Endsylbe in *περὶ* nicht ein iambischer Trimeter seyn, wofür sie Herr Müller hielt. Wenn also dieses Strophenpaar sich nicht respondirt, so ist es nicht der Mühe werth, ein Wort über das zweite zu verlieren, dessen Strophen einander noch

weniger gleichen. Mithin erscheint auch die neue Lehre von überhängenden Füssen und dem seltsamen Einfallen anderer Stimmen als ein leerer, völlig ungegründeter Gedanke, von dem man sich wundern muss, dass Herr Müller ihn seinen Zuhörern vortragen, noch mehr aber, dass er ihn auch ins Publikum bringen konnte. Es drängt sich nur zu oft die Bemerkung auf, dass Herr Müller alle Entdeckungen der Philologen benützen und in Anwendung bringen wollte; wo aber und wie das zu machen sey, nicht wusste, und darüber nachzudenken sich nicht Zeit nahm. Nicht überall sind Antistrophen am rechten Orte. In einem Gesange wie dieser, mit dem die Furien einzeln, σποράδην, ohne geregelte Ordnung
hereinkommen, würden Antistrophen der Sache ganz ent- 220
gegen seyn. Darum ist hier nicht daran zu denken. In dem ganzen Gesange, wie ihn Herr Müller gegeben hat, ist bloss die Angabe einer Lücke in den Worten V. 260. ἢ θεὸν ἢ ξένον τίν' ἀσεβῶν richtig, jedoch lässt sich sehr zweifeln, ob, wie er glaubt, nach ἀσεβῶν zwei Sylben ausgefallen sind, indem sich schwerlich etwas finden lassen dürfte, das diese Lücke, ohne den Gedanken zu schwächen, ausfüllte. Weit wahrscheinlicher ist, dass ein gewöhnlicher Schreibfehler, ἀσεβῶν für εὐσεβῶν, Veranlassung zur Weglassung der Negation gab, und der Vers so lautete:

ἢ θεὸν ἢ ξένον τίν' οὐκ εὐσεβῶν.

Die übrige Anordnung kann nicht gebilligt werden. Die zweite Strophe dieses Gesanges ist so zu schreiben:

ὃ δ' αὖτέ γ' ἀλκὰν ἔχων
περὶ βρέτει πλεχθεὶς θεᾶς ἀμβρότου
ὑπόδικος θέλει γενέσθαι χρεῶν.

Das οὖν rührt von einem unverständigen Metriker her, der einen Trimeter herausbringen wollte. Χρεῶν statt χερῶν las offenbar der Scholiast: ἀνθ' ὧν ἡμῖν χρεωστεῖ πρόσφυξ θέλει γενέσθαι τῆς θεοῦ. V. 251. ff. behielt Herr Müller die gänzlich matte Interpunction sei-

nes Vorgängers Wellauer bei: *αἷμα μητρῷον χαμαὶ δυςαγκόμιστον, παπαῖ. τὸ διερὸν πέδῳ χύμενον οἴχεται.* Es springt in die Augen, dass, wenn der Sinn Kraft haben soll, interpungirt werden muss, wie Rec. mit dem Scholiasten gethan hat:

τὸ δ' οὐ πάρεστιν· αἷμα μητρῷον χαμαί.
δυςαγκόμιστον, παπαῖ,
τὸ διερὸν πέδῳ χύμενον οἴχεται.

V. 256. nahm Herr Müller, vielleicht mit Recht, für einen Trimeter, und setzte aus einer Conjectur von Wakefield, die auch Boissonade aufgenommen hat:

βοσκὰν φεροίμαν πώματος τοῦ δυςπότου.

Aber wenn man auch hier die dorischen Formen gestatten könnte, so ist doch der eingeschobene Artikel nicht nur in der Dichtersprache ganz unerträglich, sondern auch dem Begriffe nach falsch. Sollte ein Trimeter gemacht werden, so war es ja leicht, *δυςεκπότου* zu schreiben. Sonst ist durch Umstellung der Worte ein Dochmius herzustellen, dem Kretiker folgen:

φεροίμαν βοσκὰν πώματος δυςπότου.

Die beiden folgenden Verse sind so gegeben:

καὶ ζῶντά σ' ἰσχνάνασ' ἀπάξομαι κάτω·
ἀντιπόνους τίνεις μητροφόνας δύας.

221 Wäre diese Lesart richtig, so würde das Unzusammenhängende der Rede nothwendig erfordern, dass der letzte Vers einer andern Person gegeben wäre, was nicht geschehen ist. Aber auch dann wäre dieser Satz, so nackend hingestellt, äusserst matt, und sehr ungeschickt stände der Indicativ des Präsens. Die alte und am meisten beglaubigte Lesart ist *ἀντιποίνους τίνῃς. Ἀντιποίνους* zu ändern, ist kein hinreichender Grund vorhanden: dass aber der Vers mit dem vorhergehenden zusammenhängen müsse, haben mehrere Kritiker eingesehen. Man hat daher vermuthet *ἀντίποιν' ὡς τίνῃς μητροφόνου*

δύας: und μητροφόνας wenigstens hat Aeschylus schwerlich geschrieben. Wer ohne Hülfe einer Partikel dem Sinne nachhelfen will, kann τίνειν schreiben. Wahrscheinlicher aber ist es, dass vor diesem Verse einige Worte, in denen eine Partikel war, von welcher der Conjunctiv τίνῃς abhängt, ausgefallen sind. Endlich aber kann auch das nicht gebilligt werden, dass jede der von Herrn Müller angenommenen Strophen von zwei Personen zugleich gesungen werde. Schon überhaupt ist es keineswegs nothwendig, wie sich an gar manchen Beispielen zeigen lässt, dass, wo einzelne Personen des Chors singen, sie alle funfzehn singen müssen: am allerwenigsten aber kann es angemessen erscheinen, dass man in ein so bewegtes Gedicht, wie dieses ist, das eben desswegen auch keine Antistrophen hat, jener Hypothese zu Liebe eine der Beschaffenheit des Gedichts so fremde Regelmässigkeit in Vertheilung der Personen hineinbringe. Auch nimmt man bei der Trennung der einzelnen Stücke kein Princip wahr, dem Herr Müller gefolgt wäre, sondern es war ihm genug, nur alle vierzehn Furien unterzubringen. Was zu trennen oder zu verbinden sey, müssen die in den Worten enthaltenen Gedanken jedesmal anzeigen, wobei auch auf die Rhythmen mit zu sehen ist. Und wo nicht alle Personen des Chors sprechen, muss doch auch ein Grund sich nachweisen lassen, warum nur so und so viele ausgewählt sind. Hier lässt sich leicht errathen, dass, da sich ganz von selbst sieben Stücke unterscheiden, der Dichter die Einrichtung getroffen habe, dass nur die Hälfte des Chors singe, während die andere Hälfte einzeln dazwischen ohne Gesang herangestürzt kam. Die Anfänge der sieben Stücke sind folgende: 1. ὅρα — 2. ὁ δ' αὐτέ γ' — 3. τὸ δ' οὐ πάρεστιν — 4. ἀλλ' ἀντιδοῦναι — 5. καὶ ζῶντά σ' — 6. ὄψει δὲ — 7. μέγας γὰρ Ἅιδης — [*Herr Müller findet die von mir angenommenen sieben Personen völlig unmotivirt, S. 34. des Anhangs. Die Reden der Furien, glaube ich, zeigen schon selbst genugsam, dass sie nur von den einzelnen gesprochen wer-

den können. Da nun der Sätze sieben sind, so folgt, dass die Hälfte des Chors nichts sagt. „Nach dem „Kunstsinne des Alterthums," sagt Herr Müller, „und „insbesondere nach dem Styl des Aesch. hebt auch eine „heftige Bewegung Symmetrie und Ordnung des Ganzen nicht „völlig auf, und da τὸν χορὸν σποράδην εἰςάγειν nur „der dem κατὰ ζυγὰ oder κατὰ στίχους gegenüber„stehende Kunstausdruck zu seyn scheint:" (es scheint diess ja aber nur Herrn Müller) „so ist nicht einzuse„hen, warum das Antistrophische dieses Gesanges durch „die oben besprochenen Emendationen (namentlich αὖτέ „γ᾽ ἀλκὰν), absichtlich vertilgt werden soll." Aber es ist ja gar nicht vorhanden, und soll daher nicht vertilgt, sondern nur nicht am unrechten Orte hergestellt werden. „Ueber meine Ansicht aber, dass die beiden überzähligen „Dochmien der zweiten Antistrophe durch die vereinig„ten Stimmen der Strophe und Antistrophe gesungen „worden seyen, wird eine vorurtheilsfreiere Kritik, als „die gegenwärtige, zu richten haben." Da durch eine solche vorurtheilsfreie Kritik alles möglich werden würde, so würde sie zugleich das Ende aller Kritik seyn. Was den Kunstsinn des Alterthums anlangt, so bin ich es ja selbst, der zuerst auf die grosse Symmetrie bei den Scenikern aufmerksam gemacht hat: aber diese wird darum noch nicht aufgehoben, wenn nur der halbe Chor spricht; vielmehr versteht sich von selbst, dass in der Art, wie sich die sprechenden Personen zu den nicht sprechenden verhielten, und in dem Herankommen und in den Stellungen aller sehr wohl eine Symmetrie kann beobachtet worden seyn. Sehr leicht könnte diese nachweisen, wer, wie Herr Müller, dergleichen mit seiner Phantasie ersinnen und mit Figuren abmalen wollte. Aber über Dinge, die sich auf vielerlei Weise denken lassen, etwas festzusetzen, würde nur eine Spielerei seyn. Von der gemachten Emendation heisst es S. 16. des Anhangs: „Hier ist γ᾽ οὖν allerdings nicht leicht zu erklären; „doch kann man, wenn man es nur nicht in ein Wort „verbindet, von beiden einzelnen Partikeln Rechenschaft

„geben." Warum giebt aber Hr. Müller diese Rechenschaft nicht? „Mit Herrn H. οὖν für Erfindung eines „unverständigen Metrikers, der einen Trimeter herausbringen wollte, zu halten, scheint mir ein verzweifelter „Gedanke." Wenn das Herauswerfen einer ungeschickt gesetzten Partikel, dergleichen die Metriker so oft um einen Trimeter zu Stande zu bringen, eingeschoben haben, ein verzweifelter Gedanke ist, wie soll man die von Herrn Müller erfundenen überhängenden Füsse nennen, die gerade ein solcher Auswuchs sind, als wenn man in den heroischen Hexameter bisweilen noch in die Mitte einen Fuss hineinsetzen wollte? „Gegen den Trimeter „wendet Herr H. auch den Dorismus ἀλκὰν und die Pro„duction in περὶ vor βρέτει ein: aber sollen denn diese „lyrischen Trimeter in Dialekt und Prosodie die Gesetze „der dialogischen befolgen, und z. B. in einem Satze, „der zur Hälfte einen solchen Trimeter, zur andern „Dochmien bildet, zuerst Attischer, dann Dorischer Dia„lekt herrschen? Vgl. z. B. auch Choeph. 442. Well." Dort steht ein falsches κεκρυμμένα. Die Kritik hat sich bloss um die Gesetze zu bekümmern, welche wirklich bestehen, nicht um die, welche Herr Müller einführen will, ehe er jene widerlegt hat. Weiter schreibt Hr. Müller S. 17. „Herr H. schreibt χρεῶν. Wenn der „Scholiast wirklich so gelesen hat, kann doch Aesch. „nicht so geschrieben haben. Χρέος ist nur: Bedarf, „Gebrauch, Geschäft, Bedürfniss, Nothwendigkeit und „Schuld an Geld; niemals Blutschuld oder etwas dem „Aehnliches. Dass aber, nach altem Euphemismus der „Sprache, in vielen Worten der Begriff Hand für Mord„that genommen wird, sollte aus αὐτόχειρ, παλαμναῖος, „εὐχέρεια (Eumen. V. 471.) bekannt seyn." Er scheint zu glauben, was jemand nicht erwähne, sey ihm nicht bekannt. Zwar war mir das allerdings nicht bekannt, dass auch εὐχέρεια, wie er lehrt, diesen Begriff enthalte. Dass aber χρέος jede Schuld bedeute, zeigt Aeschylus selbst im Agam. V. 444. βαρεῖα δ' ἀστῶν φάτις σὺν κότῳ· δημοκράντου δ' ἀρᾶς τίνει χρέος. Wo nur

von Blutschuld die Rede ist, bezeichnet χρέος natürlich, wie auch das Deutsche **Schuld**, die Blutschuld. Endlich liest man im Anhange S. 17. „τοῦ δυςπότου, als „nachkommende genauere Bestimmung und Verstärkung „des πῶμα (wie z. B. V. 370. τὸν μοιρόκραντον zu „θεσμὸν), ist viel besser, als was Herr H. vorschlägt: „δυςεκπότου, da von einem **Austrinken** hier nicht „die Rede seyn kann.“ Was Herr Müller viel besser nennt, konnte Aeschylus durchaus gar nicht schreiben, weil das nicht bloss der Dichtersprache zuwider ist, sondern sogar einen ungereimten Begriff giebt, indem es eine Beziehung auf ein Blut von anderer Art enthält. Zu Deutsch wäre es ein Trank desjenigen Blutes, welches schwer zu trinken ist. Dass Herr Müller V. 370. vergleichen konnte, zeigt, dass er die Bedeutung des Artikels und den Unterschied, der zwischen beiden Stellen ist, gar nicht gefasst hat. Sodann dürfte δυςεκπότου wohl leichter zu erklären seyn als δυςπότου. Denn schwer auszutrinken ist ein Blut, an dem man lange trinkt, ehe es erschöpft wird: und nur langsam saugen ja die Furien das Blut aus. Was aber ist δυςπότου? Wird ihnen das Aussaugen selbst, das doch ihr Geschäft ist, schwer? „Die Lesart V. 258.,“ sagt Herr Müller, „bleibt auch nach Hrn. H., durchaus zweifelhaft.“ Das habe ich selbst gesagt, aber dass Herrn Müllers Lesart nicht die richtige seyn kann, das ist es, was ich bestimmt behauptet habe. Zweifelhaft ist, was so oder so seyn kann; nicht zweifelhaft aber, was überhaupt nicht seyn kann.]

[*Mit Recht hat Herr Fritzsche V. 272. f. getadelt, wo von dem Blute, oder, wie es Herr Müller ausdrückt, dem Gräul des Muttermordes gesagt wird:

ποταίνιον γὰρ ὂν πρὸς ἑστίᾳ θεοῦ,
Φοίβου καθαρμοῖς ἠλάθη χοιροκτόνοις.

Denn da er frisch noch an dem Gottesheerde war,
Entfernt ihn Phöbos durch der Opferferken Blut.

Die Interpunction scheint von Herrn Müller zu seyn: denn Wellauer wie Stanley interpungiren erst nach *Φοίβου*, Herr Fritzsche aber nach *ὄν*. Dass *θεοῦ Φοίβου* zusammengehören, wird jedermann leicht einsehen. Herr Müller erwiedert nun darauf im Anhange S. 17. „ein Comma nach *ποταίνιον γὰρ ὄν* zerstört den Zu„sammenhang. Hier in Athen, sagt Orest, am Schlusse „meiner Wallfahrt, ist das Blut vertrocknet; frisch war „es da, wo ich zuerst hinkam, am Pythischen Altar.“ Es ist wunderbar, wie Herr Müller selbst da vom Zusammenhange sprechen kann, wo er ihn selbst recht aufhebt. Wo steht bei dem Aeschylus irgend etwas davon, dass das Blut erst in Athen vertrockne? Ja, dass das lange vorher geschehen ist, zeigen die folgenden Verse, in welchen Orestes sagt, dass er schon an vielen Orten gewesen sey, ohne durch dieses Blut etwas zu verunreinigen. Noch mehr, Herrn Müllers Uebersetzung selbst sagt gerade das Gegentheil von seiner Note: Apollo hat durch Opfer das Blut entfernt. Und das that er doch wohl nicht erst hier in Athen im Tempel der Pallas.]

V. 276. lautet so:

χρόνος καθαιρεῖ πάντα γηράσκων ὁμοῦ.

Denn im Vergehn der Zeiten schwindet alles mit.

Von diesem Verse sagt Herr Müller S. 150. „Wie beträchtlich aber die Zeit ist, welche zwischen dem Auf„enthalte in Delphi und der Ankunft in Athen zu den-
„ken, dem Zuschauer zugemuthet wurde: spricht Aeschy- 222
„los sehr naiv auch dadurch aus, dass, ausser den Süh„nungen und dem Menschenverkehr, die Länge der Zeit „selbst schon allen Makel von Orestes genommen haben „soll.“ Man sieht, dass ihm dieser Gedanke etwas auffiel: aber wer die Stelle nicht oberflächlich, sondern mit einiger Aufmerksamkeit ansieht, wird leicht entdecken, dass dieser so ohne alle Verbindung hingestellte Vers nicht sowohl einen naiven, als hier auf diese Weise gar nicht hergehörigen Gedanken giebt; dass mithin der Vers entweder eine von einem Erklärer irgendwoher an den Rand geschriebene Sentenz ist, oder an einer falschen

Stelle steht, oder vor ihm etwas ausgefallen seyn muss, wodurch er, vielleicht mit einem ἐπεί, in eine schickliche Verbindung mit der übrigen Rede kam. In der Uebersetzung hat Herr Müller das Anstössige durch ein hinzugefügtes denn gemildert, aber nicht gehoben, da der Gedanke selbst so hingestellt, noch immer ein Mittelglied verlangt, wenn er passen soll. Welche von den drei angegebenen Vermuthungen die richtige sey, dürfte schwer auszumachen seyn. So viel ist klar, dass, wenn der Vers versetzt werden soll, es keine andere Stelle giebt, als nach V. 269.

In derselben Rede sagt Orestes an dem Standbilde der Pallas V. 282.:

Drum mag sie jetzo in den Landen Libya's
Am Wasser Tritons, ihres heimatlichen Stroms,
Den Freunden hülfreich, bald vom Wagen, bald den Fuss,
Vorstellend, kämpfen.

Von den griechischen Worten:

τίθησιν ὀρθὸν ἢ κατηρεφῆ πόδα,

bemerkt Herr Müller S. 112., dass man auf dem Wagen, mit welchem Pallas ankomme, „ohne Zweifel deut„lich sah, was κατηρεφῆ πόδα bedeutet.“ Da hätten doch die Zuschauer ziemlich lange warten müssen, indem Pallas erst V. 375., und, wie sich zeigen wird, nicht auf einem Wagen, erscheint. Wie alte Bildwerke zeigen, meint er, habe man auf den ἅρμασι gebückt gestanden, so dass bei Frauen das Gewand über die Füsse fiel; zu Fuss kämpfend hingegen setze Pallas das linke, gerade ausgestreckte Bein vor. Diese Deutung konnte keinem Griechen einfallen, die weder sprachlich noch archäologisch richtig ist. Erstens bedeutet ὀρθός, von der Stellung gesagt, keineswegs die Stellung eines Kämpfenden mit vorgestelltem, gerade ausgestrecktem Beine, sondern ist vielmehr der bestimmte Ausdruck für eine ganz ruhige, aufrechte Stellung, die dem Sitzen entgegenge-

stellt wird, wie eine Menge Stellen des Pausanias be- 223
weisen. Ja sogar zur Unterscheidung dieser ruhigen Stellung von der der Kämpfenden wird *ὀρθὸς* gebraucht. Pausanias IX. 30, 1.: *καὶ Ἀπόλλων χαλκοῦς ἐστὶν ἐν Ἑλικῶνι καὶ Ἑρμῆς μαχόμενοι περὶ τῆς λύρας, καὶ Διόνυσος, οἱ μὲν Λυσίππου, τὸ δὲ ἄγαλμα ἀνέθηκε Σύλλας τοῦ Διονύσου τὸ ὀρθόν, ἔργον τῶν Μύρωνος.* Zweitens kann auch *κατηρεφῆ πόδα*, von der Pallas gesagt, die angegebene Bedeutung nicht haben, da die Pallas regelmässig immer mit einem bis auf die Erde reichenden, die Füsse bedeckenden Gewande erscheint, und folglich in diesen Worten so wenig jene Stellung auf dem Wagen angedeutet wird, dass sie eben so gut auch auf das *ὀρθὸν* anwendbar sind. Besser wäre da noch immer die Meinung derer, die den Vers auf die Statuen der Göttin bezogen, so dass die stehende und sitzende Stellung bezeichnet würde, wozu jedoch das folgende *φίλοις ἀρήγουσα* nicht wohl passt, und immer auch *κατηρεφῆ πόδα* bei der Pallas kein richtig unterscheidendes Merkmal wäre. Schneider in dem Wörterbuche fiel gar auf ein ungriechisches Wort *κατηρεπῆ*, was *καταῤῥεπῆ*, wie Heath lesen wollte, heissen musste. Andere haben *κατωφερῆ* vermuthet. Der Scholiast, der bemerkte, *καταβάλλει γὰρ ἢ ὀρθοῖ*, scheint wenigstens nicht *κατηρεφῆ* gelesen zu haben. Die angemessenste Erklärung dieses Verses dürfte wohl die seyn, dass, da *ὀρθὸς* von allem gesagt wird, was richtig und so, wie es seyn soll, ist, *ὀρθὸν πόδα τιθέναι* von dem wirklichen Auftreten, *κατηρεφῆ πόδα* hingegen von der in Nebel und Wolken verhüllten Gegenwart gemeint sey. So hat es auch *de la Porte du Theil* verstanden, der es *visible ou invisible* übersetzte. Man kann gewissermaassen damit vergleichen Soph. Oed. Tyr. V. 419.: *βλέποντα νῦν μὲν ὄρθ', ἔπειτα δὲ σκότον.* [*Nach Wiederholung seiner Erklärung schreibt Herr Müller im Anhange S. 17. f. „Ὀρθὸς steht dem *κάμπτων τὸ* „*γόνυ* entgegen (vgl. Prom. 52.), und kann eben so „stehende Bildsäulen (wie bei Pausanias sehr oft), als

„eine mit geradem Bein vorschreitende Figur bezeich-„nen, welches hier der Zusammenhang fordert. Herr H. „betritt, um diese Lesart zu bekämpfen, das bedenkliche „Feld der Kunstarchäologie, wie bei Pallas Pronäa das „der Mythologie, und behauptet, *κατηρεφῆ πόδα*, von „der Pallas gesagt, könne die angegebene Bedeutung „nicht haben, da die Pallas regelmässig immer mit einem „bis auf die Erde reichenden, die Füsse be-„deckenden Gewande erscheint, und folglich in die-„sen Worten so wenig jene Stellung auf dem Wagen „angedeutet wird, dass sie eben so gut auch auf das „*ὀρθὸν* anwendbar sind! Welche Heiterkeit muss diese „Belehrung von Seiten Hrn. H.'s bei den Kunstfreunden „in Rom und Berlin, wenn diese philologischen Streit-„schriften sie erreichen, hervorbringen, bei ihnen, die „jetzt von Panathenaischen Amphoren, zum Theil gerade „aus Aesch. Zeit, umgeben sind, auf denen Pallas den „linken Fuss, sehr gerade in der That, und bis über „den Knöchel aufwärts unbedeckt, vorstellt, indem sie „mit gezückter Lanze ihren Freunden beisteht. Es „giebt gewisse wohlfeile Bilderbücher, von Millin, Hirt, „auch dem Verfasser dieser Blätter, in denen zum Nu-„tzen der Jugend treue und zuverlässige Abbildungen „der Antiken auf compendiarische Weise zusammenge-„stellt sind, und wo denn — wenigstens im letzten „Werke — auch Beispiele der Art nicht fehlen; Hr. H. „versuche doch, sich daraus die Elemente dieser Kennt-„nisse anzueignen; wenn er auch nach dem Kunstgeiste „und den Compositionsgesetzen des Alterthums wenig „fragt, so wird er doch daraus Manches zum Verständniss „dieser oder jener Dichterstelle lernen können; auf je-„den Fall aber wird es Herrn H. nicht gestattet wer-„den, auf diesem Felde den Dictator zu spielen, ehe er „etwas davon versteht. Ist es nun auch noch nöthig, die „Erklärung abzuweisen, dass *ὀρθὸν πόδα τιθέναι* wirk-„liche Gegenwart, *κατηρεφῆ* in Nebel und Wolken ge-„hüllte bezeichne (womit man den Ausdruck *βλέπειν* „*ὀρθὰ* auch nicht einmal gewissermaassen vergleichen

„sollte), was erstens gegen den Sprachgebrauch von *κα-* „*τηρεφὴς* (von oben bedeckt, nicht: eingehüllt) streitet, „und dabei doch keinen richtigen Gegensatz zu *ὀρθὸν* „*πόδα τιθέναι* machen würde?“ So höflich und nobel spricht Hr. Hofrath und Ritter Müller in Göttingen, nachdem er, um so sprechen zu können, dem von mir gebrauchten Ausdrucke die Deutung giebt, als habe ich einen bis über den Knöchel unbedekten Fuss der Pallas ableugnen wollen. Die Kunstfreunde in Rom und Berlin aber, und Herr Müller selbst werden sich gewiss gar mancher Standbilder *in natura* und in Bilderbüchern einer ruhig stehenden Pallas mit ganz bedeckten Füssen erinnern, und diese mussten beseitigt werden, wenn etwas widerlegt werden sollte. Denn wenn *κατηρεφῆ πόδα* bedeckte Füsse bedeutet, und diese eben so wohl der ruhig stehenden Pallas, als der auf dem Wagen sich vorbeugenden, ausserdem aber auch noch der sitzenden zukommen: woher erkennt man denn, welche von diesen drei Stellungen gemeint ist? Aus dem Gegensatze *ὀρθόν*, ist die Antwort. Aber *ὀρθὸς* ist ganz eigentlich und selbst etymologisch das Deutsche aufrecht, und wenn dieses Wort allein von einer Stellung gebraucht wird, bezeichnet es nirgends etwas anderes als die gerade aufrechte Stellung. Sollte das *ὀρθὸν πόδα τιθέναι* das Vorsetzen eines gerade ausgestreckten Fusses bezeichnen; so musste nothwendig es wenigstens *προτίθησιν* heissen. Denn *ὀρθὸν πόδα τίθησι* kann, so lange nicht eine ganz neue Griechische Sprache eingeführt ist, schlechterdings nichts anders bedeuten, als sie steht aufrecht. Was Herr Müller anführt, dass dem *ὀρθὸς* das *κάμπτων γόνυ* entgegengesetzt werde, beweist gegen ihn. Denn eben desswegen heisst es von Prometheus *ὀρθοστάδην, οὐ κάμπτων γόνυ,* weil er aufrecht steht, und nicht die Knie zum Sitzen beugen kann. Hieraus geht unwidersprechlich hervor, dass, wenn *ὀρθὸν πόδα τίθησιν* heisst, sie steht aufrecht, bei aufrechter Stellung aber die Pallas ebenfalls die Füsse bedeckt zu haben pflegt, *κατηρεφῆ πόδα* von einer vor-

gebeugten Stellung nicht verstanden werden kann, weil es keinen charakteristischen Unterschied anzeigt und eben so gut auch auf *ὀρθὸν πόδα*, dem es doch entgegengesetzt seyn soll, sich beziehen lässt. Ist also das Wort richtig, so bleibt, wenn *ὀρθὸν πόδα* sinnlich genommen wird, nichts übrig, als der richtige Gegensatz des Sitzens, der das für sich hat, dass dabei die Füsse nothwendiger Weise bedeckt sind; wird aber *ὀρθὸν πόδα* nicht eigentlich genommen, so ist wiederum die einzige mögliche Metapher die des Feststehens. Und dann kann *κατηρεφῆ* verhüllt bedeuten. Die grammatische Bemerkung über dieses Wort ist Herrn Müller nicht geglückt. Denn bekanntlich bezeichnet *κατὰ* in der Zusammensetzung auch über und über, gänzlich, folglich *κατηρεφὴς* gänzlich bedeckt, und so kommt dieses Wort mehrmals bei dem Sophokles vor. Auch bedeckt man etwas nicht von unten. Aber selbst Herrn Müllers Erklärung angenommen, muss man sich wundern, dass ihn nicht an die archäologische Richtigkeit des Ausdrucks der ***nube candentes humeros amictus Apollo***, und Iliad. V. 185. erinnerte:

οὐχ ὅγ' ἄνευθε θεῶν τάδε μαίνεται, ἀλλά τις ἄγχι
ἕστηκ' ἀθανάτων, νεφέλῃ εἰλυμένος ὤμους.]

V. 292. liest man nach Wellauers Ausgabe:

ἀναίματον βόσκημα δαιμόνων, σκιάν.

Blutleer gesogen von Dämonen, schattengleich.

Hier vermisst man sehr die mythologische Rechtfertigung. Denn was sind das für Dämonen, die das Geschäft der Furien verrichten, und doch, der Uebersetzung nach, von den Furien verschieden sind? Und wem soll das erbärmlich matte *σκιὰν* gefallen? Herr Müller würde wohl die Interpunction des Recensenten aufgenommen haben, *ἀναίματον βόσκημα, δαιμόνων σκιάν*, wenn er bedacht hätte, dass in *δαιμόνων σκιὰν* eine bittere Anspielung auf das Homerische *τοὔνεκ' ἀναίμονές εἰσι*

liegt, Ilias V. 342. [*Herr Müller verlangt in dem Anhange S. 18. eine Uebersetzung. Nach dem, was gesagt worden, glaubte ich, wäre es leicht einzusehen, dass *δαιμόνων σκία* einen Götterschatten bedeutet, d. h. du wirst der Schatten eines Gottes seyn, da die Götter kein Blut haben.]

[V. 293. liest man:

οὐδ᾽ ἀντιφωνεῖς, ἀλλ᾽ ἀποπτύεις λόγους,
ἐμοὶ τραφεὶς τε καὶ καθιερωμένος.

Erstummen wirst du, alle Rede von dir spei'n,
Du mir genährtes, mir geweihtes Opferthier.

Welch seltsames Verstummen, indem man die Rede von sich speit, was doch wohl eher die thun, die recht viel und hastig reden. Dass diess offenbar ungereimt sey, sah Herr Fritzsche ein, aber von seiner Heftigkeit fortgerissen versah er sich, und verwarf den Sinn, der sich ihm aufdrängte, weil er der einzige richtige ist: du sprichst nicht einmal dagegen, sondern verschmähst die Rede? wogegen er einen andern in den Worten suchte, der nicht darin liegen kann, sondern von dem die Worte gerade das Gegentheil ausdrücken würden. Denn befehlend, wie Herr Fritzsche will, die Worte genommen, wäre ja der Sinn sprich, und nicht schweige. Auch redet ja Orestes hier gar nicht, dass die Furie sagen könnte: schweigst du augenblicklich? Nein, sie sagt: und du widersprichst mir nicht einmal, sondern verschmähst die Rede, du, der mir geweiht ist und eigen gehört? . Herr Müller scheint hier den Gedankenzusammenhang so wenig beachtet zu haben, dass er nicht einmal einen denkbaren Gedanken gegeben hat. Um so weniger befremdend ist es, wenn er nicht sah, was, wer auf den Zusammenhang der Rede achtet, nothwendig sehen muss, dass hier drei Furien sprechen, die erste V. 289—292., die zweite V. 293. 294. und die dritte V. 295. 296.]

Es folgt ein Chorgesang, dem Anapästen voraus-

gehen. Von diesen spricht Herr Müller S. 89. f., und findet in ihnen ein antithetisches System der Form *α.*
224 *β. γ. μεσῳδ. γ. β. α.*, in welchem die Gleichheit der beiden äussersten Systeme nur durch Zufügung eines Doppelanapästs gestört sey, dergleichen nicht völlig genaues Entsprechen anapästischer Systeme sich auch sonst werde nachweisen lassen. Das ist nun schon in sich selbst widersprechend: denn eine Responsion, die sich nicht respondirt, ist keine Responsion, und man muss die Strenge der scenischen Dichter sehr wenig kennen, wenn man glauben kann, es komme auf einen Doppelanapästen mehr oder weniger nichts an. Einige Beispiele solcher Mangelhaftigkeit lassen sich freilich nachweisen: aber diese können nichts beweisen, da in dieser Versart, die aus lauter getrennten Dipodien besteht, das Ausfallen eines Doppelanapästen eben so leicht, als das Hineinschieben ist. Die vorliegenden Anapästen lässt nun Hr. Müller wieder unter vierzehn Personen vertheilt seyn, deren je zwei zugleich sprechen sollen, folgendermaassen:

1. 2. *ἄγε δὴ καὶ χορὸν ἅψωμεν, ἐπεὶ Μοῦσαν στυγερὰν ἀποφαίνεσθαι δεδόκηκεν,*
3. 4. *Λέξαι τε λάχη τὰ κατ᾽ ἀνθρώπους ὡς ἐπινωμᾷ στάσις ἁμά,*
5. 6. *εὐθυδίκαι θ᾽ ἡδόμεθ᾽ εἶναι.*

Μεσῳδ.

7. 8. *τὸν μὲν καθαρὰς χεῖρας προνέμοντ᾽ οὔτις ἀφ᾽ ἡμῶν μῆνις ἐφέρπει,*
9. 10. *ἀσινὴς δ᾽ αἰῶνα διοιχνεῖ·*
11. 12. *ὅςτις δ᾽ ἀλιτρῶν, ὥςπερ ὅδ᾽ ἀνὴρ, χεῖρας φονίας ἐπικρύπτει,*
13. 14. *μάτυρες ὀρθαὶ τοῖσι θανοῦσι παραγιγνόμεναι, πράκτορες αἵματος*
αὐτῷ τελέως ἐφάνημεν.

Ja es werden sogar die Stellungen und Bewegungen der Personen in einer Figur dargestellt. Das alles ist nun augenscheinlich nichts als eine eitle Spielerei. Denn

warum sollen Anapästen, eine Versart, die sich besonders für einzelne Personen eignet, je von zweien zusammen gesprochen werden? warum ist es nöthig, dass hier alle Furien reden, wo nicht einmal ein sicherer Grund da ist, dass überhaupt mehr als eine sprechend angenommen werde? warum sollen diese vierzehn Personen auf eine so unerhörte und widersinnige Weise vertheilt werden, dass die meisten Paare einander das Wort aus dem Munde nehmen, und, was das eine Paar zu sagen angefangen hat, nicht von ihm, sondern von einem andern Paare fortgesetzt und vollendet wird? Es giebt auf diese Fragen keine andere Antwort, als dass es Herrn Müller so beliebte, und zwar nachdem er den Text nicht einmal ordentlich angesehen hatte: denn sonst würde er nicht auf die gleichfalls aus eigenem Belieben angenommene, nicht sich respondirende Responsion gekommen seyn, sondern die wahre Beschaffenheit dieser Anapästen gefunden haben. Wenn man darauf achtet, dass die urkundliche Lesart V. 303. nicht die von den Kritikern gemachte, und von Herrn Müller angenommene ist, sondern *τοὺς μὲν καθαρὰς χεῖρας προςνέμοντας*, der nur ein aus augenfälliger Veranlassung ausgelassenes Wort 225
zur Ergänzung des Verses fehlt: so wird man leicht entdecken, dass diese Anapästen aus Strophe, Antistrophe und Epode bestehen, und folglich, dafern sie überhaupt von mehr als einer Person gesprochen werden, nur dreien beigelegt werden können. Diese Strophen lauten demnach verbessert so:

1. ἄγε δὴ καὶ χορὸν ἅψωμεν, ἐπεὶ
   Μοῦσαν στυγερὰν
   ἀποφαίνεσθαι δεδόκηκεν,
   λέξαι τε λάχη τὰ κατ' ἀνθρώπους
   ὡς ἐπινωμᾷ στάσις ἁμά.
2. εὐθυδίκαιοι δ' ἡδόμεθ' εἶναι·
   τοὺς μὲν καθαρὰς
   καθαρῶς χεῖρας προνέμοντας
   οὔτις ἀφ' ἡμῶν μῆνις ἐφέρπει·
   ἀσινὴς δ' αἰῶνα διοιχνεῖ.

3. ὅςτις δ' ἀλιτών, ὥςπερ ὅδ' ἀνήρ,
χεῖρας φονίας ἐπικρύπτει,
μάρτυρες ὀρθαὶ τοῖσι θανοῦσιν
παραγιγνόμεναι πράκτορες αἵματος
αὐτῷ τελέως ἐφάνημεν.

Was die Absetzung der Verse anlangt, so erklärt sich Herr Müller S. 99. so: „Diese Anapästen sind hier so „gedruckt, dass das ganze System als ein zusammen„hängendes Ganze erscheint; die Unterabtheilungen, wel„che keine eigentlichen Verse darstellen sollen, sind mit „Rücksicht auf die Gliederung der Sätze angeordnet, da „die sonst gewöhnliche Abtheilung in Dimeter und Mo„nometer den mächtig dahin rollenden Strom solcher Ana„pästenreihen auf eine zu kleinliche Weise zu zerstü„ckeln scheint.“ Dieselbe Methode ist auch in den übrigen anapästischen Stücken befolgt. Da es seit Bentleys Untersuchung bekannt ist, dass anapästische Systeme in ununterbrochenem Rhythmus fortgehen, was im Ganzen von allen Systemen ἐξ ὁμοίων gilt: so ist es eigentlich nur ein Wortstreit, ob man das ganze System in einer einzigen langen Zeile, oder in kleinere Glieder abgesetzt schreiben solle. Indessen scheinen gar manche Zeichen die gewöhnliche Abtheilung in Dimeter und Monometer zu empfehlen, aus denen eine den Reden in iambischen Trimetern und trochäischen Tetrametern ähnliche würdevolle Haltung hervorgeht, die auch schon durch die Cäsuren stark angedeutet ist. Denn Rhythmen, welche in einem Strome fortgehen sollen, haben dergleichen Cäsuren nicht, z. B. die daktylischen im Oedipus auf Colonos V. 229. ff. Herrn Müllers Urtheil ist ganz subjectiv, und kann daher nicht für eine Norm angesehen werden. Auch hindert die gewöhnliche Abtheilung nicht, dass man in der Declamation die Abschnitte des Sinnes bemerklich mache; wohl aber hat die von Herrn Müller befolgte Methode
226 den Nachtheil, dass sie nicht nur den würdevollen regelmässigen Gang des Rhythmus aufhebt, und eine grosse Ungleichheit in denselben hineinbringt, welche zu vermeiden eben die Systeme erfunden worden sind, sondern auch

oft den der Tragödie ganz fremden, sogenannten Aristophanischen Vers herbeiführt, wie z. B. gleich hier:

λέξαι τε λάχη τὰ κατ' ἀνθρώπους ὡς ἐπινωμᾷ
στάσις ἁμά.

Denn wenn auch das Maass desselben ganz mit dem Ende eines Systems aus Dimetern übereinstimmt, so macht es doch bei der Recitation einen grossen Unterschied, ob die Dimeter oder der komische Tetrameter gehört werden, eben so wie in den dorischen Strophen des Pindar oft zwei Glieder einem heroischen Hexameter ganz gleich sind, und doch nicht wie ein solcher gelesen werden dürfen. So konnte in der zweiten Strophe der obigen Anapästen ein Hiatus Rechtfertigung finden, da, wenn die Worte einen Aristophanischen Vers ausmachten, sie so stehen müssten:

οὔτις ἐφέρπει μῆνις ἀφ' ἡμῶν· ἀσινὴς δ' αἰῶνα
διοιχνεῖ.

[*S. 31. des Anhangs liest man: „Die neue antistrophische Constitution des erwähnten anapästischen Liedes, „welche Herr H. vorschlägt, leidet an zwei grossen Uebelständen, erstens daran, dass der Vers, von dem Al„les abhängt:

„εὐθυδίκαιοι δ' ἡδόμεθ' εἶναι· τοὺς μὲν καθαρὰς
καθαρῶς χεῖρας προνέμοντας,

„über einen sehr starken Einschnitt des Gedankens hin„wegläuft, und ein Stück des folgenden auf eine unge„schickte Weise abreisst; zweitens daran, dass, so gern „auch die Tragiker denselben Begriff in zwei verschiede„nen Fügungen in einem und demselben Satze anbringen, „doch dabei der Gedanke eine neue Entwickelung erhal„ten muss, hier aber das um des Verses willen hinzugefügte „καθαρῶς dem Sinne gar nichts hinzufügt. Denn was „soll wohl das reine Hinhalten reiner Hände irgend „zu bedeuten haben?" Der erste dieser Einwürfe scheint sich bloss auf die Art, wie Herr Müller diese Worte

in einen Vers verbindet, beziehen zu können, trifft also meine Lesart nicht. Doch hätte man gerade von Herrn Müller diesen Einwurf am wenigsten erwartet, der diese ganzen Anapästen von verschiedenen Personen auf eine unerhörte Weise zerreissen liess. Indessen Herr Müller wollte bloss tadeln; daher er auch Hinhalten gesetzt hat, ein Wort, das auch, wenn bloss gesagt würde reine Hände hinhalten, die Sache absurd machen müsste. Reine Hände rein zu den Geschäften bringt, wer, von Schuld rein, das was er thut, so thut, dass er auch bei diesem Thun rein bleibt. „So lange daher keine be-„friedigende Emendation dieses Verses, dessen handschrift-„liche Gestalt freilich von den angenommenen Formen „sehr abweicht, gefunden wird: ist die in meinem Text „gewählte wohl immer noch die wahrscheinlichste. Da-„durch stellt sich aber dieser Vers als Mesodos des Ganzen dar, und die andern gruppiren sich ganz deutlich „auf dieselbe Weise, wie sonst anapästische Systeme und „Antisysteme um eine Mesodos (Prometheus 1042—„1082. Eumen. 887—967.)" Damit ist bloss zu vergleichen, was die Recension gerügt hat. Von wirklichen Philologen habe ich hier keinen Widerspruch zu erwarten. Die Vergleichung der Responsionen im Prometheus und in den Eumeniden V. 887. ff. sind so himmelweit verschiedener Art, dass die Anführung derselben nur für den ein Blendwerk seyn kann, der diese Stellen nicht nachsieht. Endlich wird noch S. 30. des Anhangs gesagt: „was Herr H. angiebt, eben durch diesen Hiat un-„terscheide sich: οὔτις ἀφ' ἡμῶν μῆνις ἐφέρπει· || „ἀσινὴς δ' αἰῶνα διοιχνεῖ, von einem Aristophanischen „Tetrameter, welcher so lauten müsste: οὔτις ἐφέρπει „μῆνις ἀφ' ἡμῶν· ἀσινὴς u. s. w.: so ist diess zu sichtlich „nur für diese Stelle erfunden, um bei Andern Beifall „zu finden. Wodurch aber doch ein solcher Chorvers „sich von einem Aristophanischen unterschied? Offen-„bar durch eine ganz andere Haltung in der Recitation: „schwerlich aber durch eine grössere Trennung an der „durch || bezeichneten Stelle, wo die Diärese des Ari-

„stophanischen Verses auf keinen Fall minder bedeutend „seyn konnte als in dem Chorverse.“ Warum nicht? und gehört das nicht auch zu der ganz andern Haltung in der Recitation?]

[V. 316. sind die Rhythmen so abgetheilt:

ἐπὶ δὲ τῷ τεθυμένῳ
τόδε μέλος, παρακοπὰ, παραφορὰ φρενοδαλής.

Doch zu der Opferung ertönt
Nun ihm ein Lied, das ihn mit Wahn, das mit Verwirrung ihn erfüllt.

Man sieht Herr Müller habe geglaubt das Versmaass des Originals wiederzugeben. Da hätte er doch zeigen sollen, woher φρενοδαλής mit vorletzter kurzer Sylbe stamme, und was dieses neue Wort bedeute.]

[*V. 319. wird in dem Anhange S. 18. gegen Herrn Fritzsche gesagt: „Die bekannte Erklärung: αὔονὰ βροτοῖς, eine Ausdörrung für die Menschen, habe „ich verworfen, weil das Lied der Erinnyen höchstens „auf Orestes, aber nicht auf die Menschen überhaupt abzehrend wirken könnte, und ἀφόρμικτος auf die andere Bedeutung von αὔονὰ führt.“ Ἀφόρμικτος weisst auf die Bedeutung Geschrei nur dann hin, wenn man αὔονὰ in dieser Bedeutung nimmt. Allein sie ist bloss aus dem Iambographen Simonides bekannt, und dieses Wort scheint demnach ein Ionisches Wort zu seyn. Herr Fritzsche hatte ganz recht, ἀφόρμικτος mit ὕμνος zu verbinden, und von den folgenden Worten die Erklärung zu billigen, welche Herr Müller verwirft. Denn der Hymnus wird eben desswegen als abzehrend für den Orestes gesungen, weil er der Zaubergesang ist, mit dem die Furien allen denen, die ihnen anheim fallen, Abzehrung bewirken.]

In dem Stasimon selbst hat Herr Müller V. 332. aus eigner Conjectur geschrieben:

παλλευκων δὲ πέπλων ἀπόμοιρος, ἄκληρος ἐτύχθην,

wo die Bücher ἄμοιρος haben, und in der Antistrophe V. 344.:

Ζεὺς γ' αἱμοσταγὲς ἀξιόμισον ἔθνος τόδε λέσχας.

Keine von beiden Aenderungen kann Statt finden: ἀπόμοιρος nicht, nicht nur weil die Regel verlangt, dass, wenn mehrere solche negative Wörter zusammengestellt werden, alle das α *privativum* haben; sondern auch weil die Furien wohl παλλεύκων πέπλων ἄμοιροι, aber nicht ἀπόμοιροι sind; Ζεὺς γ' αἱμοσταγὲς nicht, weil ein solcher Gebrauch des γε ganz ungriechisch ist. Eben so wenig konnte Aeschylus im Agamemnon V. 1118., wie Herr Müller bei dieser Veranlassung S. 66. verlangt, schreiben:

περιβάλοντό γ' οἱ πτεροφόρον δέμας.

was er übersetzt: *at hanc amixerunt saltem dii pennigero corpore.* Auf Griechisch müsste das γοῦν heissen. Es scheint Herrn Müller unbekannt zu seyn, dass γε keine satzverbindende Conjunction ist. Es war hier zuvörderst zu fragen, ob die Worte: Ζεὺς γὰρ αἱματοσταγὲς ἀξιόμισον ἔθνος τόδε λέσχας ἃς ἀπηξιώσατο, von den Mördern, wie der Scholiast, oder von den Furien, wie Abresch wollte, zu verstehen wären. Die Worte, wie der Zusammenhang, führen schon von selbst auf das letztere, und schreibt man mit einer ganz unbedeutenden Veränderung Ζεὺς γὰρ δειματοσταγές, ein Wort, das auch in den Choephoren V. 829. gebraucht ist: so ergiebt sich leicht, wie man den lückenhaften strophischen Vers schreiben und ergänzen müsse:

227 *παλλεύκων πέπλων δ' ἀγέραστος, ἄμοιρος, ἄκληρος ἐτύχθην.*

[*Hiergegen sagt Herr Müller in dem Anhange S. 18. „Ἀπόμοιρος, von dem Antheil ausgeschlossen (wie ἀπό-„κληρος), ist dem Sinne angemessen, und obwohl die „Wiederholung des α *privativum* eleganter wäre, wird

„man sie doch nicht für nothwendig erklären. Dagegen „Herrn H.'s παλλευκων πέπλων δ' ἀγέραστος, „ἄμοιρος, ἄκληρος ἐτύχθην, mit einer sehr kühnen „Einschiebung, einen Gedanken, welcher nur einen un„tergeordneten Zug des Bildes enthält, mit einer unver„hältnissmässigen Masse synonymer Ausdrücke beschwert, „und einen zu grossen Nachdruck darauf legt. In der „Antistrophe schreibt Herr H. darnach: Ζεὺς γὰρ δει„ματοσταγὲς u. s. w. und versteht die Stelle von „den Erinnyen (welches letztere auch meine Mei„nung ist). Das γ', welches ich nach Ζεὺς für γὰρ „gesetzt, habe ich nicht als satzverbindend genommen; „sondern ein Asyndeton statuirt." Die Einreden für ἀπόμοιρος und gegen ἀγέραστος kann ich mir leicht gefallen lassen, da sie augenscheinlich nur vorgebracht sind, um etwas zu sagen. Jeder Verständige, dem das Sophokleische μοῖρ' ἀνυμέναιος, ἄλυρος, ἄχορος und ähnliches erinnerlich ist, wird sie zu würdigen wissen. Das Asyndeton, das Herr Müller statuirt, werden andere, die Herrn Dissens Lehre nicht anerkennen, eben so unpassend, als das auch nicht satzverbindende γε hier geradezu abgeschmackt und der poetischen Rede völlig fremd finden.]

V. 386. f. giebt Herr Müller:

ἐπὶ τὸν, ὦ, διόμεναι
κρατερὸν ὄνθ' ὅμως μαυροῦμεν καμάτοισιν.

Die Bücher haben, κρατερὸν ὄνθ' ὁμοίως μαυροῦμεν ὑφ' αἵματος νέου. Recensent hatte νέον αἷμα statt der letzten Worte gesetzt. Herr Müller scheint auch hier sich es bequem gemacht zu haben, und setzte, anstatt den Scholiasten nachzusehen, mit einer gänzlich verunglückten Conjectur das matte καμάτοισιν. Dort liest man: διὰ τὸ νέον αἷμα τοῦ νεωστὶ εἰργασμένου, fehlerhaft statt: διὰ τὸ νέον αἷμα, τὸ νεωστὶ εἰργασμένον ὑπ' αὐτοῦ. Die beiden letzten Worte, ὑπ' αὐτοῦ, sind aus Handschriften genommen. Daraus erhellt, dass auch ὑφ' αἵματος νέου nichts als eine Erklärung von

νέον αἷμα ist. Aber die Scholiasten haben den Dichter nicht verstanden, der hier nicht von einem neuen Morde sprechen konnte, wo kein früherer Mord genannt war, sondern das junge Blut des Mörders meinte, das ihm, wie kräftig er auch seyn mag, von den Furien ausgesogen wird. [*Auch hiergegen sagt Herr Müller etwas in dem Anhange S. 18. und gesteht in dem Scholiasten zu den Eumeniden sehr wenige Spuren besserer Lesarten finden zu können. In so wenigen Scholien können freilich nicht viele seyn. Will Herr Müller hier keine anerkennen, was thut das, wenn nur die Lesart selbst gut ist?]

V. 340. giebt Herr Müller nach Herrn Döderlein:

> *σπεύδομεν αἵδ' ἀφελεῖν τινὰ τάςδε μερίμνας*
> *θεῶν δ' ἀτέλειαν ἐμαῖς λίταις ἐπικραίνειν,*
> *μηδ' εἰς ἄγκρισιν ἐλθεῖν.*

> *Einen Erhabnen entheben wir hier des Geschäftes,*
> *Unsere Leistung befreiet die Götter von Lasten,*
> *Fern bleibt ihnen die Prüfung.*

Der letzte Vers ist ganz falsch verstanden. Nicht die Götter, sondern die Furien, sollen von der *ἀνάκρισις* frei seyn. [*Im Anhange S. 19. wird gesagt, von der *ἀνάκρισις*, oder der Prüfung, können nur die Götter, nicht die Erinnyen, verschont bleiben; daher es nöthig sey aus dem Hauptbegriffe *θεῶν ἀτέλειαν, αὐτοὺς* als Subject zu *ἐλθεῖν* herauszunehmen. Aber *εἰς ἀνάκρισιν ἐλθεῖν* ist bloss die Sache der Parteien (s. Demosth. c. Theocr. p. 1324, 12.) und passt mithin gar nicht auf die Götter, wohl aber auf die Erinnyen, die sich als die *διωκούσας* darstellen, und, weil ihre Sache allemal sattsam begründet ist, nicht nöthig haben sich zur *ἀνάκρισις* zu stellen.] In den beiden ersten Versen ist die Lesart der Bücher *σπευδόμεναι δ'* und *ἐμαῖσι λιταῖς*. *Σπεύδομεν αἵδ'* kann Aeschylus nicht geschrieben haben: denn das hiesse: „wir hier eilen," und würde sich auf den gegenwärtigen Moment beziehen, von dem hier

gar nicht die Rede seyn kann. Herr Müller hat das **hier** zwar ausgedrückt, aber in anderer Beziehung, und doch auch so ganz prosaisch und überflüssig. [*Im Anhange S. 18. steht: „Σπεύδομεν αἵδε, wie Döderlein „geschrieben, kann doch wohl wegen des αἵδε nicht ge„tadelt werden, da ja eben auch in dem gegenwärtigen „Moment die Erinnyen ihr Amt zu verwalten streben.“ Eben wegen des αἵδε aber wurde diese Veränderung getadelt, weil, wenn gleich die Erinnyen **auch** in dem gegenwärtigen Momente ihr Amt zu verwalten streben, doch von diesem Momente nicht die Rede ist, sondern sie ihr Amt überhaupt beschreiben.] Λείτη aber ist ein ganz unbegründetes Wort, das ein absolut genommenes weibliches Adjectiv seyn soll, welches für *munus publicum* im Gebrauch gewesen sey. Wenn man nach Belieben unerhörte Wörter erdichten darf: so ist nichts leichter als Kritik, und keine Schwierigkeit so gross, dass man sie nicht mit diesem Zaubermittel beseitigen könnte. Von demselben Stamme erfindet Herr Müller auch im Agamemnon ein neues Wort V. 1208., θύουσαν Ἅιδου λῆτορ', indem er, was θύουσαν Ἅιδου μητέρα ist, eben so wenig verstand, als was in den Eumeniden ἐμαῖσι λιταῖς, worin auch nicht die geringste Dunkelheit ist, sobald man begreift, dass diese Worte hier nur passiv 228
von dem Gebete, womit die Furien angerufen werden, gesagt seyn können. Ueber σπευδόμεναι kann allerdings Zweifel entstehen, in wiefern das Medium gesetzt ist, nicht aber in wiefern das Wort ein Participium ist. Es mag dahin gestellt bleiben, ob das Medium sich rechtfertigen lasse, was Elmsley zur Medea V. 179. streng verwirft. Im Agamemnon jedoch V. 147. scheint es guten Grund zu haben. Wie es aber dort in dem Wolfenbüttler Codex in σπευδομένα corrigirt ist (denn die Angabe bei Blomfield, dass dieser Codex σπαρδομένα habe, ist unrichtig), so würde σπευδόμεναι in den Eumeniden sehr passend gelesen werden. Was aber das Participium anlangt, so ist dieses gesetzt, weil damit das folgende καταφέρω verbunden werden sollte, was jedoch, nach Einschiebung der Parenthese,

nun durch ein Anakoluth mittelst der Partikeln γὰρ οὖν geschieht. Daher ist auch vermuthlich der Singular σπενδομένα zu setzen, was auch zu ἐμαῖσι gut passt. Zugleich erhellt aus dieser Construction, dass nach ἀπηξιώσατο kein voller Ruhepunkt ist, mithin die oben bei dem ersten Chorgesange erwähnte Regel von gleichmässiger Interpunction in Antistrophen nur scheinbar verletzt ist. [*Hiergegen wird im Anhange S. 18. f. gesagt: „Ueber λεἶτη wird eine die Begriffe des Aesch. „schärfer fassende Alterthumskunde zu richten haben, „der es klar seyn dürfte, dass Jemand zwar durch Lei„stungen Andern ἀτέλεια, Freiheit von Lasten verschaf„fen könne, nicht aber durch Bitten (λιταῖς), die an „ihn gerichtet sind. Auch würde ἐμαῖς λιταῖς in pas„siven Sinne hier ganz unpassend stehn, wo die Erin„nyen durch diese λιταὶ etwas bewirkend und vollführend „dargestellt werden, indem eine solche Verbindung nur „statthaft ist, wo die übrige Wortfügung sie erleichtert.“ Was einer die Begriffe schärfer fassenden Alterthumskunde klar seyn soll, war durch die aufgestellte Erklärung schon gegeben. Denn es versteht sich von selbst, dass, wenn die Erinnyen sagen, dadurch, dass wir, und nicht ihr angerufen werdet, befreien wir euch von dem Strafamte, sie auch meinen, dass sie diese Bitten erfüllen, und durch die Erfüllung derselben die andern Götter von diesem Geschäfte befreien. Die passive Bedeutung wird aber eben durch die übrige Wortfügung hier nicht bloss erleichtert, sondern gefordert, weil die Erinnyen nichts zu bitten haben, sondern nur können gebeten werden.]

Wie Herr Müller V. 346. ff. im Ganzen, nicht aber wie er die einzelnen Worte genommen habe, zeigt seine Uebersetzung:

μάλα γὰρ οὖν ἁλομένα
ἀνέκαθεν βαρυπεσῆ καταφέρω ποδὸς ἀκμὰν
σφαλερὰ τανυδρόμοις κῶλα, δύςφορον ἄταν.

Darum nun schwingt sich mir der Fuss mit dem
gewaltigen Gewicht

Her von der Höh', und unbemerkt
In dem behenden Lauf stürzt er grässlich den
Flüchtling.

Dass *δύςφορον ἄταν* als Apposition zu *βαρυπεσῆ ποδὸς ἀκμὰν* gesetzt ist, leuchtet ein. Schwerlich aber lassen die Worte *σφαλερὰ τανυδρόμοις κῶλα*, die von den Füssen nicht der Furien, sondern der Verbrecher gesagt sind, eine Construction zu, die sich überhaupt erklären liesse. Es kömmt noch hinzu, dass das Versmaass zweifelhaft ist, da dem in den beiden ersten Worten enthaltenen Dochmius das *κρατερὸν ὄνθ' ὅμως*, was Herr Müller gesetzt hat, nicht mit gehöriger Strenge und noch weniger die Lesart der Bücher *κρατερὸν ὄνθ' ὁμοίως* entspricht. Ja es wird hier vielmehr ein päonischer Vers, wie die vorhergehenden sind, erwartet. Und nun bedarf es nur der Hinzufügung einer Partikel, oder vielmehr eines einzigen dem folgenden *τ* ganz ähnlichen Zeichens, um Sinn und Versmaass schicklich herzustellen:

μάλα γὰρ οὖν ἁλομένα
ἀνέκαθεν βαρυπεσῆ
καταφέρω ποδὸς ἀκμάν,
(σφαλερὰ γὰρ τανυδρόμοις 229
κῶλα) δύςφορον ἄταν.

Der strophische, von den Metrikern verdorbene Vers wird dann mit den dazu gehörigen Worten so zu verbessern seyn:

ἐπὶ τόν, ὤ, διόμεναι
κρατερὸν ὄντα περ, ὅμως
μαυροῦμεν νέον αἷμα.

[*Was *σφαλερὰ γὰρ τανυδρόμοις κῶλα* besage, ist Herrn Müller nicht deutlich, und darum dagegen zu sprechen bedenklich, im Anhange S. 19. Es besagt: denn unsicher werden die Füsse den lange fliehenden. Und das scheint doch sehr deutlich zu seyn.]

V. 360. liest Herr Müller mit einigen Herausgebern:

μένει γὰρ εὐμήχανοί τε καὶ τέλειοι.

Des Zornes Kraft zeigt uns Wege, führt zum Ziel.

Schwerlich war diess der Gedanke des Aeschylus, da es nicht eben ein sonderliches Lob ist, wenn die Furien durch Zorn und Wuth εὐμήχανοι und τέλειοι seyn sollen. Die alte Interpunction: μένει γάρ· εὐμήχανοί τε καὶ τέλειοι, giebt einen weit kräftigern Sinn: „Denn es steht fest: wir sind" u. s. w. So im Agamemnon V. 1544.: μίμνει δὲ, μίμνοντος ἐν θρόνῳ Διός, παθεῖν τὸν ἔρξαντα. [*Hierzu sagt Hr. Müller im Anhange S. 19. „V. 360. heisst μένει γὰρ nach beiden Beurtheilern: es bleibt, oder es hat dabei sein Bewenden. Was „ist nun aber, das bleibt, und wobei es sein Bewenden „hat? Nach Hrn. Fr. die Blutschuld des Mörders; nach „Herrn H. der folgende Gedanke: wir sind εὐμήχανοι, „d. i. erfindungsreich, u. s. w. worin Nichts ist, was „gerade vorzugsweise als unverrückbar aufgestellt werden „sollte. Man sieht wohl, dass mit diesem: μένει, es „bleibt, nichts anzufangen ist." Das ist Herrn Müllers unbegründeter Ausspruch. Andere dürften finden, dass mit diesem μένει etwas bedeutendes anzufangen ist. Denn mit diesen Worten, mit denen ganz andere Rhythmen eintreten, und, wenn man den Gang des ganzen Chorgesangs betrachtet, es sehr wahrscheinlich wird, dass von hier an erst der gesammte Chor singe, wird das Ergebniss des Vorhergehenden äusserst kräftig und nachdrücklich von den stolzen, ihre Ehre nicht schmälern lassenden Erinnyen zusammengefasst: Denn es steht fest: unser Amt ist, u. s. w. Herr Müller scheint die poetische Beschaffenheit dieses Chorgesangs weniger als die archäologische in Betrachtung gezogen zu haben; sonst würde er manches gesagt haben, was er nicht gesagt, und einiges nicht gesagt haben, was er gesagt hat. Auch war an dem Texte noch zu bessern. Uebrigens sind εὐμήχανοι auch nicht erfindungsreiche.]

V. 389. f. ist die urkundliche Lesart beibehalten worden:

ὑμᾶς θ᾽ ὁμοίας οὐδενὶ σπαρτῶν γένει,
οὔτ᾽ ἐν θεαῖσι πρὸς θεῶν ὁρωμέναις.

Aber wer möchte nicht sowohl des Sinnes als der Sprache wegen Stanleys Emendation ὁρωμένας vorziehen? [Herr Müller vertheidigt im Anhange S. 19. seine Lesart: „Athena motivirt ihre Verwunderung über die neuen „Ankömmlinge, und ihre Fragen, wer sie seyen, dadurch „dass die Erinnyen keinem Geschlechte der Gebornen „gleich sähen, weder unter den Göttinnen, welche von „den Göttern gesehen würden (diess fügt sie aus weiser „Mässigung hinzu, indem es auch dämonische Wesen „gab, die das Auge der Olympier zu erblicken sich „scheute), noch auch unter den Menschen, welches zweite „Glied durch eine natürliche Veränderung der Constru„ction umgebildet wird.“ Da es Geschmackssache ist, ob jemand die weise Mässigung der Pallas bewundern wolle, mit der sie auf eine feine Art auf die Gorgonen und Harpyien hinweist, so lässt sich darüber nicht streiten; doch würde es noch grössere Mässigung seyn, an dergleichen nicht zu erinnern, ja gar nicht daran zu denken.]

[V. 391. ist geschrieben:

λέγειν δ᾽ ἄμομφον ὄντα τοὺς πέλας κακῶς
πρόσω δικαίων, ἥδ᾽ ἀποστατεῖ Θέμις.

Doch andre lästern, die dir nichts zu leid gethan,
Ist fern von Rechtthun; Themis hasset solches Werk.

Die Themis hat Hr. Müller hier wohl zur unrechten Zeit auftreten lassen, wo bloss vom Recht, nicht von der Göttin die Rede ist.]

[V. 396. übersetzt Herr Müller:

γένος μὲν οἶδα, κληδόνας τ᾽ ἐπωνύμους·

Den Stamm nun kenn ich, und den Laut des Namens auch.

Das ganz falsche nun nicht zu erwähnen, wäre es hier rathsam gewesen, nach Stanley zu übersetzen, wo es heisst: *et unde nomen obtines.*]

V. 413. ist nach der Ausgabe des Recensenten *σέβουσαί γ᾽ ἄξι᾽ ἀντ᾽ ἐπαξίων* **geschrieben. Diess hätte nicht sollen aufgenommen werden, da Pallas noch kein Verdienst um den Chor hat. Es ist zu schreiben** *σέβουσαί γ᾽ ἀξίαν γ᾽ ἐπαξίων.*

V. 423. haben einige Kritiker, weil *ἐφεζομένη* **dem Verse zuwider ist, geschrieben und Hr. Müller beibehalten:**

οὐδ᾽ ἔχει μύσος
πρὸς χειρὶ τῇ ᾽μῇ τὸ σὸν ἐφημένῃ βρέτας.

So hat schwerlich in Griechenland jemand geredet. Schon Burges hatte *ἐφημένου* **geschrieben, wie V. 387.**

V. 451. ff. werden in den Büchern so gelesen:

ἄλλως τε καὶ σὺ μὲν κατηρτυκὼς ὅμως
ἱκέτης προςῆλθες καθαρὸς ἀβλαβὴς δόμοις·
ὅμως δ᾽ ἄμομφον ὄντα σ᾽ αἱροῦμαι πόλει.

Herr Müller nahm in dem ersten Verse von Heath *κεὶ* **statt** *καὶ*, **von Pauw** *ἐμοῖς* **statt** *ὅμως* **an, und schrieb in dem dritten nach eigner Conjectur, die er S. 135. zu erklären sucht,** *ὁσίως ἄμομφον ὄντα σ᾽.* **Uebersetzt ist das so:**

Nun ganz besonders, da nach treu vollführtem Brauch
Du als ein reiner Schützling unbefleckend nahst;
Empfängt mit Fug dich ohne Vorwurf meine Stadt.

Er hat den ganzen Gang und Zusammenhang der Rede nicht beachtet, der es nicht erlaubt, so zu schreiben. Denn jetzt kann Pallas noch nicht sagen, dass sie den
230 Orestes aufnehme. Vielmehr führt sie erst bloss die Gründe an, warum sie nicht dürfe über den Mord rich-

ten. Diese sind erstens, dass Orestes schon gereinigt ist, und zweitens, dass der Zorn der Furien zu befürchten steht. Wellauer sah daher ganz richtig, dass V. 453., welches der dritte der angeführten Verse ist, gar nicht hierher gehört: er irrte aber, indem er ihn nach V. 457. gesetzt wissen wollte. Denn auch dahin gehört er noch nicht, weil Pallas V. 458. 459. nur die Gründe, warum die Aufnahme bedenklich sey, wiederholt. Betrachtet man nun V. 460—462., welche Hr. Müller nach des Casaubonus Conjectur so schreibt:

> ἐπεὶ δὲ πρᾶγμα δεῦρ' ἐπέσκηψεν τόδε,
> φόνων δικαστὰς ὁρκίους αἱρουμένη,
> θεσμὸν τὸν εἰς ἅπαντ' ἐγὼ θήσω χρόνον.

so fällt schon die gewaltsame Aenderung der urkundlichen Lesart ὁρκίων αἱρουμένους, noch mehr aber θεσμὸν τὸν auf. Herr Müller sagt davon S. 116.: „V. 462. „befremdet mich θεσμὸν τὸν nicht; θεσμὸν ist Prä-„dicat des Objects τὸν, welches durch das Prädicat auf „griechische Weise attrahirt wird (diess als ein Thes-„mos).“ Man findet das öfter bei ihm, dass ihn etwas nicht befremde, ihm etwas genüge, und dergleichen. Das konnte er seinen Zuhörern sagen, denen vielleicht seine Auctorität als Beweis gilt: aber es für Andere drucken zu lassen, war nicht gut, da diesen nicht alles, was Herrn Müller, genügt. Hier muss ihnen die angebliche griechische Weise gar sehr befremdlich erscheinen, da es derselben nach wirklich griechischer Weise gar nicht bedurfte. Betrachtet man nicht bloss diese Stelle, sondern auch die Absicht und den Zusammenhang der ganzen Rede, so ergiebt sich mit Aenderung eines einzigen Buchstabens in der von den Büchern gegebenen Lesart ein klarer, richtig ausgedrückter und durch die Sache selbst geforderter Sinn, der zugleich zeigt, wohin V. 453. zu setzen sey:

> ἐπεὶ τὸ πρᾶγμα δεῦρ' ἐπέσκηψεν τόδε,
> ὅμως ἄμομφον ὄντα σ' αἱροῦμαι πόλει·

φόνων δικαστὰς ὁρκιῶ δ' αἱρουμένους
θεσμόν, τὸν εἰς ἅπαντ' ἐγὼ θήσω χρόνον.

Das δ' nach ὅμως war von den Abschreibern gesetzt, nachdem der Vers an eine unrechte Stelle gekommen war. Ὁρκίζειν ist zwar vorzüglich bei den Neuern von der Zeit des Demosthenes an statt des alten ὁρκοῦν gebräuchlich worden, aber *von den Grammatikern anerkannt, und überhaupt nicht so beschaffen, dass es nicht schon von Aeschylus hätte gebraucht werden können. S. über dieses Verbum Lobeck zum Phrynichus S. 361. [*Hiergegen spricht Hr. Müller im Anhange S. 20. so: „Diese Stelle hätte wohl verdient, schon oben unter den „Beispielen angeführt zu werden, wie wenig Herr H. auf „Sinn und Zusammenhang der Aeschyleischen Poesie „Rücksicht nimmt. Ich behaupte, dass der Gedanke der „Pallas: ἄμομφον ὄντα σ' αἱροῦμαι, gerade an die „Stelle gehört, wo ihn die Handschriften haben. Pallas „richtet sich zuerst an Orestes (σὺ μὲν), von dem sie „erfahren hat, dass er gesühnt, also kein ἐναγής mehr „sey, und doppeltes Anrecht auf schützende Aufnahme habe; „sie erwählt ihn entschieden zur Aufnahme in ihre Stadt. „Aber auch die Erinnyen (αὗται δὲ) können ihrer Würde „wegen nicht so leicht entfernt werden; wenn ihnen aber „Orestes nicht ausgeliefert wird, werden sie gegen das „Land ergrimmen. So bringt, Bleiben und Wegsenden „(der Erinnyen nämlich), Beides in grosse Bedrängniss, „jenes, weil dann Orest nicht geschützt werden kann, „diess aus dem eben angegebenen Grunde. Darum be„schliesst Athena, beide zunächst zu behalten und durch „ein von ihr eingesetztes Blutgericht ihre Ansprüche zu „schlichten. — Die Verbindung dagegen, welche die neue „Conjectur: φόνων δικαστὰς ὁρκιῶ θεσμὸν, einführt, „würde dem Zusammenhange des ganzen Stücks grossen „Schaden thun. Nicht auf den θεσμὸς vereidigt Pal„las die Areopagiten; sondern vereidigt sind diese Rich„ter schon, da sie Pallas V. 536. hereinführt; den θε„σμὸς aber, die Stiftung des Gerichts, verkündet sie „erst V. 651. Man kann Richter schwören lassen, und

„die Befugniss und Auctorität des Gerichts dieser Ge„schwornen erst später feststellen; und so geschieht es „hier.“ Es ist nicht wohl einzusehen, wie Herr Müller mit diesen Sätzen bei einem Leser, der den Text ansieht, etwas auszurichten glaube. Dass Pallas, wie er sagt, den Orestes entschieden zur Aufnahme in ihre Stadt erwähle, ist kein Beweis, dass der Vers hierher gehört, sondern zeigt nur, dass Hr. Müller annimmt, er gehöre hierher. Denn dass Orestes kein ἐναγὴς mehr ist, macht ihn zwar der Aufnahme fähig; dennoch aber ist diese Aufnahme bedenklich, weil dann der Zorn der Erinnyen zu befürchten steht. Nimmt also Pallas dennoch den Orestes auf, wozu berathschlagt sie noch lange? wozu findet sie für nöthig ein Gericht anstellen zu lassen? warum endlich hält Orestes selbst V. 724. erst dann, als das Gericht ihn losgesprochen hat, sich für aufgenommen, *κατοικισθέντα*? Es kann also der angegebene Gedanke nicht an diese Stelle gehören. Noch weniger kann er in der Gestalt hierher gehören, wie die Bücher ihn geben: *ὅμως δ' ἄμομφον ὄντα σ' αἱροῦμαι πόλει*, und eben so wenig, oder vielmehr noch weit weniger mit Hr. Müllers allen Zusammenhang unterbrechender Aenderung *ὁσίως*. Denn da Pallas so beginnt: die Sache ist schwer zu entscheiden: auch kommt mir nicht zu über Mord Recht zu sprechen: überdiess aber hast zwar du als ein gereinigter Büsser dich in meinen Schutz begeben, — was erwartet man nun? erwartet man, was Herr Müller sie sagen lässt: ich nehme dich auf? nein; sondern: aber diese Erinnyen sind nicht so leicht wegzuweisen. Der Schaden nun, den meine Emendation dem Zusammenhange des ganzen Stückes thun soll, ist erst von Herrn Müller erdacht worden. Die Richter sollen schon vereidet seyn, da sie Pallas V. 536. hereinführt. Freilich werden sie dort, d. h. lange nach dem gegenwärtigen Zeitpuncte, als bereits vereidet hereingeführt; jetzt aber sind ja gar noch nicht einmal Richter vorhanden, viel weniger vereidet, da Pallas eben erst beschliesst ein Gericht einzusetzen, damit sie aus

der Verlegenheit herauskomme, in der sie sich jetzt befindet, entweder dem Orestes oder den Erinnyen zu nahe zu treten. Neu ist die Behauptung, dass die Areopagiten nicht auf den *θεσμὸς* vereidet werden. Denn einen Richter auf das zu vereiden, was ihm erst künftig zur Pflicht aufgelegt werden solle, ist selbst in dem Munde der Pallas ein fast unsinniger Despotismus. Die Verkündigung der Stiftung des Gerichts V. 651. ist nicht eine Feststellung der Befugniss und Auctorität der vorher auf das, was ihnen obliegen werde, vereideten Richter, sondern nur die an das Volk gerichtete Bekanntmachung der Befugnisse und der Auctorität, auf welche die Richter vereidet worden sind. Uebrigens die seltsame Construction *δικαστὰς ὁρκιῶ θεσμὸν* ist mir, wie jederman sieht, von Hrn. Müller erst angesonnen worden. Ich habe *αἱρουμένους θεσμὸν* construirt, nicht ahndend, dass das auch noch ausdrücklich zu sagen nöthig wäre.]

[V. 460. Auch hier hätte Stanleys *verum quandoquidem res huc pervenit* dienen können zu verhüten, was man liest:

ἐπεὶ δὲ πρᾶγμα δεῦρ᾽ ἐπέσκηψεν τόδε.

Weil nun die Sache hier so festen Fuss gefasst.]

S. 463, f. ist mit Pauw geschrieben:

ὑμεῖς δὲ μαρτύριά τε καὶ τεκμήρια
καλεῖσθ᾽, ἀρωγὰ τῆς δίκης ὀρθώματα.

231 Die Bücher haben *ὁρκώματα*, was auch der Scholiast anerkennt. Wahrscheinlicher ist daher Wellauers Conjectur, *ἀρωγὰ τῆς δίκης θ᾽ ὁρκώματα;* s. V. 407. Auf den Eid der Richter bezieht sich V. 467., den Hr. Müller mit Markland und Wakefield so liest:

ὅρκον περῶντας μηδὲν ἔκδικον φράσειν.

Treu ihrem Eide, nie zu sprechen falschen Spruch.

Aber die griechischen Worte sagen ja das Gegentheil,

indem ὅρκον περᾶν den Eid übertreten heisst. Hätte sich Hr. Müller die Mühe genommen, den Scholiasten nachzusehen, der diese Worte durch ὅρκον διδόντας erklärt: so hätte er einsehen müssen, dass der Dichter ὅρκον πορόντας schrieb. [*S. 20. des Anhangs liest man: V. 463. ist die Lesart ὅρκον περῶν-„τας μηδὲν ἔκδικον φράσειν allerdings sehr bedenk-„lich; und es wird ὅρκον περᾷν, für den Eid erfüllen, „durch περαίνειν χρησμὸν nur sehr unvollkommen ge-„schützt. Aber um nichts besser ist die neue Conje-„ctur Herrn H.'s: ὅρκον πορόντας, da πορεῖν seinem „Grundbegriffe gemäss von Aesch. nur von Geschenken, „Ehren und andern zu gewährenden Vortheilen gesagt „wird. Ἆθλον ἀλγίω πόροι, Prometh. V. 936. ist „nur eine bittre Uebertragung desselben Begriffs.“ Herr Müller schadet seinem Zwecke selbst durch Einwürfe dieser Art, denen jedermann gleich ansieht, dass sie bloss gemacht worden sind, um etwas auszusetzen. Dergleichen zu widerlegen ist der Mühe nicht werth. Uebrigens ist πορόντας hier in derselben Absicht Conjectur genannt, obgleich es evident die Lesart des Scholiasten ist.]

In dem, was man V. 473. f. liest:

πολλὰ δ' ἔτυμα παιδότρωτα πάθεα προςμένει τοκεῦσιν, μετά τ' αὖθις ἐν χρόνῳ,

hätte das matte μετά τε schon an sich, dann aber auch um des Rhythmus willen, der hier trochäisch seyn sollte, Veranlassung zum Anstoss geben können, und es hätte μεταῦθις, was Robortellus hat, gesetzt werden sollen. In der Antistrophe liest man bei Hrn. Müller:

λῆξιν ὑπόδοσίν τε μόχθων· ἄκεα δ' οὐ βέβαια, τλάμων δὲ μάταν παρηγορεῖ.

Die alte Lesart ist ἀκέτ', was die Kritiker richtig in ἄκεά τ' abgeändert hatten, und τλάμων δέ τις μάταν παρηγορεῖ. Ὑπόδοσις ist ein neueres und prosaisches Wort. Richtig hat Heath ὑπόδυσιν verbessert und so las der Scholiast, der es jedoch falsch durch διαδοχὴν

erklärt. *Μάταν* ist Erklärung von *οὐ βέβαια*, und die Stelle so zu lesen:

πεύσεται δ' ἄλλος ἄλλοθεν, προφω-
νῶν τὰ τῶν πέλας κακά,
λῆξιν ὑπόδυσίν τε μόχθων
ἄκεά τ'. οὐ βέβαια τλά-
μων δέ τις παρηγορεῖ.

[*Auch hier heisst es im Anhange S. 20. „V. 481. „vertheidigt Herr H. die Verbesserung *ὑπόδυσιν* (wohl „richtig, doch ist der Fall nicht so, dass ich von Wel- „lauer abgehen konnte).“ Das scheint doch zu heissen, dass Hr. Müller auch das unrichtige billigen musste.]

Die zweite Antistrophe dieses Gesanges V. 492. liest Herr Müller folgendermaassen:

ἔσθ' ὅπου τὸ δεινὸν εὖ καὶ φρενῶν ἐπίσκοπον δει-
μανεῖ καθήμενον.
ξυμφέρει σωφρονεῖν ὑπὸ στένει.
τίς δὲ μηδὲν ἐν φράδαις καρδίας ἂν ἀνατρέφων, ἢ
πόλις βροτός θ', ὁμοίως ἔτ' ἂν σέβοι δίκαν;

Zittern muss das Menschenherz, wann an rechter Stelle sitzt, sinnbeherrschend scheue Furcht.
Ja, es frommt, wenn man seufzend Zucht gelernt.
Hält, wer in des Herzens Sinn nicht die Furcht auch reifen liess, sey's ein Bürger, sey's ein Volk, wohl in Ehren noch das Recht?

Der erste dieser Verse ist ganz unrichtig übersetzt. Denn
232 die griechischen Worte sagen: „manchmal wird die Furcht „auch den niedergesetzten Wächter der Seele fürchten.“ Aber es muss gleich auffallen, dass das sehr ungeschickt ausgedrückt, und *εὖ καὶ* ganz überflüssige Wörter sind. Die Lesart ist von den Kritikern gemacht, und von Hrn. Müller sorglos beibehalten worden. In den Büchern steht *δειμαίνει*. Der Dichter schrieb:

ἔσθ' ὅπου τὸ δεινὸν εὖ,

καὶ φρενῶν ἐπίσκοπον
δεῖ μένειν καθήμενον.

„Manchmal ist die Furcht gut, und es muss ein Wächter der Seele niedergesetzt bleiben.“ Dass diess so ist, zeigt die Erklärung des Scholiasten: *οὐ πανταχῇ τὸ δεινὸν ἀπεῖναι φρενῶν δεῖ.* Aus dem so eben erhaltenen zweiten Bande von Dobrees Adversariis S. 29. ersieht Recensent, dass schon vor ihm ein anderer in einem Exemplare der Aldina, das die öffentliche Bibliothek zu Cambridge besitzt, *δεῖ μένειν* corrigirt hat. [*Im Anhange S. 21. schreibt Herr Müller: „V. 492. „habe ich so construirt: *ἔσθ' ὅπου τὸ δεινὸν εὖ (καθ-„ήμενον) καὶ φρενῶν ἐπίσκοπον καθήμενον δειμανεῖ.* „D. h. Es giebt Fälle, wo das *δεινὸν*, welches einen „rechten Platz und einen solchen hat, wo es das Ge-„müth beherrschen kann, es in Furcht setzen wird. Diese „Verbindung ist künstlich, dass sie unrichtig sey, wird „Niemand behaupten, der auf solche Verbindungen von „Participien mit Adverbien geachtet hat. Herrn H.s *δεῖ* „*μένειν*, es muss ein Wächter der Seele niedergesetzt „bleiben, hat viel für sich; doch bleibt nach meinem Da-„fürhalten die Erwähnung eines *ἐπίσκοπος φρενῶν* im-„mer befremdend, da das ganz unpersönliche *δεινὸν* „schwerlich ein *ἐπίσκοπος*, ein Wächter oder Aufseher „genannt werden kann.“ Ich begnüge mich zu bemerken, dass Herr Müller *δειμανεῖ* für in Furcht setzen nimmt, vermuthlich durch Passows Wörterbuch verleitet, der dafür diese und eine andere misverstandene Stelle des Plato anführt.] — In dem dritten Verse hat Herr Müller *φράδαις* aus eigner Conjectur, und *καρδίας ἂν* mit Herrn Lachmann, statt *φάει* und *καρδίαν* gesetzt. Man soll also, wie die Uebersetzung zeigt, *τὸ δεινὸν* aus dem Vorhergehenden hinzudenken: oder soll vielleicht gar *μηδὲν* keine bedeuten? Keines von beiden ist solches Griechisch, wie man in Griechenland kannte. Schütz hatte richtig *δέει* verbessert: *τίς δὲ μηδὲν ἐν δέει καρδίαν ἂν ἀνατρέφων.*

V. 523. liest man:

τὸν ἀντίτολμον δέ φαμι παρβάταν
ἄγοντα πολλὰ παντόφυρτ᾽ ἄνευ δίκας
βιαίως ξὺν χρόνῳ καθήσειν,
λαῖφος ὅταν λάβῃ πόνος θραυομένας κεραίας.

Die Lesart der Bücher ist: *τὸν ἀντίτολμον δέ φαμι παραιβάδαν τὰ πολλὰ παντόφυρτον ἄνευ δίκας.* Pauw hatte *παντόφυρτ᾽ ἄγοντ᾽ ἄνευ δίκας* vorgeschlagen. Herr Müller, wahrscheinlich an dem Artikel anstossend, nahm zwar *ἄγοντα* auf, setzte es aber an eine andere Stelle, und machte eben durch Weglassung des Artikels die Rede matt. Aber der ganze Zusatz des *ἄγοντα* war unnöthig und unnütz. Der Dichter schrieb:

τὸν ἀντίτολμον δέ φαμι καὶ παραιβάταν
τὰ πολλὰ παντόφυρτ᾽ ἄνευ δίκας
βιαίως ξὺν χρόνῳ καθήσειν
λαῖφος, ὅταν λάβῃ πόνος
θραυομένας κεραίας,

Der zweite Vers ist ein ***trimeter brachycatalectus,*** und widerlegt dadurch Herrn Müllers auch an sich unrichtige Veränderung, mit welcher er V. 531. ff. schrieb:

233 *γελᾷ δ᾽ ὁ δαίμων ἐπ᾽ ἀνδρὶ θερμῷ*
τὸν οὔποτ᾽ αὐχοῦντ᾽ ἰδὼν ἀμηχάνως
δῦναι λέπαδνον, οὐδ᾽ ὑπερθέοντ᾽ ἄκραν.

Es lacht der Gott ob des Mannes Hitze;
Er sieht ihn jetzt, der des Zaums sich frei gewähnt,
Den Nacken schmiegen. Höher thürmt die Klippe sich.

Die Lesart der Bücher ist: *τὸν οὔποτ᾽ αὐχοῦντ᾽ ἰδὼν ἀμηχάνοις δύαις λέπαδνον, οὐδ᾽.* Herrn Müllers *δῦναι* verstösst gegen die Strenge der Aeschylischen Metrik schon an dieser Stelle, erscheint aber vollends als falsch, wenn es, wie die Strophe verlangt, an das Ende

des vorhergehenden Verses gesetzt werden soll. Woher ist aber gar die Klippe? Herr Müller scheint die Redensart ὑπερθεῖν ἄκραν nicht gekannt zu haben. Euripides Archelaus Fr. 24. (7. bei Matthiä) οὐ γὰρ ὑπερθεῖν κύματος ἄκραν δυνάμεσθα. Kaum lässt sich wohl zweifeln, dass die wahre Lesart war: τὸν οὔποτ' αὐχοῦντ' ἰδὼν ἀμηχάνοις δύαις λαπαδνόν. Wie die Attiker λαπάζειν und λαπαγμὸς sagten, so lässt sich wohl unbedenklich annehmen, dass sie auch λαπαδνὸς statt ἀλαπαδνὸς gebrauchten. [*Λαπαδνὸν hat auch Hr. Fritzsche gefunden, und Herr Müller erkennt diess jetzt im Anhange S. 21. als das richtige an. Zu der Stelle, die ich aus dem Euripides angeführt habe, kann man noch aus dem Theognis V. 620. hinzuthun: ἄκρην γὰρ πενίης οὐχ ὑπερεδράμομεν.]

V. 537. liest man nach Butlers Conjectur:

> ἥ τ' οὐρανοῦ διάτορος ἡ Τυρσηνικὴ
> σάλπιγξ.

Sicher hätte das ganze Theater in Athen den Dichter ausgepfiffen, der es gewagt hätte, einen so ganz gräulichen, in Sinn, Sprache und metrischer Wortstellung fehlerhaften Vers hören zu lassen. Die alte Lesart ist ἥτ' οὖν oder εἴτ' οὖν διάτορος Τυρσηνική. Der ganz schlechte Artikel ist aus der Robortellischen Ausgabe genommen. Valckenaer scheint, nach einer handschriftlichen Anmerkung zum Hesychius zu schliessen, auf Askews unglücklicher Conjectur οὐρανοῦ διάκτορος fortbauend, οὐλαμοῦ διάκτορος lesen gewollt zu haben, was nicht viel besser ist. Diese Stelle gehört zu denen, die nur von einer Handschrift oder einem Citate sichere Hülfe erwarten können. Nur so viel lässt sich muthmasslich sagen, dass das fehlende Beiwort, wenn jemand den Vers schicklich ergänzen wollte, keines seyn dürfte, das sich auf ος endigte. Grosse Wahrscheinlichkeit aber ist vorhanden, dass der Vers so lautete:

> εἴτ' οὖν διάκτωρ διάτορος Τυρσηνική.

[*An dem Fehler in dem Wiener Drucke εὖτ' statt εἴτ' stiess Herr Müller an im Anhange S. 21. Der Sinn ist: oder es möge die Botin, die schmetternde tyrrhenische Trompete ihre starke Stimme ertönen lassen. Εἴτε scheint eben deswegen richtige Lesart zu seyn, weil der Herold schweigt, und an dessen Stelle bloss die Trompete gehört wird.]

V. 540. f. ist die alte Lesart beibehalten:

πληρουμένου γὰρ τοῦδε βουλευτηρίου
σιγᾶν ἀρήγει, καὶ μαθεῖν θεσμοὺς ἐμοὺς
πόλιν τε πᾶσαν εἰς τὸν αἰανῆ χρόνον,
καὶ τῶνδ' ὅπως ἂν εὖ καταγνωσθῇ δίκη.

234 *Denn weil die Mahlstatt dieses Raths sich füllet, frommt*
Jedwedem schweigen, dass ich meine Satzungen
Der ganzen Stadt für alle Zukunft künden mag,
So wie zu dieses Haders Rechtserledigung.

S. 116. sagt Herr Müller: „Die Ausweichung aus der „Construction in *καὶ τῶν δ' ὅπως ἂν εὖ καταγνω-* „*σθῇ δίκη*, hat nichts Befremdliches, und darin ihren „Grund, dass hier der Begriff des gegenwärtigen Rechts- „streits, dort der des ganzen Volks als der erste vor- „waltet.“ Wenn es für Herrn Müller nichts Befremdliches hat, dass der Dichter sage: „sowohl die ganze Stadt höre meine Satzungen, als damit der Streit recht entschieden werde;“ denn das sagen die griechischen Worte: so ist doch nach anderer Leute Logik darin kein Sinn, die zu sowohl — als auch entweder zwei, die hören, oder zwei Dinge, die gehört werden, verlangen. Der Wolfenbüttler Codex und die Aldina haben *καὶ τὸν ὅπως;* weshalb Rec. *καὶ τόνδ', ὅπως* schrieb. Konnte sich Herr Müller nicht entschliessen, diess von dem Rec. anzunehmen, so hätte er doch *καὶ τούσδ'* schreiben können, was auch gut gewesen wäre. [*Im Anhange S. „21. wird gesagt: „Die Ausweichung aus der Constru-

„ction in diesen beiden Versen ist so natürlich, dass sie „recht zum Beispiel dienen können für eine äusserlich un„genaue, innerlich aber fein gedachte Copulativ-Verbin„dung. Erstens frommt es μαθεῖν θεσμοὺς ἐμοὺς (in „politischer Beziehung) der ganzen Bürgerschaft für ewige „Zeit; zweitens frommt es μαθεῖν θεσμοὺς ἐμοὺς (im „Zusammenhange des Dramas) zur Entscheidung des „Rechtsstreits unter diesen Parteien. Im ersten Gliede „ist das Subject πόλιν der Hauptbegriff; im zweiten „aber der Zweck des μαθεῖν, die Erledigung dieses „Rechtsstreits zwischen Orestes und den Erinnyen. Τόνδε „für τῶνδε mit Herrn H. zu schreiben ging durchaus „nicht, da Orestes nicht der ist, welcher die θεσμοὺς „hauptsächlich zu hören hat, sondern mehr die Richter; „τούσδε aber hat keine diplomatische Wahrscheinlichkeit, „und legt nach meinem Gefühl auf die bestimmten Richter ein zu grosses Gewicht.“ Die Construction, welche Hr. Müller so natürlich findet, ist völlig unerhört. Es ist daher unnöthig weiter etwas darüber zu sagen. Ferner, da Pallas hier nicht die Richter, sondern das Volk anredet, so sind die, welche hauptsächlich zu hören haben, das Volk, und der, über den gerichtet wird.]

V. 546. giebt Hr. Müller nach eigner Vermuthung:

καὶ μαρτυρήσων ἦλθον· — ἔστι γὰρ δόμων
ἱκέτης ὅδ᾽ ἀνὴρ καταφυγὼν ἐφέστιος
ἐμῶν.

Das matte, einen ganz überflüssigen Begriff gebende καταφυγὼν hat er statt καὶ δόμων gesetzt. Freilich verträgt sich καὶ δόμων nicht mit dem eben vorhergegangenen δόμων: aber muss denn darum das letztere, und kann nicht das erstere verdorben seyn? Burges hat sehr gut das erste δόμων in νόμῳ verändert. Sophokles Oed. Col. 548. νόμῳ δὲ καθαρὸς ἄϊδρις ἐς τόδ᾽ ἦλθον. Auch das καὶ zeigt, dass Apollo einen doppelten Grund anführe, erstens, weil Orestes nach rechtlicher Sitte um Schutz flehe, und zweitens, weil er bei ihm, dem Apollo, Schutz gesucht habe. [*Im Anhange S. 22.

„Was *νόμῳ* statt *δόμων* hier zur Sache thut, begreife „ich nicht, da die *ἱκετεία* selbst nicht gerechtfertigt zu „werden braucht.“ Ich will nicht fragen, was das ganz unnütze *καταφυγὼν* zur Sache thue, sondern es genügt zu sagen, dass Orestes *νόμῳ ἱκέτης* ist, weil er schon durch Opfer gereinigt worden: weshalb ihn oben Pallas *κατηρτυκὼς* und *καθαρὸς* und *ἀβλαβὴς* nannte.]

V. 550. liest man aus Hrn. Müllers Conjectur:

σὺ δ' εἴςαγε
ὅπως ἐπίστᾳ, τήν τε κύρωσον δίκην.

Du eröffne nun
Nach deiner Weisheit, diesen Streit, und ordn' ihn an.

Stände dieses barbarische Griechisch in den Büchern, so würde man es längst in *τήνδε*, was die Bücher geben, verändert haben. Denn als Artikel ist *τὴν* in dieser Stellung gegen die Grammatik; als *pronomen demonstrativum* aber gegen den Sprachgebrauch. Aber Hr. Müller wollte nur nicht mit dem Recensenten *τ'* nach *ὅπως* einschieben. Uebrigens ist *κυροῦν δίκην* auch nicht
235 den Streit anordnen, sondern ihn zur Entscheidung bringen. S. V. 609. [*Jetzt erkennt Herr Müller im Anhange S. 22. meine Lesart als das wahrscheinlichste an.]

V. 573. ist nach Wellauers unbedachtem Urtheil die alte Lesart beibehalten:

τοὶ γὰρ σὺ μὲν ζῇς, ἡ δ' ἐλευθέρα φόνου.

Dafür nun lebst du; sie ist frei der blut'gen Schuld.

Schütz hatte richtig *φόνῳ* verbessert. Denn, wenn Verstand in der Rede seyn soll, muss der Chor nicht, dass Klytämnestra frei sey, sondern warum sie es sey, sagen.

V. 584. lesen wir:

λέξω πρὸς ὑμᾶς τόνδ' Ἀθηναίας μέγαν
θεσμὸν δικαίως, μάντις ὢν δ' οὐ ψεύσομαι,

οὐπώποτ᾽ εἰπὼν μαντικοῖσιν ἐν θρόνοις,
οὐκ ἀνδρὸς, οὐ γυναικος, οὐ πόλεως πέρι
ὃ μὴ κελεύση Ζεὺς Ὀλυμπίων πατήρ.

Εἰπὼν ist von Herrn Müller ohne Noth und matt gesetzt statt *εἶπον*. Dagegen erforderte die Grammatik *κελεύσαι*, was nicht gesetzt ist. [*Im Anhange S. 22. zweifelt Herr Müller, ob diese grammatische Regel schon befriedigend bestimmt sey.]

V. 601. ist mit H. Voss geschrieben:

ἀπὸ στρατείας γάρ μιν ἠμποληκότα
τὰ πλεῖστ᾽ ἄμεινον᾽ εὔφροσιν δεδεγμένη
δροίτη περαίνει λουτρὰ, κἀπὶ τέρματι
φᾶρος παρεσκήνωσεν.

Die Bücher haben *περῶντι*, was niemand wird geändert wissen wollen, dem die Construction des Particips mit *καὶ* statt des *verbi finiti* bekannt ist. Auch ist offenbar *ἄμεινον* zu schreiben. [*Περῶντι* wünschte Herr Müller im Anhange S. 22. deutlicher vertheidigt. *Καὶ* wird nach dem Particip wie *εἶτα* gebraucht. S. zum Viger Not. 219. Wenn Herr Müller hier gegen Herrn Fritzsche sagt: „Die Fracht, welche Agamemnon von „Troja zurückbrachte (natürlich in bildlichem Sinn, der „Flottenanführer wird mit einem Kauffahrer vergli„chen), war meist heilbringendes Gut. *Εὔφρονα* ist sub„stantivisch zu nehmen, im Sinne von *εὐφροσύναι*, Mahlesfreuden (s. z. B. Solon Fragm. 13. V. 10. Bach.):“ so ist beides irrig. Die Vergleichung des Agamemnon mit einem Kauffahrer ist unpassend. *Ἐμπολᾶν* ist überhaupt Geschäfte führen: s. die Erklärer des Hesychius. Stanley übersetzte richtig *rebus plerisque bene gestis*. *Εὔφροσιν* ist, wie *μειλιχίοισιν*, von freundlicher Rede gesagt. Wenn Herr Müller übersetzt:

Als er vom Heerzug, meist mit seegensreichem Gut
Beladen heimkam, lädt sie ihn zum frohen Mahl,

wundert man sich, den Agamemnon in seinem eignen Hause zum Mahle geladen zu sehen.]

V. 617. ff. ist interpungirt:

ἀνδρὸς δ' ἐπειδὰν αἷμ' ἀνασπάσῃ κόνις,
ἅπαξ θανόντος οὔτις ἐστ' ἀνάστασις.

Diess ist matt, und auch die Vergleichung anderer Stellen konnte zeigen, dass *ἅπαξ θανόντος* mit den vorhergehenden Worten zu verbinden ist, z. B. im Agamemnon V. 990.

[V. 619. liest man Folgendes:

τούτων ἐπῳδὰς οὐκ ἐποίησεν πατὴρ
οὑμός, τὰ δ' ἄλλα πάντ' ἄνω τε καὶ κάτω
στρέφων τίθησιν, οὐδὲν ἀσθμαίνων μένει.

Und keinen Heilspruch schuf für solches Missgeschick
Mein Vater, er, der jeglich Andres auf und ab
Im Wirbel umschwingt, dem der Odem nie versiegt.

Herr Fritzsche begnügte sich die Uebersetzung zu tadeln. Es war aber vielmehr zu fragen, ob ein Gedanke, der auch im Original abgeschmackt und durch die schwankende Lesart verdächtig ist, nicht, wenn das Original nicht emendirt werden konnte, doch mit einem Gedanken, den man etwa dem Dichter zutrauen durfte, hätte vertauscht werden sollen.]

Was V. 634. f. die Bücher haben:

μάρτυς πάρεστι παῖς Ὀλυμπίου Διός,
οὐδ' ἐν σκότοισι νηδύος τεθραμμένη,

hätte einen Fingerzeig geben sollen, dass zwischen diesen beiden Versen etwas ausgefallen ist, wahrscheinlich die Erwähnung der Geburt der Pallas aus dem Haupte ihres Vaters: denn sonst müsste *οὐκ,* und nicht *οὐδ'* stehen oder geschrieben werden, wie auch die Uebersetzung N i c h t giebt. [*Im Anhange sagt Herr Mül-

ler: „Aber das erste Glied, welches vermisst wird, ist „ja schon in παῖς Ὀλυμπίου Διὸς enthalten, und da- „durch der Fortschritt οὐδὲ motivirt. Würde wohl Je- „mand anstossen, wenn es hiess: παῖς Ὀλυμπίου Διὸς οὐδὲ μητρός τινος?“ Er würde ganz recht haben, wenn παῖς Ὀλυμπίου Διὸς hier nicht als Benennung der Person stände, sondern die Benennung schon vorhergegangen wäre, Παλλάς, παῖς Ὀλυμπίου Διός, οὐδὲ μητρός τινος.]

V. 649. f. ist interpungirt:

> ἠκούσαθ᾽ ὧν ἠκούσατ᾽, ἐν δὲ καρδίᾳ
> ψῆφον φέροντες, ὅρκον αἰδεῖσθε, ξένοι.

> *Ihr hörtet, was ihr hörtet; nach des Herzens Sinn* 236
> *Reicht euern Stimmstein, eidestreu, ihr Fremdlinge.*

Den Stimmstein reicht man nicht im Herzen, sondern ehrt im Herzen den Eid.

V. 650. ff. schrieb Herr Müller:

> ἔσται δὲ καὶ τὸ λοιπὸν Αἰγείῳ στρατῷ
> ἀεὶ δικαστῶν τοῦτο βουλευτήριον,
> πάγον γεραῖρον τόνδ᾽, Ἀμαζόνων ἕδραν.

Von diesem γεραῖρον, das er statt Ἄρειον setzte, sagt er S. 67.: „Ich halte γεραῖρον noch nicht für das „rechte Wort, habe es aber in den Text gesetzt, weil „dieser ohne ein Verbum unübersetzbar ist. Auch scheint „es mir poetisch nothwendig, dass der Name des Ares- „hügels nicht vor V. 660. eintrete.“ Uebersetzbar ist der Text ohne Verbum gar wohl, wenn man beachtet, dass die mit dem Accusativ angefangene Construction nach den längern Einschaltungen abgebrochen, und die Rede mit ἐν δὲ τῷ fortgesetzt wird. Die Nothwendigkeit aber, dass der Areshügel nicht vor V. 660. erwähnt werde, ist nicht eine poetische, sondern eine logische. Wahrscheinlich schrieb der Dichter πάγον δ᾽ ὄρειον τόνδε. [Im Anhange S. 12. schreibt Herr Mül-

ler: „Herr H. erkennt das Letztere an;“ (dass der Areshügel erst V. 660. erwähnt werden müsse) „um „aber nach seiner Gewohnheit meistern zu können, be„lehrt er uns, diese Nothwendigkeit sey keine poetische, „sondern eine logische. Herr H. wolle doch den Aus„druck stehen lassen, wie ich ihn gesetzt; es ist keine „logische Nothwendigkeit, dass man ein Ding nicht gleich „im Anfange bei dem Namen nenne, welchen man her„nach etymologisch ableiten will, sondern es schwächt „nur den poetischen Eindruck.“ Es ist schwer einzusehen, welchen stärkern poetischen Eindruck es machen sollte, wenn der Areopag, in dessen Etymologie nichts besonderes liegt, nicht gleich zu Anfang genannt wird. Was über die logische Nothwendigkeit gesagt wird, ist an sich wahr, aber die Anwendung auf den gegenwärtigen Fall nicht richtig, weil es nicht heisst, der Areshügel, sondern dieser Areshügel. Denn logisch fehlerhaft ist: dieser Areshügel, welcher aus der und der Ursache der Areshügel heisst; logisch richtig aber: dieser Hügel, welcher der Areshügel heisst. Weiter schreibt Herr Müller: „Ich be„haupte nur, dass, wenn die Leuchte der Grammatik „nicht zu einem Irrlichte werden soll, welches den Er„klärer von der Bahn gesunder Auslegung ablenkt in „Sümpfe und Untiefen, die keinen festen Schritt gestat„ten, solche Umwandlungen der Construction nie ohne „Nachweis einer bestimmten lebhaften Vorstellung ange„nommen werden dürfen, welche den Geist des Schrift„stellers aus der Bahn der natürlichen Satzverbindung „herausgedrängt hat. Es musste also an unserer Stelle „nachgewiesen werden, dass, nach Erwähnung des Ge„richtes selbst, erstens der Hügel, worauf die Amazonen „einst lagerten, in einer accusativischen Abhängigkeit, „etwa von einem Verbum, das dem Geiste höchst leben„dig vorschwebte, vor die Seele trete, alsdann aber wie„derum aus innern Gründen, für dies dem Geiste vor„schwebende Verbum die Construction *ἐν δὲ τῷ σέβας* „*ἀστῶν — τὸ μὴ ᾽δικεῖν σχήσει* gewählt werde. Dies

„weist aber Herr H. weder nach, noch wird er es nach„weisen können, schon desswegen nicht, weil der in die„ser Stiftungsrede herrschende, sehr ruhige Fortschritt des „Gedankens verlangt, dass der Areshügel erst mit dem „Gerichte verbunden, als Sitz desselben bezeichnet werde, „ehe von ihm gesagt werden kann, dass dort Ehrfurcht „vor Gesetzen und die verschwisterte Scheu wohnen und „walten solle.“ Wer etwa durch dieses wortreiche Bedenken confus worden ist, wird sogleich dasselbe für gehoben erkennen, sobald er sich erinnert, dass nach eingeschalteten Sätzen δὲ wiederholt zu werden pflegt, und folglich πάγον δὲ — ἐν δὲ τῷ so viel ist als πάγον δὲ, ἐν τῷ, ein ganz gewöhnliches Anakoluthon. Was aber gesagt wurde, der Areshügel müsse erst mit dem Gerichte verbunden werden, trifft nicht mich, da nach der von mir vorgeschlagenen Versetzung der Verse diess schon geschehen ist.] Von V. 658. wird weiter unten gesprochen werden. An den bald darauf folgenden ganz unzusammenhängenden Sätzen scheint Herr Müller keinen Anstoss genommen zu haben:

κακαῖς ἐπιῤῥοαῖσι βορβόρῳ θ' ὕδωρ
λαμπρὸν μιαίνων οὔ ποθ' εὑρήσεις ποτόν.
τὸ μήτ' ἄναρχον μήτε δεσποτούμενον
ἀστοῖς περιστέλλουσα βουλεύω σέβειν.

Die Grammatiker, welche Sprichwörter gesammelt haben, führen βορβόρῳ ὕδωρ — ποτὸν an, und scheinen daher κακαῖς ἐπιῤῥοαῖσι, wie in den alten Büchern des Dichters, mit dem vorhergehenden Verse verbunden, folglich βορβόρῳ δ' gefunden zu haben. Dadurch kommt wenigstens dieses Distichon mit dem vorhergehenden Verse in Zusammenhang, dafern man nicht schreiben will κακαῖς δ' ἐπιῤῥοαῖσι βορβόρῳ θ' ὕδωρ. Um aber auch das folgende Distichon gehörig anzuschliessen, muss man, wenn man nicht vor demselben eine Lücke annehmen will, wozu kein Grund vorhanden ist, τὸ μὴ δ' ἄναρχον, μηδὲ δεσποτούμενον schreiben. Das bestätigen auch einige Bücher, in denen sich wenigstens μηδὲ

„lichkeit — diese drei Verse urplötzlich vor V. 653. „Ἔσται δὲ καὶ τὸ λοιπόν. Wie gross, wie dringend „mussten doch die innern Gründe seyn, um eine so un„erklärbare Versetzung zu motiviren! Hier aber sind „für den, welcher für geordneten Gedankenfortgang Sinn „hat, alle innere Gründe grade dagegen, indem es durch„aus erst nöthig ist, überhaupt zu zeigen, dass diese „Männer, welche jetzt zum erstenmal über vergossenes „Blut richten, auch in Zukunft ein Gericht und einen „Rath bilden sollen, ehe gesagt werden kann, dass Athena „an ihnen einen unbestechlichen Rath, einen immer wa„chen Schutz des Landes gründe, indem eben diese Prä„dicate noch gar nicht dem gegenwärtigen Blutgericht, „sondern nur dem zukünftigen, politisch bedeutenden Rath „auf dem Areopag zukommen. Auch würde die Wie„derkehr der Worte τοῦτο βουλευτήριον, schon im „vierten Verse, sehr lästig fallen.“ Da diese lange Rede nicht eine Beweisführung, sondern eine mit einigen Verdrehungen ausgestattete Declamation ist, mit welcher die nicht zusammenhängende Rede der Pallas als zusammenhängend gepriesen wird, so kommt es darauf an, ob jemand sich dadurch überzeugen lassen kann. Mir ist das nicht möglich, da ich weder Herrn Dissens Excurs mustерhaft finden, noch in einer unzusammenhängenden Erzählung Feierlichkeit wahrnehmen, noch eine Vergleichung mit der sententiösen Sprache eines Chorgesanges zugeben, noch das *graviter finitur* entdecken kann. Ich vermuthe, dass das manchem andern, der mit den Alten bekannt ist, auch so gehen werde. Uebrigens nimmt Hr. Müller jetzt die ächte Lesart der Quellen περιστέλλουσι von mir an.]

V. 686. ist μένων nach Wellauers Auslegung übersetzt:

μαντεῖα δ᾽ οὐκ ἔθ᾽ ἁγνὰ μαντεύσῃ μένων·

Befleckt hinfort sind deine Sprüche, weilst du noch.

Aber darin ist ja gar kein vernünftiger Sinn. Denn we-

der können die Parteien einander befehlen die Gerichtsstätte zu verlassen, noch würde hier etwas darauf ankommen, ob Apollo verweilte oder fortginge, weil die Parteien keinen Einfluss mehr auf die Entscheidung haben können, indem die Richter bereits abstimmen. Recensent hatte *νέμων* verbessert, „bewohnend," was durchaus nothwendig ist. [*Im Anhange S. 22. wird gesagt: „V. 686. ist *μένων* ganz richtig; denn der Rechtspruch, das Urtheil über Blutschuld, welches die Alten „mit einer gewissen Scheu betrachteten, ist es, wobei „Apollon nach dem Verlangen der Erinnyen nicht zugegen bleiben soll, weil er dadurch befleckt werde." Dem ist nicht so. Apollo mag gehen oder bleiben, so wird er befleckt, weil bloss davon die Rede ist, dass er dem Mörder wohlwill, was er schon früher durch dessen Beschützung in seinem Tempel gezeigt hat. Auch wollen ihn die Erinnyen nicht fortschicken, sondern werfen ihm nur vor, dass er sich anmaasse den Ausspruch seines Orakels geltend zu machen, da ihm gar nicht zukomme, über Mord zu entscheiden, sondern er nur dadurch den Sitz dieses Orakels schände.]

[V. 716. ist unglaublich, ja abenteuerlich, was man liest:

νῦν ἀγχόνης μοι τέρματ' ἢ φάος βλέπειν.

Nun droht's mich todt zu würgen, oder heller wird's.

Wer auch nur wenig die Sprache kennt, muss sehen, dass der Sinn ist: nun stehe ich am Ziele entweder sterben zu müssen, oder zu leben.

V. 721. schrieb Hr. Müller:

πάλλουσά τ' οἶκον ψῆφος ὤρθωσεν μία.

Er sagt: „Ich nehme hier an, dass *πάλλειν* — das eigentliche Wort von dem Durcheinander- und Herausschütteln von Loosen, mit denen die Stimmsteine manche Aehnlichkeit haben — auch in dieser Bedeutung „intransitiv stehen kann, so wie oft in anderer Bedeutung.

„Porson zum Orest 316. Von der Verwechselung mit „βάλλειν der englische Stephanus unter ΠΑΛΛΩ.“ Porson führt nur eine einzige Stelle des Euripides an: aber
238 allerdings hat πάλλειν oft intransitive Bedeutung. Allein wo kommt es von Stimmsteinen so vor? Ueberdiess bedachte Hr. Müller nicht, dass, selbst wenn dieses Verbum hier hätte gebraucht werden können, doch das Participium des Präsens einen absurden Begriff giebt. Es wäre daher besser gewesen nicht anzunehmen, was nicht angenommen werden kann, sondern mit der Lesart der Bücher βαλοῦσα zufrieden zu seyn, zu welchem Verbo γνώμην aus dem vorhergehenden Verse verstanden wird, indem ψῆφος so gesagt ist, dass der ψηφιζόμενος dabei gedacht wird. [*Herr Müller verlangt im Anhange S. 23. eine Uebersetzung. Zwar scheint das nach der gegebenen Erklärung ziemlich überflüssig; indessen kann sie gegeben werden: fehlt eine Stimme, so entsteht grosser Nachtheil: aber ein einziger Stimmstein, den sie hineingeworfen (abgegeben) hat, richtet ein Haus auf.]

V. 737. liest man:

αὐτοὶ γὰρ ἥμεῖς ὄντες ἐν τάφοις τότε
τοῖς τἀμὰ παρβαίνουσι νῦν ὁρκώματα
ἀμηχάνοισι πράξομεν δυςπραξίας,
ὁδοὺς ἀθύμους καὶ παρόρνιθας πόρους
τιθέντες, ὡς αὐτοῖσι μεταμέλῃ πόνος.

Rec. hielt δυςπραξίας, das Herr Müller für δυςπραξίαις gesetzt hat, für einen Druckfehler, bis er sah, dass es ausdrücklich als Conjectur angegeben wird. Hätte Aeschylus so geschrieben, so musste jedermann τοῖς mit ἀμηχάνοισι verbinden, was einen widersinnigen Gedanken giebt. Konnte Herr Müller mit dieser Stelle nicht fertig werden, ohne δυςπραξίας zu setzen, in der doch die Construction ἀμηχάνοισι δυςπραξίαις πράξομεν ὡς αὐτοῖσι μεταμέλῃ πόνος so gar keine Schwierigkeit hat: so musste er wenigstens, wenn man die Rede verstehen sollte, das Participium ἀμηχανοῦσι setzen. [*Die

von mir angegebene Construction ist nach Herrn Müller S. 23. des Anhangs doch gewiss sehr hart.]

V. 745. ist interpungirt:

> *καὶ χαῖρε καὶ σὺ, καὶ πολισσοῦχος λεὼς,*
> *πάλαισμ' ἄφυκτον τοῖς ἐναντίοις ἔχοις.*

Der Sinn und die Gewohnheit forderten: *καὶ χαῖρε· καὶ σὺ καὶ* u. s. w.

In dem Chorgesange V. 751. liest man die Vulgate: *ἰοὺ, ἰοὺ ἀντιπαθῆ μεθεῖσα καρδίας σταλαγμόν.* Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden: allein da die älteste und beste handschriftliche Autorität *ἰὸν, ἰὸν ἀντιπενθῆ* giebt, was sehr kräftig ist; so fragt man doch billig, warum das nicht aufgenommen wurde.

V. 757. f. sind so geschrieben:

> *στενάζω; τί ῥέξω; γένωμαι δυςοίστα πολί-*
> *ταις.*
> *πάθον, ἰὼ, μεγάλα τοι κόραι δυςτυχεῖς Νυ-*
> *κτὸς ἀτιμοπενθεῖς.*

> *Ihr seufzt noch? was schafft ihr? das Volk*
> *lasst die Zornwuth empfinden.*
> *Grosses Leid traf fürwahr der Nacht Töch-*
> *ter, uns, welche verachtet trauern.*

Vorher las man: *τί ῥέξω; γένωμαι; δύςοιστα πολί-* 239
ταις ἔπαθον. Herr Müller schreibt S. 68.: „Ich halte „es hier für viel härter, zu *γένωμαι* ein *τί* aus dem „Vorigen zu suppliren (woraus auch für mich kein be„friedigender Zusammenhang hervorgeht), als den Con„junctiv des Entschlusses auf Homerische Weise ohne „ein einleitendes *ἄγε, φέρε* zu statuiren, welches doch „einigemal bei den Tragikern zugelassen wird. Damit „habe ich das Folgende verbunden, mit der Voraussetzung, dass Aeschylos *δυςοίστα* eben so gut wie *παναρκέτα νόσος* u. dgl. sagen könne, und die Form ge„wählt habe, um dem Metrum der Bacchien mehr Ge„wicht und eine gewisse Schwerfälligkeit zu geben.“ Darauf lässt sich erwiedern, dass die angebliche Härte den

Griechen wohl nicht als eine solche vorkam, da sie mehrmals so reden, z. B. Euripides im Ion V. 1446.: τίν' αὐδὰν ἀΰσω; βοάσω; Aeschylus in den Persern V. 668.: τίνα πόλις πονεῖ πόνον; στένει, κέκοπται, καὶ ταράσσεται πέδον; ferner, dass, wenn für Herrn Müller kein befriedigender Zusammenhang daraus hervorgeht, er doch sehr wohl für Andere daraus hervorgehen kann, die es ganz natürlich finden dürften, wenn correlate Begriffe: „was soll ich thun? was soll mir widerfahren?" mit einander verbunden sind. Sodann dass in Herrn Müllers Lesart δυςοίστα γένωμαι πολίταις der Conjunctiv des Entschlusses unnöthig war, da ja auch diese Worte fragend genommen werden konnten. Gegen diese Worte selbst lässt sich zwar nichts einwenden: dennoch aber können sie nicht das Wahre seyn, weil Aeschylus nicht das Folgende so schreiben konnte, wie Herr Müller gethan hat. Πάθον ohne Augment konnte hier gar nicht stehen. Denn die Weglassung des Augments hat ebenfalls ihre, wenn auch Hrn. Müller unbekannte, Regeln. Aber auch wenn man ἔπαθον, was die Bücher haben, wieder herstellt, würde doch die Wortstellung falsch seyn, weil, wenn der Gedanke nicht ganz elend und sprachwidrig ausgedrückt seyn soll, es entweder μεγάλα τοι ἔπαθον heissen, oder ἔπαθον für sich allein einen Satz ausmachen müsste: dieser aber würde mit dem nackten einmaligen ἔπαθον wieder zu schwach seyn. Wie aber kam es, dass Herr Müller, da er an dem γένωμαι Anstoss nahm, nicht mit Tyrwhitt und Lachmann γελῶμαι las? Diese Conjectur empfiehlt sich in hohem Grade, besonders auch da sie fast noch besser als das auch von dem Scholiasten anerkannte γένωμαι zu der Personeneintheilung stimmt. Herr Müller freilich nimmt in diesem Gesange nur drei Stimmen an, auf welche, wie er S. 98. sagt, ausser dem Inhalte, die eingestreuten iambischen Verse führen. Man kann sich in der That nicht genug über den Leichtsinn wundern, mit dem er dem
240 ersten dem besten Einfalle Raum giebt. Oben sahen wir, dass die Anapästen V. 297—310., wo man vernünf-

tiger Weise nur drei Stimmen unterscheiden kann, auf die allerunglaublichste Art unter sieben Paare vertheilt wurden: hier, wo die Wiederholung des ganzen Gesanges ganz offenbar darauf hinweist, dass der Chor in Halbchöre vertheilt ist, und dieselben Worte, die der erste Halbchor gesungen hat, bald darauf von dem andern Halbchore wiederholt werden, mithin zu vermuthen steht, es werden sich sieben oder acht Stimmen unterscheiden lassen, ist daran nicht gedacht, sondern es beliebt Herrn Müller bloss drei einzuführen, was um so befremdender ist, da er in dem nächsten auf eben diese Weise von dem Dichter eingerichteten Gesange selbst sieben Stimmen annimmt. Aber anstatt auf die Abschnitte der Rede, auf die Beschaffenheit und Beendigung der Gedanken zu sehen, nimmt er die Trimeter als Zeichen der Vertheilung an, auf die überall gar nichts ankommt, wenn die Worte und der Inhalt nicht einen sichern Anhalt geben. So soll denn nun die erste Stimme V. 748. 749., die zweite V. 750—756., die dritte V. 757—760. singen. Und doch liegen acht Stimmen so klar vor Augen, dass man kaum daran zweifeln kann. Sie sind von V. 755. so zu unterscheiden; wenn man *ὦ δίκα* der dritten Person giebt:

> 4. *στενάζω; 5. τί ῥέξω; 6. γελῶμαι; 7. δύς-*
> *οιστα*
> *πολίταις ἔπαθον. 8. ἰὼ μεγάλα τοι*
> *κόραι δυςτυχεῖς Νυκτὸς ἀτιμοπενθεῖς.*

Die Rhythmen sind ganz gebräuchliche: erst zwei hyperkatalektische Dochmien, dann drei akatalektische, und zuletzt wieder ein hyperkatalektischer Dochmius. Acht Personen zu unterscheiden scheint deswegen nothwendig, weil der Koryphäe hier nicht, wie oben V. 135. ff. und anderwärts, etwas von den Halbchören getrenntes spricht, und es unschicklich seyn würde, wenn er ganz geschwiegen hätte. Daher ist zu vermuthen, dass ihm ebenfalls etwas zugetheilt war, und er darnach, als der zweite Halbchor sang, zu diesem übertrat, und dort dieselben

Worte, die er das erste Mal sang, wiederholte. [*In dem Anhange S. 23. wird gesagt: „Das Augment von „πάϑον kann eben so gut fehlen, wie es bei πά„ϑομεν, Choephoren 413. fehlt; und wenn auch die „Auslassung des Augments bei einem zweisylbigen Wor„te wie πάϑον härter ist, so erlaubte der sehr aufge„regte Ton dieser Stelle auch etwas Ungewöhnlicheres. „Ob man aber an Stellung von τοι so grossen Anstoss „nehmen dürfe, bezweifle ich; da wir im einfachen Dia„log in der Nähe haben: καὶ γῆς πατρῴας ἐστερημέ„νον σύ τοι κατηξίωσάς με, wo ein Komma vor σύ „τοι den Gedanken völlig zerrütten würde. Die Parti„kel τοι steht nur deswegen meist im Vordergrunde, „weil der Begriff, den man mit solcher Confidenz aus„spricht, nach der regelmässigen Wortstellung vorantritt; „sind aber Gründe vorhanden, diese Stellung zu ändern, „wie im V. 725. der Fortschritt des Gedankens und „hier die Entgegenstellung des παϑεῖν gegen den im „Vorigen liegenden Gedanken des τίσασϑαι einen sol„chen Grund enthält: so kann mit dem Begriffe, an den „es sich anschliesst, auch τοι zurücktreten.“ Wenn in der sehr zweifelhaften Stelle der Choephoren πάϑομεν richtig ist, so lässt sie sich doch auch deswegen nicht hier gebrauchen, weil dort das Wort nicht zu Anfang des Satzes steht. Ein Gegensatz von παϑεῖν und τίσασϑαι müsste, wenn er bemerkt werden sollte, durch Worte ausdrücklich bezeichnet seyn. Wollte Hr. Müller sein τοι vertheidigen, so hätte er sagen sollen, es seyen zwei Gedanken verbunden: ich habe gelitten, wehe, wahrlich grosses. Von γελῶμαι sagt er sodann, „ich lasse, indem ich dieses aufnehme, den unerträglichen Gedanken stehen: ich habe den Bürgern Unerträgliches geduldet.“ Diesen Gedanken hat er, um ihn unerträglich nennen zu können, erst durch diese Uebersetzung dazu gemacht. Richtig verstanden, schwer von den Bürgern zu Büssendes ist mir widerfahren, werden ihn Andere nicht unerträglich finden. Von der Personeneintheilung heisst es S. 35.: „In dem

„kommatischen Liede V. 748. und 775. würde ich, „wenn ich auch selbst Herrn H.s Constitution des Tex-„tes gutheissen könnte, mich nie entschliessen können, „mit ihm eine so kleinliche Vertheilung der Personen „vorzunehmen, dass der zweiten Erinnys über die Hälfte „des Ganzen bleibt, dagegen die Stimme 3. ὦ δίκα, 4. στενάζω, 5. τί ῥέξω, 6. γελῶμαι, 7. δύςοιστα πολίταις ἔπαθον, 8. das Uebrige erhält." Wozu sich Hr. Müller entschliessen könne oder wolle, geht mich nichts an. Andere werden vielleicht diese Personenvertheilung sehr bewegt und kräftig finden.]

[V. 765. f. sind misverstanden:

αὐτός θ' ὁ χρήσας, αὐτὸς ἦν ὁ μαρτυρῶν,
ὡς ταῦτ' Ὀρέστην δρῶντα μὴ βλάβας ἔχειν.

Er, der geweissagt, legte selbst auch Zeugniss ab,
Nicht trage Schuld Orestes, der vollführt die That.

Der Sinn der griechischen Worte ist unstreitig der: er selbst, der die That geheissen hat, war auch Bezeuger, dass Orestes straflos seyn solle. Dass übrigens die alte Lesart αὐτός θ' ὁ θήσας in αὐτός θ' ὁ φήσας zu verändern sey, hatte Rec. schon vorlängst als durch den Scholiasten bestätigt angemerkt. Ohne den Scholiasten zu beachten, hat auch Herr Fritzsche φήσας oder πείσας vorgeschlagen.]

V. 769. ist das corrupte ἀφεῖσαι δαιμόνων σταλάγματα beibehalten, die Uebersetzung aber, „aus der Brust," drückt Wakefields Conjectur πλευμόνων aus. Ueber diesen und den folgenden Vers, in welchem αἰχμάς, die Lesart der Bücher, beibehalten ist, liessen sich noch einige Bemerkungen machen: aber da feinere Kenntniss der Gräcität und der poetischen Sprache von Herrn Müller zu verlangen eine unbillige Forderung seyn würde, so schweigt Recensent hier, wie anderwärts, über dergleichen Dinge.

In dem folgenden Chorgesange findet man zwar V.241

803. mit Recht die Lesart der Bücher *μῖσος* wieder hergestellt, aber weder die Umstellung *ἀτίετον μῖσος, φεῦ,* statt *ἀτίετον, φεῦ, μῖσος,* noch die Abtheilung der Personen kann gebilligt werden. Sie ist folgende:

1. *ἐμὲ παθεῖν τάδε.*
φεῦ.
2. *ἐμὲ παλαιόφρονα κατὰ γᾶς οἰκεῖν ἀτίετον μῖσος.*
φεῦ.
3. *πνέω τοι μένος,* 4. *ἅπαντά τε κότον.*
5. *οἶ οἶ, δᾶ, φεῦ.*
6. *τίς μ' ὑποδύεται πλευρὰς ὀδύνα;*
7. *θυμὸν ἄϊε, μᾶτερ,*
Νὺξ, ἀπὸ γάρ με τιμᾶν δαμιᾶν θεῶν
δυςπάλαμοι παρ' οὐδὲν ἦραν δόλοι.

Denn wer, der nur einige Vertrautheit mit den Tragikern besitzt, wird nicht einsehen, dass *ἐμὲ παλαιόφρονα* nicht von einer andern Person als das vorhergehende *ἐμὲ παθεῖν τάδε,* und so auch *ἅπαντά τε κότον* nicht von einer andern, als welche *πνέω τοι μένος* hatte, gesungen werden konnte? Aber Herr Müller, der in dem ganz ähnlichen Falle V. 140. das Wahre gesehen hatte, ergriff hier das Unmögliche, ohne zu bemerken, was sich jedem bei dem ersten Anblick nicht nur überhaupt, sondern besonders auch durch das den Dochmius *ἀτίετον μῖσος* unterbrechende *φεῦ* fast gewaltsam aufdrängt, dass die Interjectionen von andern Personen gesprochen werden. Die Personen sind so zu unterscheiden:

1. *ἐμὲ παθεῖν τάδε,*
2. *φεῦ.*
1. *ἐμὲ παλαιόφρονα, κατά τε γᾶς οἰκεῖν ἀτίετον*
3. *φεῦ.*
1. *μῖσος.*
4. *πνέω τοι μένος ἅπαντά τε κότον.*
5. *οἶ οἶ δᾶ.*
6. *φεῦ.*

7. τίς μ' ὑποδύεται πλευρὰς ὀδύνα;
8. θυμὸν ἄϊε, μᾶτερ
Νύξ· ἀπὸ γάρ με τιμᾶν δαμαιᾶν θεῶν
δυςπάλαμοι παρ' οὐδὲν ἦραν δόλοι.

In dem dritten Verse, der in der Vulgata ein ganz ungewöhnliches und unbekanntes Versmaass hat, war der Dochmius durch Hinzufügung des τε aus alter Lesart V. 833. herzustellen. Am Ende des Gesanges hat Hr. Müller τιμᾶν δαμιᾶν, „des Volkes Ehre," beibehalten. Aber es ist nicht einzusehen, wie die Furien hier über 242
die ihnen entrissene Verehrung des Volks klagen können, da sie die Ehren, von denen in dieser Tragödie die Rede ist, erst noch erhalten sollen: vielmehr kann der Grund dieser Beschwerde hier kein anderer seyn, als der, den sie von Anfang an wiederholen, dass ihnen das Recht, den Verbrecher zu bestrafen, genommen wird. Die ältere Lesart δαμαιᾶν giebt aber diesen Begriff, und zugleich statt eines ungebräuchlichen Versmaasses einen richtigen Dochmius. [*Im Anhange S. 35. schreibt Herr Müller: „Das Vertheilen der Interjectionen an einzelne „Personen ist gewiss sehr bedenklich; eher ist zu glau„ben, dass diese φεῦ's vom ganzen Chor intonirt worden „sind. Wendet man diess auch auf οἶ οἶ, δᾶ, φεῦ „an, und verbindet man, was man gern möchte: πνέω „τοι μένος ἅπαντά τε κότον (wo mich nur die *sylla„ba anceps* am Schlusse des ersten Dochmius zur Tren„nung der Personen bewogen hat): so würden sich „die sieben Stimmen auf fünf reduciren. Dann könnte „den vorhergehenden Gesang, den wir in drei Stimmen „theilen, das erste ζυγὸν (aber nicht in gewöhnlicher „Stellung), diesen aber der erste στίχος gesungen ha„ben." Jedermann sieht, dass Herr Müller nur etwas anderes sagen wollte, und man muss gestehen, dass ein solches ζυγὸν in nicht gewöhnlicher Stellung eben so wie der στίχος um so merkwürdigere Erfindungen sind, als Herr Müller bei dem Chorgesange V. 245. f. nach dem Kunstsinne des Alterthums und insbesondere nach

dem Styl des Aeschylus durch sieben Personen die Symmetrie und Ordnung des Ganzen für aufgehoben erklärte. „*Τιμᾶν δαμιᾶν*,“ heisst es S. 23. „geht nicht auf den „Cultus der Semnä, sondern auf die den Erinnyen, als „Verfolgerinnen der Mörder, bei allem Volke von selbst „gezollte Ehrfurcht. Diese konnte ihnen durch Orestes „Freisprechung entrissen werden.“ Diese Erklärung kann nicht Statt finden, weil kein Athener die Worte so verstanden haben würde. Hätte der Dichter das sagen wollen, so hätte er *ἀνθρώπων* oder ein gleichbedeutendes Wort setzen müssen. Herr L. Dindorf vermuthet in dem Stephanischen Thesaurus nicht übel *δαναιᾶν*, wogegen sich jedoch einiger Zweifel erheben lässt. Ferner sagt Herr Müller S. 24. „V 833. stellt Herr H. jetzt „aus dem Cod. Med. (der das *τε* indess nur V. 840. „hat) *κατά τε γᾶς οἰκεῖν* als Dochmius her. Aber entspricht „die anapästische Dipodie *κατὰ γᾶς οἰκεῖν* nicht der in V. „837 eben so einem Dochmius angehängten: *πλευρὰς ὀδύ-* „*να*?“ Diess ist wahr, allein an diesem *πλευρὰς ὀδύνα* bin ich auch stets angestossen, weil dieser Rhythmus mitten zwischen zwei Dochmien (denn auch *θυμὸν ἄϊε μᾶτερ* ist ein Dochmius) unrichtig scheint. Da ich aber keine sichere Emendation vorzubringen weiss, habe ich von diesen Worten geschwiegen.]

V. 810—812. liest man:

ὀργὰς ξυνοίσω σοι· γεραιτέρα γὰρ εἶ,
καίτοι γε μὴν σὺ κάρτ' ἐμοῦ σοφωτέρα,
φρονεῖν δὲ κἀμοὶ Ζεὺς ἔδωκεν οὐ κακῶς.

Dein Zürnen trag' ich; denn du bist die ältere.
Wiewohl jedoch du mehr als ich erfahren bist,
Doch ward der Einsicht Maass durch Zeus auch mir zu Theil.

Text und Uebersetzung lassen die Pallas doch in der That gar zu höflich sprechen: doch verbirgt die Uebersetzung einigermaassen den offenbar widersprechenden Zusammenhang, den im Originale die gebrauchten Partikeln ganz

grell hervortreten lassen. Die Partikeln zeigen, dass der Dichter schrieb:

καίτοι γε μὴν οὐ χάρτ' ἐμοῦ σοφωτέρα.

[*Nachdem Herr Müller im Anhange S. 23. von *καίτοι* gesprochen, fährt er fort: „Herr H. hat wegen dieser „Schwierigkeit die Stelle schon auf drei verschiedene „Weisen (in seiner Ausgabe, zum Viger, in der Recen- „sion) constituirt; zuletzt so, dass er (ähnlich wie Bothe) „*οὐ χάρτ' ἐμοῦ σοφωτέρα* schreibt, wobei nur die Ver- „bindung zwischen diesem Satze: Indessen bist du nicht „eben klüger als ich; und dem folgenden: klug zu seyn „aber hat auch mir Zeus nicht in schlechtem Maasse „verliehen, sich nicht recht natürlich fügen will.“ Befremdlich ist, dass Herr Müller, wie es scheint, vielleicht um dem Gedanken etwas anzuhaben, in dieser Uebersetzung *οὐ κακῶς* mit *ἔδωκεν*, und ni[illegible] wie jedermann thun wird, mit [illegible] verbunden hat. Wenn er aber das auch mir nicht recht natürlich findet, so scheint er nicht bedacht zu haben, dass in einem Satze, der eine Vergleichung anfügt, das auch sogar n[illegible]endig ist. Weiter sagt er: „Mir schien *καίτοι*, [illegible] essen, „dem Vorigen auf regelmässige Weise si[illegible] [illegible]ügen, „das Zugeständniss höherer Weisheit für di[illegible] K[illegible]nnyen „aber als erstes Glied auf eine Weise eingeschoben zu „seyn, welche der Simplicität des Aesch. wohl nicht „fremd ist. Etwa so: Ich will dein Zürnen ertragen; „denn du bist die ältere. Indessen — bist du freilich weiser „als ich —; aber Zeus hat auch mir kein geringes „Maass von Weisheit verliehen. Dies drückt meine „Uebersetzung aus.“ Im Texte steht *καίτοι γε μήν*, was nicht indessen, sondern indessen dennoch bedeutet. Die von Herrn Müller jetzt aufgestellte Art zu reden würde ironisch seyn.]

V. 823. liest Herr Müller aus eigner Conjectur:

μηδ' ἐκχολοῦσ' ὡς καρδίαν ἀλεκτόρων,

statt *ἐξελοῦσ'*. Eine solche Vermuthung trägt keine

Wahrscheinlichkeit in sich. Homers θυμοβόρος ἔρις hätte leicht auf ἐξέδουσ' führen können. Vergl. Apollonius Lex. Hom. in θυμοβόρου, und Wakefield zu Sophokles Trach. 142. Bald darauf V. 826. hätte nicht von Burges und Bothe

θυραῖος ἔστω πόλεμος, οὐ δόμοις παρών

aufgenommen werden sollen; was jedoch Hr. Müller S. 124. mit Bedenken gethan zu haben bekennt. Recht hatte er, dass die Lesart der Bücher οὐ μόλις παρὼν nicht passe: aber man begreift nicht, wie er dann dazu setzen konnte: „den edlen Streit mit dem Perserreiche verwirft Aeschylos gewiss nicht.“ Denn da die alte Lesart den Sinn giebt: „auswärtig sey der Krieg, nicht wenig nahe:“ so ist das zwar absurd ausgedrückt, aber es läge doch kein Verwerfen des Perserkrieges, sondern vielmehr eine Beziehung auf die ganz in der Nähe gefochtene Marathonische Schlacht darin. Dagegen in der
243 aufgenommenen Emendation nicht nur alle Beziehung auf den Perserkrieg wegfällt, sondern auch der sogleich folgende Vers:

ἐνοικίου δ' ὄρνιθος οὐ λέγω μάχην,

unnöthig, und, weil der Hahnenkampf schon V. 823. abgewiesen war, abgeschmackt seyn würde. Deswegen hat Rec. ἤ μόλις παρὼν geschrieben, wie der Scholiast gelesen haben muss, da er es durch οὐ μακρὰν erklärte. Eben weil der Dichter die marathonische Schlacht, auf welche Athen so stolz war, nicht verwarf, legte er der Pallas eine Weissagung dieses Kampfes mit dem bedeutungsvollen Zusatze ἐν ᾧ τις ἔσται δεινὸς εὐκλείας ἔρως, in den Mund; um aber noch bestimmter auf den Sinn der an sich zweideutigen Worte hinzuweisen, setzte er hinzu: „aber ich meine nicht einen Bürgerkrieg.“ [*Diess weiss Herr Müller im Anhange S. 24. auf eine allerdings unwiderlegliche Weise so zu widerlegen: „V. „826. behauptet Herr H. sein ἤ μόλις παρών, was „auf die Marathonische Schlacht gehen soll; Hr. Fr.

„will οὐ-μόλις παρὼν durch nicht langsam unter-„nommen erklären. Auch hier kommt das Schlechtere „zum Schlechten. Die ursprüngliche Lesart scheint noch „nicht gefunden zu seyn.]

In den Anapästen ist V. 891. geschrieben: ὁ δὲ δὴ κύρσας βαρέων τούτων οὐκ οἶδεν ὅθεν πληγαὶ βιότου ******.

Wen aber der Zorn des Gefürchteten drückt,
er weiss nicht, woher sein Leben die
Schläge betreffen.

Was die Uebersetzung sagt, steht nicht im Original, welches gar keinen Sinn giebt. Denn was soll man sich bei βαρέων τούτων denken, oder worauf dieses unverständliche τούτων beziehen? Das δὴ ist von Pauw angenommen: die Bücher haben ganz richtig ὁ δὲ μὴ κύρσας. Es ist zu verbessern:

ὁ δὲ μὴ κύρσας
βαρέων τέκτων οὐκ οἶδεν ὅθεν
πληγαὶ βιότου ****

Vermuthlich ist das fehlende Wort προςέπαισαν. Pallas sagt: „alles beherrschen die Erinnyen: und wer nicht Unheil gestiftet hat, weiss nicht woher die Schläge sein Leben treffen. Denn die Verbrechen der Vorfahren übergeben ihn diesen Göttinnen, und schweigendes Verderben vertilgt mit feindlichem Zorne auch den, der stolz sich seines Glückes rühmt.“ Die letzten Worte, von denen Herrn Müllers Führer Wellauer sehr unverständig sagt: σιγῶν δ' *Herm. Schütz. Both. contra librorum auctoritatem et sensu depravato; σιγῶν ὄλεθρος est appositio praecedentium;* sehen wir demnach so geschrieben, wie in den Büchern: τὰ γὰρ ἐκ προτέρων ἀπλακήματά νιν πρὸς τάςδ' ἀπάγει, σιγῶν ὄλεθρος, καὶ μέγα φωνοῦντ' ἐχθραῖς ὀργαῖς ἀμαθύνει, und das μέγα φωνοῦντα auf eine kaum begreifliche Weise missverstanden, indem es übersetzt ist, „so laut er auch ruft.“ Wenn überhaupt diese Worte das bedeuten könn-

ten, müsste ja dieser Uebersetzung zufolge im Originale
244 gar mit zweimaligem *καὶ* geschrieben seyn: *καὶ καὶ μέγα φωνοῦντα.* Wer diese Worte richtig versteht, und auch nur ein wenig Sinn für Poesie hat, muss das *δ'* nach *σιγῶν* unentbehrlich finden: *σιγῶν δ' ὄλεθρος καὶ μέγα φωνοῦντ' ἐχθραῖς ὀργαῖς ἀμαθύνει.* Denn das *καὶ* hier nicht für auch, sondern für und zu nehmen, heisst geradezu dem Gedanken und dem Ausdrucke desselben alle Kraft entziehen. [*Hierüber spricht Herr Müller im Anhange so S. 24. „V. 892. ist die Lesart „wegen der ausgefallenen Worte sehr dunkel. Herrn „H.'s neuer Gedanke: *ὁ δὲ μὴ κύρσας βαρέων τέ„κτων, οὐκ οἶδεν ὅθεν πληγαὶ βιότου (προσέπαισαν),* „ist zwar sinnreich, aber es ist doch an dieser Stelle „ein unstatthafter Gedanke: Wer nichts Böses verrich„tet (wenn es noch hiesse: Auch der, welcher nichts „Böses verrichtet), weiss nicht, woher die Schläge sein „Leben betreffen. Denn die Verbrechen der Vorfahren „liefern ihn den Erinnyen aus, und vernichten ihn (was „doch an Orestes nicht in Erfüllung gegangen war). — „Bei dem folgenden *μέγα φωνοῦντα* lässt sich das „auch, selbst gewiss viel leichter hinzudenken, als bei „diesem in seiner Allgemeinheit furchtbaren Satze. In „meiner Uebersetzung ist: der Gefürchteten, für: des „Gefürchteten, zu schreiben.“ Ob der Leser das auch, selbst in Hrn. Müllers Lesart so leicht hinzudenken könne, ist des Lesers Sache; aber dass *μέγα φωνοῦντα* so laut er auch ruft bedeute, hätte ihm doch vorher bewiesen werden sollen. Die Verbesserung der Uebersetzung ist nicht glücklich: denn nun nimmt Herr Müller gar das Masculinum oder Neutrum *βαρέων* für das Femininum *βαρειῶν.* Hätte der Dichter die Erinnyen gemeint, so konnte er ja *τῶνδε βαρειῶν* schreiben. Was aber die Einwürfe gegen meine Emendation betrifft, so mag ebenfalls der Leser urtheilen, ob das auch nothwendig, und der Gedanke unstatthaft ist, wenn Pallas sagt: Denn diese verwalten alles, und, hat jemand nichts verbrochen, so trifft

ihn unerwartet ein Schlag: denn der Vorfahren Verbrechen übergeben ihn diesen, und schweigendes Verderben vernichtet auch den Hoffärthigen. Dass diess übrigens an dem Orestes nicht in Erfüllung gegangen ist, bleibt auch in Herrn Müllers Uebersetzung, weil vom Orestes hier gar nicht die Rede ist.]

Befremdender*) noch als das Vorhergehende ist die 96
Behandlung der folgenden Strophe des Chors. Zuerst liest man V. 898.:

δενδροπήμων δὲ μὴ πνέοι βλάβα, τὰν ἐμὰν χάριν λέγω,
φλογμός τ᾽ ὀμματοστερὴς φυτῶν, τὸ μὴ περᾶν ὅρον τόπων.

Die alte Lesart *φλοιγμὸς* ohne *τ᾽*, das ein Zusatz von Turnebus ist, und die Construction der Worte hätte zeigen können, dass *φλογμοῖς ὀμματοστερὴς* zu lesen, und diess mit *βλάβα* zu verbinden ist. Weiter aber findet man:

μῆλά τ᾽ εὐθενοῦντα γᾶ ξὺν διπλοῖσιν ἐμβρύοις
τρέφοι χρόνῳ τεταγμένῳ, γόνος δὲ πᾶς
πλουτόχθων Ἑρμαίαν
δαιμόνων δόσιν τίοι.

Wohlgedieh'ne Schafe soll, Zwillingslämmer tragende,
Zu rechter Zeit das Land erziehn; es sey die Zucht
Heimatschatz, Triftgottheit!
Deiner Segensgabe werth.

Εὐθενοῦντα γᾶ ist von Dobree, statt *εὐθενοῦντ᾽ ἄγαν*. 97
Ein Zusatz von Herrn Müller selbst ist *δὲ πᾶς*. Etwas matteres als dieses *πᾶς* hätte schwerlich jemand ersinnen können. Aber auch an der Richtigkeit von Do-

*) Aus den Wiener Jahrbüchern Bd. LXV.

brees Emendation lässt sich sehr zweifeln, indem der Gedanke, genau betrachtet, nicht richtig zu seyn scheint. Denn die Wiesen grünen in jedem Jahre zu derselben Zeit. Johannes Auratus vermuthete daher *τέκοι*. Doch passt das nicht zu *ξὺν διπλοῖσιν ἐμβρύοις*. Wahrscheinlich schrieb der Dichter:

μῆλά τ' εὐθενοῦντ' ἄγαν
ξὺν διπλοῖσιν ἐμβρύοις
πρέποι χρόνῳ τεταγμένῳ· γόνος δὲ γᾶς
πλουτόχθων ἑρμαίαν
δαιμόνων δόσιν τίοι.

Wunderbar ist hier, wie Hr. Müller aus *ἑρμαίαν δόσιν* die Triftgottheit Hermes herausgebracht, und ihn die Archäologie hier auf eine recht bösliche Weise verlassen hat. Aber seine Führer hatten nicht gesehen, und so sah er ebenfalls nicht, dass der Dichter von ergiebiger Ausbeute der Laurischen Silberbergwerke spricht. Diese Bergwerke rühmte der Dichter auch in den Persern V. 234.:

ἀργύρου πηγή τις αὐτοῖς ἐστί, θησαυρὸς χθονός.

[*Hiergegen äussert sich Hr. Müller im Anhange S. 25. so: „V. 996. ff. wird es genügen zu erklären. *Γόνος* „(*δὲ πᾶς*, nach conjecturaler Ausfüllung) *πλουτόχθων* „*Ἑρμαίαν δαιμόνων τίοι δόσιν*, heisst: die junge Zucht „der Schafe mache Ehre der Göttergabe des Hermes „(des Gottes der Viehzucht), als das Land bereichernd. „Wer die Compositionsgesetze der Griechischen Sprache „kennt, weiss, dass *πλουτόχθων* eine adjectivische Be„deutung annehmen, und etwa landbereichernd heissen „muss. Diese wörtliche Erklärung liegt meiner Ueber„setzung zum Grunde, deren Unbeholfenheit durch die „bei dieser Stelle ihren Gipfel erreichende Schwierigkeit „der metrischen Nachbildung entschuldigt werden dürfte.", In der Note ruft Hr. Müller aus: „Wie? hier an dieser Stelle, zwischen der jungen Zucht des Viehes und

„den Geburten der Menschen die Silberbergwerke, und „als eine Gabe des Hermes, nicht des Hephästos!“ Wenn Herr Müller die Compositionsgesetze der Griechischen Sprache zu kennen zeigen wollte, hätte er nicht sagen sollen, dass *πλουτόχθων* eine adjectivische Bedeutung annehme, sondern Adjectiv sey, und *γόνος πλουτόχθων* nach der natürlichsten Erklärung so viel sey als *γόνος πλουσίας χθονός*. Dass *ἑρμαία δόσις* einen glücklichen Fund bedeute, weil es vom Glück abhängt, ob eine ergiebige Ader entdeckt werde, weshalb auch unsere Bergleute einander Glück auf wünschen, wollte vermuthlich Herr Müller nicht sehen: denn was *ἑρμαῖα* sind, ist zu bekannt, als dass er nicht hätte daran denken sollen. In gleicher Absicht sucht er die Ordnung der Gegenstände als widersinnig darzustellen. Aber wer den Text ansieht, wird das Gegentheil finden: denn in dieser Strophe werden die Gaben der Erde genannt: sie erzeugt Früchte, sie ernährt die Heerden, sie giebt unterirdische Schätze. Die Menschen, und zwar nicht die Geburten der Menschen, wie er sagt, sondern ihr Leben und Wohlseyn werden erst in dem folgenden Strophenpaare als ein neuer Gegenstand besonders behandelt.]

Aeusserst matt und zugleich auch unrichtig im Gedanken ist, was Herr Müller V. 919. aus eigner Vermuthung gesetzt hat:

νεανίδων ἐπηράτων
ἀνδροτυχεῖς βιότους δότε κύρι' ἔχοντες τὰ θνατῶν,
Μοῖραι ματροκασιγνῆται.

Die Bücher haben: *κύρι' ἔχοντες θεαὶ, τῶν Μοῖραι ματροκασιγνῆται*. Er sagt S. 184.: „Diess beruht auf einer Auslegung der Stelle V. 919. ff., nach welcher nicht von den Horen, welche gar nicht dahin passen, sondern von den Mören die Rede ist, die allein *πάντᾳ τιμιώταται θεαὶ* heissen können. *Ματροκασιγνῆται* als Basen zu nehmen, würde lächerlich herauskommen: Aeschylos setzt es für *κασιγνῆται ὁμομήτριοι*.

Noch lächerlicher wäre es, wenn die Erinnyen andere Göttinnen so bezeichneten: „ihr Göttinnen, deren Basen die Mören sind.“ Diess ist gegen den Recensenten gesagt, der bei Blümner über die Idee des Schicksals S. 71. meinte, es seyen die Horen unter dem *κύρι' ἔχοντες θεαὶ* zu verstehen, worauf auch *ἀώρους* in den unmittelbar vorausgegangenen Worten *ἀνδροκμῆτας δ' ἀώρους ἀπεννέπω τύχας* sich beziehe. Herr Müller wird etwas geschwind mit der Widerlegung fertig, wenn er sagt, die Horen passen gar nicht hierher. Man sollte doch denken, dass die Gunst der Horen den Mädchen, eben wenn sie *ὡραῖαι* sind, nichts schaden könnte um Männer zu bekommen. Zum Ueberfluss kann man den Anfang von Pindars achter Nemeischer Ode vergleichen.

98 Von grosser Flüchtigkeit zeugt ferner, dass allein die Mören sollen *πάντα τιμιώταται θεῶν* heissen können; einmal, weil ja das auch sehr gut sich von den Horen rühmen lässt, und dann, weil Rec. gar nicht daran gedacht hat, die nach *Μοῖραι* folgenden Prädicate auf die Horen zu beziehen, sondern vielmehr ausdrücklich von ihm das Gegentheil behauptet worden ist. Auch würde eben nichts Lächerliches darin liegen, wenn der Chor sagte: „ihr dieses Amt führenden Göttinnen, deren Mutterschwestern die ehrwürdigen alles beherrschenden Mören sind.“ Denn dadurch würde ja nur angezeigt, dass die verwandten Mören die Gaben der Horen begünstigen und bestätigen möchten. Auch werden mehrmals Horen und Mören verbunden. Hesiodus Theog. 901. ff. führt beide als Schwestern, Töchter des Zeus und der Themis, auf. Pausanias I. 40, 4. *ὑπὲρ δὲ τῆς κεφαλῆς τοῦ Διός εἰσιν Ὧραι καὶ Μοῖραι. δῆλα δὲ πᾶσι τὴν πεπρωμένην μόνῳ οἷ πείθεσθαι, καὶ τὰς ὥρας τὸν θεὸν τοῦτον νέμειν εἰς τὸ δέον.* Und III. 19, 4. *πεποίηται δὲ ἐπὶ τοῦ βωμοῦ καὶ ἡ Δημήτηρ καὶ Κόρη καὶ Πλούτων· ἐπὶ δὲ αὐτοῖς Μοῖραί τε καὶ Ὧραι, σὺν δέ σφισιν Ἀφροδίτη καὶ Ἀθηνᾶ τε καὶ Ἄρτεμις.* Nach dem Hesiodus würden also *ματροκασιγνῆται* nicht einmal Basen, sondern, eben wie Herr Müller nach an-

drer Vorgang erklärt, Schwestern von mütterlicher Seite bedeuten, nur dass man da nicht einsähe, warum der Dichter gerade diese Bestimmung gewählt hätte, dafern er nicht etwa einer andern Genealogie gefolgt wäre, indem ihm anderwärts *Θέμις καὶ Γαῖα πολλῶν ὀνομάτων μορφὴ μία* ist. Nicht sowohl also die genannten Gründe hätte Herr Müller anführen sollen, als, was er unterlassen hat, dass die Mören nach dem Aeschylus V. 696. ff. zu den ältern Göttern gehören, und daher sie vielmehr, als die Horen, *ματροκασιγνῆται* der Furien heissen müssen. Was nun aber Herr Müller giebt, *κύρι' ἔχοντες τὰ θνατῶν*, enthält nicht nur einen höchst unbestimmten, und daher ganz matten, sondern auch einen falschen Begriff. Denn *τὰ θνατῶν* umfasst alle menschlichen Dinge und Verhältnisse, folglich auch die, welche unter der Obhut und Herrschaft anderer Götter stehen; zugleich aber ist es unrichtig, weil die Gewalt der Mören sich nicht bloss auf die Menschen beschränkt, sondern auch über die Götter erstreckt. *Κύρι' ἔχοντες τὰ θνατῶν* kann daher Aeschylus nicht geschrieben haben, und wäre nichts Besseres zu finden, so würde doch wohl zu den Horen zurückgekehrt werden müssen. Allein man kann wohl leichter mit der Emendation fertig werden. Zuvörderst ist es allerdings an sich wahrscheinlich, dass die *ματροκασιγνῆται* die Mören sind, die auch anderwärts von dem Dichter mit den Furien verbunden werden,

Μοῖραι τρίμορφοι μνήμονές τ' Ἐρινύες.

Sodann fällt es auf, dass die Bücher nicht, wie man er- 99
warten sollte, *θεαὶ τᾶν*, sondern *θεαὶ τῶν* haben. Daher ist wohl das leichteste und natürlichste, zu schreiben:

ἀνδροτυχεῖς βιότους δότε κύρι' ἔχοντες,
θεαί τ' ὦ Μοῖραι, ματροκασιγνῆται.

So sind die Verse abzutheilen, deren zweiter offenbar ein dochmischer Dimeter ist. *Κύρι' ἔχοντες* bedurfte keines Substantivs, und darum steht das Masculinum.

Es sind die Götter, welche der Ehe vorstehen, ausser der Aphrodite besonders die V. 205. erwähnten *Ζεὺς καὶ Ἥρα τέλειοι.*

In der Antistrophe ist V. 935. ff. Wellauers ganz matte Lesart, aber noch schlechter interpungirt, beibehalten worden: *μηδὲ πιοῦσα κόνις μέλαν αἷμα πολιτᾶν δι' ὀργὰν ποινὰς ἀντιφόνους, ἄτας, ἁρπαλίσαι πόλεως.* Schon Pauw hatte eingesehen, dass *δι' ὀργὰν ποινᾶς ἀντιφόνους ἄτας* zu lesen ist.

V. 940. ist nach Wellauers unverständigem Urtheil das ungriechische *κοινοφελεῖ* beibehalten.

V. 946. ff. steht die Vulgata: *τάςδε γὰρ εὔφρονας εὔφρονες ἀεὶ μέγα τιμῶντες καὶ γῆν καὶ πόλιν ὀρθοδίκαιον πρέψετε πάντες διάγοντες.* Wellauer sagt: *ὀρθοδίκαιοι* ***Hermann. Schütz., sed causam mutationis non magis video, quam qua commoti versu sequente iidem*** *πάντως* ***pro*** *πάντες* ***dederunt, obsequente Bothio.*** *Ὀρθοδίκαιοι* giebt eine Handschrift, und eine andere *πάντως*. *Ὀρθοδίκαιον* kann vertheidigt werden, besser und leichtverständlicher aber scheint *καὶ γῆ καὶ πόλις ὀρθοδίκαιοι.* Dass man noch sagen muss, warum *πάντες* schlecht ist, ist schlimm. Man sollte doch denken, wie matt diess sey, müsse jedem einleuchten. Herr Müller hat in der Uebersetzung weder *πάντες* noch *πάντως* ausgedrückt.

V. 957. ff. liest man: *χαίρετε χ' ὑμεῖς· προτέραν δέ με χρὴ στείχειν θαλάμους ἀποδείξουσαν· πρὸς φῶς ἱερὸν τῶνδε προπόμπων ἴτε, καὶ σφαγίων τῶνδ' ὑπὸ σεμνῶν κατὰ γῆς σύμεναι,* u. s. w. Wellauer sagt sehr unverständig: *δ' ἐμὲ* ***Wakefield. [illegible]. Hermann. Schütz., sed causam non video.*** Ihm folgt Herr Müller. Dass aber auch die Interpunction falsch ist, hätte schon das strophische System, noch mehr aber der ganze Sinn der Rede und die Wortstellung zeigen sollen. Erst nach *προπόμπων* war zu interpungiren.

V. 968. ist mit Boissonade geschrieben:

χαίρετε, χαίρετε δ' αὖτ', ἐπιδιπλοίζω.

So ist nicht geredet worden. *Αὖθις* war nicht zu ändern, und *ἐπιδιπλοΐζω* ist fehlerhaft wegen der Production der dritten Sylbe. Wenn in der Strophe statt *αἰ-* 100
σιμίαις geschrieben wurde *αἰσιμίαισι*, so hätte sich von selbst die richtige Lesart ergeben:

χαίρετε, χαίρετε δ', αὖθις ἐπανδιπλοΐζω.

V. 982. Herr Müller sagt S. 176. ff.: „Die Grammatiker (Harpokration, Photios, Suidas, nebst dem Argument zu Aeschylos Eumeniden) geben daher selbst „als Inhalt der Aeschyleischen Tragödie an, dass die „Erinnyen sich in Eumeniden verwandelten. Man hat „deswegen auch nach V. 982. eine Lücke angenommen, so dass an dieser Stelle Athena die Erinnyen „Eumeniden genannt habe. Von einer solchen Lücke „ist aber keine Spur, und der Gedanke, welcher eingeschoben sey, würde dort allen Zusammenhang zerstören.“ Diess ist wieder nach Wellauer gegen den Recensenten gesagt, der so wenig von seiner Behauptung abgehen kann, dass er sich vielmehr wundern muss, solche Gründe als Widerlegung angeführt zu sehen, zumal da Herr Müller gleich S. 177. selbst sagt: „Die Verwandlung der Erinnyen in die Eumeniden gehörte wesentlich in Griechenland zur Orestessage.“ Dass von einer Lücke keine Spur sey, ist ein Machtspruch, den Sprache und Sinn sogleich widerlegen. Die Worte lauten so:

ὄμμα γὰρ πάσης χθονὸς
Θησῇδος ἐξίκοιτ' ἄν, εὐκλεὴς λόχος
παίδων, γυναικῶν, καὶ στόλος πρεσβυτίδων·
φοινικοβάπτοις ἐνδυτοῖς ἐσθήμασι
τιμᾶτε, καὶ τὸ φέγγος ὁρμάσθω πυρός.

Nicht nur fehlt hier eine Verbindungspartikel, sondern auch das nackte *τιμᾶτε*, das Herr Müller doch mit Beispielen hätte rechtfertigen sollen, zeigt schon unwidersprechlich eine Lücke an. Aber eben das thut auch der Sinn. Denn warum werden als Begleiter der Fu-

rien bloss Kinder, Frauen und bejahrte Mütter, nicht aber auch Jünglinge, Männer und Greise genannt? Besteht das ὄμμα πάσης χθονὸς Θησῆδος bloss in Frauen? Herr Müller will es so haben: darum schreibt er S. 180.: „An die zahlreiche Dienerschaft des Tempels der „Pallas schlossen sich andere Frauen, so wie Mädchen „und Greisinnen an (981.), wobei man die Erwähnung „von Männern ohne Grund vermisst hat; Frauen waren „bei diesem Cult immer besonders thätig, wie auch Kal-„limachos in einem berühmten und vielbesprochenen Epi-„gramm (Schol. Oed. Col. 489.) die Frauen aus dem „Geschlechte der Hesychiden als die bezeichnet, welche „als öffentliche Priesterinnen den Eumeniden ihre wein-„losen Spenden und Opfer darbrachten.“ Ist diess ein Beweis, dass die Männer an der Feierlichkeit keinen Antheil hatten? Das Scholion zum Sophokles, in welchem Herr Müller zu Leake's Topographie von Athen
101 S. 455. richtig Κυλώνειον hergestellt hat, ist so zu schreiben: τοῦτο ἀπὸ τῆς δρωμένης θυσίας ταῖς Εὐμενίσι φησί· μετὰ γὰρ ἡσυχίας τὰ ἱερὰ δρῶσι. καὶ διὰ τοῦτο οἱ ἀπὸ Ἡσύχου θύουσιν αὐταῖς, καθάπερ Πολέμων ἐν τοῖς πρὸς Ἐρατοσθένην φησὶν οὕτω· „τὸ δὲ τῶν εὐπατριδῶν γένος, ὃ μετέχει τῆς θυσίας ταύτης.“ εἶτα ἑξῆς· „τῆς δὲ πομπῆς ταύτης Ἡσυχίδαι, ὃ δὴ γένος ἐστὶ περὶ τὰς σεμνὰς θεάς, καὶ τὴν ἡγεμονίαν ἔχει. καὶ προθύονται πρὸ τῆς θυσίας κριὸν Ἡσύχῳ, ἥρῳ τοῦτον οὕτω καλοῦντες διὰ τὴν εὐφημίαν· οὗ τὸ ἱερόν ἐστι παρὰ τὸ Κυλώνειον ἐκτὸς τῶν ἐννέα πυλῶν.“ καὶ Ἀπολλόδωρος δὲ ἐν τῇ περὶ θεῶν ιζ'. περὶ τοῦ τῶν Ἡσυχιδῶν γένους καὶ τῆς ἱερᾶς (Bentley schrieb ἱερείας: indessen könnte auch πομπῆς ausgefallen seyn) φησί· καὶ Καλλίμαχος

„νηφάλιαι καὶ τῇσιν ἀεὶ μελιηδέας ὄμπας
λήτειραι καίειν ἔλλαχον Ἡσυχίδες.“

Hieraus folgt bloss, dass die Vorsteherinnen des Opfers aus dem Geschlecht der Hesychiden waren, weil dieses Geschlecht die Hegemonie hatte. Aber schon diese He-

gemonie weist klar auf den Antheil anderer Leute hin, und dass an dem festlichen Aufzuge das männliche Geschlecht keinen Theil gehabt hätte, ist nirgends angedeutet. Vielmehr finden wir *ἱεροποιοὺς* der Eumeniden, welche aus den gesammten Athenern ausgewählt wurden, mehrmals erwähnt: s. die Interpreten zu Demosthenes gegen Meidias zu S. 552, 6. Ja Herr Müller selbst war von der Unrichtigkeit seiner Behauptung überzeugt, stellte aber das Wahre, um nur die Lücke im Aeschylus verwerfen zu können, ganz in Schatten, indem er bloss in der Note sagt: „Indessen waren doch nach Philon *quod omn. prob. liber* §. 20. Männer und Frauen „(aber immer nur freie) bei dieser Pompe beschäftigt.“ Es ist der Mühe werth, diese schon von Casaubonus zum Athenäus S. 305. benutzte Stelle an das Licht zu ziehen, um zu zeigen, wie man um den Schein des Rechts zu haben, die klarsten Zeugnisse ins Dunkel stelle. Philo schreibt: *διό μοι δοκοῦσιν οἱ τῶν Ἑλλήνων ὀξυδερκέστατοι διάνοιαν Ἀθηναῖοι — τὴν ἐπὶ ταῖς σεμναῖς θεαῖς πομπὴν ὅταν στέλλωσι, δοῦλον μηδένα προςλαμβάνειν τὸ παράπαν, ἀλλὰ δι᾽ ἐλευθέρων ἕκαστα τῶν νενομισμένων ἀνδρῶν τε καὶ γυναικῶν ἐπιτελεῖν, καὶ οὐχ οἵων ἂν τύχῃ, ἀλλὰ βίον ἐζηλωκότων ἀνεπίληπτον. ἐπεὶ καὶ τὰ πρὸς τὴν ἑορτὴν πέμματα τῶν ἐφήβων οἱ δοκιμώτατοι σιτοποιοῦσι, πρὸς εὐδοξίας καὶ τιμῆς, ὅπερ ἔστι, τὴν ὑπηρεσίαν θέμενοι.* Wenn also Jünglinge und Männer eben so gut wie Frauen bei dem Feste beschäftigt waren, sollte Aeschylus, weil es Hrn. Müller so beliebt, das ganze männliche Geschlecht nicht der Rede werth gefunden, und gar nicht zu der Blüthe der ganzen Stadt, welche ausziehen soll, gerechnet haben? Ja sollte er es
gar gerade hier, wo es am wenigsten übergangen wer- 102
den konnte, ausgeschlossen haben, da er es oben V. 818. in den Worten *παρ᾽ ἀνδρῶν καὶ γυναικείων στόλων* bestimmt bezeichnet hat? Durch diese Worte widerlegt ja der Dichter selbst Hrn. Müllers das Alterthum nach Belieben gestaltende Behauptung. — Zweitens sagt Hr.

Müller, der Gedanke, die Erinnyen seyen von der Pallas Eumeniden genannt worden, zerstöre allen Zusammenhang. Aber es fehlt ja eben der Zusammenhang: und wer, der mit einiger Besonnenheit spricht, kann von einem Gedanken, von dem man, eben weil er fehlt, nicht wissen kann, wie er ausgedrückt war, sagen, er zerstöre allen Zusammenhang? Hier aber liegt es klar am Tage, dass Zusammenhang eben erst durch diesen Gedanken hervorgebracht wird. Pallas muss ja schon der Sache nach sagen: „ziehet aus, alle Edelsten der Stadt, Mädchen, Frauen, bejahrte Mütter, Jünglinge, Männer und Greise; und die Göttinnen, die sich der Stadt nicht mehr feindlich, sondern gnädig zeigen, verehret fortan wegen dieser Huld unter dem Namen Eumeniden.“ Hierzu kommt nun noch das von Herrn Müller ganz willkürlich verworfene Zeugniss der Grammatiker, die ausdrücklich bemerken, Aeschylus habe in dieser Tragödie gesagt, die Erinnyen seyen von der Pallas Eumeniden benannt worden. Am klarsten und bestimmtesten zeigt das besonders das Argument der Eumeniden; Ὀρέστης ἐν Δελφοῖς περιεχόμενος ὑπὸ τῶν Ἐριννύων βουλῇ Ἀπόλλωνος παρεγένετο εἰς Ἀθήνας εἰς τὸ ἱερὸν τῆς Ἀθηνᾶς· ἧς βουλῇ νικήσας κατῆλθεν εἰς Ἄργος. τὰς δὲ Ἐριννύας πραΰνασα προσηγόρευσεν Εὐμενίδας. Ja es wäre ganz ungereimt und gar nicht denkbar, dass der Dichter diesen Namen, der eben von der Versöhnung der Furien hergenommen ist, in einer Tragödie, die ganz diesem Gegenstande gewidmet war, unerwähnt gelassen hätte, zumal da er, wie überhaupt die Tragiker, sehr gern Ableitungen von Benennungen aufstellt, und die Sage von Entstehung dieser Benennung auch anderwärts, wo Orestes gesühnt worden seyn soll, gefunden wird, wie Herr Müller selbst S. 149. bemerkt. Endlich woher kam es denn, dass das Stück des Dichters Εὐμενίδες und nicht Ἐριννύες genannt wurde, als weil, wie Sophokles (Oed. Col. 42.) sagt:

τὰς πάνθ᾽ ὁρώσας Εὐμενίδας ὅ γ᾽ ἐνθάδ᾽ ἂν εἴποι λεώς νιν.

Auch der Scholiast führt dort die Sage an, dass der
Name von dem Gericht des Orestes komme. Aber selbst
den Namen des Stücks kann Herr Müller seiner Behaup-
tung zu Liebe nicht unangetastet lassen, sondern bezwei-
felt S. 177. dass Aeschylus selbst das Stück *Εὐμενίδες*
genannt habe, besonders auch weil die Furien ja die
Erinnyenmaske bis ans Ende behalten. So unwürdiges
Spiel treibt er mit dem Alterthum, und muthet uns zu, 103
zu glauben, die Namen, welche die Dichter ihren Stü-
cken gaben, seyen — von wem denn? und warum denn?
— nachmals abgeändert worden, bloss weil es ihm nicht
beliebt, eine Lücke zuzugestehen. [*Sehr weitläuftig
schildert Hr. Müller S. 27. des Anhangs den Zug so, wie er sich
vorstellt, dass er beschaffen seyn müsse. Ich will nur
auf einen Irrthum darin aufmerksam machen, den auch
Herr Fritzsche theilt, dass die Pallas den Zug anführe.
Der Zug geht auf der Orchestra vor sich, und die Pal-
las, die auf der Bühne ihren Platz hat, geht von dieser
ab, nachdem sie dem Chor Lebewohl gesagt hat, um,
wie sie angiebt, vorauszugehen und den Erinnyen ihre
Wohnungen, wenn sie mit dem Fackelzuge kommen wer-
den, anzuweisen. Das ist nicht beachtet worden, ob-
gleich es ganz klar V. 957. gesagt ist:

χαίρετε χὐμεῖς· προτέραν δ' ἐμὲ χρὴ
στείχειν θαλάμους ἀποδείξουσαν
πρὸς φῶς ἱερὸν τῶνδε προπομπῶν.

Von dem Zuge selbst spricht Herr Müller jetzt etwas nachgebender: „Dieser Zug muss, nach dem Zusammen- „hange, wenigstens zum Theil aus den Dienerinnen der „Pallas bestehen; ob allein daraus, kann nicht mit Si- „cherheit geschlossen werden.“ Allein zur Vertheidigung seiner Ableugnung einer Lücke schreibt er: „Wenn man „aber bemerkt, dass in dieser Stelle die Rede der Athena „in eine lebhafte Anrede übergeht, und zweitens, dass „die Propompen, von denen bisher in der dritten „Person die Rede war, hier zum erstenmal angeredet „werden, wird man den Mangel einer anknüpfenden Par-

cten als unsicher bezeichnet, und allerdings dürfte hier der Sitz des Fehlers zu suchen seyn. Auch erwartet man statt des zu allgemein ausgedrückten περίσεπται (Aeschylus hätte wohl περίσεπτοι geschrieben) etwas Bestimmteres; und da hier immer die Fackeln als etwas Auszeichnendes hervorgehoben werden, ist es sehr wahrscheinlich, dass auch in diesen Worten darauf angespielt wurde. In den beiden folgenden Strophen hat Hr. Müller das hergebrachte λαμπάδι τερπόμεναι· καθ' ὁδὸν δ' ὀλολύξατε beibehalten, und sodann geschrieben:

σπονδαὶ δ' ἐςτόπαν ἔνδαδες οἴκων.
Παλλάδος ἀστοῖς ὁ Πανόπτας
οὕτω Μοῖρά τε συγκατέβα·

Boissonade hatte schon richtig eingesehen, dass τερπόμεναι καθ' ὁδὸν zu verbinden, und das δ' zu streichen ist. Λαμπάδι entspricht dem Versmaasse nicht genau. Ἐςτόπαν als Daktylus streitet mit der attischen Prosodie. Ὁ Πανόπτας, was mit Bothe statt Ζεὺς παντόπτας gesetzt ist, kann hier, am Ende des Gesanges, durchaus nicht gefallen, wo es schicklich war, den Namen selbst des obersten der Götter zu setzen. Andere Fehler in dem Texte sind noch ἵλαοὶ δὲ καὶ εὐθύφρονες γᾶ, wahrscheinlich eine Emendation von Triklinius, um die fehlende Sylbe zu ergänzen: ingleichem der Mangel einer Sylbe in dem folgenden Verse. Betrachtet man nun den ganzen Gesang, so ergiebt sich, dass, wenn Herr Müller S. 99. zu verstehen giebt, dass er den Sinn desselben richtig aufgefasst habe, das sich ganz anders verhält,
104 und er vielmehr die Einrichtung des Gesangs gar nicht begriffen hat. Ein wenig Aufmerksamkeit hätte zeigen können, dass auch in diesem Gesange zwei Stimmen, um einstweilen diesen Ausdruck zu gebrauchen, unterschieden werden müssen, davon die eine an die Eumeniden, die andere, welche den Endvers von jeder Strophe singt, an das Volk gerichtet ist. Es liesse sich nun zwar denken, dass der gesammte Chor der Begleiter selbst seinen an die Eumeniden gerichteten Gesang durch die in den

Endversen zu dem Volke gesprochenen Worte unterbräche. Doch ist das nicht sehr wahrscheinlich, sondern es lässt sich vielmehr glauben, dass nur einige Stimmen, die Priesterinnen vielleicht und *ἱεροποιοί*, die Eumeniden anreden; die übrige Schaar aber diesen Gesang durch die Endverse unterbricht und beschliesst. Der ganze Gesang hat demnach vermuthlich so gelautet:

A. βᾶτε, δόμῳ μεγάλαι φιλότιμοι
Νυκτὸς παῖδες ἄπαιδες, ὑπ' εὐθύφρονι πομπᾷ
B. εὐφαμεῖτε δέ, χωρῖται.
A. γᾶς ὑπὸ κεύθεσιν ὠγυγίοισιν
τιμαῖς καὶ θυσίαις πυρισέπτορι τύχᾳ τε.
B. εὐφαμεῖτε δὲ πανδαμί.
A. ἵλαοι δὲ καὶ τᾷδ' εὔφρονες γᾷ
δεῦρ' ἴτε, σεμναί, σὺν πυριδάπτῳ
λάμπᾳ τερπόμεναι καθ' ὁδόν.
B. ὀλολύξατε νῦν ἐπὶ μολπαῖς.
A. σπονδαὶ δ' ἐς τὸ πᾶν ἐνδᾷδες οἴκων
Παλλάδος ἀστοῖς. Ζεὺς ὁ πανόπτας
οὕτω Μοῖρά τε συγκατέβα.
B. ὀλολύξατε νῦν ἐπὶ μολπαῖς.

So erst macht dieses Schlusslied nicht nur ohne Störung, sondern auch mit gehöriger Regelmässigkeit in wohlgewählten kräftigen Rhythmen den einfachen erhabnen Eindruck, den Herr Müller rühmt.

Diess ist, was Recensent über Herrn Müllers Behandlung des Textes zu sagen hatte. Wenn er überall nur Veranlassung zur Misbilligung fand, so wird der Leser gesehen haben, ob mit Grund getadelt worden. Wo sich gute Veränderungen der gewöhnlichen Lesart finden, war darüber nichts zu sagen, weil dieselben, wie das dem Texte folgende Verzeichniss der Abweichungen von Wellauers Ausgabe beweist, nicht von Herrn Müller herrühren. Zwar wollte Herr Müller, wie bereits erwähnt worden, keine neue Recension geben: da er aber doch sowohl durch Veränderung des Textes als durch Interpretation in das Geschäft der Philologen von Pro-

fession eingegriffen hat: so musste seine Arbeit auch wie die eines Philologen von Profession beurtheilt werden.

Wir kommen nun zu den erläuternden Abhandlun-
105gen, welche Hr. Müller für die Hauptsache des Buches angesehen wissen will. Diese sollen die „tieferen Fra-„gen an das Alterthum, als Notengelehrsamkeit zu be-„antworten im Stande ist, und das Verständniss des Ge-„dankenzusammenhanges und Plans“ enthalten. Die Notengelehrsamkeit sucht das Alterthum aus richtig verstandenen, wohlgeprüften Zeugnissen der Schriftsteller, aus vorsichtiger Anwendung alter Denkmäler anderer Art, und aus folgerechten, auf sicherm Grunde ruhenden Schlüssen kennen zu lernen. Man sollte denken, diess wäre der rechte Weg und der einzige. Allein da sie damit nicht im Stande seyn soll, jene tieferen Fragen zu beantworten, so scheint es, dass das „neue Geschlecht,“ welches diess vermag, andere Erkenntnissquellen besitze. Nun lässt sich aber, ausser dem Gegentheil der angegebenen, d. i. ausser misverstandenen und ungeprüft angenommenen Zeugnissen, leichtsinniger und unkritischer Anwendung alter Denkmäler, unlogischen und auf Einbildungen beruhenden Schlussfolgen, nur noch eine durch Inspiration eingegebene unmittelbare Anschauung des Alterthums denken, welche diesem neuen Geschlechte zu Theil worden sey. Da diese etwas ganz Subjectives ist, und also nur von dem für wahr erkannt werden kann, der so glücklich ist ihrer theilhaftig zu seyn: so giebt es für andere Leute entweder gar kein Princip der Beurtheilung dessen, was zur Beantwortung jener tieferen Fragen vorgebracht wird, oder man ist genöthigt wieder zu denselben Erkenntnissquellen zurück zu kehren, deren sich auch die Notengelehrsamkeit bedient. Denn sonst müsste, wer von einer solchen divinatorischen Beantwortung nicht überzeugt würde, ihr eine andere Divination entgegensetzen. Das gäbe aber einen nie zu entscheidenden Glaubensstreit, in welchem jede Partei nur zu sagen wüsste, sie glaube weil sie glaube. So mögen denn, weil es nicht anders möglich ist, Herrn Mül-

lers Abhandlungen nach den Regeln der Notengelehr-
samkeit geprüft werden. ' Sie sind offenbar akademische
Vorlesungen über Archäologie in Beziehung auf die Tra-
gödie. Daher wird denn auch vieles mit grosser Weit-
läuftigkeit abgehandelt, was theils schon jedem nicht Un-
unterrichteten hinlänglich bekannt war, theils nur in sehr
entfernter Verbindung mit den Eumeniden des Aeschylus
steht. Anderes war schon in andern Schriften von Hrn.
Müller vorgetragen. Zu wünschen wäre es, dass das
Publikum nicht zum Theil allbekannte Sachen, und we-
nigstens nicht alles in der Breite des mündlichen Vor-
trags erhalten hätte. Dann würden die mancherlei guten
und schätzbaren Beobachtungen, Bemerkungen und Aus-
einandersetzungen besser hervortreten. Doch wir nehmen
das Gegebene, und betrachten es näher.

Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit der äus-
sern Darstellung der Eumeniden, und beginnt mit der 106
Frage, wie viel Personen Aeschylus zu seiner Tetralogie
von dem Choragen Xenokles erhalten habe. Die gewöhn-
liche Meinung, dass der Chor in allen vier Stücken von
denselben Leuten gegeben worden sey, sucht Hr. Müller
zu widerlegen. Der Eingang dieser Widerlegung ent-
hält bloss rhetorische Argumente, die zwar blenden kön-
nen, aber keine Kraft haben. Damit es nicht scheine,
als wolle sie Rec. durch veränderte Darstellung schwä-
chen, setzt er Herrn Müllers eigne Worte her: „Wie?
„dieselben Personen, welche doch durchaus keine beson-
„ders gebildeten Künstler waren, wie die Hauptschau-
„spieler der Bühne, sondern Leute aus dem Volke, bei
„denen nur die gewöhnliche Jugendbildung eines Athe-
„ners vorausgesetzt werden konnte, sollten alle die man-
„nigfachen Figuren (σχήματα) so vieler langen Tänze
„— und man weiss, dass gerade den ältesten Tragikern
„Tanzkunst Weisen verlieh so mannigfach,
„als in der Sturmnacht das unermessliche
„Meer schäumende Wogen erregt — sollten alle
„die in der ältern Tragödie dreifach und vierfach zusam-
„mengehängten Reihen oder Ketten von Liedern, welche

„im Agamemnon, den Choephoren, Eumeniden und noch „einem Satyrdrama vorkommen, wohl eingeübt und im „Gedächtniss behalten, und dieselben Personen auch gleich „geschickt gewesen seyn, Greise, sanfte Frauen, Furien „und muthwillige Satyrn in Gesang und Tanzfiguren aus„zudrücken? Und woher dann die unermüdliche Kraft, „die Bewegungen, die auch bei dem tragischen Feiertanz „(ἐμμέλεια), wie wir wissen, in Sprung und Schwung „nicht selten heftig, gewaltsam und von einer gewissen „alterthümlichen Schroffheit waren, und zugleich die An„strengung der Stimme, indem damals bekanntlich Ge„sang und Tanz noch eng verbunden waren, durch alle „vier Stücke hindurch auszuhalten: woher endlich auch „die Zeit, bei dem Zusammendrängen so vieler Tragö„dien in die kurze Festzeit, zwischen den Stücken Greise „auf gehörige Weise in trauernde Frauen, Frauen in „Erinnyen, und diese zuletzt in Satyrn umzukleiden?“ — Eine solche Rede mag in einem akademischen Hörsaale wohl imponiren, während sie angehört wird. Repetirt aber der Zuhörer das Gehörte, und fragt sich, was er denn eigentlich gehört habe: so wird er in diesen vielen Worten nur drei Gründe finden. Bei dem ersten, welcher von der nicht das Gewöhnliche übersteigenden Bildung der Choreuten hergenommen ist, wird ihm einfallen, dass bei lebhaften Völkern auch unserer Zeit künstliche Tänze mit bewundernswürdiger Gewandtheit auch von übrigens ungebildeten Leuten aufgeführt werden; und erinnert er sich gar noch mancher Stellen bei den griechischen Schriftstellern, insbesondere aus Lu-
107 cians Schrift περὶ ὀρχήσεως: so wird er auf dieses Argument gar nichts geben, zumal wenn er auch weiss, dass die Choreuten von dem χοροδιδάσκαλος sehr eingeübt wurden. Bei dem zweiten Grunde, der die unermüdliche Kraft in den Bewegungen, die Anstrengung der Stimme, und die Unzulänglichkeit des Gedächtnisses nennt, wird er bedenken, dass der Chor ja nicht das ganze Stück hindurch tanze und singe, sondern das nur in langen, hinlängliche Ruhe gewährenden Zwischenräumen,

die meistens durch ganze Acte von einander getrennt sind, thue; [auch dass es mit dem angeblichen „wie wir wissen“ sehr misslich aussehe, da die meisten Chöre aus Greisen oder Frauen bestehen, die eben nicht sehr durch Sprung und Schwung dürften ermüdet worden seyn;] ingleichen dass dem Gedächtnisse im Nothfalle ja auch ein Souffleur, ὑποβολεύς, zu Hülfe kommen konnte; auch wird ihm einfallen, dass das Geschäft des Schauspielers, zumal da dieser oft mehrere Rollen in demselben Stücke zu spielen hatte, weit anstrengender war, und dennoch Polus in vier Tagen acht Tragödien, und zwar im siebenzigsten Jahre seines Alters, gegeben hat: s. Plutarch *an seni ger. resp. c.* 3. S. 785. *B.* Noch weniger wird er die angegebene grosse Anstrengung in den Bewegungen so erstaunenswürdig finden, wenn er in einer der nächsten Vorlesungen (S. 95.) ziemlich das Gegentheil hört, dass Hr. Müller den Chor in den Stasimis, gerade dem Hauptstücke seiner Beschäftigung, seinen Platz gar nicht verlassen, sondern bloss die einzelnen Choreuten bei einander vorübergehen, und ihre Stellen wechseln lässt. Endlich den dritten Grund, dass es an Zeit zum Umkleiden fehle, wird er sogleich ganz für nichtig erkennen, da doch zwischen den Stücken eine Pause gemacht werden musste, und funfzehn Leute nicht mehr Zeit brauchen sich umzukleiden, als ein einziger Mensch, was der Schauspieler oft mitten im Stücke thun musste.

Doch Herr Müller giebt diess nur als Einleitung zu Gründen entscheidenderer Art. Von solchen wird zuerst angeführt, dass in den Stücken des Aeschylus ausser dem eigentlichen Chor fast durchgängig Personen in bedeutender Zahl vorkommen, die nicht Schauspieler, auch nicht eigentlich Choreuten sind, aber doch mit diesen offenbar grosse Aehnlichkeit haben. Der Hörer oder Leser, der die Tragödien des Aeschylus kennt, erstaunt. Allein er erfährt nun, dass diese Personen von bedeutender Zahl in der vorliegenden Trilogie, im Agamemnon die Dienerinnen sind, die den Teppich ausbreiten; in

den Choephoren die in der letzten Scene wirklich und leibhaftig erscheinenden Furien; in den Eumeniden der Zug der Areopagiten und Geleiterinnen am Schlusse des Stückes. Darüber erstaunt man nun noch mehr, entdeckt aber auch sogleich, dass Herr Müller, um seinen Einfall, [auf den er wohl nur durch das gekommen ist, was Kolster *de parabasi* S. 19. f. geschrieben hat,] durchzuführen, gesucht habe, wo er die verlangten vielen Personen ausser dem regelmässigen Chore in dem Agamemnon und den Choephoren auftreiben könne. Die
108 Dienerinnen im Agamemnon sind keines Wortes werth. Das sind ein Paar Statisten, wie jedesmal Könige oder Königinnen mit ein Paar Dienern oder Dienerinnen erscheinen. Es bleibt also nur noch das wirkliche Erscheinen der Furien in den Choephoren übrig. Wir wollen sehen, wie bündig der Beweis ist, der dafür S. 73. aufgestellt wird. „Es ist wahr, der Chor der Choephoren „sieht die Erinnyen, von denen Orestes spricht, nicht, „woraus man geschlossen hat, dass sie überhaupt nur in „der Einbildung des Orestes vorhanden gewesen: ein „Gedanke, welcher nach meiner Meinung den ganzen „poetischen und religiösen Zusammenhang der Trilogie „auf das Gefährlichste angreift und zu zerstören droht. „Denn wahrhaftig waren nach Aeschylos Idee die Erin„nyen hier, wo sie Orestes zuerst schaut, eben so real „vorhanden, wie da, wo sie ihn nach Delphi und Athen „verfolgen; und es hiesse alle Wahrheit des poetischen „Gebildes geflissentlich vernichten, wenn Aeschylos die„selben Wesen, die er hernach als wirklich und wahr„haft daseyend vorführen wollte, ja auf deren Daseyn „der Zusammenhang des ganzen folgenden Stückes gebaut ist, „hier im Voraus als eine blosse Einbildung, als ein Phan„tom eines kranken Gehirns, wie es ungefähr Euripides „thut, behandelt hätte. Solcher Misgriffe war unter al„len Dichtern Aeschylos am wenigsten fähig. Wer die „Erinnyen hier nicht mit Augen sah, dessen Augen, be„haupten wir, mussten sie auch im Verfolg unerkennbar „bleiben.“ Die letzten Worte scheinen dem Recensen-

ten keinen verständlichen Sinn zu haben. Aber Herr
Müller ereiferte sich, weil es mit dem Beweise nicht recht
fort wollte. Die Logik, nach welcher hier geschlossen
wird, ist allerdings sehr seltsam. Wenn die Furien dem
Orestes nicht wirklich erscheinen, soll der ganze poeti-
sche und religiöse Zusammenhang der Trilogie auf das
Gefährlichste bedroht werden. „Denn" — nun ist man
gespannt, den Grund zu vernehmen: aber was vernimmt
man? „denn wahrhaftig waren sie real vorhanden." Das
ist ja aber nur die Wiederholung des Ausspruchs, aber
kein Grund für die Richtigkeit desselben. Doch es kommt
etwas, was ein Grund seyn soll, aber nicht mit einem
„denn," sondern mit „und" angehängt: „und es hiesse
alle Wahrheit des poetischen Gebildes vernichten" u. s. w.
Vernichtet würde die Wahrheit des poetischen Gebildes
werden, wenn die Furien erst dem Orestes wirklich er-
schienen wären, hernach aber von ihm bloss in der Ein-
bildung gesehen würden; nicht aber umgekehrt. Denn
das wird doch Jedermann für ein recht ächt poetisches
Gebilde erkennen, dass die Furien dem Orestes im Gei-
ste erscheinen, dem Chore aber und den Zuschauern un-
sichtbar sind: was einen höchst furchtbaren Eindruck
auf die Zuschauer machen musste. Zugleich wird jeder-
mann darin wohl auch nur eine zweckmässige Vorberei- 229
tung des wirklichen Erscheinens der Furien wahrnehmen.
Nicht wird, wie Herr Müller meint, etwas Wirkliches in
eine blosse Einbildung verwandelt, sondern vielmehr geht
die Ahnung des Wirklichen dem Hervortreten desselben
als eines Wirklichen voraus. Euripides muss, weil er
ebenfalls that, was poetisch ist, sich tadeln lassen, und
Aeschylus soll eines solchen Misgriffs gar nicht fähig
gewesen seyn. Ist vielleicht auch das Gespenst des Ar-
gus im Prometheus wirklich auf der Bühne aufgetreten?

Doch Herr Müller hat noch andere Argumente.
„Aber zum Glück für Manche, welche nur glauben, was
„sie äusserlich bezeugt sehen, es steht auch geschrieben,
„dass es so ist. Wenigstens meldet Pollux, dass die
„Erinnyen der Tragödie (und an welches Stück hat man

„es näher zu denken als an Aeschylos Trilogie?) durch „eine Art von Fallthüren (ἀναπιέσματα), welche bei „der Treppe von der Orchestra nach den Schausitzen „hinauf (ἀναβαθμοί) angebracht waren, gleichsam aus „der Unterwelt emporgehoben wurden (IV. 132. vgl. „121.) Nun ist aber der Schluss der Choephoren der „einzige Zeitpunkt, in welchem die Erinnyen, als aus „der Unterwelt kommend, gedacht werden können und „müssen; beim Beginne des folgenden Stückes sind sie „schon lange auf der Oberwelt, sie haben den Orestes „bereits von dem väterlichen Hause in Argos hinweg nach „Delphi gejagt. Folglich bezeugt Pollux auf indirecte „Weise das hier Behauptete: dass der Erinnyenchor auch „schon neben dem Chor der Choephoren die Orchestra „betrat. Zugleich erklärt er gewissermaassen das Nicht- „sehen des Chors; jene Fallthüren lagen, seiner Angabe „zufolge, im Rücken des der Bühne zugekehrten Chors; „indessen mögen wohl noch besondere Vorrichtungen hin- „zugekommen seyn, um zu bewirken, dass der Platz, „auf welchem die Erinnyen erschienen, nicht von der „Ebene der Orchestra, sondern nur von den erhöhten „Standpunkten der Bühne und der Schausitze aus gesehen „werden konnte.“ So drohend auch für die Ungläubigen das „es steht geschrieben“ auftritt, so kleinlaut klingt doch sogleich das „wenigstens meldet Pollux,“ und giebt keine gute Vorbedeutung für die Haltbarkeit des Beweises. Wir wollen sehen. Er besteht aus folgenden Sätzen: 1) Pollux meldet, dass die Furien in der Tragödie durch Fallthüren emporgehoben werden. 2) Man hat dabei zunächst an die Trilogie des Aeschylus zu denken. 3) Der Schluss der Choephoren ist der einzige Zeitpunkt, wo die Furien aus der Unterwelt kommen können — und müssen. (Müssen? durch dieses Wort wird ja wieder das zu Beweisende als schon bewiesen angenommen. Durch solche Zwingworte, an Stellen, wo ein wirklich fester Beweis derselben nicht bedarf, verräth sich
110 allemal das Gefühl, dass der Beweis keine Kraft habe).
4) Folglich beweist Pollux indirect einen Chor neben

den Choephoren. Gleich zwischen dem ersten und zweiten Satze fehlt derjenige Satz, der allein Beweiskraft haben würde, dass weder vor noch nach der Aufführung der Choephoren Furien in der Tragödie aus der Unterwelt heraufgestiegen wären. Denn der zweite Satz hat bloss für uns einen Schein, die wir in der kleinen Zahl von Tragödien, die uns von unzähligen übrig sind, nur in der Aeschylischen Trilogie Furien wirklich auftreten sehen. Der dritte Satz sagt nur soviel, dass, wenn Furien in den Choephoren wirklich auftraten, sie aus der Fallthüre gekommen seyn müssen. Das wird niemand läugnen: aber es soll ja bewiesen werden, dass sie aufgetreten sind. Da nun das aus diesen Sätzen nicht hervorgeht, so ist auch der Schlusssatz falsch, und nicht auf indirecte Weise, sondern gar nicht bezeugt Pollux das Angegebene. Folglich steht nicht geschrieben, was als geschrieben stehend angegeben wurde, sondern nur das steht geschrieben, dass Furien als aus der Unterwelt heraufkommend in Tragödien erschienen sind. Und dass das öfter mag geschehen seyn, sieht man aus Aristophanes Plutus V. 422. ff. und den Scholien dazu.

Da Herr Müller bei dieser Veranlassung auch die *ἀναπιέσματα*, die Versenkungen, erwähnt, die er mit einem unpassenden Namen Fallthüren nennt, so mag auch von diesen gesprochen werden. Sie sollen bei der Treppe von der Orchestra nach den Schausitzen hinauf (*ἀναβαθμοί*) angebracht gewesen seyn, im Rücken des der Bühne zugekehrten Chors. Das ist nun schon an sich nicht glaublich. Denn da wären die Furien unmittelbar vor den Füssen der auf der untersten Sitzreihe sitzenden Zuschauer emporgestiegen. Doch Pollux soll es sagen. Er sagt: *αἱ δὲ χαρώνειοι κλίμακες, κατὰ τὰς ἐκ τῶν ἑδωλίων καθόδους κείμεναι, τὰ εἴδωλα ἀπ᾽ αὐτῶν ἀναπέμπουσι. τὰ δὲ ἀναπιέσματα, τὸ μέν ἐστιν ἐν τῇ σκηνῇ, ὡς ποταμὸν ἀνελθεῖν ἤ τι τοιοῦτον πρόςωπον, τὸ δὲ περὶ τοὺς ἀναβαθμούς, ἀφ᾽ ὧν ἀνέβαινον Ἐρινύες.* Pollux ist ein sehr unzuverlässiger Compilator, der ohne Kenntniss der Sachen seine

Nachrichten aus allerlei Schriften zusammengetragen hat. Hier wird seine Angabe dadurch unklar, dass man nicht recht sieht, warum Furien anderswoher, als woher die Schatten kommen, aufsteigen sollen, da beide aus der Unterwelt kommen. Doch er möge Recht haben. Wir fragen nur, wo die ἀναβαθμοὶ seyen, bei denen die Versenkung sich befinden soll. Da Herr Müller die Treppen nennt, welche von der Orchestra nach den Schausitzen hinauf angebracht waren, und sich auf §. 121. beruft, so scheint er ἀναβαθμοὶ für diese Treppen genommen zu haben. Aber in dem angegebenen §. heisst es: τοὺς δ᾽ ἀνα-
111 βαθμοὺς καὶ βάθρα καὶ ἕδρας καὶ ἑδώλια. Also heissen ja hier ἀναβαθμοὶ die Sitze, worauf die Zuschauer sitzen. Das wäre nun freilich im Rücken des der Bühne zugekehrten Chors: aber da es ungereimt scheint, anzunehmen, dass die Furien vor den Füssen der Zuschauer an einer zu dem Platze der Handlung gar nicht gehörigen Stelle aufgestiegen seyen: so folgt, dass §. 132. ἀναβαθμοὶ in anderer Bedeutung genommen ist. Denn das Wort bedeutet eigentlich Stufen. Es lässt sich daher wohl eher glauben, dass es die von der Orchestra auf die Bühne führenden Stufen bezeichne. Diess ist der passende Ort, wo jemand aus der Unterwelt kommen kann, zwischen der Bühne und der Orchestra. Dort waren auch die χαρώνειοι κλίμακες. Denn κατὰ τὰς ἐκ τῶν ἑδωλίων καθόδους heisst den Treppen zwischen den Sitzen gegenüber.

Betrachtet man nun den ganzen von Hrn. Müller geführten Beweis für das wirkliche Erscheinen der Furien (ein Chor würde das immer noch nicht seyn, da auch drei oder vier genug gewesen wären) in den Choephoren: so besteht er in einem durch misgedeutete Stellen erfolglos unterstütztem Machtspruche. Zum Ueberfluss kann man noch fragen, wie es denn komme, dass die grosse Sensation, welche die Erscheinung eines Chors so fürchterlich ausgestatteter Personen gemacht haben soll, den Eumeniden, und nicht, was doch natürlich gewesen wäre, den Choephoren, wo sie zuerst aufgetreten seyn

sollen, zugeschrieben wird. Doch es werden wohl Leute
genug einsehen, dass der weise Dichter das höchst tra-
gische Sehen der Furien im Geiste in den Choephoren
eben darum erfand, damit das wirkliche Auftreten dieser
Wesen in den Eumeniden die rechte Wirkung hervor-
bringen konnte.

Aus diesen grundlosen Muthmassungen nun bildet
Hr. Müller sofort für die Aeschyleische Trilogie einen gros-
sen Chor, der in drei Hauptchöre, I. Greise; II. Frauen;
III. Furien; und in eben so viel Nebenchöre zerfalle,
im Agamemnon die Frauen aus den Choephoren; in den
Choephoren die Frauen aus den Eumeniden; und in den
Eumeniden die Greise aus dem ersten, zusammt den
Frauen aus dem zweiten Stücke. So phantasirt er denn
nun S. 74. in folgenden Worten weiter fort: „Alle drei
„Chöre ziehen am Schlusse der Eumeniden, um dem
„Volke eine zugleich glanzvolle und durch den Gegen-
„satz ihres Charakters bedeutungsvolle Schau zu gewäh-
„ren, in der Ordnung, in der sie aufgetreten sind, von
„der Orchestra; die Geronten voran (V. 965.); dann
„folgen fackeltragend und Purpurgewänder darbringend
„(V. 982.): die geleitenden Mädchen, Frauen und Grei-
„sinnen (aus welcher Stelle man nun schliessen darf, dass
„auch die Choephoren nicht sämmtlich ältere Frauen waren,
„obgleich ihre Führerin eine Greisin war, Choeph. 169.);
„zuletzt die Grauengestalten der Erinnyen. Der eigent- 112
„liche Chor des Stücks verlässt die Orchestra zuletzt.“
Erstaunen muss es erregen, wenn er nun fortfährt: „Was
„mit vollkommener Sicherheit aus der bisherigen Erörterung
„hervorgeht, ist diess: Der Choregos stellt dem Dichter
„einen viel grössern Chor, als den von zwölf oder funf-
„zehn; und des Dichters Sache ist es, diesen grossen
„Chor nun selbst in die Chöre der einzelnen Tragö-
„dien und des Satyrdramas zu zerfällen.“ Mit voll-
kommener Sicherheit also aus lauter völlig unerwiesenen
Sätzen geht diess hervor? Und damit diesem auf solche
Weise gewonnenen Ergebniss die Erzählung des Plutarch
im Phocion K. 19. nicht widerspreche, wo ein Tragö-

de von dem Choregos den Schmuck einer Königin und viele prächtig gekleidete Dienerinnen fordert, wird diess wieder mit dem Machtspruch abgewiesen: „Man sieht, „dass es immer noch dem Choregen zufiel, solche Per„sonen zu stellen, aber es war zu einer Supererogation „geworden, was ehemals mit der Chorstellung selbst sich „sehr natürlich verband.“ Wenn nur diese erdichtete Chorstellung erst durch irgend etwas erwiesen wäre.

Die erfundenen Hülfschöre benutzt nun Hr. Müller auf eine ganz eigene Weise noch weiter. Da nämlich der scenische Chor sich aus dem cyklischen von funfzig Personen, aber als ein viereckter, entwickelt habe: so sey es glaublich, dass, wenn der tragische Chor in frühern Zeiten als ein ungetheiltes Ganzes auftrat, seine Zahl acht und vierzig gewesen sey. Dieser Chor zerfalle nun in viermal zwölf Choreuten, und daher komme die Angabe, dass der tragische Chor aus zwölf Personen bestanden habe, wie das auch im Agamemnon und im gelösten Prometheus der Fall sey. Ja es wird sogar vermuthet, dass der Wurf der Achtzahl im Würfelspiel, welcher *Στησίχορος*, der Chormeister, hiess, sich auf die Zahl von acht Gliedern bei Choraufstellungen bezogen habe. Sodann wird die schon anderwärts von Hrn. Müller vorgetragene Behauptung wiederholt, dass der Chor des Agamemnon in der Scene V. 1317. ff. als eine *γερουσία* von zwölf Personen auftrete, gegen die von vielen Gelehrten gebilligte Darstellung des Recensenten, nach der hier funfzehn Personen sprechen. Rec. hat schon an einem andern Orte gesagt, dass das ausdrückliche Zeugniss des Scholiasten zu Aristophanes Rittern V. 586., Aeschylus habe funfzehn Personen im Agamemnon aufgeführt, einzig auf diese Stelle gehen könne, und dass es fast lächerlich sey, anzunehmen, die argivischen Greise constituiren sich hier auf der Strasse zu einer *γερουσία*, in der sie ordentlich abstimmen. In welchem noch so bunten Volkshaufen wird man nicht, wenn in einem Hause Mord gerufen wird, hören, dass einer sagt: wir
113 müssen hineindringen; ein zweiter: ich bin auch der Mei-

nung; ein dritter: ich stimme dafür, vorsichtig zu Werke zu gehen; und so fort. Es ist ein grosser Misbrauch, wenn man alte Einrichtungen bei Dingen wittert, die täglich überall auf dieselbe Weise, weil es in der Natur der Sache liegt, vor sich gehen. Oder macht es etwa einen Unterschied, wenn diese Argiver sogenannte Geronten sind? Ein Rath, der *in corpore* den zurückgekehrten Landesherrn becomplimentirt hätte, und nun, indem er noch vor dem königlichen Pallaste stände, den König schreien hörte, dass er ermordet würde, müsste doch aus gewaltigen Pedanten bestehen, wenn er gravitätisch über diesen Casus abvotiren wollte. Doch Herr Müller bedurfte einer Gerusia von zwölf Geronten, um die funfzehn Personen nicht gelten zu lassen. Diese Zwölfzahl soll nun auch aus andern Theilen dieser Tragödie hervorblicken. Er sagt S. 77.: „In dem vorher„gehenden Gespräche der Kassandra sprechen erst zwölf „Personen in Iamben, und zwar so, dass immer drei Re„den in näherer Beziehung auf einander stehen, sich un„ter einander zu einem Ganzen gruppiren. Darauf, als „die Begeisterung und Unglücksahndung der Kassandra „in demselben Maasse auf den Chor übergeht, in wel„chem die Weissagerin selbst sich klarer zu besinnen „und ruhiger zu fassen anfängt: singen die Geronten „sechsmal, vielleicht paarweise, Lieder voll lyrischer „Bewegung, welche die der Kassandra fortsetzen, zuerst „mit iambischen, die gewöhnliche Rede darstellenden „Versen verbunden, dann ohne solche; worauf alsdann „wieder von drei Hauptpersonen des Chors jede ein „längeres Gespräch, welches regelmässig mit vier Ver„sen beginnt, und mit einzelnen Versen fortgeführt wird, „über Kassandra's Weissagungsgabe und den Inhalt ih„rer Verkündigungen mit ihr führt. Auch der Kassan„dra gegenüber und im Streite mit ihr singt hernach „der Chor sechs Strophen und eben so viele Antistrophen, „welche den einzelnen Personen desselben anzugehören „scheinen.“ In der Note hierzu stellt er folgendes Schema der Stellung der Personen auf:

6 12 9 3
5 11 8 2
4 10 7 1

und bemerkt, dass jedesmal die dritte Person (3. 6. 9. 12.) die Kassandra nicht anrede, sondern nur von ihr spreche. So gut nun auch diese Bemerkungen sind, so kann doch alles, was Hr. Müller anführt, keineswegs als ein Beweis für die angenommene Zwölfzahl gelten. Erstens wird die angegebene Regelmässigkeit schon dadurch unterbrochen, dass auch die Personen 7 und 11 die Kassandra nicht anreden, sondern nur von ihr sprechen. Zweitens kann man doch mit Recht fragen, ob in der
113 Stelle, von der die Rede ist, V. 1017—1084. der Wellauerschen Ausgabe (Hr. Müller nennt die Zahlen einer andern), da alle übrigen Kommata zwei Trimeter, und nur das erste und vierte drei haben, von welchen der erste für sich allein den Gedanken abschliesst, nicht vielmehr das erste und vierte Komma zweien Personen zu geben, mithin die Zahl der Personen 14 sey. Aber gesetzt auch, man wollte es bei den angegebenen 12 bewenden lassen: wie kommt es, dass in der Fortsetzung dieses Dialogs, wo er anfängt lyrisch zu werden, die beiden ersten Strophen des Chors ebenfalls mit zwei Trimetern, die für sich abgeschlossen sind, anfangen, und dann erst mit einem neuen Satze Dochmien folgen? Führt das nicht darauf, dass man diese zwei Trimeter einer andern Person geben müsse, als die Dochmien, was sich auch schon durch die Verschiedenheit des Töns, der in diesen Versarten liegt, empfiehlt? So hätten wir also auch auf diese Weise wieder 14 Personen. Betrachtet man nun das Ganze noch etwas genauer, als Herr Müller gethan hat: so ergiebt sich, dass zwei Halbchöre zu unterscheiden sind, die einander in allen möglichen Rücksichten auf das vollkommenste respondiren. Um das anschaulich zu machen, mögen die Zahlen beibehalten werden, deren sich Herr Müller bedient hat, und man braucht nur sich zu erinnern, dass, wenn man

der ersten der angegebenen Abtheilungen folgt, die Zahlen 1 und 4, jede zwei Personen umfassen, um die Zahl 14 zu haben. Die Halbchöre sprechen demnach in folgender Ordnung:

1	4
2	5
3	6
7	9
8	10
11	12

Eben dasselbe Resultat ergiebt sich aus der andern Abtheilung, nach der 5 und 4, jede nur eine Person bezeichnen, die beiden den ersten lyrischen Strophen vorhergehenden Trimeter aber den Personen 13 und 14 zugetheilt werden. Auf beiden Wegen haben wir also eine weit genauer sich entsprechende Regelmässigkeit mit 14 Personen, als Herr Müller in seinem Schema von 12 Personen aufstellen konnte. Nun ist aber die erste Art von Abtheilung schon an sich hinreichend wahrscheinlich, und, da der lyrischen Strophen sechs sind, so bekommen wir von V. 1090. an, wenn die Trimeter von einer, die lyrischen Verse aber von je zwei Personen gesungen werden, zum zweiten Male 14 Personen:

1	4	115
2. 3	5. 6	
7. 8	9. 10	
11. 12	13. 14	

Was Herr Müller ferner von drei Hauptpersonen sagt, die hernach mit vier Versen ein längeres Gespräch beginnen (V. 1171. ff. 1215. ff. 1268. ff.), kann nichts für die Zwölfzahl beweisen, da auch ein Chor von 15 Personen durch 3 theilbar ist, und, wenn man in diesen Gesprächen überhaupt drei Personen unterscheiden will, die drei der ersten Reihe sich eben so gut in dem Chore von 15, wie in einem von 12 Personen finden. Endlich soll nach Herrn Müller der Chor der Klytämnestra

gegenüber sechs Strophen und eben so viele Antistrophen singen. Er meint den Wechselgesang von V. 1423. an: aber hier muss er sich entweder verzählt haben, oder er hat geflissentlich zur Aufrechthaltung seiner Meinung irgendwo zwei auf einander folgende Strophen, ungeachtet sich alle scharf durch hinreichende Kennzeichen unterscheiden, für eine gezählt. Denn der Strophen und der Antistrophen sind nicht sechs, sodern sieben, die auch in der Wellauerischen Ausgabe durch die Zahlen α, β, γ, ε, ς, ζ, ϑ angegeben sind. Folglich beweist auch hier der Dichter gegen Herrn Müller. Ist aber dieses, so fällt auch der Schluss, den er macht, dass die zwölf Geronten des Agamemnon in den Eumeniden von neuem als Areopagiten auftreten, indem es wahrscheinlich werde, Aeschylus habe für den Areopag die beliebte Zahl einer Rechtsversammlung aus heroischer Zeit, zwölf, angenommen. Das vermuthet er daraus, dass Apollo und der Chor von V. 681. an eilfmal spreche, wodurch zwölf gleichweit von einander gelegene Ruhepunkte entstehen, in denen „ohne Zweifel" (ein Lieblingsausdruck Herrn Müllers), jedesmal ein Areopagit den Stimmstein in die Urne geworfen habe. Mit den gleichweit von einander gelegenen Ruhepunkten sieht es bedenklich aus; denn es sind zehn Disticha und ein Tristichon dort: folglich gegen die Regel ein grösserer Zwischenraum gegen die beiden, die zuletzt ihre Stimmen abgeben. Sodann ist, um zwölf Ruhepunkte herauszubringen, ganz willkürlich und sehr seltsam angenommen, dass nicht während Apollo oder die Furien sprechen, sondern jedesmal erst, wenn sie gesprochen haben, ein Richter seinen Stimmstein in die Urne werfe. [Apollo also und die Chorführerin der Furien, so heftig sie sich auch streiten, sollen allemal, ehe sie einander etwas entgegnen, so lange warten, bis ein Richter aufgestanden ist, seinen Stimmstein von dem Altar geholt, ihn zu dem Tische hingetragen, in die Urne geworfen, dann wieder an seinen Platz gegangen und sich niedergesetzt hat. Dazu gehört in der That viel Ruhe und Geduld.] Vollends aber wird diese ganze

Erfindung dadurch vernichtet, dass, wie sich unten zeigen wird, zwölf Areopagiten gar nicht angenommen werden können, weil ihre Zahl eine ungerade seyn muss. Wenn nun Herr Müller S. 78. fortfährt: „So klar wie im Agamemnon sehen wir nun in keinem andern Stücke“ 116
(wie klar, hat sich gezeigt), und weiter von Stücken des Aeschylus und anderer Tragiker, in denen der Chor aus zwölf Personen bestehe, spricht, unter welchen Stücken „ohne Zweifel“ auch der gelöste Prometheus ist: so überlässt Recensent diesen Chor von zwölf Personen gern denen, die mit Herrn Welcker in dem gelösten Prometheus eine und dieselbe Person zugleich zweimal, auf der Bühne und auf der Orchestra, auftreten lassen; was die Schutzflehenden des Aeschylus aber anlangt, genügt es zu bemerken, wie schon anderwärts erinnert worden, dass die Dienerinnen, an die auch Herr Müller glaubt, aus einer irrigen Erklärung des Wortes ὀπαδοὶ hervorgegangen sind. Da, was Herr Müller hier vorträgt, von ihm selbst nicht *ohne*, sondern *mit* Zweifel ausgesprochen wird, freut sich Recensent, es übergehen zu können.

Es folgt ein anderer Abschnitt über die Anordnung des Chors mit einer Figur des Theaters, offenbar ein Stück einer archäologischen Vorlesung, in der vieles, was jedermann weiss, obwohl auch einiges Neue vorgetragen wird. Allzu archäologisch möchte wohl seyn, was man S. 82. liest: „Nun geht bei der Behandlung des Chors „die Analogie desselben mit einer Rotte oder einem Trupp „zur Schlacht gerüsteter Krieger (Lochos) auf eine merk„würdige Weise durch; daher es Aeschylos liebt, den „Chor selbst Lochos zu nennen, und sogar einmal im „Agamemnon die Geronten mit der Hand am Schwert„griffe als Lochiten gegen Aegisthus anrücken lässt.“ Das εἰα δὴ φίλοι λοχῖται ist nichts, als was überall ein alter Soldat zu denen, die mit ihm im Kriege gewesen sind, sagen würde: „auf, ihr Kriegsgefährten.“

Eine neue Lehre wird S. 88. ff. über die Parodos aufgestellt, die jedoch in blossen Vermuthungen besteht.

Die ursprüngliche Form soll anapästisch gewesen seyn, nachmals aber misfallen haben, ob man gleich bisweilen wieder zu ihr zurückgekehrt sey. Das Maass der Bewegung in den Anapästen könne daraus genommen werden, dass die Geronten im Agamemnon 118, in den Persern 123 Doppelanapästen singen, während sie den vom Eingang bis zur Thymele auf 150 bis 200 Fuss anzuschlagenden Raum durchschreiten; flüchtiger und eiliger aber haben sich offenbar die schutzflehenden Danaiden bewegt, die in demselben Raume nur 76 Doppelanapästen gesungen haben. Was hätten denn aber die Salaminier in dem Ajax so zu eilen gehabt, die gerade eben so viel oder gar noch einen Doppelanapäst weniger singen? Dagegen die wirklich in Eile kommenden Frauen in der Hecuba, warum brauchten diese 107 Doppelanapästen? Herr Müller scheint mit dem Scholiasten anzunehmen, dass der Chor in die Orchestra gleich her-
117 eingesungen kam. — Beachtungswerth ist die Bemerkung S. 89., dass in den anapästischen Stücken des Chors die Zahl der Systeme sich immer durch 3 dividiren lasse. Herr Müller scheint bloss von Aeschylus zu sprechen, und, da er den kritischen Erörterungen, die angeblich dabei zum Grunde liegen, hier keinen Platz einräumen konnte, lässt sich nichts dazu sagen, ohne, was zu weit führen würde, alle diese Stücke kritisch durchzugehen. [Uebrigens ist diese Bemerkung nicht von ihm gemacht, sondern aus Lindners Abhandlung über den Chor im Aeschylus in Jahns Annalen 1827. (3. Band, 3. Heft, S. 102.) genommen.] Was er aber aus dieser Einrichtung schliesst, dass die drei Protostaten der drei Reihen (*στοῖχοι*) die *ἐξάρχοντες* waren, welche von ihrer Reihe im Gesange begleitet wurden, und ein jeder von diesen Protostaten ein einzelnes System vortrug, so dass immer am Schlusse von dreien die Ordnung wieder von vorn anhob: das ist eine Erfindung von Hrn. Müller, deren Grundlosigkeit jeder leicht wahrnehmen kann, der auf den Sinn und Zusammenhang der Rede achtet, und nicht, wie Hr. Müller in den Eumeniden V. 297. ff. gethan

hat, die Personen einander in die Rede fallen, und das Wort aus dem Munde nehmen lässt. Auch was von dem Gesange der Anapästen überhaupt gesagt wird, hat keinen haltbaren Grund. Für die Behauptung (des Recensenten) dass diese Anapästen gesprochen, nicht gesungen werden, sagt er, sehe er sich umsonst nach einem Beweise um. Freilich sagt das kein bestimmtes Zeugniss, wie überhaupt von dergleichen Dingen wenig ausdrückliche Zeugnisse vorhanden sind. Aber erstens ist der Charakter dieser Rhythmen schon denen, in denen bloss gesprochen wird, am nächsten, und steht zwischen ihnen und den Dochmien. Ferner zeigt überall der Inhalt bloss gewöhnliche Rede an, und zwar einer einzelnen Person. Endlich machen aber das auch besonders die Stellen bemerklich, wo zwischen spondeischen Anapästen regelmässige Systeme vorkommen, wie in der Iphigenia in Tauris. Einen recitativartigen Vortrag aber, wie Hr. Müller will, können diese Anapästen auf keine Weise gehabt haben, indem ihr durchaus fester gleichbleibender Tact gerade den entgegengesetzten Charakter hat. Denn die Rhythmen des Recitativs sind schwebend, schwankend, unbestimmt und unsicher. Allein Hrn. Müllers sichtbares Streben, alles, was in neuerer Zeit in Anregung gebracht worden, eine Anwendung finden zu lassen, und zu zeigen, dass auch er damit bekannt sey, hat ihn, weil er eben nicht gehörig damit bekannt war, gar manchmal in Irrthümer verwickelt. So will er S. 85., dass V. 153. 159. *ὑπὸ φρένα* und *περὶ πόδα*, ingleichen V. 155., 161. *περίβαρυ* und *ἀρόμενον* Parakataloge sein solle, woran gar nicht zu denken ist. In beiden Fällen bedarf es nur ganz gemeiner Kenntniss der Metrik, um die ganz unzweideutig daliegenden Iamben zu erkennen.

Bei dem Chore ist aber noch anderes zu bemerken. Nach Herrn Müllers Ansicht kommt der Hegemon, der 118
μέσος ἀριστεροῦ (S. 82.), „wenn der Chor sich an „dem angegebenen Platze in der Orchestra aufstellt, von „selbst auf die Thymele zu stehen; auch bedarf er schon „deswegen einer höhern Stelle, um über die zwei andern

„Reihen hinweg mit den Personen der Bühne sprechen „zu können.“ Herr Müller würde sich Dank erworben haben, wenn er gesagt hätte, woher er diese unglaublichen Sachen wisse. Dass der Chor für gewöhnlich mehr nach der Bühne als nach dem Theater zu stand, wesshalb er sich auf den Scholiasten zu Aristophanes Frieden 735. oder 718. Bekk. beruft, also zwischen der Thymele, wenn diese in der Mitte der Orchestra war, und dem Proscenium, wird ihm jedermann zugeben, obgleich das aus jenem Scholion keineswegs klar ist. Wer aber sagt denn, dass der Hegemon auf die Thymele getreten sey, und, was fast abenteuerlich ist, über die andern Reihen hinweg mit den Schauspielern gesprochen habe. [Doch nicht etwa das Etymologicum S. 458, 32.? Dort liest man unter *θυμέλη: τράπεζα δὲ ἦν, ἐφ᾽ ἧς ἑστῶτες ἐν τοῖς ἀγροῖς ᾖδον, μήπω τάξιν λαβούσης τραγῳδίας.*] Man sieht, Herr Müller lässt die Choreuten so an ihren Platz treten, dass der linke *στοῖχος* immer auf der nach dem Theater gerichteten Seite bleibt, jeder einzelne Choreut aber sich dann in dieser Position nach dem Proscenium umwendet, und eben so auch wieder jeder einzelne sich bei der Parabasis umdreht, um das Gesicht gegen die Zuschauer zu kehren. Aber der Scholiast sagt ja: *παράβασιν ἐκάλουν ἀπὸ τοῦ παραβαίνειν τὸν χορὸν ἀπὸ τῆς νενομισμένης στάσεως εἰς τὴν καταντικρὺ τοῦ θεάτρου ὄψιν. — ἐστρέφετο δὲ ὁ χορός, καὶ ἐγίνοντο στίχοι δ΄. εἶτα διελθόντες τὴν καλουμένην παράβασιν ἐστρέφοντο πάλιν εἰς τὴν προτέραν στάσιν.* Das ist denn doch wohl natürlicher von einer Schwenkung des gesammten Chors, wie es schon die Schicklichkeit verlangte, zu verstehen. Es ist daher wohl auch wahrscheinlich, dass der Chor, nach dem er hereingekommen war, und geradeaus gehend sich mit der linken Seite den Zuschauern präsentirt hatte, auf der Orchestra eine Schwenkung rechts machte, wodurch nun die linke Seite gegen die Bühne gekehrt war, und in ihrer Mitte der Chorführer den Platz einnahm, den er haben musste, um mit den Schauspielern zu spre-

chen. Denn ganz abgeschmackt wäre es gewesen, diese Gespräche nicht nur in bedeutender Entfernung von dem Proscenium, sondern auch über die Köpfe der andern Reihen weg zu führen. Herr Müller scheint, was er über diese Dinge sagt, theils aus unrichtig verstandenen Stellen genommen, theils selbst erfunden zu haben. Orchestra hat zwei Bedeutungen; in der einen bedeutet es den ganzen Raum zwischen dem Proscenium und den Zuschauern; in der andern den dem Proscenium zunächst liegenden, mit Dielen belegten, und vermuthlich etwas erhöhten Platz jenes Raumes. Am deutlichsten spricht
davon das Etym. M. S. 743., womit Suidas in *σκηνῇ* 119
zu vergleichen: *ἡ ὀρχήστρα. αὕτη δέ ἐστιν ὁ τόπος ὁ ἐκ σανίδων ἔχων τὸ ἔδαφος, ἐφ' οὗ θεατρίζουσιν οἱ μῖμοι· εἶτα μετὰ τὴν ὀρχήστραν βωμὸς ἦν τοῦ Διονύσου, τετράγωνον οἰκοδόμημα κενὸν ἐπὶ τοῦ μέσου, ὃ καλεῖται θυμέλη παρὰ τὸ θύειν· μετὰ δὲ τὴν θυμέλην ἡ κονίστρα, τουτέστι τὸ κάτω ἔδαφος τοῦ θεάτρου.* Dadurch ist nun schon die *θυμέλη* von dem Standorte des Chors ausgeschlossen. Wer auf ihr gestanden habe, sagt der oben angeführte Scholiast zum Frieden des Aristophanes V. 718.: *ἦσαν δὲ ἐπὶ τῆς θυμέλης ῥαβδοφόροι τινές, οἳ τῆς εὐκοσμίας ἐμέλοντο τῶν θεατῶν.* Hieraus folgt nun auch, dass die Linien, die auf der Orchestra für die Reihen des Chors gezogen waren, in Herrn Müllers Zeichnung, wo die letzte derselben über die Thymele weggeht, ganz falsch angegeben sind. Ueberhaupt scheint er von diesen Linien nicht die rechte Vorstellung zu haben, indem er das Zeugniss des Hesychius wörtlich annahm, ohne die Beschaffenheit der Sache ins Auge zu fassen. Hesychius sagt: *γραμμαὶ ἐν τῇ ὀρχήστρᾳ ἦσαν, ὡς τὸν χορὸν ἐν στοίχῳ ἵστασθαι.* Demnach hat Herr Müller drei dem Proscenium parallel laufende Linien in der Mitte der Orchestra verzeichnet. Es ist aber nicht abzusehen, warum eine so kleine Anzahl von 15, oder in der Komödie 24 Personen, die noch überdiess wohl eingeübt waren, solcher Linien bedurft hätten, um in Reihe und Glied

zu stehen. Vielmehr ist es zu glauben, dass bei den mannigfachen Abwechslungen der Stellungen und Touren, die der Chor zu machen hatte, an verschiedenen Stellen der Orchestra Linien gezogen waren, die als Zeichen dienten, wohin der Chor oder dessen einzelne Theile bei den verschiedenen Evolutionen zu treten, und wie weit sie wegzugehen oder sich zurückzuziehen hatten, damit auf beiden Seiten die erforderliche Gleichheit beobachtet würde; z. B. in der Parabasis. Das musste denn auch zum Einlernen dieser Gänge sehr behülflich seyn, indem man gewiss in jedem Raume, wo diess geschah, eben solche Linien verzeichnete.

[*Durch die Recension scheint Hr. Müller veranlasst worden zu seyn, seine Vorstellung von der Thymele zu berichtigen, und jetzt erst die Sache etwas untersucht zu haben, die er vorher bloss nach seiner Phantasie gebildet hatte. Er nimmt jedoch den Schein an, als trüge er vor, was ihm längst bekannt gewesen: indessen wird der Erfolg zeigen, dass er nur, weil die erste Erfindung nicht halten wollte, eine zweite nicht minder unhaltbare gemacht hat. S. 35. des Anhangs schreibt er: „Θυμέλη kommt von ϑύειν her, und bedeutet einen „Opferheerd, oder auch im weitern Sinne einen Opfer„platz. Das Wort war schon in der Zeit des Attischen „Dramas alterthümlich, so dass es immer nur in lyri„schen Stellen gebraucht wird. S. Aesch. Schutzfl. 654. „Eurip. Schutzfl. 65. Ion 46. 115. 235. Elektra 717. „Iphig. in Aul. 152. vrgl. Rhesus 236. Aus Aesch. „Stelle, wo die Thymelen Greise aufnehmen (πρεσβυ„τοδόκοι ϑυμέλαι), aus Euripides Ion, wo die Thymele „des Phöbos unterhalb des Tempels mit Lorbeerzweigen „gekehrt wird, und andern sieht man, dass die Thymele „ausser dem Altar nothwendig auch die oft geräu„mige Terrasse begreift, auf der der Altar sich erhob, „und die bei dem grossen Altar von Olympia προϑύσις „genannt wurde." Die Stellen der Tragiker scheint Hr. Müller sehr in Eil angesehen zu haben. Denn im Ion ist V. 46. nichts weniger als eine lyrische Stelle, son-

dern ein Trimeter des Prologs, mithin die aus dem Vorkommen des Wortes in bloss lyrischen Stellen geschlossene Alterthümlichkeit eine Einbildung von Herrn Müller. Nachdem nun auch die Grammatiker angeführt worden, heisst es weiter: „Um diese Thymele bewegten sich die „Chortänze. Pratinas, in dem berühmten hyporchemati-„schen Stücke (Athen. XV. p. 617. C.) beklagt sich über „die ungebührliche Herrschaft, welche die Flötenspieler „über die Chöre in der Orchestra ausübten. Dabei ge-„braucht er die Worte:

Τίς ὁ θόρυβος ὅδε; τί τάδε τὰ χορεύματα;
Τίς ὕβρις ἔμολεν ἐπὶ Διονυσιάδα πολυπάταγα
θυμέλαν;

„Offenbar nahmen damals die Flötenspieler, statt im „Hintergrunde zu stehen, den am meisten in die Au-„gen fallenden Platz auf der Thymele ein; diess ist die „*ὕβρις*, die auf die Thymele gekommen.“ Hier giebt Herr Müller einen der evidentesten und unwiderleglichsten Beweise von der Art, wie er aus blosser Phantasie das Alterthum construirt. Nicht damals standen die Flötenspieler auf der Thymele anstatt im Hintergrunde zu stehen. Denn die Thymele war ihr natürlicher Ort, um den Ton der Flöten gleichmässig für den umherstehenden Chor zu vertheilen, und thöricht wäre es gewesen, sie in den Hintergrund zu stellen. Eben so wenig besteht die *ὕβρις* darin, dass sie auf die Thymele getreten seyen, sondern darin, dass sie sich anmaassten der Instrumentalmusik den Vorrang zu geben, und den Gesang nur als Nebensache zu betrachten, da umgekehrt die Instrumente nur als Begleitung des Gesanges da wären. Das sagt Athenäus ausdrücklich: *Πρατίνας δὲ ὁ Φλιάσιος, αὐλητῶν καὶ χορευτῶν μισθοφόρων κατεχόντων τὰς ὀρχήστρας, ἀγανακτεῖν τινὰς ἐπὶ τῷ τοὺς αὐλητὰς μὴ συναυλεῖν τοῖς χοροῖς, καθάπερ ἦν πάτριον, ἀλλὰ τοὺς χοροὺς συνᾴδειν τοῖς αὐληταῖς· ὃν οὖν εἶχε θυμὸν κατὰ τῶν ταῦτα ποιούντων ὁ Πρατίνας, ἐμφανίζει διὰ τοῦδε τοῦ ὑπορχήματος.* Herr Müller

fährt fort: „Indem die Instrumentalmusik in den griechi-
„schen Theatern immer mehr die Oberhand gewann: be-
„kam die Orchestra allmählig eine andere Einrichtung und
„die Thymele eine neue Bedeutung, welche man beson-
„ders aus Suidas und dem Etymol. M. *s. v.* σκηνὴ ge-
„nauer bestimmen kann, und ja nicht mit der ursprüng-
„lichen verwechseln darf. Die Orchestra zerfiel nämlich
„nun in die *κονίστρα*, eine Art Arena auf ebenem Bo-
„den, und eine einigermaassen erhöhte Terrasse, welche
„von diesen Lexikographen Orchestra im engern Sinne,
„von andern Thymele genannt wird. Letztere lag gegen
„die Bühne der Schauspieler, das Proskenion, erstere
„gegen die Schauplätze; die ursprüngliche Thymele aber,
„der Dionysos-Altar, blieb an der Scheidelinie der Ko-
„nistra und der Tanzbühne stehen. Die erstere konnte
„noch immer zu Chortänzen, Zügen u. dgl. dienen (wenn
„sie nicht zu Sitzplätzen gebraucht wurde); die Thymele
„dagegen war jetzt die Bühne für die Flötenspieler
„und andere Virtuosen in Musik, auch für die Tänzer
„und Mimen.“ Da die Stelle des Suidas und des Ety-
mologen in der Recension wörtlich angeführt ist, so kann
jeder Leser sehen, wie Herr Müller hier eine Terrasse
erfindet, von der nirgends etwas berichtet wird, und in-
dem er einen erst bei den spätern Schriftstellern vor-
kommenden Gebrauch, nach welchem *thymelici* alle
die Künstler sind, die entweder als Musiker auftreten,
oder deren Leistungen von der Musik geleitet werden,
mit der sehr klaren Beschreibung des Suidas und des
Etymologen vermischt, eine Vorrichtung ersinnt, die nie-
mals vorhanden gewesen ist. Schlimmer aber wird die
Sache durch das, was bald darauf gesagt wird: „Was
„man hiernach über die Thymele weiss, ist, dass sie
„aus dem Dionysischen Altar hervorging, um den der
„kyklische und dithyrambische Chor sich bewegt hatte,
„und also im Mittelpunkte der Orchestra lag: was da-
„durch vollkommen bestätigt wird, dass sie an der Schei-
„delinie der Konistra und spätern Thymele oder Orche-
„stra als ein Dionysos-Altar stehn blieb; diese Linie

„wird aber der Wahrscheinlichkeit nach den Kreis, nach „welchem die Orchestra beschrieben wurde, halbirt ha- „ben. Ferner erhellt, dass der Chor sich zwar nicht „ganz auf dieser Thymele befand, weil ein blosser Sug- „gest keinen Raum für die Entwickelungen seiner Tänze „gewährt hätte, aber doch um dieselbe herum sich grup- „pirte, und die Thymele, die überhaupt nur für den Chor „da seyn konnte, auf irgend eine Weise von ihm benutzt „wurde. Und dass wenigstens der Hegemon des Chors „auf derselben seinen Platz nahm, das heisst natürlich, „wenn die Thymele ein Altar war, auf dem Unterbau „oder den Stufen desselben, wird dadurch im höchsten „Grade wahrscheinlich, dass der Hegemon der dritte der „linken Reihe der Chorsänger (der *τρίτος ἀριστεροῦ*) war, „von welcher Reihe wir durch unzweideutige Zeugnisse „(S. 82.) wissen, dass sie den Schauplätzen am näch- „sten ihren Stand hatte; dass also der Hegemon, ohne „einen erhöhten Standort zu haben, wie das so oft ge- „schieht, als das Organ des Chors sich mit den Perso- „nen der Bühne unterreden konnte. Auch standen auf „derselben Thymele, aber natürlich vom Chore getrennt „und weniger in die Augen fallend, die Rhabdophoren, „welche für Ruhe und Ordnung im Theater zu sorgen „hatten (Schol. Aristoph. Frieden 735.).“ Um das Sprechen des Hegemon über die Köpfe der andern Choreuten weg zu entschuldigen, wird in einer Note gesagt: „Dass man auf das ganze Verhältniss der Orchestra zur „Bühne keine vom heutigen Theater entnommenen Vorstel- „lungen übertrage, und die alte Tragödie nicht moder- „nisiren dürfe, ist ja wohl eine der ersten Regeln, „die man bei Beurtheilung dieser Dinge zu beobachten „hat.“ Zuerst, sollte man doch denken, käme die Regel, den Alten nicht zuzutrauen, was offenbar widersinnig ist, dass der Schauspieler, wenn er mit dem Chore spricht, nicht mit dem zunächst stehenden, sondern über die Köpfe der andern weg mit dem, der in der entferntesten Reihe steht, sprechen werde. Doch ohne die Erfindungen, welche Herr Müller hier so wortreich aufge-

stellt hat, für jetzt weiter zu erörtern, indem sich die Sache unten von selbst erledigen wird, kann das nicht unberührt bleiben, dass er jetzt eine merklich verschiedene Vorstellung von der Thymele giebt, als in seinem Buche geschehen war. Dort war die Thymele noch, wie die Zeichnung S. 81. zeigt, offenbar bloss der Dionysos-Altar, und mitten auf demselben ist der Stand des Hegemon in der Zeichnung angegeben. Jetzt tritt an die Stelle dieses Altars vor ihn nach den Schauspielern zu die Thymele, und der Hegemon steht nicht mehr mitten auf dem Altar, sondern ist bereits auf eine Stufe desselben herabgestiegen. Auf der Terrasse aber, welche zwischen diesem Altar und dem Proscenium liegen soll, wird auch die Polizeiwache aufgestellt, vom Chore getrennt und weniger in die Augen fallend. Wie kann man aber auf einer Terrasse stehen und wenig in die Augen fallen? Man sollte denken, leichter wäre es gewesen, wenn einmal etwas erfunden werden musste, zu sagen, diese Terrasse habe zugleich eine Art von Kammer gebildet, so dass die Polizei unter der Decke derselben, auf welcher der Chor aufgestellt war, ihren Platz gehabt hätte. Indessen solcher Mittel bedarf es nicht, wie sich hernach zeigen wird. Von der aufgestellten Ansicht geht nun Hr. Müller aus und schildert aus seiner Phantasie die Einrichtung und Ausschmückung der Orchestra und Thymele im Agamemnon und den Sieben gegen Theben so ausführlich, wie er selbst die Sache ausgeführt haben würde. Mit diesen Phantasien habe ich nichts zu thun, sondern halte es für erfolgreicher, das, was Herr Müller erst in seinem Buche über die Eumeniden des Aeschylus aufgestellt hat, sodann aber, was sich aus seiner nunmehrigen Erklärung der Thymele ergiebt, genau nach seinen eigenen Angaben zu betrachten.

In den Eumeniden ist nach der Zeichnung sowohl, als nach dem, was die Abhandlungen sagen, die Thymele als der Altar angenommen, und auf ihm steht der Hegemon; die Orchestra aber, das heisst der ganze übrige Raum zwischen den Sitzreihen und der Bühne als

eine ebne Fläche vorausgesetzt. Der Umfang dieser Fläche ist richtig nach den von Vitruvius für das Griechische Theater angegebenen Verhältnissen verzeichnet; richtig auch die Thymele mitten in diese Orchestra gesetzt. Der Durchmesser dieser Orchestra muss nach der Angabe S. 88. ungefähr 300 bis 400 Fuss betragen haben. Wir wollen die kleinste dieser Zahlen nehmen. Unter der untersten Sitzreihe sitzen auf dahingestellten Stühlen die 12 Areopagiten; 150 Fuss vor ihnen steht auf der Thymele die Chorführerin der Erinnyen; noch 150 weiter von ihnen ist die Scenenwand, vor welcher das Proscenium ist, und folglich stehen Orestes, Apollo und Pallas noch gegen 150 Fuss von der Chorführerin, und gegen 300 Fuss von den Areopagiten entfernt. Ich weiss nicht, ob das jemand glaublich finden werde. Nach der in dem Anhange gegebenen Darstellung verhält sich die Sache etwas anders. Die Areopagiten haben ebenfalls 150 Fuss vor sich den Altar, aber die Chorführerin steht nun auf einer Stufe desselben, vermuthlich doch von ihnen jenseits nach dem Proscenium zu: nach dem Altare folgt die Terrasse, auf welcher in einiger Entfernung von dem Chore auch noch die zu dem Stücke nicht gehörige, unbegreiflicher Weise nicht sehr bemerkbar seyn sollende Polizeiwache steht. Endlich wiederum 150 Fuss weiter ist die Scenenwand und vor ihr die Bühne mit dem Orestes, dem Apollo und der Pallas. Das scheint noch unwahrscheinlicher zu seyn. Doch wir wollen eine andere Scene nehmen, „wo der Chor sich zwar nicht „ganz auf der Thymele befand, weil ein blosser Suggest „keinen Raum für die Entwickelungen seiner Länge ge„währt hätte, aber doch um dieselbe herum sich grup„pirte, und die Thymele, die überhaupt nur für den Chor „daseyn konnte, auf irgend eine Weise von ihm benutzt „wurde.“ Nun wird die Sache noch schwieriger. Denn soll man sich wohl den Chor bald von dieser Terrasse herab, bald wieder hinauf tanzend denken? Oder gruppirte er sich um dieselbe herum, und tanzte um sie herum? Dann mussten ja die Tanzenden nach Beschaffen-

heit der Terrasse entweder ganz oder doch mit dem untern Theile des Körpers, immer einem Theile der Zuschauer verdeckt werden, wodurch die Ordnung und Regelmässigkeit des Tanzes für dieselben verloren ging. Das möchte also wohl auch nicht das Wahre seyn, und es wird noch auffallender, wenn man sich einen kleinen Chor von 15 oder 24 Personen in einem Raume, dessen Durchmesser 300 Fuss beträgt, um diese Terrasse herumbewegen sieht.

Doch es ist Zeit für die, welche nicht an leeren Phantasien und unglaublichen Dingen Wohlgefallen finden, die Sache ganz einfach, natürlich, und den klaren Worten des Suidas und Etymologen gemäss darzustellen. Da die Theater noch zu manchen andern Zwecken dienten als zu Spielen, so waren sie, wenn keine Spiele gegeben wurden, natürlich von den zu diesem Behuf gehörigen Vorrichtungen leer. Der ebne Fussboden zwischen den Sitzreihen und dem Proscenium mag vielleicht, weil er bei den Dionysischen Festen zu Tänzen diente, Orchestra genannt worden seyn. Sein eigentlicher Name aber ist *κονίστρα*. Die Thymele war, wie das Wort selbst zeigt, der Altar, vermuthlich von einigem Umfange und mit Stufen umgeben. Dass er mitten in der Konistra gestanden habe, sagen nicht nur die genannten Grammatiker, sondern es liegt auch in der Natur der Sache, indem wohl nicht zu zweifeln ist, dass um ihn der cyklische Chor seine Tänze aufführte. Auf den Stufen dieses Altars waren die Flötenspieler aufgestellt, die eben deshalb *θυμελικοὶ* hiessen, und begleiteten den Gesang und Tanz. Ob dieser Altar für beständig in der Konistra stand, oder nur für die Zeit der Dionysischen Feste errichtet wurde, kann ich nicht angeben. Es ist wahrscheinlich, dass für die Aufführung der Dithyramben der Platz um den Altar zum Behuf der Chortänzer mit einem Breterboden belegt wurde, welcher Boden sodann *ὀρχήστρα* hiess, und Veranlassung wurde, dass man die ganze *κονίστρα* unter dem Namen *ὀρχήστρα* begriff. Nicht konnte aber dieser Breterboden für die Schauspiele

dienen. Die Bühne war, wie Vitruvius V. 8. (7.) angiebt, nicht minder denn 10, und nicht mehr denn 12 Fuss über die Orchestra, d. h. die Konistra erhöht. Daraus folgt nothwendig, dass der Chor der Tragödie und Komödie, der nicht nur mit den Schauspielern auf der Bühne zu sprechen, sondern auch oft an dem, was auf der Bühne vorgeht, selbst Antheil zu nehmen hatte, nicht 10 bis 12 Fuss tiefer als die Schauspieler stehen konnte. Wenn daher Schauspiele gegeben werden sollten, so musste für den Chor auf einem Gerüste ein Platz errichtet werden, der nur wenig, höchstens ein Paar Stufen, tiefer war als die Bühne. Dieser Platz nun wurde, wie Suidas und der Etymolog ausdrücklich angeben, von der Bühne an bis an die Thymele errichtet, und da der Raum von dem Mittelpunkte der Thymele bis an die Scenenwand, wie oben angegeben worden, nach Herrn Müllers eignem Ansatze, wenigstens 150 Fuss betrug; so betrug die Tiefe dieses Platzes, wenn man das Proscenium auch 20 Fuss Tiefe haben lässt, und die halbe Thymele zu 10 Fuss anschlägt, 120 Fuss, was ein mehr als hinreichender Raum für die Tänze eines Chors von 15 oder 24 Personen ist. War nun dieser Platz, welcher ὀρχήστρα in engerer Bedeutung, d. h. die Orchestra der Schauspiele, genannt wurde, nach den Angaben etwa 8 bis 10 Fuss über den Fussboden, d. h. über die κονίστρα erhöht, so überragte er wohl sicher die Thymele, d. i. den Altar, auf dessen Stufen die Flötenspieler und die Polizei stehen konnten ohne den Zuschauern im Wege zu seyn, indem sie vermuthlich, wie noch in unsern Theatern, kaum mit den Köpfen über den Boden der Orchestra hervorragten. Zugleich hatte die Orchestra die schickliche Entfernung von den Zuschauern und was auf ihr vorging, zeigte sich als zu dem Stücke gehörig, und kam nicht in Berührung mit den Sitzen der Zuschauer. Kam nun der Chor, wie meistens, (denn nicht immer geschah das) von der rechten Seite der Zuschauer auf die Orchestra, auf welche von den παρόδοις Stufen geführt haben müssen, so war

seine linke Seite gegen die Zuschauer gewendet, und da er die meisten Chorgesänge wohl gegen diese gekehrt sang, stand der Hegemon in der Mitte. Hatte aber der Chor mit den Schauspielern zu sprechen, so war es natürlich, dass er eine solche Evolution machen musste, wodurch der Hegemon mit seiner Reihe an die Stelle kam, welche die nächste an der Bühne war, und mithin die andern Reihen nun, von der Bühne aus angesehen, hinter dieser Reihe standen, folglich der Hegemon weder über die Köpfe der andern wegsprach, noch überhaupt auf der ganzen Orchestra etwas vorhanden war, worauf er hätte hinaufsteigen können, die Stufen ausgenommen, welche auf die Bühne führten, die er aber gerade nur dann betreten konnte, wenn er am wenigsten über jemand wegzusprechen hatte, weil die andern dann hinter ihm, nicht vor ihm waren. Auch hieraus wird nun klar seyn, dass die Areopagiten auf den Stühlen, auf denen sie Herr Müller unter der untersten Sitzreihe hat Platz nehmen heissen, bei ihm 10 bis 12 Fuss tiefer als die auf der Bühne befindlichen Personen, und 8 bis 10 Fuss tiefer als der Chor, ganz einsam und verlassen, und von niemand bemerkt dasitzen würden; ja wenn sie es dann gewagt hätten aufzustehen, sich einen Stimmstein zu holen, und über das, was auf der Bühne und Orchestra vorging, abzustimmen: so wird wohl leicht zugegeben werden, dass da ganz in der Ordnung die Polizei hätte hervortreten, und solche ungehörige Personen von einer Sache, die sie nichts anging, zurückweisen müssen.]

Gut sind die Bemerkungen, die S. 90. über den *ὕμνος δέσμιος* gemacht werden, nur möchte *ὕμνος ἀφόρμικτος*, das Hr. Müller wörtlich nimmt, nicht sofort auf Flöten schliessen lassen. Er wird hierdurch auf die Behauptung geführt, der Gesang habe die phrygische Tonart gehabt, worin er sich nicht irre machen lassen will, „durch die dunkle Stelle des Aristoxenos im Le„ben des Sophokles, welche diesem Dichter gewiss nur „die Einführung der phrygischen Tonart in die Gesänge

„einzelner Personen, die Monodien (*ἴδια ᾄσματα*, vgl.
„Aristot. Poet. 12.) zuschreiben will.“ Die Stelle des
Aristoxenus hat gar keine Dunkelheit: *φησὶ δὲ Ἀριστό-
ξενος ὡς πρῶτος τῶν Ἀθήνηθεν ποιητῶν τὴν Φρυ-
γίαν μελοποιΐαν εἰς τὰ ἴδια ᾄσματα παρέλαβε καὶ
τῷ διθυραμβικῷ τρόπῳ κατέμιξεν.* Man muss gänz- 120
lich den Sprachgebrauch verkennen, wenn man in diesen
Worten etwas anderes finden kann, als in seine Ge-
sänge, und in den gar nicht hierher gehörigen Worten
des Aristoteles gar einen technischen Ausdruck: *χορι-
κόν, καὶ τούτου τὸ μὲν πάροδος, τὸ δὲ στάσιμον·
κοινὰ μὲν ἁπάντων ταῦτα, ἴδια δὲ τὰ ἀπὸ σκη-
νῆς καὶ κόμμοι.* Doch was hat überhaupt die Nachricht
des Aristoxenus, das verhindern könnte, in dem Gesang
der Eumeniden phrygische Harmonie anzunehmen, wenn
sich dieselbe nur sonst rechtfertigen lässt? Denn Sophokles
kann ja immer der erste gewesen seyn, der diese Har-
monie in Chorgesängen gebrauchte, Aeschylus aber das
von ihm angenommen haben. Und sehr glaublich ist es,
dass er sich dieser Harmonie in den Phrygiern bedient
habe, wenn man erwägt, was Aristophanes von diesem
Stücke beim Athenäus I. p. 21. F. sagt. Als Haupt-
mittel, die Rhythmen der phrygischen Harmonie kennen
zu lernen, giebt Herr Müller mit Recht die Monodie des
Phrygiers im Orestes V. 1369. ff., das Fragment eines
Pindarischen Dithyramben, in der Böckhischen Ausgabe
Th. III. S. 575. f., und eine Stelle in den Bacchen
V. 159. an: aber aus diesen Stellen folgt gerade
das Gegentheil seiner Behauptung. Denn was er nun
von den einzelnen Füssen in diesen Rhythmen und von
dem *νόμος ὄρθιος* sagt, hat um desswillen kein Gewicht,
weil es bei der Beurtheilung eines Rhythmus in Anse-
hung der ihm eigenen Tonart nicht auf einzelne Glieder
oder Füsse, sondern auf den Charakter des Ganzen an-
kommt. Nun aber haben die drei angegebenen Beispiele,
zu denen sich noch manche andere hinzufügen lassen,
einen so himmelweit von dem Chorgesange der Eumeni-
den verschiedenen Charakter, dass, wenn jene Rhythmen

der phrygischen Tonart gehören, hier an diese Tonart gar nicht gedacht werden kann. Jene Rhythmen haben einen lebhaften, unsicher bewegten, in ungleichen Gliedern schwankenden; die in den Eumeniden hingegen einen strengen, abgemessenen, eisenfesten Gang, und, wo sie rasch werden, rauschen sie mit so regelmässiger Gewalt und in so gleichförmigen Gliedern daher, dass sie den phrygischen des Pindar und Euripides gerade entgegengesetzt erscheinen. Wenn in dem Orestes ein paar kretische und anapästische Strophen vorkommen, so sind diese mit Kunst gerade da angebracht, wo der schwache Phrygier gern aus seinem Tone herausfallen, und einen erhabenen annehmen möchte. Von dem *ἁρμάτειος* und *ὄρθιος νόμος* wissen wir zu wenig, um von ihren Rhythmen eine bestimmte Vorstellung fassen zu können. Von der ersten Benennung geben das Etymologicum und der Scholiast zum Orestes so vielerlei Erklärungen an, dass man bloss sieht, wie die Grammatiker aufs Ohngefähr herumriethen. Dass dieser *νόμος*
121 phrygische Harmonie gehabt habe, ist allerdings wahrscheinlich. Von dem *ὄρθιος* aber, weil ihn Herodot und Plutarch „in engem Zusammenhange mit dem Dithyramben erwähnen,“ lässt sich das noch nicht sofort behaupten. Herodot I. 24. erzählt bloss, dass Arion, den er vorher Erfinder der Dithyramben genannt hat, sich mit dem *ὄρθιος νόμος* ins Meer gestürzt habe, und Plutarch *de musica c.* 9. 10. sagt, Polymnestus aus Kolophon habe diesen *νόμος* gebraucht; K. 7. aber: *ὅτι δ' ἐστὶν Ὀλύμπου ὁ ἁρμάτειος νόμος ἐκ τῆς Γλαύκου ἀναγραφῆς τῆς ὑπὲρ τῶν ἀρχαίων ποιητῶν μάθοι ἄν τις, καὶ ἔτι γνοίη ὅτι Στησίχορος ὁ Ἱμεραῖος οὔτε Ὀρφέα οὔτε Τέρπανδρον οὔτε Ἀρχίλοχον οὔτε Θαλήταν ἐμιμήσατο, ἀλλ' Ὄλυμπον, χρησάμενος τῷ ἁρματείῳ νόμῳ καὶ τῷ κατὰ δάκτυλον εἴδει, ὅ τινες ἐξ ὀρθίου νόμου φασὶν εἶναι· ἄλλοι δέ τινες ὑπὸ Μυσῶν εὑρῆσθαι τοῦτον τὸν νόμον· γεγονέναι γάρ τινας ἀρχαίους αὐλητὰς Μυσούς.* Beide Arten hatten einen kriegerischen Charakter, wie man aus Plutarch

de fortuna Alexandri p. 335. *A.* Athenäus XIV. p. 631. B. Lucian Bacch. 4. sieht. Das passte nun zwar zu dem Gesange der Eumeniden: aber ehe die Identität dieser Rhythmen mit denen der Eumeniden nachgewiesen ist, da es der kriegerischen Rhythmen gar mancherlei geben kann, lässt sich noch keineswegs auf phrygische Harmonie für den Gesang der Furien schliessen, da die wirklich phrygischen Rhythmen des Pindar und Euripides scharf entgegenstehen. Uebrigens in Pindars Olymp. IX. wegen der Worte *ὄρθιον ὤρυσαι θαρσέων*, und im Agamemnon V. 1107. 1117., weil der Chor V. 1123. sagt, *τὰ δ᾽ ἐπίφοβα δυςφάτῳ κλαγγᾷ μελοτυπεῖς ὁμοῦ τ᾽ ὀρθίοις ἐν νόμοις,* den orthischen Ton vernehmen zu wollen, gehört zu den Beweisen, mit denen man alles beweisen kann. An beiden Stellen bedeutet das Wort, wie meistens, laut, scharftönend, gellend, weshalb auch die Trompete so oft *ὀρθία* genannt wird. Eben so wenig beweist der Fuss, welcher Orthius heisst, oder der *trochaeus semantus*, oder der *paeon epibatus* etwas für phrygische Harmonie, da diese Füsse ja auch in dorischer und andern Tonarten gebräuchlich sind. Plutarch hat in dem von Herrn Müller angezogenen 33. Kapitel sehr verständig darüber gesprochen, dass der Charakter nicht in solchen Einzelnheiten liege. Wenn also Hr. Müller meint, die *trochaei semanti*, die kretischen und päonischen Füsse, die langen daktylischen Reihen, und dergleichen, lassen es nicht zweifelhaft, dass der Gesang der Furien phrygische Harmonie gehabt habe: so können diese einzelnen, in jeder Tonart Statt findenden Rhythmen gegen den offenbar ganz verschiedenen Charakter der anerkannt mit phrygischer Tonart verbundenen Gesänge durchaus nichts beweisen. Hätte Herr Müller, anstatt so viel über diese Füsse und die für uns doch einmal gänzlich verlorne phrygische 122
Harmonie zu sprechen, den Charakter der Rhythmen im Ganzen, den der Gesang der Eumeniden hat, betrachtet: so würde ihm eine andere Bemerkung nicht entgangen seyn, die von grösserm Nutzen seyn dürfte: dass mit

dem letzten Strophenpaare die Rhythmen und der ganze Ton des Gedichts sich ändern, und folglich hier auch eine andere Tonweise eintrete. Betrachtet man den Inhalt des ganzen Gedichts, die Rhythmen, die Wiederholung derselben Verse am Ende des ersten Strophenpaares, das auch im zweiten Strophenpaare wiederkehrende Ueberspringen in die päonischen Rhythmen: so hat man sehr starke Gründe, zu vermuthen, dass die drei ersten Strophenpaare von den Halbchören, und zwar in den beiden ersten Strophenpaaren, was vor den Päonen vorausgeht, nur von einigen Stimmen, die Päonen aber bis zu Ende der Strophen von dem gesammten Halbchor gesungen wurden, bis endlich der ganze Chor das letzte Strophenpaar sang. Allerdings ist das blosse Vermuthung; indessen hat Recensent die Einwürfe, die man theils davon, dass das Gedicht ein Stasimon ist, theils von dem Einfallen mehrerer Stimmen in die schon begonnene Rede V. 335. hernehmen könnte, nicht unberücksichtigt gelassen, und glaubt darauf antworten zu können.

S. 94 ff. beschreibt Herr Müller weitläuftig den Stand des Chors und die Veränderungen seiner Stellungen, wobei er meint, was Recensent zur Poetik des Aristoteles 12, 8. und Doctr. metr. p. 727. gesagt habe, sey schon um desswillen irrig, weil dann der Chor gar keine *στάσις* mehr gehabt hätte. Als ob *στάσις* ein unbewegliches Stillstehen, wie ein oder der andere Grammatiker *ἀκίνητοι μένοντες* vom Stasimon sagt, bedeuten müsste. Es ist aber klar, dass Herr Müller nur widersprechen wollte: denn er windet sich, um den Schein zu haben, als sage er etwas anderes, und stellt den Satz auf, dass der Chor in dem Stasimon nicht still gestanden sey, sondern will, dass, während die Einzelnen ihre Plätze verändern, das Ganze seine Stelle behaupte. Wundern muss man sich, dass er unter den nichts beweisenden Stellen der Grammatiker, die er dem Recensenten entgegenstellt, auch den Scholiasten zu Euripides Hecuba V. 647. (640. Matth.) anführt, wo doch mit klaren Worten eben das, was Recensent in den

Elem. d. metr. gesagt hat, geschrieben steht: *ἰστέον δὲ ὅτι τὴν μὲν στοφὴν κινούμενοι πρὸς τὰ δεξιὰ οἱ χορευταὶ ᾖδον, τὴν δὲ ἀντίστροφον πρὸς τὰ ἀριστερά· τὴν δὲ ἐπῳδὸν ἱστάμενοι ᾖδον.* Das führt der Scholiast dann noch weiter aus. Nun nimmt Hr. Müller „mit ziemlicher Sicherheit“ aus den Evolutionen eines Lochos im Kriege ab, wie die Choreuten ihre Plätze gewechselt haben, und versinnlicht das sogar durch eine 123
Figur. Es ist langweilig und unnütz, Dinge, die aus blosser Phantasie aufgestellt werden, zu besprechen. Nur was aus Zeugnissen geschlossen wird, mag zeigen, wie Herr Müller verfährt. Man liest S. 95.: „Die Choreuten, welche vom Anfang an auf der Orchestra mit „dem Gesicht gegen einander standen (*ἀντιπρόςωποι* „*ἀλλήλοις στάντες* Hephäst. *π. ποιημ.* 14. p. 131. „Vgl. Schol. zu Arist. Rittern 512.), traten dabei von „beiden Seiten einander gegenüber, und machten einan- „der entsprechende, sich wechselseitig nachahmende Be- „wegungen (diess ist das *ἀντιστοιχεῖν* Xenoph. Anab. „V. 4, 12.; vgl. Sympos. 2, 20.; Süvern über Ari- „stoph. Vögel S. 102.; Kolster *de parabasi p.* 13.), „wobei sie sich zuerst immer näher kamen, dann einan- „der vorübergingen, und am Ende die Plätze tauschten.“ Wunderbar ist, wie die Choreuten, da sie schon von Anfang an mit dem Gesichte gegen einander stehen sollen, doch von beiden Seiten einander gegenüber getreten seyen. Da brauchen sie ja nur stehen zu bleiben. Doch was sagt denn Hephästion? *Καλεῖται δὲ παράβασις, ἐπειδὴ εἰςελθόντες εἰς τὸ θέατρον καὶ ἀντιπρόςωποι ἀλλήλοις στάντες οἱ χορευταὶ παρέβαινον καὶ εἰς τὸ θέατρον ἀποβλέποντες ἔλεγόν τινα.* Damit soll der Scholiast zu den Rittern des Aristophanes verglichen werden. Diess ist sehr unbedachtsam Kolstern nachgeschrieben worden, der den dort ganz etwas anderes sagenden Scholiasten mit dem Hephästion übereinstimmend fand. Richtiger hätte der oben angeführte Scholiast zum Frieden V. 735. (718.) verglichen werden können, welcher die Sache eben so, wie Hephästion, obgleich minder klar,

beschreibt. Aus den Worten des Hephästion nun hat
Herr Müller offenbar das genommen, dass die Choreuten
von Anfang an mit dem Gesicht gegen einander gestan-
den hätten. Das scheint sehr unbedachtsam gesagt zu
seyn, und überdiess noch mit einer andern Angabe Hrn.
Müllers in Widerspruch zu stehen. Was soll das heis-
sen „von Anfang an?“ Man kann das nicht anders ver-
stehen, als von Anfang an, als sie die Orchestra betre-
ten hatten. Das widerspricht aber dem, was oben über
das Auftreten des Chors gesagt war, und der dort S.
81. gegebenen Zeichnung. Aber wäre das auch nicht,
so hätte doch Hephästion gar nicht sagen können, was
in seinen Worten enthalten ist, da es an sich falsch und
sogar unsinnig ist, dass die Choreuten, nachdem sie in
die Orchestra gekommen, sich einander gegenüber ge-
stellt hätten. Die Florentiner Ausgabe hat nicht *εἰςελ-
θόντες,* sondern *ἐλθόντες.* So, oder wohl vielleicht gar
παρελθόντες muss es heissen. Denn was Hephästion
sagt ist diess: Parabasis heisst, wenn die Choreuten,
nachdem sie gegen die Zuschauer vorgetreten sind, und
sich einander gegenüber gestellt haben, vorgingen, und
124 sich gegen die Zuschauer wendend, etwas sprachen. He-
phästion und die Scholiasten reden nur bloss von der
Parabasis. Dieser gehört das *ἀντιπρόςωποι ἀλλήλοις
στάντες* als etwas Eigenthümliches und Wesentliches an,
weil in ihr sich Halbchöre trennen müssen, was die *στρο-
φὴ* und *ἀντίστροφος,* das *ἐπίῤῥημα* und *ἀντεπίῤῥημα*
beweisen. Halbchöre sind aber in dem Stasimon, dafern
sie gebraucht worden sind, wie diess eben von dem Re-
censenten in dem Chorgesange der Furien angenommen
wurde, doch durchaus nichts Wesentliches des Stasimon,
und von Hrn. Müller, wie es scheint, nicht einmal zu-
gestanden. Ueberhaupt aber, was hat die Parabasis mit
dem Stasimon der Tragödie zu thun, und wie kann auf
dieses übergetragen werden, was die Grammatiker von
einer bloss der Komödie angehörigen Einrichtung berich-
ten? Wenn nun also weder Hephästion noch die Scho-
liasten, da sie insgesammt nur von der Parabasis spre-

chen, irgend etwas für das Stasimon beweisen können: woher hat Herr Müller die Nachricht, dass die Choreuten in der Tragödie, wenn sie das Stasimon sangen, nicht nur einander gegenüber standen, sondern auch einander entsprechende Bewegungen machten, und bei einander vorübergehend die Plätze tauschten? Die entsprechenden Bewegungen, das *ἀντιστοιχεῖν*, aus Xenophons Anabasis. Aber dessen Worte, *ὥςπερ οἱ χοροί*, enthalten ja nichts vom Stasimon, sondern können vielmehr nur auch wieder auf die Parabasis, oder auf jede ähnliche Aufstellung von Halbchören, auch bloss Tanzender bezogen werden, so wie das *ἀντιστοιχεῖν* in dem Symposion bloss vom Tanze gesagt ist. Wer sagt endlich etwas von dem bei einander Vorübergehen und vom Wechseln der Plätze? Hoffentlich wird das Herr Müller doch weder aus dem *παρέβαινον* des Hephästion, noch aus der Anabasis genommen haben, wo es §. 14. von den Mossynöken heisst: *ἐντεῦθεν ἐξῆρχε μὲν αὐτῶν εἷς, οἱ δὲ ἄλλοι πάντες ἐπορεύοντο ᾄδοντες ἐν ῥυθμῷ, καὶ διελθόντες διὰ τῶν τάξεων καὶ διὰ τῶν ὅπλων τῶν Ἑλλήνων ἐπορεύοντο εὐθὺς πρὸς τοὺς πολεμίους.* Wir wollen ihm so arge Misgriffe nicht zutrauen: aber doch weiss man nicht, was man denken soll, da er keine andere Beweise angeführt hat. So lange das also nicht geschieht, kann diese ganze Beschreibung des Stasimon für nichts als eine grundlose Phantasie gehalten werden. Woher aber das alles? Bloss aus dem Worte *στάσιμον*, dessen einfachste Erklärung doch wohl am Ende keine andere seyn kann, als dass es zum Unterschiede von *πάροδος* und *ἔξοδος* den Gesang bedeutete, den der Chor weder bei dem Kommen, noch bei dem Abgehen, sondern während er sich auf der Orchestra aufhielt, sang.

Was über die übrigen Chorgesänge noch in diesem Abschnitte gesagt wird, sind Bemerkungen, mit denen
Hr. Müller auf den Charakter und einige Eigenheiten 125
der Rhythmen aufmerksam zu machen sucht. Auffallend ist S. 98. die Note: „Hatten die Dochmien immer phry-

„gische Tonart, weil sie in den Bacchen μέλη βάρβα-„ρα heissen, 1026. (Νόμος βακχεῖος, Eur. Hek. 685.)? „Ich sollte glauben, oft auch die für leidenschaftliche „Darstellung geeignete äolische. Oder die klagende mi-„xolydische?" Recensent hatte in der Abhandlung über Pindars Dialekt die Bemerkung aufgestellt, dass man aus der Angabe der Harmonie die Beschaffenheit der Rhythmen erkenne, und also wieder rückwärts von den Rhythmen auf die Harmonie schliessen dürfe. Dadurch ist es Mode worden, nach der Tonart zu fragen. Wo das einen Nutzen bringen kann, wie im Pindar, da ist es der Mühe werth, diese Frage aufzuwerfen. Aber so ins Weite hinein ist sie ganz unnütz, besonders da wir nur sehr unvollkommene Begriffe von den zu jeder Tonart passenden Rhythmen haben. Aus dem εὐάζω ξένα μέλεσι βαρβάροις lässt sich gar nichts schliessen. Da die Dochmien zu Darstellung der verschiedenartigsten Empfindungen gebraucht werden, so können sie nicht immer dieselbe Tonart gehabt haben. Sollte aber mit Nutzen gefragt werden, so sollte gefragt seyn: wie viel Arten von Dochmien giebt es? (denn deren giebt es mehrere, und sehr charakteristisch von einander verschiedene): was ist der eigenthümliche Charakter jeder Art? welche Tonarten sind diesen Charakteren angemessen? was für Gründe giebt es, auf diese Tonarten zu schliessen?

Es folgt ein anderer Abschnitt mit der Ueberschrift Theater. Hier wird zuerst der Vorplatz vor dem Tempel, und dann das pythische Heiligthum, das sich den Augen der Zuschauer nach dem Prolog zeige, ausführlich beschrieben. Dieses Innere des Tempels soll man gleich nachdem die Priesterin wieder hineingegangen ist, erblicken, und, da nun in dem Tempel der Chor der Furien, Apollo, Orestes und Hermes sey: so fragt Herr Müller, auf welche Weise diese Gesellschaft von 18 Personen den Zuschauern auf einmal vor die Augen gerückt werden konnte. Er erklärt desshalb zuvörderst die Beschaffenheit der Exostra oder des Ekkyklema, und nachdem er durch Vergleichung der davon vorkommenden

Beispiele gefunden hat, worüber ziemlich weitläuftig gesprochen wird, dass immer nur zwei, drei, höchstens vier Personen auf dem Ekkyklema erscheinen, hier aber der Chor der Furien sogar noch einen Chortanz in dem Tempel aufführe, findet er sich gedrängt anzunehmen, erstens, dass die ganze Bühne als Tempelraum gedacht werden müsse; zweitens, das ein Vorhang den Raum, welcher das Innere des Tempels darstelle, vorher bedeckt habe. Diess habe zwar keine äussere Bescheinigung, aber mehr innere Wahrscheinlichkeit. — Ehe wir die Sätze prüfen, ist zu bemerken, dass, gesetzt auch, diese Beschreibung 126
wäre richtig, doch das Innere des Tempels nicht sogleich, nachdem die Priesterin hineingegangen ist, sondern erst nach der darauf folgenden Scene erscheinen würde. Denn nicht nur wäre es ganz unnöthig gewesen, die Furien zu zeigen, wo sie gar nichts zu thun haben, sondern der Anblick derselben hätte auch die Aufmerksamkeit der Zuschauer gänzlich von der Unterredung des Apollo und Orestes abziehen müssen. Vielmehr kömmt Orestes, im Begriff seine Wanderung anzutreten, aus dem Tempel, geleitet von Apollo, der ihn belehrt, was er zu thun habe, und dann dem Hermes übergiebt. Warum soll das nicht vor dem Tempel geschehen, da ja Orestes eben nun fortgeht? Man sieht bald, Herr Müller wurde bestimmt durch das *καὶ νῦν ἁλούσας τάσδε τὰς μάργους ὁρᾷς ὕπνῳ*. Das wäre aber doch schlimm, wenn man zu einem, der so eben noch die Furien im Tempel hat schlafen sehen, nicht, nachdem er herausgetreten ist, sagen könnte: „Du siehst, sie schlafen.“

Zweifelhafter ist die Sache bei der nun folgenden Scene, in welcher der Schatten der Klytämnestra die Furien weckt. Es zwingt aber auch hier nichts, anzunehmen, dass man das Innere des Tempels sehe, sondern es kann sehr wohl der Schatten der Klytämnestra die charonische Treppe heraufkommen, und an der offenen Pforte des Tempels die darin schlafenden Furien wecken. Herr Müller scheint das selbst gefühlt zu haben, indem er über diese von Genelli aufgestellte An-

sicht S. 105. sagt: „So grosse Wirkung nun einzelne „Laute und Ausrufungen aus dem verborgenen Innern „eines Zeltes oder Zimmers auf der Bühne hervorbringen können: so wenig findet diess seine Anwendung auf „das Zwiegespräch des Schattens der Klytämnestra und „des im Schlummer ächzenden und stöhnenden Chors; „und so wenig war gewiss Aeschylos geneigt, seine Zuschauer der höchst tragischen Gestalt des königlichen „Schattens mit der blutigen Wunde in der Brust, auf „welche Klytämnestra selbst hinweist, und des Anblicks „der im Schlaf sich ingrimmig und krampfhaft ringenden „Erinnyen zu berauben.“ Nimmt man hier erst die zwei irrigen Sätze weg: denn ein Zwiegespräch ist hier gar nicht vorhanden, und Klytämnestra mit ihrer Wunde muss allerdings von den Zuschauern gesehen werden, braucht aber desshalb nicht im Innern des Tempels zu stehen: so ist der ganze Eindruck bloss auf die willkürliche Behauptung zurückgeführt, dass Aeschylus die Zuschauer nicht werde des Anblicks der krampfhaften Regungen der Furien haben berauben wollen. Folglich ist durchaus keine Nothwendigkeit erwiesen, dass man das Innere des Tempels sehen müsse. Denn dass auch das Erwachen des Chors und sogar der Tanz
127 desselben in dem Tempel selbst vorgehen müsse, weil, wie Herr Müller S. 106. sagt, erst nachher der Gott den Furien gebiete, aus seinem Hause zu weichen: das ist ein Grund, den, wer einige Bekanntschaft mit den Tragikern hat, nicht anerkennen, und eben so wenig, wie das oben erwähnte ὁρᾷς, buchstäblich nehmen wird, was Apollo sagt:

> ἔξω, κελεύω, τῶνδε δωμάτων τάχος
> χωρεῖτ᾽, ἀπαλλάσσεσθε μαντικῶν μυχῶν.

Ja wer es denn so unmöglich fände, dass jemand zu denen, die noch vor dem Hause stehen, im Zorne sagte: geht aus meinem Hause, und macht, dass ihr fortkommt: der könnte ja, da nicht alle Furien zugleich singen, eine oder die andere wieder in den Tempel hin-

eingehen, und den Orestes dort suchen lassen. Doch wir wollen einmal annehmen,' es zeige sich wirklich das Innere des Tempels: auf keinen Fall wird der Tanz des Chors in demselben, sondern auf dem Platze vor dem Tempel, und zwar in der Orchestra aufgeführt. Das ist nothwendiges Gesetz der Tragödie, und der Unterschied nur der, dass hier der Chor von der Scene in die Orchestra hinabsteigt.

Betrachten wir nun, was Herrn Müller drängte, ohne alle äussere Bescheinigung, wie er selbst gesteht, einen Vorhang anzunehmen: so zeigt sich, dass das nichts als eine mit grosser Leichtgläubigkeit und Akrisie angenommene irrige Vorstellung ist. Er sagt S. 103.: „Exostra „oder Ekkyklema (der letzte Ausdruck ist viel gewöhn„licher) bezeichnet ein Gerüst oder eine hölzerne kleine „Bühne, welche an solchen Stellen des Drama, wo das „Innere eines Hauses den Blicken der Zuschauer offen „gestellt werden soll, durch die grossen Thüren der Sce„nenwand vorgestossen oder auf Rädern vorgerollt (ἐκ„κυκλεῖν), und dann, wenn das Innere wieder unsicht„bar werden sollte, zurückgerollt wurde (εἰςκυκλεῖν). „Pollux IV. 128. Schol. Acharn. 407. Eust. zur Il. „p. 976, 15. Rom. Ven. Schol. zur Il. Σ. 474. Vgl. „Bekker. p. 830." Wozu soll das letzte Citat, in welchem bloss das Wort ἐκκυκλεῖν ohne Erklärung vorkommt? Was die gegebene Erklärung anlangt, fragen wir nun zuerst, worauf es sich gründe, dass ἐξώστρα und ἐκκύκλημα dasselbe sey. Die Antwort wird seyn: Hesychius sage: ἐξώστρα, ἐπὶ τῆς σκηνῆς τὸ ἐκκύκλωμα, und Pollux IV. 129.: τὴν δὲ ἐξώστραν ταὐτὸν τῷ ἐκκυκλήματι νομίζουσιν. Diese letztern Worte machen schon an sich die Sache verdächtig; noch mehr aber, dass Pollux §. 127. vermuthlich aus dem Schriftsteller, den er excerpirte, bei Aufzählung der Maschinerien schreibt: εἶεν δ' ἂν τῶν ἐκ θεάτρου καὶ ἐκκύκλημα, καὶ μηχανή, καὶ ἐξώστρα u. s. w. Hier also werden beide Vorrichtungen, und wohl unstreitig mit Recht, unterschie- 128
den, da ἐξώστρα, wie das Wort selbst zeigt, etwas ist,

das hervorgeschoben wird, z. B. ein Balcon. Man darf daher wohl mit Zuversicht annehmen, dass ἐκκύκλημα etwas ganz anderes war. Wäre nun die Erklärung, die davon gegeben wird, richtig, so hätten in der That die griechischen Maschinenmeister nichts ungeschickteres und widersinnigeres erfinden können, als eine kleine hölzerne Bühne, die aus den Thüren der Scenenwand wäre herausgeschoben worden. Das Innere, um es als Inneres zu zeigen, zur Thüre herausschieben, und es so erst recht als zum Hause hinausgeworfen darstellen, ist etwas so Unsinniges, dass es sich sogleich durch sich selbst widerlegt, und eben desshalb, selbst wenn es wirklich berichtet worden wäre, bei dem ersten Blicke als falsch erkannt werden musste. Wer aber hat es berichtet? Niemand. Woher ist es also genommen? Aus der für die Sachphilologie so breit fliessenden Quelle unrichtiger Worterklärung und leichtsinniger Akrisie. Der elende Compilator Pollux hat aus verschiedenen Schriften folgendes zusammengetragen: καὶ τὸ μὲν ἐκκύκλημα ἐπὶ ξύλων ὑψηλὸν βάθρον, ᾧ ἐπίκειται θρόνος· (diess ist offenbar aus der Erklärung eines einzelnen Falles genommen) δείκνυσι δὲ καὶ τὰ ὑπὸ τὴν σκηνὴν ἐν ταῖς οἰκίαις ἀπόῤῥητα πραχθέντα, (diess ist die richtige, auch mit den andern Zeugnissen übereinstimmende Erklärung) καὶ τὸ ῥῆμα τοῦ ἔργου καλεῖται ἐκκυκλεῖν. ἐφ' οὗ δὲ εἰςάγεται τὸ ἐκκύκλημα εἰςκύκλημα (sollte εἰςκυκλήθρα heissen) ὀνομάζεται. καὶ χρὴ τοῦτο νοεῖσθαι καθ' ἑκάστην θύραν, οἱονεὶ καθ' ἑκάστην οἰκίαν. Diess ist richtig, bedeutet aber nicht durch die Thüren, wie es Herr Müller übersetzt. Schon die Beispiele von Ekkyklemen, die er durchgeht (im Oedipus Tyrannus V. 1297. ist jedoch an ein Ekkyklema zu denken kein Grund vorhanden), hätten zeigen können, dass nichts durch die Thüren hervorgeschoben wird, sondern die Scenenwand selbst auf beiden Seiten aus einander weicht: *scena versis discedit frontibus*, wie Virgil. Georg. III. 24. sagt, wo Servius nachzusehen, und Seneca Epist. 88. zu vergleichen ist. So bedurfte

es also, auch wenn das Innere des Tempels gezeigt werden sollte, nicht der Annahme eines nirgends erwähnten Vorhanges.

Nachdem S. 106. die Veränderung der Scene, welche nunmehr den Tempel der Polias in Athen mit seinem alten Standbilde zeigt, beschrieben worden, erfährt S. 107. der Leser bei weitem das Abenteuerlichste, was Herrn Müllers Buch enthält, in folgenden Worten: „In „dieselbe Orchestra, gewiss nicht auf die Bühne, treten „hernach auch die von der Göttin zur Entscheidung des „Rechtsstreits erwählten Bürger, die ersten Areopagiten; „und zwar müssen diese auf Sitzen Platz genommen haben, 129
„die sich unterhalb der Schauplätze am Halbkreise der „Orchestra befanden (vgl. die Zeichnung I. §. 3.). Es „kömmt nämlich im Folgenden dem Dichter offenbar darauf an, den Areopag im Drama und die als Zuschauer versammelten Athener als ein Ganzes fassen zu „können, welches die Athena in ihrer Stiftungsrede des „Areopag (651 ff.) gemeinschaftlich anredet. Wie bei „den Gerichten der Homerischen Geronten: so wird auch „bei dieser ersten Ausübung des Blutbanns in Athen eine „Volksversammlung (die λαοὶ oder λεῴ) als gegenwärtig „gedacht, welcher die Göttin während der Rathssitzung „durch die Stimme des Herolds und Trompetentöne „Schweigen gebeut (536.). Gewiss liess Aeschylos dabei wirkliche Trompetenstösse durch das Theater erschallen, und man hörte, wie sonst, den Ruf des Herolds: Ἀκούετε λεῴ. Die Volksversammlung aber konnte „unmöglich durch Menschenhaufen, welche sich auf der „Bühne oder in der Orchestra sehen liessen, dargestellt „werden, sondern die im Theater versammelten Athener „selbst sind das gegenwärtige und angeredete Volk. Am „schönsten aber wird diess dann zur Erscheinung gebracht, „wenn die Areopagiten auf Stühlen in der Orchestra, „unmittelbar unter den Sitzreihen des Theatron Platz „nehmen; zunächst über ihnen sitzt dann der wirkliche „gegenwärtige Rath von Athen, dem die unterste Sitz-

„reihe (τὸ βουλευτικὸν) angewiesen war; darüber steigt „in zahllosen Reihen und immer weitern Kreisen die dicht- „gedrängte Masse des athenischen Volkes empor; gegen- „über auf der Bühne erhebt sich, wie ein Redner auf „dem Bema, die erhabene Gestalt der Athena, welche „das areopagitische Gericht anordnet, und die Heiligkeit „dieser Stiftung den Athenern ans Herz legt. Auf diese „Weise wird das athenische Volk mit einer unwidersteh- „lichen Gewalt in das Drama selbst hineingezogen, und „gleichsam mitzuspielen genöthigt; das Theater verwan- „delt sich wie durch einen Zauberschlag in die Pnyx, „der Dichter in einen rathenden und warnenden Redner, „die mythische Vergangenheit in unmittelbare, über Wohl „und Wehe der Zukunft entscheidende Gegenwart.“ — Man kann sich denken, zu welcher Bewunderung des Dichters, der einen so grossartigen Gedanken fasste, Hrn. Müllers Zuhörer durch diese begeisterte Rede hingerissen worden sind. Aber durch den Druck dergleichen vor die Augen derer zu bringen, die nicht durch die Declamtion betäubt werden können, ist doch etwas gefährlich. Die Sätze, aus welchen diese Deduction besteht, sind folgende: 1) Es kam dem Dichter darauf an, den Areopag und die Zuschauer als ein Ganzes fassen zu können. Aus diesem Satze folgt gar nichts. Denn das Ganze war schon dadurch gegeben, dass die zuschauenden Athener ihr eigenes Gericht, ihren Areopag
130 einsetzen sehen; mithin, was auf der Scene vorgeht, sie selbst betrifft. 2) Es wird eine Volksversammlung gedacht, der der Herold und die Trompete Schweigen gebeut. Diess ist wahr. 3) Die Volksversammlung konnte nicht durch Menschenhaufen auf der Scene oder in der Orchestra dargestellt werden. Ist auch wahr. 4) Die Zuschauer sind selbst diese Volksversammlung. In diesem Satze liegt die Veranlassung zu der aufgestellten Fiction. Gedacht wird allerdings eine Volksversammlung, aber wirklich dazuseyn braucht sie nicht: eben so wenig, als in der Iphigenia in Tauris Leute im Wege stehen müssen, weil Iphigenia V. 1226. sagt:

ἐκποδὼν δ' αὐδῶ πολίταις τοῦδ' ἔχειν μιάσματος.

In den Eumeniden ist das nun noch weniger der Fall, weil, was von dem Volke gesagt wird, da dieses Volk die Athener sind, die Zuschauer natürlich auf sich selbst beziehen müssen. Es sind diess aber bloss zwei Verse, durch die gar keine thätige Theilnahme der Volksversammlung an der Handlung, sondern bloss das Anhören geboten wird; V. 635.:

κήρυσσε, κῆρυξ, καὶ στρατὸν κατεργάθου,

und V. 651.:

κλύοιτ' ἂν ἤδη θεσμὸν Ἀττικὸς λεώς.

Herr Müller hat demnach zwei ganz verschiedene Dinge verwechselt und in eins zusammengeworfen, das angeredete nicht dargestellte Volk, und die Zuschauer, die, weil sie ein Theil des Volks sind, das angeredet wird, sich auch mit darunter gemeint sehen. Wenn also der Grund der Fiction wegfällt, so ist die ganze Fiction nichtig. Aber sie ist auch in sich selbst so abenteuerlich, dass Herr Müller in nicht geringe Verlegenheit kommen würde, wenn er als Theaterdirector seine Idee zur Ausführung bringen sollte. Eine Kleinigkeit ist das ἀκούετε λεῴ. Das hat gewiss der Herold nicht gerufen, sondern er hat wohl nur agirt: sonst läsen wir auch das ἀκούετε λεῴ zwischen den Versen: mit dem Trompetenstosse war es genug, um der Sache einen würdigen Eingang zu verschaffen, und darauf weist auch die alte Lesart εἴτ' οὖν V. 636. hin. Aber das wichtigste sind die Areopagiten. Anfangs tritt Herr Müller gleich gebietend auf, und sagt, sie müssen ihre Sitze unmittelbar unter den Sitzreihen gehabt haben. Nachher spricht er etwas milder, und sagt, am schönsten sey es so. Schon sehr muss es befremden, die Richter im Rücken der Parteien sitzen zu sehen, was doch ganz ungewöhnlich ist. Nun aber kommt gar noch Folgendes hinzu. Der Raum vom Eingang in die Orchestra bis zur Thymele beträgt

nach S. 88. nicht weniger als 150 bis 200 Fuss: der
131 ganze Durchmesser der Orchestra mithin beinahe 300 bis 400 Fuss; also der Halbzirkel noch weit mehr. Unmittelbar unter diesem Halbzirkel nun hat Herr Müller die Areopagiten auf Stühlen, die er für sie dahin gestellt hat, Platz nehmen lassen. Areopagiten aber sind, seiner Angabe zufolge, nur zwölf. Sassen diese dicht bei einander, oder einzeln in dem grossen Halbzirkel vertheilt? Herr Müller verweist auf seine Figur. Dort hat er aber unglücklicher oder glücklicher Weise diese Stühle nicht mit verzeichnet. Mögen sie nun dicht neben einander oder getrennt gestanden haben, so wäre ja dieser winzige Areopag kaum bemerkt worden, und, hätte man ihn bemerkt, so hätte er einen so ärmlichen Anblick gewährt, dass das ganze Gericht, dessen Ehrwürdigkeit der Inhalt dieser Scene ist, zum Gespötte hätte werden müssen. Ferner sollen diese Areopagiten bei der Abstimmung einzeln aufgestanden seyn, ihren Stimmstein von dem Altar genommen, und in die auf einem Tische stehende Urne geworfen haben. Thaten sie das alles im Rücken der Parteien, und sprach Minerva zu ihnen über die Köpfe der Parteien hinweg, oder gingen sie mitten durch die Orchestra durch auf die Scene? Denn wo der Altar, wo der Tisch mit der Urne gestanden habe, sagt uns Herr Müller nicht. Wie man sich auch die Sache denken mag, so erscheinen diese zwölf Areopagiten in diesem weiten Raume nur immer noch armseliger und lächerlicher, zumal da die Sache nach S. 78. ziemlich langsam vor sich geht, und allemal ein Areopagit, nachdem Apollo oder die Furien ein Distichon gesprochen haben, seinen Stimmstein in die Urne wirft. So zerfliesst diese schimmernde Seifenblase.

Wenn Herr Müller in dieser Scene sah, was nicht ist, so sagt er in der folgenden nicht, was ist. Er sagt S. 107.: „Daraus, dass die Göttin in ihrer Einsetzungs„rede, des Areshügels als des Ortes gedenkt, auf wel„chem das eben gestiftete Gericht seine Sitzungen halten „werde (653.), dass sie diesen Hügel auch als vor den

„Augen der Zuschauer befindlich bezeichnet (*Πάγον — τόνδε*, 655.), könnte man vielleicht schliessen, dass die Scene von neuem verlegt worden sey. Doch lässt sich diess nicht ohne die grössten Schwierigkeiten durchführen, und es genügt völlig, anzunehmen, dass man den der Burg gegenüber liegenden Hügel auf einer Periaktos dargestellt in der Ferne erblickte, und Athena, zeigend, die Hand nach dieser Aussicht ausstreckte. Wird doch gerade auch in derselben Stelle (658.) die Burg von Athen als vor den Augen der Zuschauer befindlich bezeichnet.“ Diese „grössten Schwierigkeiten“ hat Herr Müller seinen Zuhörern nicht mitgetheilt. Mancher mag indessen wohl gedacht haben, wenn vorher die Scene von Delphi nach Athen versetzt werden konnte, so müsse sie doch wohl noch leichter in Athen selbst von der Akropolis auf den nahegelegenen Hügel gegenüber versetzt 132
werden können. Dem Leser verhilft jedoch die Note bei der am Ende der angeführten Worte berührten Stelle zur Entdeckung jener „grössten Schwierigkeiten.“ Sie lautet so: „Ich kann diese Stelle nämlich nur so verstehen, dass die Amazonen die neue Feste, d. h. die von Theseus gebaute Stadt und Burg, die hochgethürmte, durch eine Gegenburg auf dem Areopag angreifen (ähnlich wie die Perser, Herodot VIII. 52.), und rechtfertige mir *ἀντιπυργοῦν πόλιν* in diesem Sinne durch *ἀντιάζειν τινά*, jemanden angreifen. S i e t h ü r m t e n e i n e h o c h g e t h ü r m t e n e u g e b a u t e S t a d t e n t g e g e n scheint mir dagegen unerträglich pleonastisch ausgedrückt.“ Das ist nun freilich schlimm, dass Herr Müller diese Stelle nicht anders als so verstehen kann, wie sie niemand verstehen kann und wird, der ein Verbum mit seinem Casus richtig zu construiren weiss. Der Dichter sagt:

πάγον δ' ὄρειον τόνδ', Ἀμαζόνων ἕδραν,
σκηνάς θ' ὅτ' ἦλθον Θησέως κατὰ φθόνον
στρατηλατοῦσαι, καὶ πόλιν νεόπτολιν
τήνδ' ὑψίπυργον ἀντεπύργωσαν τότε.

Das übersetzt Herr Müller: „und dem jungen Bau „der Stadt, dem hochgethürmten, Gegenthürme errichte„te.“ Wer auch nur einigermaassen die Sprache der Tragiker kennt, wird hier nicht etwas unerträglich pleonastisch ausgedrücktes finden, sondern wissen, dass *ἀντιπυργοῦν τι ὑψίπυργον* so viel ist als *ὕψου τι ἀντιπυργοῦν*. Aber vollends den Accusativ als statt des Dativs mit *ἀντιπυργοῦν* verbunden, wobei noch überdiess der Accusativ des zu befestigenden Ortes fehlen würde, anzunehmen, und das durch die nur dem Herodot eigene Redensart *ἀντιάζειν τινὰ* zu rechtfertigen, das ist ein exemplarisch schlagender Beweis, wie Herr Müller und seine Genossen alles aus allem zu machen wissen, wenn es ihnen beliebt, und sie gläubige Jünger vor sich haben. Vor dem Publicum aber sollte man doch einige Scheu hegen. So sind denn nun jene „grossen Schwierigkeiten,“ welche der Verlegung der Scene auf dem Areopag entgegenstehen, nichts, als dass Herr Müller über diese Verse nicht hinwegkommen konnte, ohne dass er eine aller Grammatik zuwiderlaufende Erklärung, und mit dieser zugleich eine Sache annahm, die das Allerundenkbarste ist, das einem Interpreten in den Sinn kommen konnte. Den Areopag hatte die Sage als den Ort geheiligt, auf welchem das Gericht über den Orestes gehalten worden war; der Areopag ist es, um dessen Heiligkeit sich, als um den Mittelpunct, der ganze Inhalt des Stückes dreht; dem Areopag will der Dichter durch seine Tragödie sein altes Recht schützen und Schmälerung von ihm abwenden; der Areopag ist der Ort, der
133 mit dem gleichnamigen Gericht so eins ist, dass das Gericht nicht mehr das Gericht des Areopags seyn kann, wenn es nicht auf seiner ihm geheiligten Stelle gehalten wird: und diesen Areopag soll man in der Ferne auf einer Periaktos abgebildet sehen, das Gericht selbst aber soll aller Sage zum Trotz auf der Akropolis gehalten werden, und das versammelte Volk den Areopag in der Pnyx vor sich zu sehen wähnen. Oben S. 73. sollte der ganze poetische und religiöse Zusammenhang der Trilo-

gie auf das Gefährlichste angegriffen und mit Zerstörung bedroht werden, wenn in den Choephoren die Furien nicht leibhaftig erschienen; hier wird ohne Gefahr der geschichtlich, religiös, poetisch, kurz in aller Rücksicht unabweislich wirklich gegebene Ort gemalt auf einer Periaktos in der Ferne gezeigt, bloss weil Herr Müller eine allbekannte Redensart so unerträglich pleonastisch findet, und zwar wo gleich daneben ein Beispiel dieses Pleonasmus in *πόλιν νεόπτολιν* vor Augen liegt, dass er an dessen Stelle eine aus seiner Gräcität zu substituiren sich genöthigt sieht.

Ein dritter Abschnitt spricht von dem Costum der Schauspieler erst im Allgemeinen, dann von jeder Person besonders. Da in dieser Trilogie der Dichter drei Schauspieler gehabt habe, so wird angegeben, welche Rollen einem jeden derselben in diesen drei Tragödien zugetheilt waren. Diese Vertheilung ist angeblich im Ganzen ziemlich sicher: warum, davon erfährt man nichts weiter, als dass angenommen worden, es sey ohne Noth nicht dieselbe Rolle in auf einander folgenden Stücken verschiedenen Schauspielern gegeben. Das Zweifelhafte einiger Puncte sey durch Fragezeichen angedeutet. Es findet sich aber nur ein einziges Fragezeichen bei der Wärterin in den Choephoren, die dem Deuteragonisten zugetheilt ist. Das übrige also soll man für ziemlich sicher annehmen. Und doch, wer sollte das glauben? ist im Agamemnon die Hauptrolle, die der Kassandra, dem Tritagonisten zugeschrieben. Wer weiss aber nicht, dass *τριταγωνιστεῖν* als verächtlich bezeichnet, und der *τριταγωνιστὴς* als ein gemeiner Schauspieler genannt wird, der sich dem Hauptschauspieler zu verdingen pflegte? S. Demosthenes von der Krone, §. 262., S. 314., Reisk. und Plutarch *praec. polit.* S. 816. *F.* Vielmehr würde man Kenntniss der Sache wahrnehmen, wenn diesem *τριταγωνιστὴς* die Rolle des Agamemnon, die wir dem *πρωταγωνιστὴς* beigelegt sehen, gegeben wäre. Das zeigt Demosthenes *de falsa leg.* §. 247. S. 418. Reisk. *ἴστε γὰρ δήπου τοῦθ᾽ ὅτι ἐν ἅπασι τοῖς δρά-*

μασι τοῖς τραγικοῖς ἐξαιρετόν ἐστιν ὥσπερ γέρας τοῖς τριταγωνισταῖς τὸ τοὺς τυράννους καὶ τοὺς τὰ σκῆπτρα ἔχοντας εἰσιέναι. [Fragt man woher dieser sehr arge Irrthum Herrn Müllers komme, so zeigt sich, dass er sich begnügte aus dem Pollux zu schöpfen, der IV. 124. von den drei Thüren schreibt: ἡ μέση μὲν βασίλειον ἢ σπήλαιον ἢ οἶκος ἔνδοξος, ἢ πᾶν τὸ πρωταγωνιστοῦν τοῦ δράματος· ἡ δὲ δεξιὰ τοῦ δευτεραγωνιστοῦντος καταγώγιον· ἡ δὲ ἀριστερὰ ἢ τὸ εὐτελέστατον ἔχει πρόσωπον ἢ ἱερὸν ἐξηρημωμένον ἢ ἄοικός ἐστιν. Aber Pollux gebraucht diese Namen von dem Range der in dem Schauspiel vorkommenden Personen, nicht von den Haupt- und den Nebenrollen.]

Bei der Klytämnestra heisst es S. 111.: „Ohne
134 „Zweifel sieht man die entblösste Brust, die sie, nach „einem Zuge der Sage, den die Poesie und die Kunst „gleichmässig festhalten“ (hierzu sind viele Citate gegeben), „dem Sohne, der sie morden wollte, hinhielt, und „über dieser, mehr am Halse, den blutigen Streif der „Wunde.“ Die Wunde sieht man allerdings: Klytämnestra zeigt ja darauf. Aber was soll die entblösste Brust, die sie dem Sohne zeigte, als er sie ermorden wollte, hier, wo sie schon längst ermordet ist? Das würde ganz abgeschmackt seyn. In die Choephoren gehört das, und auch dort nur für einen Moment.

Von der Pallas lesen wir S. 112.: „Athena hat „bei ihrer Fahrt über das Meer die Aegis, wie sie selbst „sagt (382.), wie ein Segel in der Luft sausen lassen. „Dies Aegis-Segel hat aber, nach Aeschylos kühner „Erfindung, einem mit Rossen bespannten Wagen gleich„sam zur Schwinge gedient, auf welchem Athena, wie „die Worte des Dichters besagen, hereinfährt. Wie Ae„schylos, der an der Einführung auffallender Gestalten „ein besonderes Gefallen fand, dergleichen eingerichtet, „darüber wäre es zwecklos, weitere Vermuthungen auf„zustellen.“ Das dürfte denn doch nicht so zwecklos seyn, da die gepriesene kühne Erfindung eines gleichsam

noch mit einem Segel versehenen, mit Pferden bespannten Wagens, der in den Lüften kommt, etwas bedenklich aussieht. Der geflügelte Wagen im Prometheus und der vierfüssige Vogel in eben diesem Stücke konnten recht wohl aus der Luft herabgelassen werden: aber ein Wagen mit nachgemachten Pferden möchte doch einen sehr unbeholfenen Anblick gegeben haben, und wäre doch immer eine viel umständlichere Vorrichtung gewesen, als die Sache bedurfte. Dass aber die Göttin gar dem Wagen noch mit der Aegis nachhelfen soll, scheint nicht sowohl eine kühne, als eine abgeschmackte Erfindung zu seyn, die den kräftigen Pferden nicht eben zum Lobe gereicht, ja lächerlich werden müsste, wenn man steifbeinige Rosse aus der Luft herabschweben sähe, und nun freilich begriffe, dass Pferde mit unbeweglichen Füssen ohne ein Segel nicht von der Stelle könnten. Soll man aber die Pferde, wie doch Herr Müller annehmen muss, als wirklich ziehend denken, so scheint wenigstens seine Uebersetzung, in welcher die Göttin dem Windsgebraus die Aegis bietet, die Sache beinahe unmöglich zu machen. Denn da ein dem Winde bloss gebotenes Segel von der entgegenströmenden Luft, dafern die Pferde nicht faul sind, aufgebläht wird, so wird der Wagen nicht mit dem Winde, sondern gegen den Wind fahren, und das aufgespannte Segel die Fahrt nicht beschleunigen, sondern hemmen. Die Sache wird noch lustiger, wenn man die Verse selbst betrachtet:

ἔνθεν διώκουσ᾽ ἦλθον ἄτρυτον πόδα,
πτερῶν ἄτερ ῥοιβδοῦσα κόλπον αἰγίδος,
πώλοις ἀκμαίοις τόνδ᾽ ἐπιζεύξασ᾽ ὄχον.

„Von dort nun lenkt' ich unermüdbar meinen Fuss,
„Dem Windsgebraus die Aegis bietend schwingenlos,
„Da starke Füllen diesem Wagen vorgeschirrt."

In dem Original geht, fliegt und fährt die Göttin;

in der Uebersetzung geht und fliegt sie, weil der Wagen mit starken Pferden bespannt ist. Hier ist doch wahrhaftig eins so abenteuerlich wie das andere. Dergleichen ist dem Dichter nicht eingefallen. Hätte er die Göttin auf einem Wagen kommen lassen, so hätte er nicht *διώκουσ᾽ ἄτρυτον πόδα* hinzugesetzt, weil das einen Widerspruch giebt. Auch hätte er die Göttin nicht noch mit der Aegis rudern lassen, wenn sie von den reissend schnellen Götterpferden gefahren würde, weil das lächerlich gewesen wäre. Endlich hätte er auch nicht *πτερῶν ἄτερ* gesagt, weil diese Worte nur dann einen Sinn haben, wenn die Pallas nicht in einem Wagen getragen wird, sondern auf eine solche Weise kommt, bei der man eigentlich Flügel nöthig hat. Pauw sah das ein: unglücklich aber ist sein Gedanke, *πώλοις ἀκμαίοις οὐκ ἐπιζεύξασ᾽ ὄχον* zu schreiben. Denn hatte Pallas schon gesagt, wie sie gekommen wäre, so war es unnütz zu sagen, wie sie nicht gekommen wäre. Das Wahre hat Wakefield gefunden, *κώλοις ἀκμαίοις τόνδ᾽ ἐπιζεύξασ᾽ ὄχον*. Denn nicht nur die Sache selbst zeigt, dass Pallas durch die Lüfte geschritten ist, und sich dabei, ohne Flügel zu haben, der Aegis statt Schwingen bedient hat; sondern auch das Verbum selbst, welches *ἐπιζεύξασα*, nicht, wie bei Pferden, *ὑποζεύξασα* ist, weist deutlich auf ein oben angebrachtes Vehikel, das die Bewegung der Füsse beschleunige, hin.

Die zweite Abhandlung, welche mehr als noch einmal so lang ist, führt den allgemeinen Titel: Ueber den Inhalt und die Composition der Eumeniden. Ihre erste Abtheilung ist überschrieben: Politischer Gesichtspunkt; und hiervon wieder der erste Abschnitt: Innere Verhältnisse. In der Darstellung dieser Verhältnisse wird wahrscheinlich gemacht, dass die von Diodor unter Olymp. 80, 1. erzählte Beschränkung der Gerichtsbarkeit des Areopags durch Ephialtes noch nicht könne zu der Zeit, als die Trilogie des Aeschylus gegeben wurde, Olymp. 80, 2. durchgegangen gewesen seyn. Der Streit, ob der Blutbann dem Areopag durch diese Beschränkung

entzogen worden sey, sollte als entschieden angesehen werden, da die unwidersprechlichsten Zeugnisse beweisen, dass dieser Theil der Gerichtsbarkeit zu allen Zeiten unangetastet geblieben ist, wie er denn auch das Wesentlichste dieses Gerichts war. Auch ist das von den meisten Gelehrten anerkannt worden, die der von Herrn 136
Müller selbst angeführte K. Fr. Hermann in seinem Lehrbuche der griechischen Staatsalterthümer §. 109. namhaft macht. Herr Müller indess tritt, wie zu erwarten war, auf Herrn Böckhs Seite, und, wie diesem, muss auch ihm die bekannte Stelle des Lysias sich wohl oder übel fügen. Da diese Sache schon hinlänglich besprochen ist, so genügt es, den neuen Grund zu betrachten, den Herr Müller vorbringt, welcher, wie er sagt, wohl eine eben so grosse Ueberzeugung, als irgend ein historisches Datum gewährt. Er besteht darin, dass ja die unverkennbare Absicht des Aeschylus sey, den Areopag gerade im Besitz des Blutbannes zu schützen. Es bedarf nur eines unbefangenen Blickes und einer gesunden Logik, um einzusehen, dass nicht nur dieser Grund nichtig ist, sondern auch Aeschylus vielmehr die entgegengesetzte Meinung bestätigt. Von einer andern Sache, als vom Gerichte über Mord, kam in der Sage vom Orestes nichts vor. Brachte daher der Dichter diese Sache auf die Bühne, so konnte er nichts anderes als den Blutbann behandeln, Ephialtes mochte diesen Blutbann selbst, oder bloss andere Rechte des Areopags beschränken wollen. Was in der Beschaffenheit des Stoffes nothwendig gegründet ist, kann nur in sofern ein Zeichen der Absicht des Dichters seyn, in wiefern er überhaupt diesen Stoff wählte. Nun aber musste Aeschylus, wenn er den Areopag auch nicht gegen Angriffe auf dessen Blutbann, sondern bloss gegen Beschränkungen anderer Rechte in Schutz nehmen wollte, dennoch diesen Stoff wählen, nicht nur weil er die Einsetzung des Areopags betraf, sondern auch weil in den Mythen kein Stoff vorhanden war, der jene andern Rechte dieses Gerichts betroffen hätte. Wäre nun aber seine Absicht die von Herrn Müller ihm untergelegte

gewesen, den Blutbann des Areopags zu vertheidigen, so würde er doch irgendwo diesen Theil der areopagitischen Gerichtsbarkeit hervorgehoben, und als den bezeichnet haben, der, als nothwendig zum Wesen dieses Gerichts gehörig, am allerwenigsten aufgehoben oder eingeschränkt werden dürfte. Das hat er aber nirgends gethan, sondern vielmehr scheint er das Bestehen des Blutbanns, als etwas, das sich von selbst verstehe, vorauszusetzen, und lässt die Pallas V. 660—676. nur theils überhaupt darauf dringen, dass keine Neuerungen gemacht werden, theils sehr merklich auf Entziehung anderer Rechte, als des Blutbanns, hinweisen, besonders durch die in dieser Hinsicht sehr bedeutungsvollen Verse:

τὸ μὴ δ' ἄναρχον, μηδὲ δεσποτούμενον
ἀστοῖς περιστέλλουσι βουλεύω σέβειν,
καὶ μὴ τὸ δεινὸν πᾶν πόλεως ἔξω βαλεῖν.

137 Folglich beweist Aeschylus nicht für, sondern gegen Hrn. Müller. Beiläufig mag bemerkt werden, dass Clinton in der Note S. 118. wohl mit Unrecht getadelt ist, weil er mit dem Plutarch im Cimon K. 16. 17. annehme, dass Cimon oder die Athener zweimal den Lacedämoniern zu Hülfe gekommen seyen, indem diess gewiss nur eine Verdoppelung derselben Begebenheit sey, wie man aus Thucydides I. 102. schliessen müsse. Vielmehr scheint Thucydides die erste Hülfsleistung, die von kurzer Dauer war, und, wie man aus dem unbestimmten Ausdrucke *μετὰ πολλῶν ὁπλιτῶν* abnehmen kann, mit nicht grossen Streitkräften ausgeführt wurde, ganz übergangen zu haben.

In dem zweiten, die äussern Verhältnisse betreffenden Abschnitte, wird von dem Bündnisse mit Argos und der auch in andern Tragödien sichtbaren Gesinnung des Dichters für diesen Staat weitläuftig gesprochen. Bei dieser Gelegenheit wird S. 122. die Strophe in den Schutzflehenden V. 679—684. nach muthmasslichen Verbesserungen auf eine Weise corrigirt, die sehr gewaltsam, dem Sinne nach matt, und der Sprache zuwi-

der ist. Das Wahre liegt näher, wenn man es zu finden weiss.

Eine zweite Abtheilung mit der Ueberschrift: Rechtsgebräuche und Ideen, handelt im ersten Abschnitte von der Blutrache und Verfolgung des Mörders. Hier wird in einer neuen Unterabtheilung in dem ersten Theile von der Pflicht der Blutrache in Athen und in älterer Zeit ausführlich gesprochen; in einem zweiten die Pflicht des Orestes nach dem Zusammenhange der Sage betrachtet; und in einem dritten die Lage des flüchtigen Mörders geschildert. Da hier das Bekannte ausführlich zusammengestellt ist, so begnügt sich Recensent nur das gänzliche Misverstehen einer Stelle in den Choephoren V. 272—294., die zugleich metrisch übersetzt ist, bemerkbar zu machen, über welche in der Note S. 131. gesagt wird: „Zu dieser Uebersetzung ist nur zu bemer- „ken, dass im Anfange die *χρήματα* der Person (*αὐτὸς τῇ* „*ψυχῇ*) entgegengesetzt werden. Die *χρήματα* gehen „dadurch verloren, dass Apoll das Volk alle Früchte als „*μειλίγματα* feindlicher Dämonen darzubringen nöthigt „u. s. w. Hernach schreibe ich V. 292.: *Βωμῶν τ' „ἀπείργειν οὐχ ὁρωμένην πατρὸς Μῆνιν δέχεσθαι,* „*τοῦ τε συλλύειν τινά,* und erkläre: *μῆνιν ἀπείργειν* „*βωμῶν,* — nämlich (*ὡς*) *δέχεσθαι τινα αὐτοὺς εἰς* „*βωμούς,* — *τοῦ τε συλλύειν τινὰ αὐτοῖς. Συλλύ-* „*ειν τινὶ* s. v. a. *σύν τινι καταλύειν*, wie bei Pindar „*λύσις* für *κατάλυσις*.“ Diess ist alles irrig, und die vorgeschlagene Veränderung giebt eine sehr schwerfällige Construction; auch sagt man nicht *δέχεσθαι εἰς βωμούς*. Die Uebersetzung lautet so:

„Durch Minderung an Gütern sollt' ich schwer gestraft 138
„Und selbst am lieben Leben mannigfaches Leid,
„Trostloses, tragend, büssen drum, so droht er mir.

„Denn von der Erdfrucht werde sein Gebot das Volk
„Sühnopfer spenden heissen; Krankheit aber uns
„Verzehren, Aussatz, der mit wildem Frass im Fleisch
„Fortwuchert, und des alten Ansehns Schöne tilgt,
„Dass weiss hervortritt aus dem Siechthum das Gesicht.
„Noch andern Angriff der Erinnyen kündet er,
„Der aus des Vaters ungerochnem Blut erwächst,
„Wenn ich im Dunkel seine Augen leuchten seh."

Es ist kaum möglich, eine Stelle so miszuverstehen, wie hier geschehen ist. Ausser dass *κόρσαι* zum Gesicht gemacht, und in dem letzten Verse die Augen des Verbrechers, diess freilich mit andern Erklärern, gegen die des Agamemnon ausgetauscht sind, bedeutet auch *ἀποχρημάτοισι ζημίαις* nicht das, was Herr Müller darin findet, und *τὰ ἐκ γῆς* sind nichts weniger als Feldfrüchte, so wie auch Aeschylus nicht daran gedacht hat, diese Worte zu verbinden. Der Vers, mit dem die Uebersetzung anhebt, gehört zu den vorhergegangenen Versen, und wenn der Dichter sagte:

τρόπον τὸν αὐτὸν ἀνταποκτεῖναι λέγων,
ἀποχρημάτοισι ζημίαις ταυρούμενον,

so liess er den Orestes Folgendes sprechen: „Apollo befahl mir, die Mörder des Vaters auf gleiche Weise zu tödten in Entrüstung wegen des mir entzogenen väterlichen Erbes." Das ist V. 299. in *χρημάτων ἀχηνία* wiederholt. Und wenn bald darauf fortgefahren wird:

τὰ μὲν γὰρ ἐκ γῆς δυςφρόνων μειλίγματα
βροτοῖς πιφαύσκων εἶπε, τας δὲ τῶν νόσους,

(denn τῶν ist statt νῷν zu lesen), so ist der Sinn davon dieser: theils verkündigte er den Menschen die Sühnungen der unter der Erde Zürnenden, theils jenen (den Mördern) die Krankheiten, und das Uebel, das sie treffen würde. Der Vers, welcher in der Uebersetzung der letzte ist, steht offenbar an der unrechten Stelle. Eine aufmerksame Betrachtung hätte den Kritikern zeigen können, wo er hingehört:

τὸ γὰρ σκοτεινὸν τῶν ἐνερτέρων βέλος
ἐκ προστροπαίων ἐν γένει πεπτωκότων,
καὶ λύσσα καὶ μάταιος ἐκ νυκτῶν φόβος
ὁρῶντα λαμπρὸν ἐν σκότῳ νωμῶντ᾽ ὀφρὺν
κινεῖ, ταράσσει.

Endlich die in der Note von Herrn Müller behandelten Verse waren längst richtig so emendirt:

βωμῶν τ᾽ ἀπείργειν οὐχ ὁρωμένην πατρὸς 139
μῆνιν· δέχεσθαί τ᾽ οὔτε συλλύειν τινά.

Weiter wird S. 131. f. ausführlich von Pylades gesprochen, durch welchen nach einem schönen Zuge der alten Sage die Einwirkung des Apollo auf den Orestes dargestellt sey. Dieser Zusammenhang der alten Sage sey dem Aeschylus noch völlig klar gewesen, der ihn dem denkenden Zuschauer in den Choephoren auf eine geistreiche und tiefe Weise einpräge, indem er den sonst stummen Pylades bloss in dem Augenblicke, wo Orestes, von den Bitten der Mutter erweicht, den Mord zu vollziehen zaudert, sagen lässt V. 887.: „Wo bleiben denn wohl (ποῦ δῆτα λοιπὰ) Loxias Verkündigungen, die Sprüche Pythos, wo der Schwüre heil'ge Treu! zieh du die Feindschaft Aller der der Götter vor! Offenbar werde hier Pylades als Mahner an Apollo eingeführt. Recensent ist profan genug, überzeugt zu seyn, dass, so wenig ποῦ δῆτα λοιπά, wo bleibt denn wohl, Griechisch ist, so wenig auch Aeschylus oder ein denkender Zuschauer an so moderne Subtilitäten gedacht habe, wie Herr Müller hier

ausgesonnen hat. Euripides war doch auch ein denkender Mann, und ganz besonders zu Philosophemen geneigt, und wahrscheinlich auch unter den Zuschauern bei der Aufführung der Choephoren gewesen: aber er scheint nichts von solchen Dingen geahnet zu haben. Dafür wird ihm denn freilich der Vorwurf, dass er diesen schönen Zusammenhang verdorben habe, indem er den Pylades nach der Ermordung der Klytämnestra von der Heimath verbannt werden liess. Nun das wäre doch wenigstens ein Zeichen, dass auch andere Leute in Athen nichts von diesem Zusammenhange wussten, und also auch die Verderbung desselben sich unbedenklich gefallen liessen. Aber worin besteht denn nun dieser gerühmte Zusammenhang? In Folgendem: Pylades, dessen Name wahrscheinlich auf die Völkerversammlung Pyläa in Delphi deutet, ist ein Sohn des Strophius und Enkel des Krisus; Krisa aber die Stadt, in deren Gebiet nach der ächten Darstellung im Homerischen Hymnus ursprünglich das Heiligthum des Apollo lag; in Krisa wohnt Orestes als Verbannter; von hier begleitet ihn „zur beständigen Erinnerung an die obliegende Pflicht, gleichsam als ein Diener des Gottes," der Enkel des Krisus Pylades. — Das ist nun der Zusammenhang, der dem Aeschylus noch völlig klar gewesen, und von ihm dem denkenden Zuschauer auf die angegebene geistreiche und tiefe Weise soll eingeprägt worden seyn. Fragt man sich, was eigentlich damit gesagt sey, so findet man folgenden Schluss: weil Orestes in Krisa als Verbannter lebt, Krisa aber das ursprüngliche Heiligthum des Apollo ist; so ist der En-
140 kel des Krisus, Pylades, für den Orestes ein Mahner an die Pflicht und gleichsam ein Diener des Apollo. In diesem Schlusse ist aber kein Sinn. Denn aus den vordern Sätzen folgt weiter nichts, als dass Pylades, als ein Enkel des Krisus, wahrscheinlich auch in Krisa gewohnt, und vermuthlich also mit dem ebendaselbst sich aufhaltenden Orestes Bekanntschaft gemacht habe. Sollte der Schluss wenigstens einige Bündigkeit haben, so durfte das fehlende Mittelglied nicht weggelassen, und hinterher

erst als die klare Einsicht eines Zusammenhanges, der, weil er kein Zusammenhang ist, niemanden klar seyn kann, aufgeführt werden: sondern es musste so heissen: weil durch den Aufenthalt des Orestes in Krisa angedeutet wird, dass er auf Geheiss des Apollo handle; der Krisäer Pylades aber bei dem Aeschylus ihn an den Befehl des Apollo erinnert; so ist Pylades gleichsam als ein Diener Apollos anzusehen. Aber auch dieser Schluss steht auf sehr schwachen Füssen, und die dem Aeschylus angedichtete Einsicht in den Zusammenhang der Sage verschwindet ganz, wenn dieser Zusammenhang erst der Stelle des Aeschylus bedarf, um nur ein Zusammenhang zu werden. Es ist nun noch einiges andere zu betrachten. Dass Orestes in Krisa gewohnt habe, wird mit den Worten des Chors in der Elektra des Sophokles V. 181. bewiesen: *ὁ τὰν Κρῖσαν βουνόμον ἔχων ἀκτάν.* Diese Nachricht würde an sich wenig Beweiskraft haben, da diese Worte, der Dichter mag so, oder, wie der Scholiast gelesen zu haben scheint, *ὁ Κρισαίαν* geschrieben haben, auch eine poetische Bezeichnung von Phocis überhaupt seyn könnten: aber sie wird dadurch bestätigt, dass die sehr ausgebreitete Sage den Orestes bei dem Strophius erzogen werden lässt, welcher ein Sohn des Krisus war. Wenn aber nun Herr Müller S. 132. schreibt: „Uebrigens ist wohl klar, dass Homers „Schweigen von Orestes Aufenthalt in Krisa (Od. III. „307. nach der gewöhnlichen Lesart) nichts gegen das „Alterthum der Sage beweist, indem sich dort nicht „leicht Jemand überreden wird, Pylades sey eine später „erfundene Person:“ so ist das ein Machtspruch, den er des schönen Zusammenhanges der Sage wegen, denn er entdeckt hat, thut. Denn warum soll man sich den nicht überreden, dass die Sage, der Homer folgte, älter ist? Er lässt den Orestes *ἀπ᾽ Ἀθηνάων* kommen. Die Scholiasten aber sagen ausdrücklich, die Neuern liessen ihn sich in Phocis bei dem Strophius aufhalten: wesshalb Zenodotus *ἀπὸ Φωκήων* schrieb. Noch seltsamer ist Herrn Müllers Note zu seinen obigen Worten: „Bei

„Pacuvius (Servius ad Aen. IV, 473.) war es Pylades, „welcher den Orestes, zum Schutz gegen die Erinnyen, „in den delphischen Tempel führte. Sehr merkwür„dig ist auch, dass in der Sage von Aristodemos Tode
141 „(Pausan. III. 1, 5.) die Söhne des Pylades und der „Gott Apollon einander gleich gesetzt werden.“ Was kann wohl die Stelle des Servius anders beweisen, als dass Pacuvius, vermuthlich wie sein griechischer Vorgänger, es dem Plane seiner Tragödie angemessen fand, den Orestes auf den Rath des Pylades sich in den Tempel des Apollo flüchten zu lassen? Erstaunen aber muss man über die angebliche Gleichsetzung der Söhne des Pylades mit dem Apollo. Pausanias erzählt, dass die, welche die Sache wunderbarer darstellen wollten, den Aristodemus vom Apollo tödten liessen; die wahrhaftere Sage aber nenne als dessen Mörder die Söhne des Pylades und der Elektra. Nach solcher Logik ist überall Gleichsetzung, wo dieselbe That verschiedenen Urhebern zugeschrieben wird. Was soll nun also die ganze Note beweisen? Wie es scheint, das, dass Pylades keine später erfundene Person sey. Das beweist sie aber nicht, und auch wenn sie es bewiese, wird dadurch das hohe Alter der Sage von dem Aufenthalte des Orestes in Krisa noch nicht erhärtet. Denn da die Dichter, die die Bestrafung der Klytämnestra und was damit zusammenhängt, behandeln wollten, doch den Orestes irgendwoher kommen lassen mussten, so war das natürlichste, ihn in der Fremde bei einem Verwandten sich aufhalten zu lassen: wozu niemand bequemer war, als Strophius, sey es, dass dessen Ehe mit der Schwester des Agamemnon schon in Sagen gegeben war, oder dass man sie erst erfand, weil eine Sage von einem Freunde des Orestes, Pylades, auf den Sohn des Strophius führte. Daher haben wohl die Homerischen Scholiasten ganz recht, wenn sie den Aufenthalt des Orestes bei dem Strophius den Neuern beilegten. Was Herr Müller noch sonst sagt, dass „ohne Zweifel“ Sophokles einen alten Zug der Sage durch das, was er vom Phanoteus berich-

tet, aufbewahrt habe, ist von ihm schon in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1831., No. 101. S. 1004. bestimmter, doch nicht durchgängig richtig, in folgenden Worten vorgetragen: „Phanoteus ist der ἥρως ἐπώνυ-
„μος der phokeischen Stadt Phanoteus oder Panopeus,
„und wie diese Stadt mit Krisa, in dessen Gebiet Del-
„phi lag, so wurden auch Phanoteus und Krisos als
„feindselige Brüder dargestellt. Während nun Krisos
„Sohn Strophios und Enkel Pylades immer als Freun-
„de des Agamemnonischen Hauses und der hinterlasse-
„nen Kinder erscheinen, ist es ganz angemessen, dass
„Klytämnestra sich ihre Bundesgenossen (δορυξένους)
„bei dem feindlichen Geschlecht des Phanoteus suche,
„der freilich selbst in der Zeit, in welcher die Elektra
„spielt, schon als ein sehr greiser Held gedacht werden
„muss. Und so finden wir eine ausnehmend feine An-
„wendung mythologischer Gelehrsamkeit darin, dass die
„Fremdlinge, welche Orestes Asche bringen, sich der
„Klytämnestra als von Phanoteus, der Elektra aber als 142
„von Strophius gesandt ankündigen, indem sie gerade
„dann auf die wohlwollendste Aufnahme rechnen können.“
Im Ganzen ist diese Bemerkung sehr gut, und das allerdings wahr, dass es mythologische Gelehrsamkeit beweise, wenn Sophokles den Phanoteus und Strophius als verschieden gesinnt unterscheidet. Auch das ist wahr, dass der Name des Phanoteus der Klytämnestra, der des Strophius hingegen der Elektra willkommen erscheinen muss. Dennoch wird die Schwierigkeit, welche die Nennung verschiedener Namen den Interpreten gemacht hat, wenn man, wie Herr Müller thut, annimmt, dass die Abgesandten mit Rücksicht auf die Person, mit welcher sie sprechen, einmal den Phanoteus, ein andermal aber den Strophius nennen, eher vergrössert als beseitigt. Denn als Orestes der Elektra V. 1110. sagt: ἀλλά μοι γέρων ἐφεῖτ᾽ Ὀρέστου Στρόφιος ἀγγεῖλαι πέρι, weiss er noch nicht, dass er mit seiner Schwester spricht; noch nicht, ob er den Strophius nennen darf, wenn er befürchten muss, mit jemand von der Partei der Klytämne-

stra zu sprechen; ja er darf überhaupt, wenn er den von ihm selbst im Prolog angegebenen Plan nicht unbedachtsam zerstören will, nicht etwas anderes sagen, als was bereits der Klytämnestra berichtet worden ist, und zwar um so weniger, da er eben unmittelbar vorher der Elektra geheissen hat, dem Aegisthus zu melden, dass Leute aus Phocis da sind; indem nun gleich Aegisthus wissen musste, dass es die vom Phanoteus abgeschickten wären. Die Schwierigkeit löst sich folgendermaassen. Auch Sophokles folgt der Sage, welche den Orestes vom Strophius erzogen werden, und bei diesem sich aufhalten lässt, wohin ihn Elektra geschickt hatte (V. 1349. ff.), um ihn vor den Nachstellungen der Mutter und des Aegisthus zu sichern. Soll also seine Asche gebracht werden, so muss diese vom Strophius kommen. Der Nachricht aber, die Strophius von dem Tode des Orestes geschickt hätte, würde Klytämnestra nicht getraut haben, und gegen den Abgesandten auf ihrer Hut gewesen seyn. Darum macht Orestes seinen Plan so, dass der Freund der Klytämnestra und des Aegisthus, der ebenfalls in Phocis wohnende Phanoteus, als er den Tod des Orestes erfahren habe, gleich Botschaft schicke, welche die mit dem Ueberbringer der Asche beauftragten Männer ankündige. Nun können diese, die nicht vom Phanoteus, sondern vom Strophius kommen, unverdächtig eintreten. Darum sind nun auch zu beiden Geschäften verschiedene Personen gewählt. Der Pädagog kommt mit der Todesbotschaft vom Phanoteus; Orestes und Pylades kommen mit der Asche vom Strophius (*ἄνδρες Φωκέων τετα-*
143 *γμένοι,* V. 759.), und erst als Orestes und Elektra einander erkannt haben, tritt der Pädagog aus dem Pallaste heraus, und mahnt zur Vollbringung der That.

Sehr scharf, aber sehr ungerecht, tadelt Hr. Müller in dem folgenden §. mehrere Stellen im Orestes des Euripides. Wer die Stellen nachschlagen will, wird finden, dass schon die genommene Wendung den grössten Theil des Tadels aufhebt. Und überhaupt lässt sich gar vieles zur Vertheidigung des Euripides sagen: doch theils

würde diess einer sehr langen Auseinandersetzung bedürfen, theils steht es nicht in näherer Beziehung auf das Stück des Aeschylus. Daher übergeht Recensent dieses, wie noch gar manche Dinge von ähnlicher Beschaffenheit.

Bei der folgenden weitläuftigen und hinlänglich bekanntes enthaltenden Schilderung der Lage des flüchtigen Mörders mag nur bemerkt werden, dass die Leser leicht täuschen könne, was S. 134. ff. von Iliad. XXIV. 482. gesagt wird: „Die alten Scholien hatten vor sich: „ἀνδρὸς ἐς ΑΓΝΙΤΕΩ, wie die Erklärungen: ἀπέρ-„χεται πρὸς τὸν ἁγνίσοντα, und: τὸν δὲ καθαίροντα „ καὶ ἁγνίτην ἔλεγον, klar beweisen. Denn dass sie „diess nicht etwa bloss aus dem Eintreten in das Haus „schliessen, geht daraus hervor, dass sie den angeblichen „Anachronismus hervorheben, indem ihnen die sonst „im Homer nicht so klar ausgesprochene Bezeichnung des „Sühners an dieser Stelle auffiel. Sie vergleichen daher „die Stelle ἴαχε σάλπιγξ, wegen der anachronistischen „Erwähnung der Trompete.“ Diess ist irrig. Schon das καὶ in den angeführten Worten zeigt, dass die Bemerkung über ἁγνίτης bloss beiläufig gemacht ist. An einen Anachronismus konnten die Scholiasten gar nicht denken, da die Sühnung in der Fremde uralt, und mehrmals bei dem Homer deutlich erwähnt ist. Die Worte des Scholiasten; ἴσως δὲ ἀναχρονισμός ἐστιν, ὡς τὸ ἴαχε σάγπιγξ, gehören zu V. 476. S. den kleinern Scholiasten dort, und Athenäus I. p. 12. A. B. [*Wegen der im Homer angenommenen Blutsühne, bei der mich mein Gedächtniss getäuscht hat, bin ich mit Grund von Hrn. Müller S. 19. des Anhangs getadelt worden.]

Es folgt S. 136. ein zweiter Abschnitt, der in drei Unterabtheilungen über Mordsühne und Reinigung im Allgemeinen, über den Unterschied der hilastischen und kathartischen Gebräuche, und über des Orestes Reinigung eine sehr weitläuftige und wortreiche mythologisch-antiquarische Vorlesung enthält, in welcher die Ausführung, dass die θεοὶ μειλίχιοι unterirdische Götter seyen, Auszeichnung verdient. Denn in den Geschichten Helleni-

scher Stämme, I. S. 160. war der *Ζεὺς μειλίχιος* für einen Heerdengott angesehen worden. Am Ende dieses Abschnittes wird S. 150. ff. die Frage berührt, warum die Furien den Orestes, auch nachdem er sich mannigfachen Reinigungen unterworfen hat, doch immer noch
144 verfolgen. Herr Müller meint, diese Schwierigkeit könne nur durch Unterscheidung der kathartischen und hilastischen Gebräuche genügend gelöst werden: die letztern seyen wahrscheinlich in der Regel an die Stätte, wo der Mord verübt worden, und das Grab des Erschlagenen war, gebunden gewesen; daher erwähne auch Aeschylus nirgends die hilastischen Gebräuche, sondern halte sich bloss an die kathartischen. Wahr ist diess allerdings: doch ist die Lösung der Schwierigkeit von Hrn. Müller nicht ganz klar ausgesprochen worden, indem doch noch immer die Versöhnung der Mutter an ihrem Grabe zu fehlen scheint. Denn dass der Groll der Mutter durch die Erinys dargestellt werde, genügt nicht, wo die letztere als eine von der erstern unterschiedene Person auftritt. Es ist daher nöthig einen andern, und zwar den Weg einzuschlagen, der religiösen Dingen eigenthümlich ist, dass man nur nach dem fragt, was geglaubt wird. Eigentlich sollte der Geist der Ermordeten versöhnt werden, damit die Verfolgung der Furien aufhörte: aber die Sage erzählt, die Furien hätten den Orestes verlassen, nachdem ihn der Areopag von der Schuld losgesprochen hatte. Folglich bedurfte es bei dieser Gestaltung der Sage keiner hilastischen Opfer.

Es folgt ein dritter Abschnitt, die Gerichte über Blut und das gerichtliche Verfahren betreffend, in welchem ebenfalls in Unterabtheilungen erst über die Attischen Gerichte und Mahlstätten, sodann über das gerichtliche Verfahren bei dem Aeschylus gesprochen wird. Sehr gut ist, was über die Epheten und über die auf religiösen Gründen beruhende Trennung verschiedener Arten von Mord und Ueberweisung jeder Art an ihre besondere Mahlstätte gesagt wird. Was aber S. 159. ff. in Bezug auf die V. 407. erwähnten Eide der Par-

teien vor dem Areopag, welche die von Lysiàs gegen Theomnestus I. II., und Demosthenes gegen Aristocrates §. 67. ff. beschriebenen Eide sind, von einer Proklesis gesagt wird, von der hier gar nicht die Rede seyn kann, ist so unstatthaft, dass man nur sieht, wie Herr Müller einige Kenntniss des Attischen Processes zeigen wollte, aber unglücklicher Weise das da gethan hat, wo er durch unpassende und unrichtige Anwendung der Proklesis nur diese Kenntniss verdächtig macht. In der Beschreibung des gerichtlichen Verfahrens bei dem Aeschylus aber überlässt sich Herrn Müller wieder seiner Phantasie. Er findet die von Vielen gehegte Vorstellung verworren und lächerlich, dass Pallas dem Orestes einen Stimmstein zulege, und erst dadurch die Stimmen gleich werden; denn gerade das sey die Idee des *calculus Minervae*, dass er bei gleicher Stimmenzahl noch hinzugedacht werde. Es drängt sich durchgängig in Herrn Müllers Schriften dem Leser die Bemerkung auf, dass es ihm mehr um Durchführung einer 145
gefassten Meinung, als um unbefangenes Erforschen des Wahren zu thun sey. Daher verfährt er oft parteiisch, und übergeht entweder, was seiner Meinung entgegen ist, oder sucht es gewaltsam zu seinem Vortheil zu drehen. Von dem, was er hier in der Note zu Unterstützung der aufgestellten Behauptung anführt, ist nur die Stelle des Scholiasten zu Aristides Panathen. p. 108, 7. Dind. geeignet, wo erzählt wird, dass die zwölf Götter über den Orestes gerichtet hätten, und, da sechs Stimmen für ihn, sechs gegen ihn gewesen, habe die später hinzugekommene Pallas ihre Stimme den erstern hinzugefügt. Warum übergeht aber Hr. Müller das entgegengesetzte Zeugniss eines andern Scholiasten auf der folgenden Seite, zu p. 108, 10. und bei Frommel S. 428.? Dieser Scholiast schreibt: *φασὶ δὲ ὅτι τῶν ἓξ θεῶν προστιθέντων ταῖς Ἐρινύσι, καὶ τῶν ἑ τῷ Ὀρέστῃ, μετέωρον ἔχουσαν τὴν ψῆφον Ἀθηνᾶν ὕστατον προστιθεῖσαν νικῆσαι αὐτὸν πεποίηκεν· εἰκότως· ὑπὲρ οὗ γὰρ τὴν ἐκεῖσε κρίσιν ἠγάπησεν, ἀντὶ χάριτος χάριν*

αὐτῷ εἰςενήνοχεν. εἰ δέ τις εἴποι, πῶς τὸ ἴσον ἔχων τῶν θεῶν νενίκηκεν, ἐρεῖς, ὅτι θνητὸς ὢν τὰς ἴσας τῶν θεῶν ψήφους ἐδέξατο, διὰ τοῦτο νενίκηκε. So ist dieses Scholion zu lesen. Hier wird als Grund, warum Orestes siegte, angegeben, weil er als ein Sterblicher eben so viel Stimmen erhielt, als die Göttinnen, für die, als solche, die Wahrscheinlichkeit einer Ueberzahl gewesen war. So hat man aber überhaupt auch in Athen diess angesehen, da man, wie aus Demosthenes gegen Aristokrates S. 641. §. 66 erhellt, den Glauben hatte, Orestes wäre auf dem Areopag von den zwölf Göttern gerichtet worden. Und was kann klarer zeigen, worin der Begriff des *calculus Minervae* bestehe, als die Worte Lucians zur Pallas im *Piscator* K. 21. *ἐμὲ δὲ ἤν που κρατούμενον ἴδῃς καὶ πλείους ὦσιν αἱ μέλαιναι, σὺ προςθεῖσα τὴν σεαυτῆς σῶζε?* Und im Harmonides K. 3. *ὥςτε ἤν που καὶ νῦν ἐμοὶ ἐς τὸ χεῖρον ῥέπωσιν αἱ ψῆφοι ἐν τῷ λόγῳ καὶ ἐλάττους ὦσιν αἱ ἀμείνους, σὺ τὴν τῆς Ἀθηνᾶς προςτιθεὶς ἀναπλήρου τὸ ἐνδέον παρὰ σεαυτοῦ.* Eben so nahm auch Euripides die Sache, als er in der Taurischen Iphigenie V. 965. schrieb: *ἴσας δέ μοι ψήφους διηρίθμησε Παλλὰς ὠλένῃ,* und als er V. 1467. die Pallas selbst, wo bloss von zwei Stimmen, der ihrigen und auf der andern Seite der des Chors die Rede ist, den Sieg der losssprechenden Stimme beilegen lässt. Eben dieser Ansicht folgte aber auch Aeschylus, wenn man dessen Worte nicht, wie Herr Müller thut, gewaltsam so erklärt, dass Pallas zwar einen Stimmstein emporhalte, den sie dem Orestes beilegen wolle, um ihm, wenn die Stimmen der Richter gleich befunden würden, eine Stimme mehr zu verschaffen. Diesen Stimmstein werfe sie nicht jetzt in die Urne, meint er, sondern lege ihn erst, nachdem die Stimmen der Richter gezählt und für beide Parteien gleich
146 ausgefallen seyen, hinzu. Es bedarf nur eines unbefangenen Blickes, um zu sehen, dass das der Dichter weder gesagt hat, noch sagen durfte. Nachdem die Richter auf Befehl der Pallas aufgestanden sind, und, während

die Furien und Apollo mit einander sprechen, ihre Stimmsteine in die Urne geworfen haben, sagt Pallas V. 704.:

ἐμὸν τόδ' ἔργον, λοισθίαν κρῖναι δίκην·
ψῆφον δ' Ὀρέστῃ τήνδ' ἐγὼ προσθήσομαι.

Und V. 711.:

νικᾷ δ' Ὀρέστης, κἂν ἰσόψηφος κριθῇ.

Sie wirft, wie diese Worte zu erkennen geben, wirklich ihren Stimmstein in die Urne, und nun erst verordnet sie, dass, wenn die Zählung gleiche Stimmen ergebe, Orestes losgesprochen werden solle. Als nun die Stimmen gezählt sind, sagt sie V. 722.:

ἁνὴρ ὅδ' ἐκπέφευγεν αἵματος δίκην·
ἴσον γάρ ἐστι τἀρίθμημα τῶν πάλων.

Auch der Scholiast scheint diess so verstanden zu haben, dessen Anmerkung zu V. 704. so zu lesen ist: ἐγὼ προσθήσω τὴν ἐσχάτην ψῆφον, ᾗ, ὅταν ἴσαι γένωνται, νικᾷ ὁ κατηγορούμενος. Und V. 762. wiederholt es Pallas: ἰσόψηφος δίκη ἐξῆλθ' ἀληθῶς. Hätte Aeschylus gewollt, was Herr Müller ihn sagen lässt, so hätte er ganz anders geredet, und die Pallas erst dann, als die Stimmen gleich befunden waren, sagen lassen, dass sie ihren Stein hinzulege. Allein er konnte das gar nicht thun, ohne inconsequent zu werden, und etwas seinem Plane gerade entgegengesetztes zu thun. Denn er hatte oben V. 448. ff. die Pallas die Entscheidung des Streites von sich ablehnen lassen, damit sie weder ungerecht gegen den Orestes wäre, noch den Zorn der Furien über ihre Stadt brächte. Darum musste sie hier, indem sie ihre Stimme abgab, das vor der Zählung thun, und nun das Gesetz machen, dass, wenn die Stimmen gleich ausfielen, der Beklagte für losgesprochen geachtet werden sollte. So hatten die Furien keine Ursache, sich zu beschweren, wenn Orestes freigesprochen wurde. Hätte hingegen Pallas erst nachher durch Hinzulegung eines Uebergewichts dem Orestes die Freisprechung verschafft,

so waren die Furien offenbar gekränkt und beleidigt, und die Versöhnung derselben unmöglich gemacht. So ist denn diese Vorstellungsart der Sache keineswegs verworren oder lächerlich, sondern dieser Vorwurf würde vielmehr die entgegengesetzte Ansicht treffen. Zugleich aber ergiebt sich auch, dass die Zahl der Areopagiten nicht zwölf seyn kann, sondern eine ungerade Zahl seyn muss. [*Herr Müller vertheidigt seine Meinung im Anhange S. 40. ff., indem er von dem Satze ausgeht, der Geist des Griechischen Volks habe sich in dem Falle, wo keine äussere Entscheidung durch die Richter selbst vorlag, eine hinzutretende gütige Gottheit gedacht, welche einen freisprechenden Stein dazulege. Dieser Zusammenhang, der jedem, welcher die Elemente der Mythologie inne habe, klar seyn müsse, könne auch dem, welcher sich damit nicht beschäftigt habe, klar gemacht werden. „Setzen wir nämlich den Fall, Athena „lege in der Geschichte des Orest ihren Stimmstein den „lossprechenden zu, um diese erst den verdammenden „gleich zu machen, so wäre damit Orestes noch nicht „befreit. Denn da diese Verhandlung (wenigstens bei „Aesch.) als das erste Gericht über vergossenes Blut „angesehen wird, und die Erinnyen sich bereits im Be„sitze ihrer schon lange verfolgten Beute glauben: so „kann hier unmöglich auf den später vorhandenen Ge„brauch oder auf ein allgemeines Princip der Billigkeit „hingewiesen werden, sondern es bedarf einer neuen Er„klärung, dass nun auch die weissen Steine siegen „sollen. Diese Erklärung muss, besonders wenn sie „von der Person ausgeht, welche erst die weissen Steine „gleich gemacht, als reine Willkühr erscheinen; ziemlich „eben so wie eine eigenmächtig hinzugefügte zweite Stim„me.“ Hierin liegt ein dreifacher Irrthum. Erstens ist es unwahr, dass die Erinnyen sich schon im Besitz des Orestes glauben. Denn da würden sie nicht zugeben, dass ein Gericht angestellt würde. Zweitens, da der angeblich später entstandene Gebrauch oder das allgemeine Princip doch zur Zeit des Aeschylus schon bestand, kam

es nur darauf an, wie Aeschylus dessen Entstehen erklärte, gesetzt auch es wäre in der Wirklichkeit durch einen überzähligen Stein entstanden. Drittens würde allerdings reine Willkür eintreten, wenn bei überzähligen schwarzen Steinen Pallas die Zahl durch einen weissen Stein gleich machte, und dann verlangte, dass die gleichzähligen weissen siegen sollten. Aber das ist nicht der Fall, wenn sie, bevor gestimmt wird, einen weissen Stein abgiebt, und nun erklärt, wenn sich bei der Zählung gleiche Steine für und wider finden, solle die mildere Sentenz gelten. Denn hier ist es immer noch möglich, dass die Zahl der schwarzen Steine siege, ja dass ihr Stein der einzige weisse sey.

Nun wird auch Euripides gedeutet. Von den Worten der Pallas in der Taurischen Iphigenia V. 1483.

ἐκσώσασά σε
καὶ πρίν γ', Ἀρείοις ἐν πάγοις ψήφους ἴσας
κρίνασ', Ὀρέστα, καὶ νόμισμ' εἰς ταὐτό γε
νικᾶν, ἰσήρεις ὅςτις ἂν ψήφους λάβῃ,

heisst es: „Athena sagt hier deutlich, dass sie den Orest „auch früher dadurch gerettet, dass sie über die Stimmengleichheit auf dem Areopag entschied; und eben daher bestehe das Gesetz dort, dass bei gleichen Stimmen der Beklagte siegen solle. Es konnte keinem Griechen einfallen *ψήφους ἴσας κρίνειν* anders zu nehmen, „als Stimmengleichheit schlichten, entscheiden; wollte „man etwa, durch eine sogenannte Prolepsis, *ἴσας* als „Resultat des *κρίνειν*, die Gleichheit als Ergebniss des „Stimmgesetzes verstehen: so würde dies erstens gegen „allen Sprachgebrauch seyn, indem ein Gleichmachen „der Stimmen nicht durch *κρίνειν* bezeichnet werden „kann, noch mehr aber gegen allen vernünftigen Zusammenhang, indem ja gerade diess *κρίνειν ψήφους ἴσας* „als Grund des Gebrauchs, *νικᾶν ἰσήρεις* u. s. w. angeführt wird, welcher Gebrauch ganz unbegründet dastände, wenn nicht eben *ψήφους ἴσας κρίνειν* die Anordnung desselben enthielte. Vgl. auch die Schol. zu

„Aristoph. Fröschen 697. Vergleicht man hiermit die „Stelle, welche in derselben Tragödie V. 961. über „dieselbe Sache vorkommt, wo Orestes erzählt:

„ἴσας δέ μοι
„ψήφους διηρίθμησε Παλλὰς ὠλένῃ·
„νικῶν δ' ἀπῆρα φόνια πειρατήρια:

„so entspricht offenbar dies ψήφους διαριθμεῖν dem „vorigen ψήφους ἴσας κρίνειν. Die Pallas zählt und „sondert die Steine, und, was damit nothwendig zusam-„menhängt, spricht das Resultat aus. Euripides, dessen „Ausdruck schlichter und weniger mythologisch ist, lässt „die Pallas nicht erst einen eignen Stimmstein hinzule-„gen; sie entscheidet nur darüber, was bei der Stimmen-„gleichheit gemacht werden solle. Wenn sie aber selbst „diese Stimmengleichheit erst als Richterin hervorgebracht „hätte, so hätte dies auf jeden Fall als eine andere „Wohlthat, die sie dem Orest erwiesen, deutlich ausge-„sprochen werden müssen.“ Die letzten Worte sind mir dunkel. Wie es scheint, beziehen sie sich auf das, was bei dem Aeschylus geschieht. Von dem Euripides giebt hier Herr Müller zu, dass er die Pallas bestimmen lasse, was bei gleicher Zahl der Stimmen geschehen solle, weil sein Ausdruck weniger mythologisch sey. Billig fragt man, warum Aeschylus mehr mythologisch seyn solle, als Euripides. Wie sich aus den letzten Worten Herrn Müllers vermuthen lässt, wohl weil bei ihm Pallas als Richterin auftrete. Allein er leugnet ja, dass sie Richterin bei dem Aeschylus sey. Ich gestehe, mir das nicht lösen zu können. Doch er fährt fort: „Die dritte, eben so bekannte Stelle des Euripides, Elektra 1274—1278.:

„ἴσαι δέ σ' ἐκσώζουσι μὴ θανεῖν δίκῃ
„ψῆφοι τεθεῖσαι· Λοξίας γὰρ αἰτίαν
„εἰς αὐτὸν οἴσει, μητέρος χρήσας φόνον·
„καὶ τοῖσι λοιποῖς ὅδε νόμος τεθήσεται,
„νικᾶν ἴσαις ψήφοισι τὸν φεύγοντ' ἀεί,

„stimmt völlig mit jenen beiden überein, wenn man über-„legt, dass hier die Dioskuren reden, welche Pallas Ent-

„scheidung über die Stimmengleichheit nicht erst erwäh-„nen, sondern nur dadurch andeuten, dass sie sagen: Stim-„mengleichheit habe damals den Orestes errettet, und „dasselbe gelte deswegen für alle spätern Fälle.“ Also auch nach dieser Stelle ist die Meinung des Euripides die, dass, wo gleiche Stimmen sind, Pallas die Lossprechung bestimmt habe.

Ich übergehe, was Herr Müller nun gegen Herrn Fritzsche sagt, und betrachte seine Ansicht von dem, was Aeschylus meine. Er sagt; „Athena habe gleich „bei dem ersten Verlangen des Orestes an sie, über „seine That zu richten, erklärt (V. 424.), dass es für „sie nicht θέμις sey über Mord Recht zu sprechen „(φόνου διαιρεῖν ὀξυμηνίτου δίκας). Es ist schon „hiernach unmöglich, dass sie hernach als eigentlicher „Richter, der vor der Entscheidung eine Stimme abgiebt, „auftreten könne. Während des Rechtsstreits erscheint „sie als einführender Vorstand des Gerichts (als εἰςαγω-„γεὺς nach Attischer Verfassung); niemals aber wird sie „als Richterin angeredet; sie hat das Richteramt ent-„schieden abgelehnt.“ Herr Müller thut hier, was man in der technischen Sprache einen Satz erschleichen nennt. Nicht das Richteramt hat Pallas abgelehnt, sondern das Amt allein zu richten. Das ist aber ein sehr bedeutender Unterschied, und zwar gerade der, auf den hier alles ankommt. Er fährt fort: „Als die Sache „spruchreif ist, legt sie dem Gerichte durch den früher „schon angekündigten θεσμὸς seine Pflichten ans Herz, „indem sie zugleich die Würde und Heiligkeit der neuen „Stiftung den Athenern einprägt. Nachdem aber die „Richter alle den Stimmstein genommen und abgegeben „haben, erklärt sie einen Stimmstein dem Orestes zule-„gen zu wollen (weil sie für den ermordeten Mann mehr „Mitgefühl habe, als für die Frau); Orestes werde sie-„gen, wenn er auch mit gleichen Stimmen gerichtet „werde. Wer sollte hier nicht einsehen, dass der zweite „Gedanke nur ein Schluss aus dem ersten ist: dass „Athena, die der Zukunft auch nicht unkundige Göttin,

„voraussieht, dass aus der eben vollzognen Abstimmung „Stimmengleichheit hervorgehen werde, und zu deren „Schlichtung einen Stein für sich nimmt.“ Schwerlich dürfte das jemand einsehen. Denn ob Pallas die Zukunft voraussieht oder nicht, gehört gar nicht zur Sache, indem sie so handelt, als könne die Zukunft nicht mit Gewissheit vorausgesehen werden, sondern vielmehr beides möglich sey, dass die Stimmen gleich oder dass sie ungleich ausfallen. „Wäre der Gedanke der Athena: „Erstens lege ich Orestes einen Stimmstein zu, und „zweitens bestimme ich, dass bei dadurch bewirkter Stim„mengleichheit Orestes siegen solle: so müsste erstens „dieser zweite Gedanke durch die nöthigen Partikeln (etwa „καὶ μὴν) als eine neue Zufügung und ein wesentlicher „Fortschritt bezeichnet werden, und zweitens bedürfte die „Feststellung dieses νόμισμα, wofür Aristoteles so viele „Gründe aufzusuchen sich die Mühe gegeben, sicherlich „irgend eines rechtfertigenden Wörtleins. Warum aber „Athena diesen Stimmstein nicht sogleich hinzulegt? „Auch diese Frage beantwortet sich sehr leicht. Eben „deswegen, weil die Ἀθηνᾶς ψῆφος keine Richter-Stim„me ist, weil dieser Stein niemals mit in die Urne fiel, „sondern erst nach Sonderung der schwarzen und weis„sen Steine, wenn sie sich gleich waren, hinzugedacht „wurde. Daraus folgt nothwendig, dass Athena ih„ren Stein, dessen Bedeutung sie im voraus angegeben „hat, erst hinzulegen kann, nachdem die Richter-Stim„men gezählt sind, und es sich gezeigt hat, dass die „lossprechenden den verurtheilenden gleich sind.“ Herr Müller spricht nun noch weiter fort: allein zur Sache ist schon das, was angeführt worden, mehr als hinreichend. Die Weitschweifigkeit seiner Rede und das Beimischen von Dingen, die gar nicht hergehören, wie hier z. B. offenbar des Aristoteles Probl. 29, 13. dient ihm, die Sache dunkel zu machen und ihre Schwächen zu verhüllen. Hier ist nun erstens das ganz irrig, dass von den angegebenen zwei Sätzen der andere mit καὶ μὴν angefügt seyn müsse. Sagte Pallas: ψῆφον δ'

Ὀρέστῃ τήνδ' ἐγὼ προςθήσομαι· καὶ μὴν νικᾷ Ὀρέστης, κἂν ἰσόψηφος κριθῇ, so wäre dieses *atqui*, nun aber ja gerade das umgekehrte von dem, was Herr Müller will. Denn die in diesen Worten angedeuteten Gedanken wären folgende: ich will dem Orestes einen Stein zulegen: nun aber siegt er auch mit gleichen Steinen. Dann wäre der Schlusssatz: also habe ich nicht nöthig ihm einen Stein zuzulegen. Was Herr Müller verlangt, ist ja schon durch das δὲ in den Worten νικᾷ δ' Ὀρέστης, κἂν ἰσόψηφος κριθῇ vollkommen ausgedrückt. Wozu soll ferner die Feststellung dieses νόμισμα einer Rechtfertigung bedürfen? Wer ein Gesetz giebt, braucht ja nicht auch noch die Gründe dafür anzugeben, zumal wenn, wie hier, der Grund vor Augen liegt, dass es billiger ist, bei gleichen Stimmen der Milde den Vorzug zu geben. Weiter soll die Pallas ihren Stein nicht sogleich hinzulegen, weil die ψῆφος Ἀθηνᾶς keine Richterstimme sey, sondern erst nach gleichbefundenen Stimmen hinzugedacht werde. Von diesen beiden Gründen beruht der erste auf dem oben erwähnten erschlichenen Satze, dass Pallas, weil sie nicht allein Richterin seyn will, überhaupt nicht Richterin sey; und der zweite ist die Fiction, die, wie Herr Müller selbst S. 42. bekennt, die spätern Schriftsteller Aristides und Julianus erwähnen, dass der Stein der Pallas noch zu den gleichzähligen Steinen hinzugelegt werde, um ein Uebergewicht zu geben, eine Fiction, die, damit man nicht an ihr zweifle, dargestellt wurde als ein Zusammenhang (d. h. nach der oben gegebenen Erklärung, als ein dunkel geahndeter unerklärlicher Grund), der jedem klar seyn müsse, welcher die Elemente der Mythologie inne habe.

Nimmt man nun aus Herrn Müllers weitläuftiger Auseinandersetzung die Sätze, worauf es ankommt, heraus, so sind sie folgende: „Man dachte sich in dem Falle gleicher Stimmen eine gütige Gottheit, welche noch einen Stein hinzuthat, um den lossprechenden Stimmen das Uebergewicht zu geben.“ Aber das sagen nur Ari-

stides und Julianus und ein Scholiast des Aristides; die ältern Schriftsteller hingegen, Euripides und Demosthenes, ja selbst Aristoteles, wissen davon nichts, sondern nehmen geradezu als Gesetz an, dass bei gleichen Stimmen losgesprochen wird; Lucian aber, den freilich nach S. 42. Aristides im Studium der Attischen Archäologie bedeutend überwiegen soll, und ein anderer Scholiast des Aristides lassen die Stimmen erst durch den Stein der Pallas gleich werden, und stimmen in sofern der Sache nach mit dem Euripides und Demosthenes überein; aber Euripides muss deswegen den Vorwurf dulden sich weniger mythologisch auszudrücken. „Aeschylus nun sieht die Sache wie Aristides und Iulianus an, und zwar deswegen, weil bei ihm die Pallas nicht Richterin ist, also die Stimmen auch ohne ihren Stein gleich seyn müssen.“ Nun aber ist diess ein erschlichener Satz, und keineswegs erwiesen, dass Pallas, weil sie nicht allein Richterin seyn will, auch nicht als Mitrichterin ihre Stimme abgebe. Nach einem solchen Beweise schreibt Hr. Müller S. 45. „Mir scheint, dass nach dieser Er„örterung auch nicht ein hierher gehöriger Ausdruck des „Aesch. nach irgend einer Seite einen Schatten des „Zweifels wirft, sondern Alles in völligem Lichte steht.“ Das dürfte nicht jedermann so scheinen, sondern vielmehr dadurch die von mir sowohl als von Herrn Fritzsche aufgestellten Gründe keineswegs widerlegt seyn. Es sind aber, ausser der Uebereinstimmung mit den ältern und bessern Sriftstellern, folgende zwei: erstens, dass nach der Erklärung, bei gleichen Stimmen solle Orestes siegen, es völlig unnöthig seyn würde, ihm noch einen Stein hinzuzulegen, nachdem die Stimmen gleich befunden worden; zweitens, dass ein solches Verfahren der Absicht der Pallas geradezu entgegen ist, indem sie nun erklären würde, dass, wenn das Urtheil schwanke, sie gegen die Erinyen entscheiden wolle, wodurch sie nothwendig, was sie doch vermeiden will, diese Göttinnen erzürnen müsste; wogegen, wenn sie vor der Zählung ihren Stein abgiebt, und nun bestimmt, bei gleichen Stimmen solle Orestes

siegen, sie nur eine billige Bedingung für den möglichen Fall gleicher Stimmen macht, übrigens aber ganz unparteiisch erscheint, und es bloss nun auf die Stimmenzählung ankommen lässt.]

Der vierte Abschnitt handelt von den Exegeten, welche Stelle in den Eumeniden Apollo vertritt. Die S.
163. geäusserte Vermuthung, dass die Eumolpiden die 147
Exegesis auch auf Nichteumolpiden übertragen haben, soll aus dem Ausdrucke ἐξηγητὴς ἐξ Εὐμολπιδῶν hervorgehen. Das ist geradezu unmöglich.

Wir kommen zu der dritten Abtheilung, die den religiösen Gesichtspunkt, und zwar zuerst die Erinyen, den Begriff des Namens und die mythische Vorstellung derselben, die Cultus-Idee der Erinyen und Eumeniden oder Semnä, den Athenischen Gottesdienst der Semnä, die Vorstellungen des Aeschylus von den Erinyen, und ihre äussere Darstellung, endlich den Zeus Soter betrifft. Diese Materien sind natürlich in der Manier der mystischen Mythologie, die alles zu deuten, alles in Verbindung zu bringen weiss, behandelt, und werden daher den Augen der Anhänger dieser Schule in vollem Lichte erscheinen. Wer nicht zu dieser Schule gehört, wird freilich diese durch Phantasien und unlogische Schlüsse was sie braucht supplirende, und durch unendliche Abschweifungen nach allen Richtungen hin mehr verwirrende, als etwas ordentlich entwickelnde Manier nicht billigen, und sehr die Mühe beklagen, die es dem Leser macht, einer durch beständige Seitensprünge unterbrochenen und selten fest auftretenden Spur gehörig zu folgen, wobei noch alle die citirten Stellen nachzuschlagen sind. Denn wer mit den Schriften dieser Schule bekannt ist, wird wissen, dass man sich nie auf ihre Angaben verlassen kann, wenn man nicht die Stellen selbst nachsieht, indem sie bald aus mangelhafter Sprachkenntniss die Zeugnisse falsch versteht, bald dieselben ihren Ansichten gemäss willkürlich interpretirt, bald etwas hineinphantasirt, das nicht darin liegt. Hier fängt nun Hr. Müller damit an, dass in der Arkadischen, „ohne Zweifel auch in

vielen Stücken alterthümlichen Mundart," ἐρινύειν nach Pausanias VIII. 25, 4. und Etym. M. p. 374, 1. zürnen heisse. Der erstere sagt: ὅτι τὸ θυμῷ χρῆσθαι καλοῦσιν ἐρινύειν οἱ Ἀρκάδες. In dem andern steht: ἐρινύειν κατὰ Ἀρκάδας τὸ ὀργίζεσθαι. Herr Müller giebt als genaue Bezeichnung, was ἐρινύς heisse, das Gefühl tiefer Kränkung, schmerzlichen Unwillens an, wenn uns zustehende heilige Rechte von Personen, die sie am meisten achten sollten, freventlich verletzt werden. Diess ist weitläuftig erörtert. Allerdings wird in solchen Fällen das Wort gebraucht. Doch kann ein so viel umfassender Begriff offenbar nicht dessen ursprüngliche und eigentliche Bedeutung seyn. Da es kaum glaublich ist, dass ἐρινὺς und ἐρινύειν so ganz einsam in der Sprache dastehen sollten, und wir die ganz ähnlichen Formen ἐλινὺς (ἐλινύες ἡμέραι, Ferien, bei Polybius XXI. 1, 1.) und ἐλινύειν haben: so muss es sich als höchst wahrscheinlich empfehlen, dass nur der rauhe Arkadische Dialekt ein ρ statt λ setzte. Auch
148 das Etymologicum führt diese Ableitung an, aber nach Art der Grammatiker, ἐρινὺς κατ' ἀντίφρασιν als ἡ ἡσυχάζουσα nehmend. Ἐλινύειν ist zögern, zaudern, von einem sehr weit verbreiteten Wortstamm, aus welchem sich schliessen lässt, dass die ursprüngliche Bedeutung wohl sich winden war, στρέφεσθαι, περιστρέφεσθαι: weshalb es auch durch ὀκνεῖν erklärt wird. [*Herr Müller spottet über diese Ableitung in dem Anhange S. 17. mit folgenden Worten: „Das zeigt nun „allerdings, dass Hrn. H.'s Studien ganz auf der Stufe „seiner oben erwähnten Abhandlung über die Theogonie „stehen geblieben sind." Demungeachtet beobachtet Hr. Müller selbst bekanntlich in seinen Schriften dasselbe Verfahren, und erkennt es in seinen Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie S. 285. ff. für ein Haupthülfsmittel zur Erklärung des Mythus. Ja er bedient sich dessen selbst bei dem Namen Ἐρινύες, aber freilich auf eine sehr eigne Weise.] Die in Arkadien so genännte Δημήτηρ ἐρινὺς ist daher wohl eigentlich die

zögernde, das Keimen, Wachsen und Reifen der Früchte zurückhaltende. Und aus ähnlichem Grunde wurde wohl auch in Cyrene nach dem Hesychius ein *Ζεὺς ἐλινύμενος* verehrt. Hat das Verbum *ἐρινύειν* in Arkadien zürnen bedeutet, so kann es wohl schwerlich anders als von einem die Rache verzögernden Grolle gebraucht worden seyn. Und so sind auch die *Ἐρινύες* eigentlich die langsam und spät strafenden, ihren Zorn zurückhaltenden Göttinnen, die man eben deshalb mit dem Namen der Zögernden belegte. Sehr schön hat diess Aeschylus in den Choephoren V. 640. ausgedrückt: *τίνει μύσος χρόνῳ κλυτὰ βυσσόφρων Ἐρινύς·* und in den Eumeniden V. 894.: *τὰ γὰρ ἐκ προτέρων ἀπλακήματά νιν πρὸς τάςδ' ἀπάγει, σιγῶν δ' ὄλεθρος καὶ μέγα φωνοῦντ' ἐχθραῖς ὀργαῖς ἀμαθύνει.* Eben deshalb heissen sie auch *μνήμονες*, und bei dem Sophokles *λωβητῆρες ὑστεροφθόροι*, und *ἁ δεινοῖς κρυπτομένα λόχοις χαλκόπους Ἐρινύς.* Geht man nun von dieser Ansicht aus, so sind die Furien und die *Δημήτηρ Ἐρινύς* ganz verschiedene Wesen, denen das gleichnamige Prädicat des Zögerns in ganz verschiedener Beziehung zukommt. Die Furien heissen so, weil sie ihren Zorn zurückhalten, die Demeter, weil sie die Früchte nicht wachsen lässt. Da aber das Hemmen des Wachsthums der Früchte als eine Folge eines Zürnens der Göttin angesehen wird, so trifft die Benennung *Ἐρινύς* auch wieder im Begriff des Zornes mit den Furien überein. Deswegen wird aber aus der Demeter noch keine Furie, und aus den Furien noch keine Demeter. Denn oft werden in der Mythologie ganz verschiedene Wesen mit einem und demselben Namen oder Beiworte benannt, weil sie in der dadurch bezeichneten Eigenschaft auf irgend eine, wenn auch manchmal sehr verschiedene, Weise zusammentreffen. Daher muss man sich sehr hüten, worin oft von den Mythologen sehr gefehlt worden ist, aus der Gemeinschaft solcher Benennungen auf die Identität der Wesen, denen sie beigelegt werden, zu schliessen. In diesen Fehler ist nun hier auch Herr

Müller gefallen. Nachdem er mit grosser Weitläuftigkeit über die Erinyen gesprochen hat, kommt er S. 168. zu der Cultusidee derselben, und meint, der ausgebreitete und angesehene Cultus dieser Göttinnen liesse sich schwer begreifen, wenn man sie zur Klasse der sich auf einzelne Lebensverhältnisse oder Gemüthszustände beziehenden Gott-
149heiten, wie Ate, Eris, und viele andere, rechne, sondern sie seyen nichts anderes als eine besondere Form der grossen Göttinnen, welche die Erde und die Unterwelt beherrschen, und den Segen des Jahres heraufsenden, der Demeter und Kora. Diesem auf die Tilphossische Demeter Erinys gebauten Gedanken ist eine besondere weitausholende und weit umherschweifende Deduction von S. 168. bis 173. gewidmet. Wer nun die Sache mit ungetrübtem Auge betrachtet, kann nicht umhin, sich gleich von Anfang herein über das dieser mythologischen Schule eigene unlogische Verfahren zu verwundern, mit welchem der Satz, der bewiesen werden soll, schon für ausgemacht angenommen, und als Grundlage des Beweises gebraucht wird. Denn der angebliche „ausgebreitete und angesehene Cultus der Erinyen,“ der erklärt werden soll, ist erst durch die Erklärung, welche Herr Müller giebt, entstanden. Er hätte also vielmehr vorher als vorhanden nachgewiesen, und dann gezeigt werden sollen, dass er sich bloss auf die angegebene Art erklären lasse. Aber wer sagt denn etwas von einem ausgebreiteten und angesehenen Cultus der Erinyen? Davon würde doch am ersten Pausanias Zeugniss geben, der überall die Heiligthümer bemerklich zu machen pflegt. Was erfahren wir aber in seiner ganzen Reise durch Griechenland? Ausser I. 28, 6. VII. 25, 1. 2., wo er das Heiligthum der Furien in Athen, von dem auch bei dem Aeschylus die Rede ist, erwähnt, spricht er nur noch I. 31, 4. in einer weiter unten anzuführenden Stelle von einem Altar der *σεμνῶν θεῶν*; II. 11, 4. von einem am Asopus gelegenen Hain und Tempel der Göttinnen, welche die Athener *Σεμνάς*, die Sicyonier aber *Εὐμενίδας* nennen; und VII. 25, 7. von einem Heiligthum der Eumeniden

in Keryneia, das Orestes gestiftet haben solle; endlich VIII. 34, 1. 2, von einem Heiligthum gewisser Göttinnen in Arkadien, von denen er sagt: *καλοῦσι δὲ καὶ αὐτὰς τὰς θεὰς καὶ τὴν χώραν τὴν περὶ τὸ ἱερὸν Μανίας· δοκεῖ δέ μοι, θεῶν τῶν Εὐμενίδων ἐστὶν ἐπίκλησις, καὶ Ὀρέστην ἐπὶ τῷ φόνῳ τῆς μητρός φασιν αὐτόθι μανῆναι;* und nicht weit davon bemerkt er einen *Ἄκη* genannten Ort, wo Orestes geheilt worden, und ein Heiligthum der Eumeniden sey. Das ist doch nicht eben ein sehr ausgebreiteter Cultus, auch wenn man den Hain auf dem Colonos bei Athen noch hinzuthut. Freilich aber gewinnt das ein ganz anderes Ansehen, wenn man mit Herrn Müller sofort die Furien mit der Demeter Erinys zusammenwirft, und diese nun überall, auch wo sie nicht ist, findet. Denn so nun schon die Identität beider voraussetzend, fängt er mit der ältesten Geschichte von Theben an, und weist zuerst den von Ares mit der Erinnys Tilphossa erzeugten Drachen bei dem Scholiasten zu Sophokles Antig. 126. nach. Diese Fabel lässt sich nach der Erklärung des 150
Namens, die Recensent gegeben hat, auf eine sehr einfache Weise erklären: allein Herr Müller, da er einmal die Rachegöttinnen mit der *Δημήτηρ ἐρινὺς* identificirt hat, weiss nun alles Thebanische Unheil, bei dem die Furien erwähnt werden, der *Δημήτηρ ἐρινὺς* zuzuschreiben. Weil Orestes nach Ptolemäus Hephästion beim Photius Bibl. p. 247. Hösch. (148. b. Bekk.) am Feste dieser Demeter geboren worden, soll auch Oedipus als Kind vom Cithäron aufgenommen worden seyn, den Hermesianax bei dem Plutarch *de flum.* 2, 3. den Wohnsitz der Erinnyen nenne. Dort wird erzählt, Heliken und Cithäron seyen Brüder gewesen; der letztere habe Vater und Bruder umgebracht, und nach der Verwandlung beider Brüder in Berge, sey der eine der Sitz der Musen, der andere der Furien geworden. Wenn man in der Erzählung bei dem Photius schwerlich etwas anderes finden kann, als einen Versuch, zu zeigen, wie Oedipus gleich von seiner Geburt an den Furien verfallen gewe-

sen sey: so wird man in der Geschichte bei dem Hermesianax auch nicht eine Demeter Erinys entdecken können, die Hr. Müller durch das bei dem Scholiasten zu Oed. Col. 91. erwähnte Heiligthum der Demeter zu Eteonos am Fusse des Cithäron, „gewiss einer Demeter Erinys," zu erschaffen weiss. Nach Attica habe die Erinyen „vielleicht" das Kadmeische Geschlecht der Ephyräer gebracht. Es ist ja aber noch gar nicht bewiesen worden, dass sie irgendwo in Böotien vorhanden waren. Denn das können doch wahrhaftig die oben erwähnten Fabeln, die offenbar bloss poetische Fictionen sind, und die „gewiss eine Demeter Erinys" seyn sollende Demeter zu Eteonos nicht beweisen. Weil ferner ein Grab des Oedipus in dem Heiligthume der Furien zwischen dem Areopag und der Burg des Pausanias I. 28, 7. und Valerius Maximus V. 3. *ext.* 3. und ein anderes auf dem Colonos Hippios war, wo, wie in dem Arkadischen Thelpusa neben der Demeter Erinys, Poseidon neben den *σεμναῖς* verehrt wurde, „welche ursprünglich gewiss mit der ebenda verehrten Demeter und ihrer Tochter identisch waren;" auch Oedipus nach dem Androtion bei dem Scholiasten zu Odyss. XI. 271. als Schutzflehender sich an die Demeter von Colonos wandte (die Worte lauten: *καὶ ἱκέτευεν ἐν τῷ ἱερῷ τῶν θεῶν, Δήμητρος καὶ Πολιούχου Ἀθηνᾶς καὶ Διός*): so ist nun sofort diese Demeter in eine Demeter Erinys umgewandelt: denn wir lesen gleich: „Der Demeter Erinys stand im Dienst der „Coloneer wahrscheinlich die blühende, grünende Demeter „*Εὔχλοος*) gegenüber." Mit solcher Logik lässt sich freilich alles möglich machen, und wiederholt man nur das Angenommene recht oft, wie denn Herr Müller das hier Angeführte sogleich auch in dem eben erschienenen Briefe
151 an Hrn. Forchhammer S. 23. wie etwas sattsam bekanntes erwähnt: so halten es die Leute am Ende für wahr. Nun ergiesst sich der Strom der Rede noch breit über den Oedipus auf Colonos des Sophokles, wo nur bemerkt werden möge, dass, wenn die S. 171. in einem Fragment des Euphorion bei dem Scholiasten zu V. 681. zu die-

sem Stücke gemachte Emendation, γήλοφον εἰς ἀργῆτα, die sehr wahrscheinlich ist, ihre Richtigkeit hat, es doch nicht nöthig war Εὐμενίδες als Glossem herauszuwerfen, sondern es nur versetzt zu werden brauchte:

Εὐμενίδες, ναρκίσσου ἐπιστεφέες πλοκαμῖδας.

Nachdem also Hr. Müller auf diese Weise eine Demeter Erinys in Athen eingeführt hat, wird nun zur Thebanischen Geschichte zurückgekehrt, und auch der furchtbare Gaul Areion, den Adrastus geritten habe, behandelt; und nachdem weiter über diese Mythen viel gesprochen worden, meint Hr. Müller endlich, als man sich scheute, von der Demeter als einer grollenden Gottheit zu sprechen, sey, „der gewiss einst sehr verbreitete Gottesdienst der Tilphossischen oder Delphusischen Demeter Erinys" verdunkelt worden, und an ihre Stelle seyen die Erinyen als abgesonderte Wesen getreten. Hätte er sie vorher nicht identificirt, so war es nicht nöthig, wieder eine völlig unerweisliche Hypothese aufzustellen, um sie wieder zu trennen, und sich von einander absondern zu lassen. Es werden sodann noch allerlei Aehnlichkeiten angeführt, um die Identität zu rechtfertigen, und zuletzt der Satz aufgestellt, dass der in Sicyon gebräuchliche Name Eumeniden und der weissen Erinyen in Arkadien bei dem Pausanias VIII. 34, 3. sich nicht hinlänglich erklären lassen, wenn man nicht auf die Grundideen des Chthonischen Cultus zurückgehe, dass aus derselben Quelle Tod und Verderben, wie Leben und Heil hervorströme: denn der Fluch könne sich doch durch seine Aufhebung nicht in eine gütige segnende Gottheit verwandeln. Aber die Erinyen sind ja auch nicht segnende Gottheiten, und dass sie Eumeniden heissen, ist ja überall als ein bloss auf das Aufhören ihrer Rache bezüglicher Euphemismus anerkannt, weshalb man auch in Athen mit heilger Scheu es vermied, ihren Namen auszusprechen, und sie nur die ehrwürdigen Göttinnen nannte. Eben dieselbe Bedeutung haben die weissen Furien, wie aus dem, was Pausanias von ihnen erzählt, sonnenklar her-

vorgeht: *ταύτας τὰς θεάς, ἡνίκα τὸν Ὀρέστην ἔκφρονα ἔμελλον ποιήσειν, φασὶν αὐτῷ φανῆναι μελαίνας· ὡς δὲ ἀπέφαγε τὸν δάκτυλον, τὰς δὲ αὖθις δοκεῖν οἱ λευκὰς εἶναι, καὶ αὐτὸν σωφρονῆσαί τε ἐπὶ τῇ θέᾳ, καὶ οὕτω ταῖς μὲν ἐνήγισεν ἀποτρέπων τὸ μήνιμα αὐτῶν, ταῖς δὲ ἔθυσε ταῖς λευκαῖς· ὁμοῦ δὲ αὐταῖς καὶ Χάρισι θύειν νομίζουσι.* Auch in der
152 Tragödie des Aeschylus erscheinen sie keineswegs als segnende Gottheiten, sondern wünschen nur der Stadt Gutes, den Segen wirklich zu geben aber bitten sie die Mören, deren Amt dieses ist. Herr Müller bemüht sich zwar zu zeigen, dass Pallas den Erinyen eine wirkliche Macht Gutes zu geben zuschreibe, aber die Stellen, auf die er sich beruft, können das nicht darthun, indem sie nur negativ sind, entweder unmittelbar, oder das Positive um des Negativen willen hinzufügend. Sie sind folgende: V. 855.:

ὡς μή τιν' οἶκον εὐθενεῖν ἄνευ σέθεν.

V. 912.:

περί τ' ἀνθρώπων
φανερῶς τελέως διαπράσσουσιν
τοῖς μὲν ἀοιδάς, τοῖς δ' αὖ δακρύων
βίον ἀμβλωπὸν παρέχουσαι·

wo die Freude über erfolgte gerechte Bestrafung gemeint ist; und V. 961.:

τὸ μὲν ἀτηρὸν
χώρας κατέχειν, τὸ δὲ κερδαλέον
πέμπειν πόλεως ἐπὶ νίκῃ.

Wären sie wirklich segenspendende Göttinnen, so würden sie den Athenern nicht sowohl Gutes wünschen, als versprechen es ihnen zu geben.

In dem, was sehr wortreich über des Aeschylus Vorstellung von den Erinyen und ihrer äussern Darstellung gesagt wird, findet sich auch die Bemerkung, dass der Dichter sie stets Töchter der Nacht nennt, ohne

des Vaters zu gedenken. Wenn hierbei Herr Müller S. 184. seinen Zuhörern sagte; „Offenbar entsprach diese „Genealogie Aeschylos Ansichten und poetischen Zwe-„cken besser, als eine der sonst vorhandenen:“ so ist das zwar sehr wahr, der Grund davon aber dürfte durch das „offenbar“ doch manchem nicht offenbar worden seyn, und es hätte daher wohl mehr Nutzen gebracht, hierüber, als über manches andere zu sprechen. Ferner lesen wir S. 185.: „Auch nahm Aeschylos von den „Gorgonen ohne Zweifel die heraushängende Zunge und „die gefletschten Zähne, welche regelmässig zu dem Gor-„goneion der alten Kunst gehören: wir werden sehen, „welche Bedeutung er diesen Zügen bei den Erinnyen „gab.“ Man hofft nun das zu erfahren: aber natürlich da der Dichter nirgends etwas von heraushängender Zunge oder gefletschten Zähnen sagt, sondern Herr Müller das auf Treu und Glauben von Böttiger angenommen hat: so weiss er auch weiter nichts anzuführen, als dass die Furien wie Jagdhunde das Wild verfolgen; dass sie Blut aus den Leichnamen (doch wohl der Lebendigen) lecken; dass sie geradezu Hunde genannt werden (so heisst ja aber bei den Griechen jeder, der etwas bewacht); 153
ja sogar, dass sie wie Jagdhunde bellen. Ei, das wäre doch entsetzlich. Aber wo steht es denn? V. 126.:

ὄναρ διώκεις θῆρα, κλαγγαίνεις δ' ἅπερ
κύων μέριμναν οὔποτ' ἐκλιπὼν πόνου.

Nun die Furien hatten doch nur den *μυγμὸς* und *ὠγμὸς* und das *λάβε λάβε φράζου* hören lassen. Das ist also Bellen?

Der letzte Abschnitt handelt von dem *Ζεὺς σωτήρ*, der, als der dritte nach Anrufung des Zeus Olympios, der Erde, und der Heroen, als der über beide Welten herrschende genannt werde. Das giebt allerdings eine schöne Idee; nur dürfte sie sich schwerlich aus allem, was Herr Müller zusammengestellt hat, ergeben, wenn man den Glauben daran nicht schon mitbringt. Einiges ist auch hier sehr merkwürdig. S. 188. wird gesagt:

„Sehr bedeutungsvoll ist die von Mnaseas (bei Suidas „*s. v. Πραξιδίκη*) mitgetheilte Genealogie, wonach Zeus „Soter mit der Praxidika, d. h. einer gerecht waltenden „und bestrafenden Schicksalsgöttin, den Zeus Ktesios „erzeugt; und enthält offenbar den Gedanken, dass erst, „wenn die richtende Göttin, ursprünglich vielleicht eine „Erinnys, und der rettende Gott den Grund alles Ue„bels hinweggeschafft haben, der Segen der Natur wie„der fühlbar wird.“ Das glauben die Zuhörer, wenn sie es hören; schwerlich aber, wenn sie den Suidas aufschlagen, und dort finden: *Πραξιδίκη, θεὸς ἧς τὴν κεφαλὴν μόνον ἱδρύοντο. Μνασέας δὲ ἐν τῷ περὶ Εὐρώπης, Σωτῆρος καὶ τῆς ἀδελφῆς Πραξιδίκης γενέσθαι Κτήσιον υἱὸν καὶ θυγατέρας Ὁμόνοιαν καὶ Ἀρετήν, ἃς ἀπὸ τῆς μητρὸς Πραξιδίκας κληθῆναι.* Denn hier kann, bei wem nicht die Erinys zu einer fixen Idee worden ist, durchaus nicht eine gerecht waltende und bestrafende Schicksalsgöttin, sondern nur eine Rechtthuende finden, und der in dieser Fabel liegende Gedanke ist der, dass der Erhalter das Rechtthun segne, und daraus Wohlstand, Eintracht und Tugend hervorgehen lasse. [Dazu kann auch die Erklärung des Hesychius dienen: *Πραξιδίκην δαίμονά. τινα φασὶ τὴν ὥσπερ τέλος ἐπιτιθεῖσαν τοῖς τε λεγομένοις καὶ πραττομένοις. διὸ καὶ τὰ ἀγάλματα κεφαλὰς γίνεσθαι καὶ τὰ θύματα ὁμοίως.* Meursius, dessen *Regnum Atticum* I. 5. mehr über die *Πραξιδίκας* enthält, setzt damit in Verbindung, was Pausanias III. 22, 2. sagt: *Μενέλαος δὲ Ἴλιον ἑλὼν καὶ ἔτεσιν ὕστερον ὀκτὼ μετὰ Τροίας πόρθησιν οἴκαδε ἀναλυθείς, ἄγαλμα Θέτιδος καὶ θεᾶς Πραξιδίκας ἱδρύσατο ἐγγὺς τῆς Μιγωνίτιδος.* Der auffallende Dorismus führt auf *θεᾶς Πραξιδίκας.* Wie aber die Laverna dazu komme in dem Glossarium des Philoxenus durch *Πραξιδίκη* übersetzt zu werden, woran Iunius *de pictura* p. 104. keinen Anstoss nahm, ist von Gerhard Vossius in der *Theologia gentilis IX. 37. p.* 826. gefragt, aber wohl noch von niemand beantwortet worden.] Nicht minder

seltsam ist die Note zu der angeführten Stelle, und giebt
ebenfalls einen Beweis, wie der gläubige Leser getäuscht
werden kann, wenn er die Citate nicht aufschlägt, und
sieht wie Herr Müller die Sachen verdreht hat: „Bei
„dieser Verbindung des Zeus Ktesios, des Penaten der
„griechischen Nation, mit Gottheiten der Rache und des
„Rechts werden wir es auch nicht befremdend finden,
„dass der Sühn-Widder, von dem das *Διὸς κώδιον*
„genommen wurde, dem Meilichios und Ktesios geopfert
„wurde (Hesych. und Suidas), wo Lobeck Aglaoph. p.
„183. für den Ktesios den Hikesios setzt. Auch ge-
„hört Ktesios, als ein Zeus Pluton, mit den Erinnyen in
„den Kreis der Chthonischen Götter (oben §. 86.), und
„steht dem Meilichios sehr nahe (vgl. Lobeck p. 1239.)“
Das ist ein sehr luftiger Beweis, durch den Lobeck kei-
neswegs widerlegt seyn dürfte, obgleich in der Lesart
ausser dem Suidas auch Apostolius VII. 10. überein- 154
stimmt. Eustathius S. 1935, 8. nennt bloss den *Ζεὺς
μειλίχιος*. Denn was beweist denn §. 86.? Nichts als
dass Pausanias I. 31, 4. sagt: *ναὸς δὲ ἕτερος ἔχει
βωμοὺς Δήμητρος ἀνησιδώρας καὶ Διὸς κτησίου καὶ
Τιθρωνῆς καὶ Κόρης πρωτογόνης καὶ σεμνῶν ὀνο-
μαζομένων θεῶν.* Die *Δημήτηρ ἀνησιδώρα* weist
doch wohl deutlich, dass *Ζεὺς κτήσιος* nicht zu den
chthonischen Göttern gehört, dafern man unter diesen,
wie Herr Müller thut, die unterirdischen Straf- und
Rachegötter versteht. Und vollends Zeus Pluton? Wer
Lobecks Note S. 1239. nachsieht, und dort den Zeus
Pluton als *πλουτοδότης*, und darum als *κτήσιος* ange-
geben findet, wird sich nur wundern können, wie er in
die Gesellschaft der Erinyen komme. Was heisst aber
gar, der *Ζεὺς κτήσιος* stehe dem *μειλίχιος* sehr nahe?
Der Hörer oder Leser muss denken, die Begriffe bei-
der stehen einander nahe. Schlägt er aber die von Lo-
beck angeführte Stelle des Xenophon in der Anabasis
VII. 8, 4. auf, so findet er das Gegentheil, indem dort
gesagt wird, der *Ζεὺς μειλίχιος* müsse erst besänftigt
werden, ehe der Ktesios Güter und Reichthum gebe.

Endlich kommen wir zu der letzten Abtheilung dieser Abhandlung, worin über die poetische Composition zwar manches Gute, aber mit derselben Weitschweifigkeit und Unbestimmtheit gesagt wird, zu der die Verbindung nicht zur Sache gehöriger Dinge nothwendig führen muss. So wird hier von der *κάθαρσις* auch in dem Bacchischen Gottesdienste gesprochen, worüber einiges zu hören §. 61. S. 148. Hoffnung machte. Es wird aber hier wieder auf jenen §. verwiesen, und man erfährt nichts, als dass diese Katharsis der in einem wilden Taumel hineingezogenen Seele die Ruhe und Klarheit wiedergebe. Damit scheint aber sehr wenig, wenn überhaupt etwas, gesagt zu seyn. Sodann wird über die Trilogie des Aeschylus gesprochen, und namentlich soll der Agamemnon mit Empfindungen freudiger, ruhiger Art beginnen. Gleichwohl ist gleich von den ersten Worten an die Besorgniss zu erwartenden Unheils auf das unverkennbarste nicht bloss angedeutet, sondern sehr bestimmt ausgesprochen. Doch über das Poetische kann viel hin und her gesprochen werden, und im Ganzen ist, was Herr Müller sagt, recht wohl geeignet auf den Charakter der Stücke und ihre Schönheiten aufmerksam zu machen, wenn auch einiges weiter ausgeführt, oder bestimmter ausgedrückt seyn könnte. Recensent begnügt sich daher, nur einige Nebensachen aus den Noten zu berühren. S. 195. wird in den Choephoren V. 711 ff. vorgeschlagen zu schreiben: *ὦ πότνια χθὼν... νῦν ἐπάρηξον (νῦν γὰρ ἀκμάζει Πειθὼ δολία), ξυγκαταβῆναι Χθόνιόν θ' Ἑρμῆν, καὶ τὸν Νύχιον τοῖςδ' ἐφοδεῦσαι ξιφοδηλήτοισιν ἀγῶσιν.* Herr Müller sagt:
155 „Hermes ist, als *δόλιος,* auch bei Tage *νύχιος* (805.)" Das steht nicht dort, und, wie er lesen will, kann ein Dichter nicht reden. Folglich hat Aeschylus so nicht geschrieben. In derselben Note heisst es: „V. 680. schreibe ich: *Οἲ ἐγὼ, κατ' ἄκρας ἔμπας* (*ἔμπᾶς* nach vielen Analogien) *ὡς πορθούμεθα.*" Hätte Herr Müller doch wenigstens eine dieser vielen Analogien angeführt. Für seine Schüler und Glaubensgenossen mag seine Auctori-

tät hinreichen. Wer aber zu keinen von beiden gehört, hat nur zu viel Ursache zum Misstrauen. In einer andern Note S. 196. spricht er noch einmal von der Parodos, und, indem er mit Recht bemerkt, dass manchmal, wie im Agamemnon und den Persern, auf die mit einer Epode geendigte Parodos unmittelbar ein Stasimon folge, scheint er seinen S. 88. gegen den Recensenten ausgesprochenen Tadel wieder zurückzunehmen, indem er ganz dasselbe sagt, was Recensent in den Elem. d. metr. III. 22, 2. S. 724. ff. gesagt hat. Er scheint daher eingesehen zu haben, dass S. 88. alles durch einander gemischt, und der Gesang, der mit dem technischen Namen πάροδος heisst, mit πάροδος, dem Hereinschreiten des Chors, verwechselt worden war, woher denn natürlich Hephästion von Anapästen, die der Chor ἐν παρόδῳ spreche, reden konnte, ohne in Widerspruch mit den Stellen zu stehen, in denen der Gesang, der πάροδος heisst, gemeint ist.

Zuletzt sind noch Bemerkungen über die Trilogien des Aeschylus überhaupt angehängt. Dass hiebei Herr Müller auf die von dem Recensenten in der Abhandlung *de compositione tetralogiarum* vorgetragene Ansicht, der Göthe seinen Beifall gab, nicht eingehen konnte, ist aus der Schule, der er angehört, erklärlich: indessen ist seine Bemerkung, dass die ausser der Trilogie noch vorhandenen Stücke des Aeschylus Mittelstücke seyen, beachtungswerth, so wie auch die Vermuthung, die über das zu der vorhandenen Trilogie gehörige satyrische Stück, den Proteus, aufgestellt ist.

[Seltsam ist es, dass Herr Müller, der sonst überall seinem Drange sinnliche Anschauungen vor die Augen zu bringen nachgiebt, die antiken Bildwerke, welche Scenen aus den Eumeniden darstellen, gänzlich übergangen, und nicht einmal Herrn Raoul-Rochette, der in der Oresteide so ausführlich davon gesprochen, erwähnt hat. Diess wäre nützlicher gewesen, als selbsterfundene Festaufzüge und Prachtausstellungen zu beschreiben.]

Noch manches andere, das in dem Buche enthalten ist, hätte sich besprechen lassen: allein es schien gnügend, vorzüglich nur das zur Sprache zu bringen, was eigentlich in Beziehung auf die in demselben behandelte Tragödie steht. Der Leser dieser Recension wird ersehen haben, welches „die tieferen Fragen, die ein neues Geschlecht an das Alterthum richtet," und welches die Antworten sind, die dieses Geschlecht auf diese Fragen giebt; zugleich auch, warum es die Philologen von Profession perhorrescirt (ἀξιόμισον ἔθνος τόδε λέσχας ἃς ἀπηξιώσατο), und warum es, wenn ihm widersprochen wird, zu einer in Gesinnung und Ton gemeinen Wehr greifen muss, die man sicher zu erwarten, nicht aber nöthig hat dagegen zu protestiren.

NACHSCHRIFT.

In den in die Recension eingeschalteten Zusätzen ist alles berührt worden, worüber Herr Müller in seinem Anhange in Beziehung auf die Recension gesprochen hat. Am Schlusse des Anhangs sagt er noch Folgendes: „Vor„stehendes war in den Osterferien unserer Universität in „diesem Jahre geschrieben und am Ende derselben in „Druck gegeben worden. Erst hernach ist mir Fortse„tzung und Schluss der Hermannschen Recension (Wie„ner Jahrb. LXV. S. 96.) in die Hände gekommen, in „einer Zeit, wo Geschäfte, die mir mehr am Herzen „liegen müssen, es mir verbieten, diesen Nachtrag noch „um einige Bogen auszudehnen. Dass dies nicht aus „Kleinmüthigkeit geschieht, wird mir der aufmerksame „Leser dieser Bogen gern glauben; wo die Basis der „Interpretation so locker und lose, und das Verständniss „im Einzelnen so unzulänglich ist, wie Herr H. es bei „dieser Tragödie offenbar gezeigt hat, kann das Gebäude

„der allgemeineren Erklärung und Construction des „Stücks unmöglich haltbar seyn. Einige Behauptungen „dieser Fortsetzung, welche mit denen des Herrn Fr. „übereintreffen, insbesondere über die Zahl der Areopa- „giten, den Stimmstein der Athena und die Thymele, „finden, nach meiner Ueberzeugung, schon in den obigen „Erörterungen ihre Widerlegung; auch habe ich in ein „paar kleinen Anmerkungen, die ich während des Drucks „noch zufügen konnte, einige von den grössten Seltsam- „keiten aus dieser Fortsetzung zur Verwunderung hinge- „stellt; was aber die Ausführungen über den Gesammt- „chor, über die Eumeniden in den Choephoren, die „Parodos, die Phrygische Tonart, die Aufführung der „Stasima, das Ekkyklem, die Areopagiten in der Or- „chestra, Agamemnon als Protagonisten, den Bluthann „des Areopag, und die mythologischen Gegenstände an- „langt: so meine ich, wird sich ein Leser, welcher ver- „stehen will, die Antwort auf die von Herrn H. vorge- „tragenen Behauptungen bei weitem in den meisten Fäl- „len aus meiner Auseinandersetzung entnehmen können.“ Da Herr Müller das Urtheil über die hier bezeichneten Puncte dem Leser überlassen, die weitere Auseinander- setzung derselben aber zurückgehalten hat: so konnte ich in Beziehung auf diese Puncte nur ebendasselbe thun. Jedermann muss aber wünschen, dass, wenn Hr. Müller künf- tig noch einen oder den andern dieser Gegenstände be- sprechen sollte, er diess nicht nur mit mehr Gründ- lichkeit, sondern auch mit mehr Anstand thun möge, als in seinem Anhange geschehen ist. In der Wissenschaft sind klar und bündig dargelegte Gründe die einzigen Waffen, mit denen etwas ausgerichtet wird. Wer hin- gegen darauf ausgeht, sich Bewunderung und Andern Geringschätzung zu bereiten, verfehlt dieses Ziel um so mehr, je mehr er, von Leidenschaft geblendet, die Wahr- heit aus den Augen verliert, und, indem er Andern eine Wunde beibringen will, selbst Blössen giebt, die ihn der Verwundung aussetzen. Herrn Müllers Anhang giebt davon überall Beweise, und vielleicht keinen schlagendern

als S. 5., wo er von Herrn Fritzsche schreibt: „Men-„schen von dieser Art, welche mit geringen Geisteskräf-„ten grosse Aufgeblasenheit verbinden, verblendet dann „auch wohl eine Nemesis oder eine Homerische Ate so, „dass sie in ihrer Einbildung auch das gewöhnlichste „nicht sehen, und die schmählichsten Fehler begehen; „wie denn diese Ate z. B. Herrn Fritzsche getrieben „hat zu schreiben: Auch ist ἐπὶ φέγγει λαμπάδων „eine ächt griechische und grade dichteri-„sche Construction für φεγγόντων λαμπά-„δων. Zu solchen Schnitzern machte der Archäolog, „wie Herr Fritzsche mich zu nennen beliebt, als er „Collega Quintus an Maria Magdalena war, in die Grie-„chischen Exercitien der Primaner jederzeit eine sehr „μακρὰ γραμμή." Wer wundert sich hier nicht über ein so unzeitiges und so wenig anständiges Frohlocken, mit dem die nur zu schnell hörenden Göttinnen Nemesis und Ate citirt werden, damit Herr Fritzsche wegen eines offenbaren Versehens mit einer μακρὰ γραμμὴ von dem bedroht werden könne, der, um so manche andere Gymnasiastenfehler nicht zu wiederholen, in diesem Anhange selbst S. 24. durch das Femininum βαρέων sich die μακρὰ γραμμὴ verdient hat? Wer wundert sich nicht über die Anmaassung, mit der Hr. Fritzsche, der überall als ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten gekannt ist, von Herrn Müller unter die Menschen von geringen Geisteskräften gestellt wird, weil er es gewagt hat Herrn Müllers Irrthümer zu rügen? Ein Privatgelehrter mag immerhin sich auf solche Weise benehmen: er hat es bloss bei sich selbst zu verantworten, und die Folgen allein zu tragen. Aber gewissenlos und unverzeihlich ist es, wenn ein akademischer Lehrer, der die doppelte Pflicht hat, gründliche Kenntnisse zu befördern und seinen Schülern ein Beispiel sittlicher Würdigkeit zu geben, ihnen, anstatt wohlgeprüfte und bedachtsam erwogene Lehrsätze auf eine überzeugende Weise zu erläutern, aus flüchtig angesehenen, sprachwidrig erklärten, willkürlich gedeuteten Stellen der Alten, aus überall auf-

gerafften, stillschweigend sich angeeigneten, nicht immer verstandenen Aeusserungen anderer Gelehrter, endlich aus der übersprudelnden Quelle einer regellos schwärmenden Phantasie geschöpfte Erdichtungen von Dingen, welche nie gewesen sind und nie seyn konnten, als tiefe Weisheit vorträgt, und anstatt sie zu ernstem, leidenschaftslosem, bescheidenem Erforschen des Wahren anzuleiten, ihnen mit eitler Ruhmredigkeit und hoffärthigem Aufblähen wegen des eignen Wissens, mit zwiefach, wissentlich und unwissentlich, sich blossgebender Lobpreisung auch des Schlechten, wenn es von den wiederlobenden Genossen kommt, mit geflissentlicher Verdrehung, spöttischer Verunstaltung, schnöder Verhöhnung der Meinungen Andersdenkender, überhaupt mit dem Grundsatze der niedrigsten Volksclasse, wegen erhaltenen Tadels sich durch andern Tadel zu rächen, und in Schmähen und Schimpfen ein siegreiches Ersatzmittel für fehlende Beweise zu suchen, vorangeht. Der urtheilsfähige Leser, der Herrn Müllers Buch und dessen Anhang mit dem, was sowohl von mir als von Hrn. Fritzsche nachgewiesen worden, vergleicht, wird sehen, ob diese Schilderung etwas anderes als die Wahrheit sagt. Ein Verfahren aber, wie das bezeichnete, ist nicht der Weg, sich Credit zu erwerben, sondern vielmehr ihn zu vernichten, und zu bewirken, dass auch was man etwa Wahres sagen möchte, verdächtig wird; nicht der Weg, sich, wie sehr man es auch wünschen mag, furchtbar zu machen, sondern man macht sich, ausser dem Verlust der Achtung, nur lächerlich, und die hohlen Lobreden der Verbündeten in Büchern und Zeitschriften können das so wenig verhindern, dass durch sie die wahre Beschaffenheit der Sache erst vollends recht ans Licht tritt.

Τάδ᾽ οὐχ ὑπ᾽ ἄλλων, ἀλλὰ τοῖς αὐτῶν πτεροῖς.

GRIECHISCHES
WORTVERZEICHNISS.

SACHVERZEICHNISS.

VERZEICHNISS

DER SCHRIFTSTELLER.

DRUCKFEHLER.

Seite 11. letzte Z. Notengelehrsamkeiten lies Notengelehrsamkeit.

29. Z. 9. von unten Vertauschen l. Vertauschungen.

33. im Norm IV. l. VI.

44. Z. 6. τίνεσθεαι l. τίνεσθαι.

61. Z. 4. σκία l. σκιά.

94. Z. 7. passerndern l. passendern.

132. Z. 16. Rechtsversammlung l. Rathsversammlung.

150. Z. 2. erledigeu l. erledigen.

150. Z. 4. u. 3. von unten Thyr l. Thy-
de- der

151. Z. 9. von unten Länge l. Tänze.





